

AP30

.G4

v.15

pt.1

Die
Gesellschaft.



Halbmonatschrift

für

Litteratur, Kunst und Sozialpolitik.

Herausgegeben

von

M. G. Conrad und P. Jacobowski.



XV. Jahrgang. — 1890.

Band I.

NOV 18 1890



Minden i. W. und Leipzig.

Verlag der „Gesellschaft“

F. C. C. Bruns.



310151

AP30

.G4

v.15

pt.1

YTIKIVIMU ARADIA

ARADIA

Druck bei J. C. C. Bruno, Minden in Westf.

1. LF (german)

Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
misches (167, 446); Völkerkunde (94); französische (446), polnische (388) und serbische (96, 236) Litteratur.	
Kunfbriefe: Ewers, Hans H., Düsseldorf (158); Gytrow, Ernst, Leipzig (429); Hennet, Gabriel, Dresden (156); Mauke, Wilh., München (80, 230); Schifowski, John, Berlin (78, 369); Wiener, Oskar, Prag (432).	
Kamprecht, Karl, Die Entwicklung der deutschen Geschichtswissenschaft 97, 169, 324	
Lebensweisheit (m. Beitr. v. Heermann, Heymel, Kennar, Münz, Wechsler)	301
<u>Liebesweisheit (m. Beitr. v. Berg, Kennar, von S.)</u>	<u>316</u>
<u>Lublinski, S., Felix faure</u>	<u>1</u>
<u>Maria, Karl, Neue Verse</u>	<u>403</u>
<u>Martens, Curt, Die Königin befiehlt</u>	<u>59</u>
<u>Mauke, Wilhelm, Siegfried Wagners „Bärenhüter“</u>	<u>365</u>
<u>Münzer, Hermann, Was weiß Georg Brandes von Polen?</u>	<u>154</u>
<u>Wechsler, Robert, Aus einem Nodemecum für „Kriminaltiter“</u>	<u>251</u>
<u>Parodistisches (m. Beitr. v. Hille, Kent, Siegler-Schmidt, Wohlbold) 314</u>	
<u>Politische Verse (m. Beitr. v. Beutler, Kennar, Möller)</u>	<u>358</u>
<u>Remer, Paul, Jule</u>	<u>348, 409</u>
<u>Scheerbart, Paul, Drei kurze Geschichten</u>	<u>299</u>
<u>Schlaf, Johannes, Die feindlichen, Drama</u>	<u>13, 104, 177, 332</u>
<u>v. Scholz, Wilhelm, Der Wächter</u>	<u>209</u>
<u>v. Schullern, Heinrich, Warum?</u>	<u>406</u>
Stachelreime aus der Junst (m. Beitr. v. Boelig, Held, Ignotus, Kennar, Möller, Morgenstern, Raspi, Schwabemeyer, Taft)	276
✓ <u>Stolzenberg, Georg, Komposition eines Phantasia-Kiedes von Arno Holz 360</u>	
<u>Stona, Marie, Einfälle und Erlebnisse</u>	<u>310</u>
<u>Strindberg, August, Gedichte (deutsch von O. Hauser)</u>	<u>76</u>
<u>Troesche, Hans, Was große Geister zu thun gedenken</u>	<u>303</u>
<u>Tschedoff, Anton, Gedanken</u>	<u>72</u>
<u>Diebig, Clara, Die Kiste</u>	<u>127</u>
<u>Viereck, Erna, Politische Kieder aus Österreich</u>	<u>342</u>
<u>Von Königen und Prinzen (m. Beitr. v. Coßmann, Friedrich d. Gr., Häffler, Kennar)</u>	<u>281</u>
Von der deutschen Litteratur (m. Beitr. v. Clausen, Ewers, Ewers, Held, Kennar, Schwabemeyer)	253
✓ <u>Werner, Karl Maria, Clara Diebig</u>	<u>116</u>
<u>Whitman, Walt, Emerson</u>	<u>343</u>
<u>Ziel, Ernst, Ernst Ziel und Gustav Falke</u>	<u>140</u>
<u>Porträts: Heinrich Hart, Julius Hart, Clara Diebig, Elisabeth Gnauck-Kühne.</u>	







Felix Faure.

Von S. Eubinski.

(Berlin.)



Der Felix Faure, gegenwärtiger „Monarch“ von Frankreich, ist ein begeisterter Freund von weißen Samaschen und von eleganten, schwarzen Zylindern. Diese Eigentümlichkeit begründete seinen politischen Ruf, und als die Republik eine mittelmäßige Persönlichkeit suchte, welche repräsentieren konnte, da fiel die Wahl mit Naturnotwendigkeit auf Felix, diesen Glücklichen, der uns nunmehr ein Hiftdröchen erzählen könnte, wie man Präsident wird. Daß ein Präsident repräsentieren muß, ist selbstverständlich. Warum aber muß er unbedeutend sein? Darum muß er es, weil die herrschende Klasse in Frankreich einen bedeutenden Mann an ihrer Spitze nicht gebrauchen kann. Die Bourgeoisie, welche das Parlament gänzlich in ihrer Gewalt hat, denkt natürlich nicht daran, diese vorteilhafte Position zu Gunsten eines mächtigen Präsidenten aufzugeben. Ihr ist die Republik, so wie sie vorliegt, immer noch das Liebste, und eher duldet sie einen zweiten Grévy, diesen schlichten Bürger, der sein Präsidentengehalt nicht verzehrte, sondern mit fast schamhaftem Geiz sich ein Vermögen daraus zusammensparierte. Die Zeit freilich, wo man dergleichen als Bürgertugend verherrlichte, ist unwiederbringlich dahin. Die Bourgeoisie will gegenwärtig auch äußerlich ihre bevorzugte Stellung zum Ausdruck bringen und durch ihr Thun beweisen, daß sie keine Bürgerklasse mehr ist, sondern eine patrizische Ritter- und Herrenklasse. Sie würde sich schämen, wollte man einen Grévy, der sich sein Vermögen durch knackerische Sparsamkeit erst noch zu erwerben

ben hat, als ihren Repräsentanten bezeichnen. Darum wurde nach Grévy's Beseitigung Carnot gewählt, der zwar eine absolute Null war, aber eine gewisse steife Würde besaß und außerdem vom bürgerlichen Patriziat abstammte. Sein Vater und Großvater hatten als Staatsmänner und Feldherren der Republik wichtige Dienste geleistet. Ähnliche Erwägungen spielten bei der Wahl von Casimir-Périer mit, dieses Enkels des großen Ministers Louis Philippe's. Und dann war Périer Millionär, ein reicher Industrieller und Großgrundbesitzer, vertrat also schon als Privatmann alle Vorzüge der neuen Herrenklasse. Mit sicherem Instinkt witterten die Sozialisten dieses Verhältnis heraus und begannen sofort den Feldzug gegen das Staatsoberhaupt. Auch war der Kontrast gegen seinen Vorgänger zu groß, als daß sich Casimir-Périer nicht manche Blöße gegeben hätte. Er war nicht so jovial und umgänglich, wie Grévy, oder würdevoll-populär, wie Carnot, sondern schuf sich einen engeren Umgangskreis — einen Hof, sagten die Sozialisten. Und als er sich gar einen Stallmeister zulegte — Monjarret hieß der Brabe — da war in den Augen der Ängstlichen die Monarchie fertig. Trotzdem hätte sich schwerlich ein solcher Sturm gegen Casimir-Périer erhoben, wenn dieser nicht gewesen wäre, was Faure nicht ist — ein bedeutender Mann! Er nahm selbst die Bekämpfung der Sozialisten in die Hand, und wichtige Gesetze gingen auf seine, nicht auf die Initiative der Minister zurück. Er schuf Ausnahmegesetze gegen die Anarchisten und plante andererseits die Uebertragung des deutschen Arbeiterschutzes auf Frankreich. Das eine mißfiel den Sozialisten, das andere der Bourgeoisie, die jede Sozialpolitik verabscheute. Casimir-Périer scheiterte an diesem doppelten Widerstand und mußte der Präsidentschaft entlagen. Sein Nachfolger wurde der glückliche Felix Faure.

Natürlich dachte der neue Herrscher keinen Augenblick daran, seinen Stallmeister zu entlassen, wohl aber verzichtete er auf jede Sozialreform und auf jedes Ausnahmegesetz. Der erste Verzicht fiel ihm sicherlich nicht schwer, da der reich gewordene Gerbermeister einen natürlichen Abscheu gegen jede Beschränkung des Unternehmergewinnes, in welcher Form auch immer, empfand. So stark war diese Gemütsstimmung in dem Manne, daß er ihr zur Liebe zum ersten Mal aus seiner Reservestellung heraustrat und entscheidend in die Geschicke seines Landes mit eingriff. Das Ministerium Bourgeois wollte die Einkommensteuer einführen, eine soziale Reform von großer Bedeutung, die aber schon darum keinen grundstürzenden, revolutionären Charakter an sich trug, weil sie in gut monarchistischen Staaten, wie zum Beispiel Preußen, längst zur

Durchführung gekommen war, ohne an dem thatsächlichen Zustande der Gesellschaft viel zu ändern. Die gerechtere Verteilung der Steuerlast stellte durchaus noch keine Belastung und Unterbindung der Industrie dar, wie ja Deutschland beweist, dessen Unternehmer und Kaufleute den Weltmarkt beherrschen, obwohl sie nicht nur die Einkommensteuer zu tragen haben, sondern auch die Alters- und Invalidenversicherung, die mannigfachen Auswendungen des deutschen Regierungssozialismus. Die bescheidene Reform des Ministeriums Bourgeois hätte also weder in ökonomischer Beziehung der französischen Industrie, noch in politischer Beziehung der bürgerlichen Gesellschaft geschadet. Trotzdem widersetzte sich die Bourgeoisie mit ungeheurer Erbitterung, und die parlamentarische Lage des Ministeriums wurde unklar und schwankend. Man stritt sich über staatsrechtliche Fragen, ob ein Votum des Senates politische Folgen für ein Ministerium habe oder nicht. Fast schien es zu einem Konflikt zwischen Senat und Kammer kommen zu wollen, und die Augen aller richteten sich in dieser Unsicherheit auf das Staatsoberhaupt. Felix Faure zögerte nicht mit seinem Entschlusse, sondern gab mit sanfter Gewalt dem radikalen Kabinett zu verstehen, daß es gehen könne. Und es ging wirklich. Bourgeois, der den ganzen Senat gegen sich hatte und einen großen Teil der Kammer, durfte nicht hoffen, dazu auch noch den unterirdischen, passiven Widerstand des Staatsoberhauptes zu überwinden. Er ging also, und Herr Felix Faure süßte sich als Retter des Vaterlandes und der französischen Unternehmer. Nach dieser historischen That folgte er wieder mehr seiner innersten Natur und repräsentierte. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß Felix schon vor seiner Präsidenschaft viel in Sportkreisen verkehrte, und es ist möglich, daß er auch Preise davontrug. Uebrigens verfügt er, ein sehr wichtiger Faktor, über ein Monocle und über ein stereotypes wohlwollendes Lächeln. Die Samaschen waren weiß, die Leibwäsche tabellos, und der Frack glänzend buntschwarz. Der Präsident der Republik gab und giebt Gesellschaften, die er für besonders gelungen hält, wenn ihn allda ein Graf oder eine Gräfin ihrer Ansprache würdigt. Da Herr Felix Faure zu repräsentieren versteht, so darf man annehmen, daß er eine solche Gnade stets mit anmutiger Bescheidenheit entgegennahm, die gleich weit entfernt war von übertriebener Demut, wie vom Parvenütrug des Herausgekommenen. Leider schweigen über diesen wichtigen Punkt die Quellen, welche uns nur immer und ewig verschern, Herr Faure verstehe zu repräsentieren. Diese Eigenschaft erschien um so wichtiger, als gleich nach der Thronbesteigung des Glücklichen der Zar sich entschloß,

seinem getreuen Volke von Paris einen Besuch abzustatten. Das Herz des repräsentationsbefähigten Präsidenten bebte vor Freude bei dieser Aussicht. Aber er hielt seinen schwarzen Frack, seine blendend weißen Samaschen und sein herrlich gesteihtes Borhemd nicht für genügend, einen so hohen Gast zu empfangen. Da ihm als Zivilisten die Uniform leider nicht zustand, so betet er sich monatelang mit seinem Ceremonienmeister über ein sorgfältig ausgesonnenes Phantasiekostüm. Diese Konferenzen drangen aber in die Öffentlichkeit, und es offenbarte sich nun die ganze Pietätlosigkeit des Esprit gaufois. Felix der Erste wurde schonungslos von den Zeitungen ausgespottet, und das Phantasiekostüm ertrank im allgemeinen Gelächter. Diese Niederlage wurde zwar etwas ausgeglichen durch den Kuß des Zaren, aber ganz verwunden hat sie Felix nie. Außerdem nahte sich ihm bereits ein anderes Unheil, welches in sein Privatleben eingriff.

Der junge Faure, nachdem er die Gerberei erlernt hatte, faßte den Entschluß, ein Lederwarengeschäft zu begründen. Dazu gehörte natürlich Geld, welches dem künftigen Präsidenten damals noch nicht in Hülle und Fülle zu Gebote stand. Das Mädchen, das er damals heiratete, hätte bei ihrer reichen Mitgift wohl noch einen anderen Freier gefunden, als den einfachen Gerbergesellen, wäre ihr Vater nicht Betrüger und Zuchthäusler gewesen. Herr Faure aber war vorurteilslos und nahm die Mitgift und die Frau. Sein Schwiegervater war schon gestorben, mit Hinterlassung einer großen Zahl von schwer geschädigten Gläubigern, die alle aufatmeten, als das Ledergeschäft des Herrn Faure in Havre wuchs und gedieh. Aber dieser Jubel kam zu früh, da es sich herausstellte, daß Herr Faure diese liebliche Angelegenheit weit weniger vom moralischen, als vom juristischen Standpunkte beurteilte. Da er nicht verpflichtet war zu zahlen, so bekam man auch keinen roten Heller von ihm heraus. Der Präsident der Republik konnte sich freilich nicht auf diese bequeme Art über die fatale Angelegenheit hinwegsetzen, weil die Gläubiger Anstalten machten, die Sache an die große Glocke zu hängen. Herr Faure bezahlte trotzdem nichts, aber er stellte sich auf guten Fuß mit der Standal- und Erpresserpresse von Paris, deren Gefangener er seitdem geblieben ist. Das zweite Gespenst im Hause des Herrn Faure, welches sich dem Schwiegervater würdig anreihete, war die Schwiegermutter seiner Tochter. Diese Dame hatte sich ein Vermögen erworben durch eine sehr lukrative Gastwirtschaft, welche mehr als einmal die liebevolle Aufmerksamkeit der Sittenpolizei erregt haben soll. Aber eine offizielle Bestrafung hatte noch nicht stattgefunden, und

so konnte Fräulein Faure mit Erlaubnis ihres Vaters in diese reiche Familie hineinheiraten. Der Präsident der Republik sorgte freilich dafür, daß die Wirtschaft von Madame sofort nach seiner „Thronbesteigung“ verkauft wurde. Und auch in dieser Beziehung suchte er sich mit den Pariser Redakteuren freundschaftlichst zu verständigen.

Zweierlei fällt an dieser Familiengeschichte des Präsidenten deutlich auf: die Vorurteillosigkeit und die Legalität. Herr Faure war nicht verpflichtet, zu zahlen, und die Schwiegermutter seiner Tochter war nicht gerichtlich festgelegt worden, so daß er die Augen wohlwollend zudrücken durfte. Das Geld nahm er, wo er es fand, und hatte im allgemeinen den Grundsatz: non olet. Aber gefehlich mußte es unbedingt zugehen. Herr Faure galt als einer von den wenigen Abgeordneten, deren Hände Panama nicht besudelt hatte. Aber trotzdem beweist seine Familiengeschichte, daß er keineswegs zu den übertrieben Moralischen gehört. Nur auf Toilette, Sport und abligen Umgang legt er Gewicht. Ästhetisch und äußerlich will er seine Familie veredeln und rehabilitieren — nicht moralisch. Das ist so recht die Auffassung der französischen Bourgeoisie, die längst schon dem alten Adel nachstrebt. Herr Faure vereint in sich, was die drei Generationen der Casimir-Périer auch erlebt haben. Auch in dieser Familie gab es skrupellose, aber legale Emporstreber, deren letzter Nachkomme sich längst zum patrizischen Grandseigneur und Schlossherrn entwickelt hat. Nur der eigentlich politische Instinkt dieser Klasse, die zur Oligarchie strebt, fehlt noch gänzlich dem Gerber von Havre.

Einen besonderen Grad der Anziehung mußte auf den Präsidenten von Anfang an die Uniform ausüben. Der Offizier kann denn doch noch in ganz anderer Weise repräsentieren, als der Mann im schwarzen Frack und weißen Samaschen. Außerdem sind die Pariser Generale und Offiziere, mit denen der Präsident vorzugsweise verkehrt, fast alle vom Adel oder zum mindesten aus der besten Gesellschaftsschicht. Wie eine arme Mücke flatterte Felix in das Feuer und wurde ein begeisterter Freund der Armee. Da er zudem noch, wie einmal schon gesagt, Gefangener der Antisemiten- und Skandalpresse ist, so kann seine Haltung im Fall Drehsuß nicht weiter Verwunderung erregen. Er hatte zwar die Unvorsichtigkeit besessen, in Privatgesprächen seiner Ansicht von der Unschuld des Kapitäns deutlich Ausdruck zu geben. So wie sich aber die Sache zu einem Konflikt zwischen Militär und Zivil aufspitzte, da wurde der Palast des guten Felix das Hauptquartier der Generalsstabspartei. Es ist bekannt, wie erbittert sich Faure der Revision widersetzte,

und er gab nur nach, weil auch die Drehschmänner mit Enthüllung seiner Familiengespenster drohten. Diese Haltung des Präsidenten beweist, daß er keineswegs ein Bourgeois mit klarem Klasseninstinkt ist, sondern ganz einfach ein Parvenü, der sich vor allem durch die Dekoration blenden läßt. Am wohlsten fühlte er sich vermutlich am Hofe eines Königs aus uraltem Geschlecht. „Unbedeutender Königsmacher“, das ist vielleicht die erschöpfende Formel für das Wesen Felix Faures. Er ist möglicher Weise ein kleiner Johannes des künftigen Königs von Frankreich.



Die Religion im modernen Geistesleben.

Von Paul Göhre.

(Leipzig.)

Mächtig ist in den letzten Jahren der religiöse Gedanke, die religiöse Sehnsucht, der Wille zum Glauben wieder gestiegen. An allen Größen des öffentlichen Lebens kann man das Steigen der religiösen Flut, wie an den Pfeilern der Brücken das Steigen des Hochwassers, messen. Die moderne Litteratur ist wieder voll von religiösen Lauten; die religiöse Psychologie ist wieder zu einem der interessanten schriftstellerischen Gebiete geworden; der religiöse Roman wühlt wieder mächtig Menschenseelen auf. Über den erdigen, steinernen, stolzen Bauten einer exakten Naturkenntnis wachsen die lustigen Gebilde neuer metaphysischer Spekulationen, Okkultismus, Spiritismus und wie sie sonst heißen, üppig empor. Die Mission tritt, Arm in Arm mit der Kolonisation dunkler Erdteile, an das öffentliche Gewissen heran, nicht mehr demütig bittend um Duldung und um ein paar Missionsgroshen, sondern Schutz, Anteil, kraftvolle Unterstützung fordernd, als ein Stück nationaler und kultureller Volkarbeit. Mächtig, ein Angreifer, eine entscheidende Macht steht der Katholizismus aufrecht, seinen gepanzerten Arm, das starke Zentrum, zur Arbeit erhoben. Der christlich-soziale Gedanke, in vielfacher Form bekämpft, unterdrückt, niedertelegraphiert, lebt dennoch und arbeitet als ein Stück sozialen Bewußtseins am sozialen Fortschritt des deutschen Volks. Nie waren

die protestantischen Kirchen fester, geschlossener, versorgter, zu wirklichen, gut geordneten Kirchen organisierter, als jezt; seit langem nicht wuchsen so viel neue Kirchenbauten in ganz Deutschland auf, wie jezt; noch nie, solange es den deutschen Protestantismus giebt, ist sein Vereinswesen so ausgebreitet, so ausgebaut und weithin wirksam gewesen, wie jezt: die innere Mission, der Gustav Adolf-Verein, der Evangelische Bund sind wirklich stolze, vollstümliche, kapitalkräftige Organisationen. Und das höchste von allen: seit Jahrzehnten schon in der Stille, jezt aber offener, von allen Wissenden anerkannt, arbeitet die protestantische theologische Wissenschaft mit rücksichtslosestem Wahrheitsdrang, mit echter Gründlichkeit, mit ungeheurer Emsigkeit und Selbstverleugnung, unter Verzicht auf alle früher von ihr behauptete Ausnahmestellung, mit den gleichen Mitteln exakter Forschung wie jede andere Disziplin an den neuen religionsgeschichtlichen, religionspsychologischen, ethischen, dogmatischen, vor allen, biblischen Problemen. Und mit solchem Erfolg, daß ein Berliner Historiker neulich sagen konnte, die moderne theologische Wissenschaft werde in der nächsten Generation wissenschaftlicher Arbeit und Lebens die führende Disziplin werden. Mag das übertrieben sein — es ist auch ein Beweis und noch mehr ein Unterpfand für die steigende, werdende, sieghafte Kraft der neu belebten Religion. Das neue Jahrhundert wird über der europäischen Menschheit aufgehen als eine neue religiöse Ära. Das ist mit Sicherheit vorauszusagen. Es fragt sich nur, wie man sich damit abfinden will.

Leicht hat es, wer in allen Stürmen und Zweifeln und Kämpfen der vergangenen glaubenlosen Zeit sich seinen Glauben gewahrt hat. Er triumphiert und freut sich nun auch offen und laut seines innern, wie immer gearteten Schazes. Aber der, den jene Flut der Verneinung in ihre Strudel gezogen, vielleicht auch zu seiner Freude ein weit Stück des Lebensstroms vorwärts gerissen hat? Nun sitzt er am Ufer, nun steht er am Straube — soll er den neuen Strom, der jezt zu kommen anhebt, ruhig, kalt, gleichgültig an sich vorüberbrausen lassen, sich gar zurückziehen vor der neuen Flutwelle, die immer höher, breiter heranschwellt? Das hieße Verzicht auf ein großes Stück des neuen, kommenden Geisteslebens, hieße Stillstand und Rückschritt, gerade für die, denen es bisher eine Lust und Ehre war, allen voran zu leben, zu denken, zu kämpfen, allen voran sich zu entwickeln. Selbst, wenn in der Seele nicht ein Funken eignen religiösen Bedürfnisses glimmt, dennoch muß er in den neuen Strom hinein, mit ihm fort, wenn nur stets ein willensstarker, selbstwilliger Schwimmer.

Daß er das wird und bleibt, dazu kann ihm ein Büchlein verhelfen, das eben erschien und den Titel fährt: Die Religion im modernen Geistesleben, von Martin Rade.*) Es ist kurz, aber fein, ein Buch für Gebildete aller Stände. Seine Lektüre ist schon rein ästhetisch ein Genuß. Ein Meister des Stils hat es geschrieben. Wenn man das Buch durchliest, so ist es, als schritte man durch einen wundervollen klaren, milden Herbsttag hin. Dennoch ist Stil und Sprache nur das schöne Kleid voller, klarer Gedanken. Jeder Satz ist eine reife Frucht, die sich nicht aufdrängt, nach der man aber, von Herzen fröhlich, greift. Und desto fröhlicher und dankbarer wohl, je gleichgültiger einem bisher das religiöse Problem gewesen ist. Das Buch ist aus einer Reihe von Vorträgen entstanden, die der Verfasser, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M., im Freien Deutschen Hochstift daselbst, vor einem aus Protestanten, Katholiken, Juden und Religionslosen buntgemischtem Publikum gehalten hat — übrigens auch so ein Zeichen der Zeit. Es ist von einer beneidenswerten, warmen Objektivität, die stets nur erreichbar ist, wo eine feine, abgeklärte Persönlichkeit dahinter steht, der die Wissenschaft rücksichtsloseste Wahrhaftigkeit und Offenheit, ihr Glaube aber das unerschütterliche Vertrauen geschenkt, daß alle Wissenschaft und Forschung die wahre Religion nur zu fördern und zu reinigen, nie zu vernichten vermag. Wie weit Rades Objektivität geht, mag ein Stück von ihm beweisen, das auch sonst für seine Art charakteristisch ist:

Wenn eines Tages „die internationale revolutionäre Sozialdemokratie“ die heutige Gesellschaft besiegt haben wird, werden mit vielem andern die heutigen Kirchen in Trümmern liegen. Am völligen wird der Zusammenbruch der protestantischen Kirchenwesen sein. Schwer wird auch die römisch-katholische Kirche darniederliegen. Am leichtesten werden die kleinen Gemeinschaften, Sektens und Freikirchen über die Krise hinwegkommen. Aber nicht tot sein wird die Religion, nicht einmal verwundet wird sie sein. Frei von Fesseln, die sie Jahrhunderte getragen hat, wird, was echt ist an ihr, in ihren aufrichtigen Werkzeugen um so herrlicher triumphieren. Weiben und leben wird sie mit allen den Herrschaftsansprüchen, die sie je an den Menschengestalt und die Menschheit erhoben hat. In neuen Kämpfen werden ihr neue Flügel wachsen, neue Kräfte zufließen. Vielleicht gefällt das der neuen Gesellschaft nicht. Vielleicht sucht sie die unbehagliche Bewegung auszurotten. So wird sie gerade unter Verfolgung und Niederlage desto glorreicher siegen. Die Tage des Urchristentums werden für die christliche Religion wiederkehren. Das verhängnisvolle Geschenk Kaiser Konstantins, die Erhebung des Christentums zur Staatsreligion, wird endlich wieder von ihm ge-

*) Die Religion im modernen Geistesleben. Mit einem Anhang über das Märchen von den drei Ringen in Lessings Nathan. Von Martin Rade. Freiburg i. Br., Leipzig u. Tübingen, J. C. B. Mohr. 1898. 123 S. 2 M.

nommen werden. Es wird keine irdisch-politischen Vorteile mehr bringen, Christ zu heißen und kirchlichen Anspruch zu verlieren. Die Nachfolge Jesu Christi wird wieder werden, was sie für seine ersten Jünger war Ob es so kommen wird? Wir wissen's nicht, wünschen's auch nicht Wir wollen nicht den Umsturz, damit die Flamme der Religion rein erglühen könne. Auch würde der religiöse Idealzustand, der eine radikale Befreiung der Religion von aller Verquickung mit Fremdem zunächst herbeiführen würde, doch nicht lange währen. Der unausrottbare Trieb der Religion, sich im praktischen Leben auszudehnen und es zu beeinflussen, würde doch nach kurzer Zeit wieder zu neuen Verbindungen führen Es wäre also verlorene Liebeshmüh, jene Katastrophe aus einer Art von religiösem Fanatismus herbeizuführen. Dagegen wird es für die bewußten Anhänger der Geistesreligionen überaus heilsam sein, sich der Möglichkeit derartiger Entwicklungen nicht zu verschließen und ihr gegenüber sich auf die eignen Ursprünge zu besinnen.

Nade sagt die Religion auf als ein Produkt der Geschichte. Mit Ausnahme der ersten Anfänge aller Geschichte gibt es für ihn keine Menschheitsgeschichte ohne Religion und deren Gebilde, Organe, Bethätignngen. Aber ebensowenig ist ihm Religion ohne geschichtliche Entwicklung, außerhalb des Einflusses der Geschehnisse und Erlebnisse im Durcheinander des Menschheitslebens denkbar. Deshalb bekämpft er den Satz Lessings, daß die wahre Religion Vernunftwahrheit und als solche der Vernunft angeboren sei:

Die „Vernunft“ hat heute keinen Inhalt mehr. Man findet in ihr weder Religion noch Moral, weder Gott noch Tugend noch Unsterblichkeit. Der Mensch bringt Anlagen, Fähigkeiten mit in die Welt, er kann auffassen und empfangen, aber den Inhalt seiner Vorstellungen und Begriffe, Kenntnisse und Erkenntnisse empfängt er erst in der Welt. Es giebt wohl Menschen, denen eine besondere Anlage zur Religion angeboren ist, vielleicht auch als ein Erbe von Eltern und Voreltern; andere mag es geben, die gar kein Organ für Religion besitzen: Menschen aber, die ihre Religion mitbringen, werden nicht geboren. Ein jeder findet seine Religion hier im Leben, in dem er sich aneignet oder ablehnt, was ihm an geschichtlich gewordenen Religionserscheinungen entgegentritt.

Daraus geht weiter hervor: so sehr Religion ihm eine geschichtliche Größe und Erscheinung, so sehr die geschichtliche Überlieferung für die Religion der einzelnen unentbehrlich ist, Religion selber entsteht doch immer nur innerhalb einer Persönlichkeit. Das geheimnisvolle Innerste einer menschlichen Persönlichkeit ist die allerdings befruchtete, aber schöpferische, fruchtbare Werkstatt ihres religiösen Lebens, dessen Sitz, Kraftpunkt und Heiligtum. Es ist die Stätte, wo sich, geheimnisvoll und unkontrollierbar, „das Geheimnis der Gottheit enthüllt“, diese sich mit der „Seele“ des Menschen berührt.

So sind die Quellen der Religion offen gegeben in den inneren Erlebnissen der Religionsstifter und Propheten: Wer Religion schmecken will, wie sie ist, rein und

unversälscht, wird zu diesen Quellen hindurchbringen müssen. Und solange die Berührung mit den schöpferischen Geistern auf dem Gebiete der Religion in uns Kräfte zu entbinden vermag, die uns sonst mangeln, unser Dasein mit Gütern bereichert, die sonst nirgends zu haben sind, solange wird die Religion ihre Stellung im menschlichen Geistesleben siegreich behaupten.

Auch die moderne Naturwissenschaft vermag ihr nichts anzuhaben. Eben weil diese sich mit dem Sinnlichen, Erkennbaren, Unpersönlichen allein zu befassen das Recht, die Aufgabe und die Fähigkeit hat, Persönlichkeit aber und ihr Inhalt etwas Überfinnliches ist. Religion und Naturwissenschaft können aber auch aus anderen Gründen für Nabe garnicht in Konflikt kommen, denn die Naturwissenschaft hat es mit der Erscheinungswelt zu thun und sucht nichts, wie etwa die Metaphysik, hinter dieser sinnlich wahrnehmbaren Welt; die Religion dagegen hat es zu thun mit einer unsichtbaren Geisteswelt, die hinter, über und in der sichtbaren Erscheinungswelt sich aufbaut und mit ganz anderen Mitteln und Organen erkannt wird. Die Naturwissenschaft kennt keine Autoritäten; die Religion ruht gänzlich auf Autorität der Persönlichkeit. Die Naturwissenschaft als kritisch beobachtende Wissenschaft hält sich an das einzelne der Erscheinungswelt; die Religion dagegen hat stets nur den Blick und Zug aufs Ganze. Die Naturwissenschaft hantiert ganz und gar mit dem Kausalitätsbegriff; die Religion ausschließlich mit dem Zweckbegriff — in glänzenden Gegenüberstellungen, in überzeugenden Begründungen sind diese Unterschiede zwischen Religion und Naturwissenschaft ausgeführt.

Und dennoch ist der Konflikt zwischen beiden vorhanden. Tausenden breunt er auf der Seele. Auch Nabe anerkennt das und rückt auch seinerseits den entscheidenden Punkten prachtwoll auf den Leib. Es sind zwei, die Schöpfungsgeschichte und das Wunder.

Der biblische Schöpfungsbericht kann vom naturwissenschaftlichen, vom ästhetischen, vom litterarhistorischen, vom religionsgeschichtlichen und vom rein religiösen Standpunkte aus betrachtet werden. Jede dieser Betrachtungsweisen hat ihr eigenenthümliches Recht. Naturwissenschaftlichen Wert hat der Bericht, sofern man erkennt, welche Vorstellungen in einem gewissen Zeitraum die Israeliten von dem Weltall und seiner Entstehung gehabt haben. Nur ein Narr wird etwas vermissen, wenn von Trias-, Lias-, Jura- und Kreideformation darin nichts zu finden ist, wenn weder der Frosch Labyrinthodon, noch der Urvogel Archäopteryx, noch das Mamut, noch der vorgeschichtliche Mensch darin eine Rolle spielt. Ähnliche närrische Ansprüche muß sich aber die biblische Schöpfungsgeschichte von manchen sonst aufgeklärten Leuten gefallen lassen . . .

Genauer zugehört hat der religiöse Mensch gar kein Interesse daran, inwieweit der biblische Schöpfungsbericht mit heutigen Vorstellungen von der Welt- und Erdentstehung in Einklang zu bringen ist. Er erkennt in ihm nur ein rein religiöses

Produkt. Alles was darin von Vorstellungen über die Entstehung des Weltganzen gesagt ist, steht unter dem Zwang gebanten. Der Verfaßt will kein Wissen vermitteln, sondern uns kund thun, wozu diese Dinge da sind! Ein Wille hat das alles geschaffen, ein Wille, der über den Dingen steht; er hat es gut geschaffen, d. h. so, daß es einer bestimmten Absicht diene; er hat es für den Menschen geschaffen, und diesen Menschen dazu, daß er seinesgleichen sel. Welche Fülle kraftvoller Gedanken, die mit Naturerkenntnis rein nichts zu thun haben!

Und nun das Wunder. Fast noch feiner schreibt Rade darüber. Und so groß die Gefahr ist, zu breit zu werden, zu viel zu zittern — auch das beste daraus muß hierher:

Ich hörte einmal einen ausgezeichneten Theologen in einer Versammlung von Fachgenossen sagen: „Das Wunder ist tot.“ Ich halte es dagegen mit Goethe: „Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind.“ Ich glaube an Wunder. Wenn ich nicht an Wunder glaube, würde ich überhaupt nicht glauben. Ja, wird man noch fragen, hast du denn Wunder erlebt? Gewiß. Wenn ich nicht Wunder erlebt hätte, würde ich nicht an Wunder glauben Aber es geht doch alles natürlich zu, sagt der Naturwissenschaftler. Und mit Recht. Wo er den Kausalszusammenhang nicht wahrnimmt, resigniert er. Er kann dann den Thatbestand nicht aufhellen, die Ursache und die Wirkung nicht zusammenbringen: vielleicht wird's dann einst ein scharfsinnigerer oder glücklicherer Forscher können . . . Für den Gläubigen dagegen geht nichts „natürlich“ zu. Überall sieht er die Spuren des lebendigen Gottes. Überall sieht er zweckmäßige Einrichtungen, „Fügungen“, „Schickungen“. Und wo ihm Gott in seinem Wirken recht lebhaft zum Bewußtsein kommt, da erfüllt ihn das mit staunender Verwunderung, da ist's ihm ein Wunder. Die Mittelursachen eines Erlebnisses sind ihm völlig gleichgültig. Er empfindet es als eine That Gottes. Der allmächtige Gott kümmert sich um ihn! Er bringt noch alles zum letzten, seligen Ziele!

Bei diesen Ansichten ist es für Rade ganz selbstverständlich, daß der Religiöse modern naturwissenschaftlich gebildet, und ein moderner Naturwissenschaftler religiös, „gläubig“ sein kann. Das Wunder ist ihm nur eine andere, auch notwendige Art, natürliche Begebnisse aufzufassen und zu beurteilen.

Dann behandelt er die Religion und die Kunst. Beinahe ist dieses Kapitel noch glänzender, wie das über Religion und Naturwissenschaft. Wie fein ist der Vergleich zwischen den dreien, der zugleich eine schlagende Definition ist: Die Naturwissenschaft hat es mit der Welt der Erscheinungen zu thun, die Religion mit einer unsichtbaren aber wirklichen Geisteswelt, die hinter der Erscheinung existiert; die Kunst aber baut inmitten dieser Welt der Erscheinung eine Welt des Scheins auf. „Sie zaubert eine Wirklichkeit hervor, deren Reiz eben darin besteht, daß sie im gemeinen Sinne nicht ist.“

Denn jeder Kunstgenuss würde doch aufhören, wenn wir im „John Gabriel Borkman“ z. B. nicht eine Dichtung vor uns hätten, sondern Zeugen sich wirklich so

vor uns abspielender Familiengenügen wären Oder: wenn diese gemalte Madonna, diese gemalte Landschaft wirklich wären. Ich hätte dann vielleicht eine Freude ganz anderer Art, vielleicht höherer, reinerer Art; aber von Kunst und von Kunstgenuß wäre dann doch keine Rede. Kurz, die Kunst lebt vom Schein und für den Schein. Und eben dies ist in der Religion unerträglich. Zu einem Gott, der Illusion ist, beten wir nicht. Einen Prediger, der nicht glaubt, nur „Schauspieler“ ist, hören wir nicht. Einen frommen Trost, der nicht festen Grund hat, mögen wir nicht Die Kunst ist zufrieden, wenn sie auf das Gemüt wirkt, die Phantasie erregt. Die Religion nur, wenn sie auf den Willen wirkt. Auf gesunden Willen wirkt aber nur eine Wirklichkeit.

Ehrlich, offen, geistreich ist, was Nabe dann sonst noch über die Kunst und Religion sagt. „Denn die Kunst ist der Religion gegenüber alles: Feindin, Konkurrentin, Freundin.“ Feinsinnig ist sein Urteil über kirchliche Kunst: sie giebt es nicht. Es giebt, auch für den religiösen Menschen, nur eine, die Kunst. Und nur einen Kunstgenuß, da, wo es dem Künstler gelungen ist, uns zum Erlebnis einer Illusion zu verhelfen. Dafür dankt der Religiöse auch seinem Gott; denn ein ästhetischer Genuß ist eine Gottesgabe, wie jede andere, wie das tägliche Brod, wie Freundschaft und Liebe, wie irdische Ehre aber eine wirkliche schöne Landschaft. Welche vorurteilsfreie Bildung, welches gesunde, natürliche, ehrliche Urteil! Wie stolz ist, der diese Zeilen schreibt, daß es ein protestantischer Theologe ist, der über diese Bildung, dieses Urteil verfügt.

Geistreich ist auch das Kapitel über Religion und Moral. Wie müssen den Fernestehenden Sätze wie die gewinnen: Moral ist möglich ohne Religion; Moral ist unendlich oft gefährdet worden durch Religion; Moral ist etwas ebenso Selbständiges wie Religion! Von diesen Sätzen aus setzt Nabe sich mit der „ethischen Bewegung“ unserer Tage auseinander, die ja in der Trennung der Moral von der Religion und deren alleiniger Pflege das Heil sieht. Diese Auseinandersetzung bringt absolut neue Gesichtspunkte. Mit ihnen maßigt er den Allweltanspruch auch der ethischen Bewegung auf das rechte Maß herab, sachlich, eindringlich, vornehm. Die ethische Bewegung glaube immer „nur Religionen gegenüber zu stehen; die ein mehr oder minder zweifelhaftes Verhältnis zur Moral haben“. Aber es giebt eine Religion, die zugleich Moral ist. Das ist die Religion der Bergpredigt. Was kann man wider die vorbringen?

Zum ersten, daß diese Religion im Leben nie rein ausgeübt wird. Antwort: Es giebt auch nirgends die reine Moral, die reine ethische Kultur. Es kommt auf beiden Seiten nur darauf an, wie hoch das Ideal ist, welche Kräfte es lebendig macht, inwieweit es annähernd erreicht wird.

Zum zweiten wird man sagen: die Religion der Bergpredigt ist, geschichtlich angesehen, zum Christentum entartet. Sie hat den Beweis des Geistes und der Kraft nicht geführt. Wo ist die Jüngergemeinde des Bergpredigers geblieben? Unübersehbare Kirchen und Sekten und Richtungen! . . . Antwort: Wo ist die eine Gemeinde der reinen Moral? Ist auch nur eine theoretische Einheit der Ethiker und Moralphilosophen vorhanden? Schopenhauer, Gitzki, Niezsche — wo ist das Band, das sie zusammenhält und ihren Anhang? Und wo wird die Gemeinde der reinen Moral in zweitausend Jahren sein? . . . Ein nüchternen Geist auch in ihr wird doch nur dies zu hoffen wagen, daß eine Art unsichtbare Gemeinde von Menschen seiner Gesinnung unter den irrenden und fehlenden Völkern und Geschlechtern allzeit ihr segnetes Dasein haben werde. Das kommt dann auf dasselbe hinaus, was edle Christen an ihrer Religion haben und lieben

Aber nun endlich genug der Zitate. Man schöpft den Inhalt doch nicht aus. Aber man macht gewiß damit herzhafteste Lust, ihn ganz in sich aufzufangen. Und ich bin's gewiß: auch den Unglaubensfreudigsten wird, wenn er ihn ausschöpft, nicht nur neue Bewunderung vor der Größe der Religion erfüllen, eine Sehnsucht wird sich ihm in die tiefste Seele schleichen, wie ein Adler zu sein, aufzufahren wie er, den ewigen Bergen, der Stadt der „güldnen Gassen“ entgegen. Ein Genosse zu sein des Helden von Nazareth, sein Kriegsmaun, kampffroh und sieghaft wie er, stolz und zart, glutreich und geläutert, unerschöpflich und ruhevoll, rein, ewigkeitsfroh, gottvoll wie er.



Die Feindlichen.

Drama in vier Aufzügen von Johannes Schlaf.

(Magdeburg.)

Personen.

Alta.	Helene, Alta's Schwester.
Ernst, ihr Gatte.	Sette, Fallotum.
Heinrich, beider Freund.	

Ort: Berlin.

Zeit: Gegenwart. — Winter. Weihnachten.

Erster Aufzug.

Wohnzimmer. — Komfortabel ausgestatteter Raum. — Vorn links — links und rechts vom Zuschauer aus — ein hohes breites Fenster. — Rechts und links des Raumes Thüren; die linke mehr nach dem Hintergrunde zu; die zur Rechten, eine Flügelthür, in der Mitte des Raumes.

Es ist gegen Abend. Die Lampe brennt. Der Bleberschein der Blut aus dem Kamin, der sich im Hintergrunde des Zimmers befindet.

Asta und Ernst.

Asta sitzt in einer bequemen Haltung beim Fenster und blickt, das Gesicht auf dem aufgestützten Arme, hinaus. — Sie ist eine mittelgroße, wohlgebaute Brünette. Schlanke. Schönheit im slavischen Typus. Reiches, glatt gescheiteltes Haar. — Mitte der Zwanziger. Schlichtes, dunkles Winterkleid. Ihr einziger Schmuck eine kleine goldene Brosche.

Ernst, ein stattlicher Dreißiger, dunkelblond, mit mobisch zugestuftem Kinnbart und aufgewirbeltem Schnurrbärtchen. — Er geht auf und ab, die Zigarre zwischen den Fingern, von der er ab und zu raucht.

Asta (nach einer kleinen Weile, ein wenig müde, leicht gähmend): Ah, wie das stöbert! — (Dann sich gegen Ernst wendend, nicht ohne Ironie): Also werden wir heute Abend unsern lieben — Enzoj wieder dahaben?

Ernst: Enzoj? — Nicht übel! — (Lacht.)

Asta (ihn mit gekulffenen Augen betrachtend): Um? — Meinst Du? — (Lehnt sich zurück, Hände im Genick gefaltet): Ah, großer Gott, ja! — (Langsam, aus ihren Gedanken heraus, halb wie zu sich selbst): Übrigens: ich hatte vorhin, als ich schlief, einen ganz ungeheuerlichen Traum. — (Kleine Pause. — Dann, mit einer schnellen Wendung ihre Stellung wechselnd, mit einem Schaudern das Gesicht in den Händen bergend): Du, mein Gott!

Ernst: Nu nu?!

Asta (läßt die Hände sinken, das Gesicht gegen das Fenster gewandt, mit gedämpfter Stimme): Ja. — Ich habe im Schlafe mit einem Male so ein fades Gefühl, so ein unsagbar fades Gefühl, und plötzlich bin ich auf einer großen, endlos weiten Ebene. Überall, so weit ich sehen kann, große, vollaufgeblühte, grauweiße Mohnblumen, ein unabsehbarer Wald von großen, halbmannshohen Mohnblumen, und drüber ein einziger, weiter, grauer Himmel, und so ein sonderbarer schwüler Geruch, so wie, wie — nach Opium! — (Starrt vor sich hin): Überall, überall diese großen, großen, stillen Mohnblumen, diese sonderbaren grauweißen Mohnblumen, in diesem schwülen, drückenden Licht, in dieser schwülen, stöckenden Luft. —

Ernst: O abscheulich! Abscheulich! —

Asta (wie vorhin; seufzt, streicht sich über die Stirn): Überhaupt: ich träume jetzt so viel.

Ernst (in ihrer Nähe, besorgt): Kind, Kind! Mache mir keine Sachen!

Asta (sich zusammennehmend): Ah Thorheit! — (Ablenkend, hastig): Aber Du, sag' mal: meinst Du nicht auch, daß unser lieber Freund Heinrich eigentlich ein wenig — pathologisch zu nehmen ist?

Ernst (erstaunt): Pathologisch?! — Heinrich?! — Patho . . .
Nu nu! — Wie kommst Du darauf?

Asta (beiseite blickend, verlegen): Ah, ich meine nur. —

(Pause.)

Ernst: O, doch wohl kaum, liebes Kind! — Ein bißchen nervös; ja. — Aber das ist doch bei einem solchen Bücherwurm kaum besonders verwunderlich. Nun, mein Gott! und im übrigen ist er eben ein Sonderling, wie er das war, so lang' ich ihn kenne. Bei alledem aber doch der goldenste, harmloseste Kerl von der Welt.

Asta (als wenn sie etwas sagen wollte): M! —

Ernst: Wie?

Asta (abbrechend, seufzt): Harmlos. — Jaja. —

Ernst: Aber sag mal, Liebe! Mit Deinen Träumen da: solltest Du Dich am Ende gar unpäßlich fühlen?

Asta: Ah gar! — (Dann, in einer unruhigen Nachdenklichkeit): Wenn er . . . Wenn er . . . hm! — Eigentlich ist er manchmal doch recht — langweilig. —

Ernst: Aber! — Ich — erstaune! — Hast Du nicht gerade von ihm bisher den wünschenswertesten Kurzweil gehabt? — Von unserm guten Ezio? — Hehe! —

Asta (verlegen beiseite blickend, leichthin): O schon! — hm! —

Ernst: Aber also! — Daß er so ungefähr das strikte Gegenteil eines Mannes von Welt ist, darüber werden wir uns ja wohl beide einig sein, und ich glaube sogar, werden wir uns, was schon gleich einer seiner Vorzüge ist, zu drei einig sein. Das kannst Du doch wohl kaum meinen!

Asta (hastig): Ah nein, nein!

Ernst: Na, und im übrigen bist Du doch gerade in seiner Gesellschaft so fröhlich, wie nur irgend zu wünschen? — Ich könnte Dir vielleicht sogar den kleinen Vorwurf machen, daß Du ihm gegenüber zuweilen ausgelassen bist. Du machst's manchmal schon nicht mehr schön mit ihm. — (Lächelt.) Indessen, was sich liebt, neckt sich, und wenn's ihm so recht ist, mir für meine Person kann's ja einerlei sein. — (Lacht.)

Asta (spöttisch): Ah, der Psychologe! — (Dann erregt, mit scharfer Betonung.) Was sich liebt, neckt sich! — Meinst Du?

Ernst (blickt sie an): Ich — verstehe Dich nicht.

Asta (sich erhebend): Nun, immerhin bin ich Dir doch dankbar,

daß Du mir dennoch den Vorwurf machst, ich wäre ihm gegenüber zu ausgelassen!

Ernst: Wie bist Du?

Asta (erregt): Nun, ich meine: Du hast ja doch immerhin so etwas wie eine leise Ahnung, daß wir uns beide nicht so besonders grün sind.

Ernst: Daß ihr Euch — Wie?! — Aber, Liebe! nun machst Du mich wirklich besorgt! — Wie sollte ich jemals Deinerseits Veranlassung gehabt haben, etwas anderes zu meinen, als daß Dir sein Verkehr im Hause zum mindesten — nun! wie soll ich gleich sagen? — meinerwegen — hm! — mein Gott! — eh — plästerlich gewesen ist? — Hehe! — Ich habe das, wie ich Dir gestehen will, bedauert, weil er, trotz seiner Schrullen, doch ein so prächtiger und wirklich gediegener Kerl ist, und — und . . . Nun ja! — Bei allem — in Anbetracht seiner einsamen Lebensstellung — Verstehst Du? — Hm! —

Asta (ist dagestanden, an der Unterlippe nagend, abgewandten Blickes; nun leise, verlegen): Ah, meinst Du, daß — daß ich — diesen letzten Punkt nicht in Betracht ziehe?

Ernst: Ja aber — Nun ja! aber dann versteh' ich nicht recht . . . Du sagtest eben, daß ihr Euch nicht besonders — grün wäret? . . .

Asta: Ah Du Logiker!

Ernst: Liebes Kind!

Asta (nachdenklich): Ah nein: das war's wohl auch nicht, was ich sagen wollte. — (Kleine Pause; dann hastig): Du! — Findest Du ihn nicht auch zuweilen . . . Ah nun ja! — (Kleine Pause. Dann): Ich meine, so — so . . . Ah! Unheimlich kann er geradezu sein! — Drückend! — Wenn er mit einem Male so in diese — in diese sonderbare Verlegenheit kommt! — O wie abscheulich! — Und dann: diese . . . diese — Ansichten, die er hat vom Leben, von . . .

Ernst: Liebe! ich bin völlig betroffen? — Hm! — Nein! — Wie ich Dir schon sagte: er ist eben so ungefähr das Gegenteil eines Gesellschaftsmenschen; und was diese Augenblicke anbetrifft: nun, das ist doch nur zu begreiflich? Du, bei Deinem lebendigen, geistreichen Wesen, und er! — Mein Gott, er ist eben in keiner Beziehung der Mensch, in dieser Hinsicht mitzutun. — Es giebt niemand, der weniger wichtig wäre, als er, obgleich er in seiner Weise doch wohl sicher ein geistvoller Mensch ist. — Es mag eben an seiner Herkunft

liegen; daran, daß er aus so kleinen, engen Verhältnissen stammt. — Ich verstehe wirklich nicht . . .

Asta (aus ihren Gedanken heraus, heftig): Ah, er mag mich nicht leiden!

Ernst: Aber, Liebe!

Asta: O ja ja! — Ich täusche mich nicht!

Ernst: Aber, KindsKopf! Da würde er doch bald wegbleiben. — Nun nun! — Meinst Du das wirklich im Ernst, sag mal? — Im Gegentheil! Man muß sich ihm gegenüber zwar ein bißchen auf Zeichen-deuterei verstehen: aber wie ich ihn bei unserem langjährigen Verkehr kenne, hast Du keinen getreueren Ritter — hehe! als gerade ihn; so wenig er allerdings das besitzt, was man so im allgemeinen chevalereske Eigenschaften nennt. — Hehe! — Wirklich, ich wundere mich, daß Du das nicht merkst? — Gesteh nur, es wird am Ende doch wohl nur dieser letzte Punkt sein. — Aber ich sollte doch meinen, Liebe! daß gerade Du Humor genug besitzen solltest, gerade darüber hinwegzusehen. — Zumal Du doch gerade auch für seine übrigen doch wirklich so soliden Eigenschaften Verständnis haben solltest, die den kleinen Mangel doch sicherlich auswiegen. — Steh, es würde mir nun geradezu schmerzlich sein, wenn ich den Verkehr mit ihm aufgeben müßte; und das würde doch natürlich unbedingt von nöten sein, wenn es sich nachträglich herausstellen sollte, daß Dir seine Gegenwart in irgend einer Beziehung lästig oder störend wäre? — Ich habe die vielen Jahre so nah mit ihm verkehrt, und er ist immer der gebiege:ste, zuverlässigste und auspruch:loseste meiner Freunde gewesen.

Nein, ich bin gänzlich, gänzlich betroffen? — Ich habe immer gemeint, Ihr kommt miteinander aus? Ich habe mich gefreut, daß Du Dich so gut mit seinen Eigentümlichkeiten abfindest! und nun . . .

Asta (beiseite — verlegen): Nun, ich — komme ja mit ihm zurecht.

Ernst: Aber nicht wahr! — Denn eigentlich ist er doch, wenn Du ihm so — mitspielst — hehe! — von einer so lebenswürdigen Passivität. — Und dann ist es geradezu fein von ihm, find' ich, wie er sich zuweilen mit Bewußtsein — hm! nun, wie sag' ich gleich? — nahe giebt? — Er, der kluge Mensch! Sicher in der Erkenntnis, daß, wenn schon mal der Flirt an der Reihe ist, ihm weiter keine Möglichkeit, die Situation zu retten, übrig bleibt. — Nun, ist das nicht geradezu fein?

Asta (erregt): Ah! — Sieh mal! — Was sagst Du da?! — Meinst Du das wirklich?!

Ernst: Ja, aber — ist Dir das noch nicht aufgefallen?

Asta: Ach, und Du meinst, daß das anzunehmen wäre?!

Ernst (seine Zigarre betrachtend): Hum! — Nun, ich kann mich täuschen.

Asta (sehr erregt): Aber sicher, mein Lieber! — (Höhnisch): Wah! er ist eben ein Dummling! — (Leise): Wenn er, wie ich schon sagte, nicht gar in gewisser Beziehung pathologisch zu nehmen ist.

Ernst: O! Du machst ja aus meinem guten Heinrich geradezu ein Problem?

Asta (die sich zum Fenster gewandt, leise, nachdenklich): Ein Problem! — Ja, das ist er auch: ein Problem.

(Paus.)

Ernst: Hum! — Ja, wenn ich's mir überlege: unter diesen Umständen — da würde es ja wohl schließlich das Beste sein, wenn . . .

Asta (sich umwendend): Was?

Ernst: Nun, wenn eben sein Verkehr zu mindesten ein weniger häufiger sein würde. — Freilich, wie ich schon sagte: es ist mir in hohem Grade schmerzlich, daß . . .

Asta (bäsig): O nein nein! — Laß! Wir wollen nicht mehr davon sprechen! — Es . . . Es ist ja — Thorheit! — Es sind eben nur so — Ansichten von mir. — Und . . . Und — mein Gott! wie gesagt . . .

Ernst: Ja, aber, Liebste! So wert mir sein Umgang ist, so überaus wert, kann ich wohl sagen: wenn Du Dir deshalb irgend einen Zwang auferlegen solltest . . .

Asta (wie vorher): O nein nein! — Im Grunde: wir verkehren ja erst so verhältnismäßig kurze Zeit miteinander . . . (Mit sinkendem Tonfall, an ihrem Kleide ordnend): Wir — werden uns — sicher noch besser verstehen lernen . . .

Ernst: Ach ja! — Nicht wahr! — Es würde mich ja so freuen, Euch miteinander in Einvernehmen zu wissen. — Und steh, — (lächelt) — Du könntest bei ihm immerhin einen, sagen wir — erzieherischen Einfluß ausüben, der dem armen Kerl sicher, verstehst Du? außerordentlich wohlthuend sein würde.

Asta (gerstret): Nun, ja ja! — (Winkt zum Fenster hinaus.)

Ernst (wieder auf und ab): Ja. —

(Paus.)

Asta (verloren, halb zu sich selbst): Dies Gestöber! — Alles weiß! —

Wir werden dieß Jahr ordentlich wieder mal Weihnachten mit Schnee haben. — Übrigens: Helene wollte doch in diesen Tagen kommen?

Ernst: Ja. — Nun, sie wird ja schreiben. —

Asta (wie vorher): Das Gebäude da drüben. — Wie so ein rechtes altes, düstres Götenschloß. — (Mit Unruhe.) — Mein Gott! wie dumm! — Ich werde diese Visionen von Gotik und Nordlandsleben gar nicht mehr los. — Erinnerst Du Dich noch, was er da neulich von der Ballade sprach? — Es war, als er den „König von Thule“ gespielt hatte? —

Ernst (lächelnd): Ja ja. — Nun siehst Du, wie interessant er sein kann?

Asta (nachdenklich): Ja ja! aber es ist so sonderbar, wie er von dergleichen spricht. Es ist so sonderbar, wie er so alles Mögliche in so ein Thema hineinbringt. — Wie unruhig er dann wird! —

Ernst: O ja! — Nicht übel! — Er kann so ein Thema vertiefen, wie so leicht kein Zweiter. — Er ist eben ein Mensch, der viele und tiefe Gedanken hat; und oft werden sie ihm eben so zuströmen, daß es ihn beunruhigt . . .

Asta (nachdenklich): Ja ja. — (Dann hart und schnell): Ja, und dann aber mit einem Mal wieder dieses — Wesen! . . .

Ernst (im Auf und Ab): Hm! —

Asta (schnell abbrechend): Nun, ich bin wohl noch in meinen Ansprüchen ihm gegenüber zu sehr Dame.

Ernst (lebhaf): Ah, siehst du! Das sagt es! Das sagt es aber! — Geradezu wunderbar hast Du das gesagt! — Zu sehr Dame! — Das ist's — Das sagt es! — Aber im übrigen ist ja alles in Ordnung. Denn die Art und Weise, wie Du mit ihm verkehrst, wird ihm sicher im großen und ganzen die allerbequemste sein. —

Asta: Wir wollen aber nicht mehr davon sprechen.

Ernst: Nein, nein! — Gut — (Auf und ab).

(Pausse.)

Asta (summt): „Es war ein König in Thule
Gar treu bis an sein Grab . . .“

(Nachdenklich): Ich werd' es nicht wieder los. — Es wirkte wie eine Suggestion. — Nur, wenn er das so sagt, mit einer so leisen, leidenden Stimme. — (Plötzlich auslachend): Hahahaha! — Nein, die Stimme! die Stimme! — Hahahaha! —

Ernst (lächelnd): Nun? —

Asta: Ah nun! — (Wieder nachdenklich): Aber ja, was er da von

Bea und Macbeth sagte, von diesen gewaltigen, alten Charakteren, die in Liebe und Haß, in Neigung und Abneigung so maßlos, so elementar, so zäh waren! — Wie er dieses „zäh“ heraus hob, diese Zähigkeit, die ihr Schicksal ist. — Und wie wunderbar er von dem Balladenton sprach. — Und wie er's dann ins Physiologische hinüberspielte! — Ich glaube sogar, er sprach von so etwas wie von einem physiologischen Entwicklungsgang der Individualität?

Ernst: Hehe! — Ganz recht!

Asta: Ja, und überhaupt, wie er's in die Wissenschaft hinüberbrachte! — Das Elementarische in diesen großen Charakteren. — Wie er das mit der Anziehung und Abstoßung bei den chemischen Verbindungen zusammenbrachte! — Wie eigen das alles war! — Findest Du nicht, daß einem hange werden konnte, wie vor etwas Großem und Übergewaltigem? — Wie ein Strudel, in den man sich hineingerissen fühlte! — Was für mächtige Gedankengänge! — Ein Mensch, der solche Ideen hat! Und dabei dieses Wesen! — (Sehr lebhaft und hart): Du! Was ist das für ein Ding? Bah! —

Ernst (verlegen): He! — Aber ist Dir denn dieser Widerspruch wirklich so gar befremdlich, Liebe? — Er ist doch nur zu häufig. — Er ist eben der Gelehrte, so halb und halb die Anekdotenfigur vom zerstreuten Professor! —

Asta: Hahahaha! — Nur seine Stimme dabei! Seine Stimme! — Hahahaha!

Ernst (lächelt): Nun ja. — hm. — (Ablenkend): Im übrigen, ich muß gestehn: ich kann gerade bei diesem Thema nicht so recht mitkommen. Denn so interessant und wahr das alles, objektiv genommen, auch sein mag: ich fürchte, es ist bei alledem seinerseits auch so etwas wie eine ziemlich bedenkliche Sympathie für diese alten Sagenflegel und ihr sogenanntes Volleben. — Das ist ja seit Nietzsche wieder in Aufnahme gekommen. — Ich argwöhne, er gehört mit zu dieser Sorte von Rückwärtlern, die hier ihre Ideale zu einer Lebensführung finden, und leidet heimlich an der Unmöglichkeit zu — leben, sich — frei auszuleben, und was sie noch so alles gegen die — nivellierenden Tendenzen unseres — demokratischen Zeitalters wissen.

Asta: Ach Du meinst? — (Sie lacht laut und hart auf.)

Ernst: Was lachst Du?

Asta (immer noch lachend): Ah pardon! — Es ist so spaßhaft, sich unseren Freund Enzo als so einen — Vollebenbigen zu denken! —

Ernst: Ah so! — (Lächelt.) — Nun immerhin: für meinen Ge-

Schmach an und für sich nicht gerade so sehr bedauerlich, nicht ein — Vollebensdiger in diesem Sinne zu sein. Es ist ein Segen, daß so allerlei gesellschaftliche Störenfriede mehr und mehr auf den Aussterbecat kommen, und daß die Zeiten so hell und frei werden.

Asta (nachdenklich): Gesellschaftliche Störenfriede. — O, sagst Du's nur unter diesem Gesichtspunkte?

Ernst: Nu, wie's Dir beliebt, Madame! — (Lächelt.)

Asta: O danke?!

Ernst: Nun, ich bin nicht intolerant und lasse Dir Deine Meinung. — (Lächelt.) — Der Sinn für das Poetische läßt Euch ja so gut, meine Damen.

Asta: Ah sieh mal! Wunderbar! — Wir Eisenbahn- und Brückenbauer! — Wir Selbstbewußten! — Die Poesie eben nur so eine Bouboispielererei, für die wir — Männer von heute natürlich nur so ein gewisses — Lächeln haben! — Frauenzimmersache! Inferiorität! —

Ernst (lächelt): Nun, nun!

Asta: Viel Dank für diese Art von Wohlwollen und Geltenlassen! — Läßt uns — Damen diese Neigung für's Poetische wirklich so gut? — Ich meinerseits danke ergebenst für diesen so ungemein zivilisierten Standpunkt! — O ja, diese polierten, so ungemein geschiedten Herren! — Und dann dieses Sphingrätsel von Weib, aus dem sie nachher so gar nicht geschiedt werden können! — So wundern sie sich über die Geduld und Neigung, die die Frauen oft den sogenannten brutalen Männern entgegenbringen, daß ein Weib Zornworte hinnimmt, Anschübe von Zähzorn, ja, unter Umständen wohl sogar Prügel: weil sie's nicht begreifen können, weshalb einem wahren Weibe solch ein Mann unter Umständen hundertmal lieber sein muß, als solch ein zivilisierter Dünkelmeier mit all seinen sabenscheinigen Politeffen. —

Ernst: Aber Liebste! Weshalb bist Du so aufgebracht? — lieber meine doch so harmlose Bemerkung?

Asta: O, bin ich nur aufgebracht? — Eh nun ja! Lassen wir das alles! —

Ernst: Aber nicht wahr? — Ich glaube doch kaum, daß eine derartige Erörterung zwischen uns von nöten ist.

Asta (abgewandt): Jaja. — (Steht einen Augenblick gesenkten Blickes da, dann): Ich habe noch draußen zu thun. — (Wendet sich gegen die Flügelthür rechts.)

Ernst: Aſta! —

Aſta (bleibt ſtehen.)

Ernst (tritt auf ſie zu): Nun?

Aſta (hebt das Geſicht zu ihm auf.)

Ernst (küßt ſie auf den Mund): Und bekomme ich ine Hand?

Aſta (giebt ihm ſchmelzend die Hand.)

Ernst: Sind wir im Kleinen?

Aſta (küßt): Ja. — Aber entſchuldige mich, ich habe Eile. —

(Geht auf die Flügelthür zu; bleibt aber, die Hand auf der Klinke, ſtehen und lauſcht):
Still! — (Mit nervöſem Lachen): Ah, der Herr Doktor! — (Tritt von der
Thür ins Zimmer zurück): Bah! Was hat er denn heute wieder für
knarrende Stiefeln an! — Schrecklich! —

Ernst (lächelt.) —

(Es klopf.)

Aſta (halb ſpöttiſch, halb aufgereg): Herein!

Heinrich (tritt ins Zimmer. — Mittelgroß, ſchlank, fein, lichtblond, bart-
los. — Schwarzer Jaquetanzug. — Lege Haltung. Ende der Zwanziger. — Leiſe,
nervöſe Stimme; lächelt) Guten Abend?

Aſta (muſtert ihn mit ſpöttiſchem Blick, lacht.)

Heinrich (bleibt bei ihr ſtehen und ſieht ihr mit einem Lächeln ins Geſicht.)

Aſta: Nun, Verehrteſter? — Sie ſchleichen ſich ja mal wieder
'rein wie ein armer Sünder?

Heinrich (wie vorhin): Hehe! —

Aſta (mit einem Naſerümpfen): Mein Gott, ſehen Sie einen nicht
ſo dumm an!

Heinrich (wie vorhin): Hehe! —

Aſta (irritiert): Bah! — (Schreitet an ihm vorbei, geht haſtig hinaus
und ſchlägt die Thür hinter ſich zu.)

Heinrich (ſieht ihr nach, wendet ſich dann zu Ernst und reicht ihm die
Hand): Guten Abend!

Ernst (der verlegen den Vorgang beobachtet hat): Guten Abend! — Du
wirſt entſchuldigend: Aſta iſt nicht recht wohl.

Heinrich (iſt in einen Sefſel geſunken, ſitzt in müder Haltung und ſieht
vor ſich hin. Hat zunächſt nicht geantwortet. Dann nach einer Weile, aus ſeiner
Stellung auffahrend): Willſt Du mir einen Kognak geben? — Mir iſt ein
bißchen — fade. — Hehe! —

Ernst: Gern! — (Geht zum Büffet, ſchenkt Kognak ein.)

Heinrich (wie vorhin): Wohl weil ich für Aſta nicht gleich eine
Replik hatte. — Hehe! — Du glaubſt nicht, wie mich das — wurmt. —

Ernst (ihm den Kognal reichend, lächelt): So so! — Bitte. —

Heinrich (nimmt ihm das Glas aus der Hand, stürzt den Kognal hinunter): Allen Dank! — (Zerstrent, aufgereg): Möchtest Du mir noch — hehe! — Eh — Möchtest Du mir also noch eine Zigarette geben?

Ernst (präsentiert ihm sein Etui): Bediene Dich!

Heinrich (hastig, zerstreut): Danke! Danke! — (Nimmt, zündet an, raucht.) Asta ist nicht wohl?

Ernst (immer noch verlegen; hat sich niedergelassen): Nein. — Sie ist wohl etwas nervös. — Sie hat so beängstigende Träume. —

Heinrich: Beängstigende Träume?

Ernst: Nun, und — Du? —

Heinrich (aus einem Nachdenken heraus): Ich? — (Nervös): M! — Dieses unleidliche Gefühl! — Ich lausche fortwährend hinaus. — Weißt Du, so mit allen Nerven! — Es ist ganz unwillkürlich. — Wie mir's geht? Nu! —

Ernst (lächelnd): Ich sehe schon, Du kannst Dich mit Asta trösten, wie's scheint.

Heinrich: Jaja. — (Zerstrent.) Ich — weiß nicht. — Ich mag wohl — in der letzten Zeit zuviel am Schreibtisch gehockt haben.

Ernst (lächelnd): So so. — Nun, bei Dir ist das ja so eine problematische Geschichte! — Die reine Sensitive und dabei — zäh wie eine Kacke. — Wirklich, eigentlich: so paradox sich das ausnehmen mag: Du bist der robusteste Mensch von der Welt. — Wenn ich bedenke, wie Du bei Deiner empfindsamen Konstitution alle unsere Suiten so mitgemacht hast? — Mancheiner hat seitdem ins Gras gebissen, von dem man's nicht erwartet hätte, und Du?

Heinrich: Hehe! — Unkraut zc. — (Dann nachdenklicher): Ja, wozu's einen aufspart? — (Nervöse Aufmerksamkeit zur Flügelthür hin.)

Ernst: O, nun nun!

Heinrich: Hehe! — Ach bitte, ich bin kein — Pessimist! — (Wüde): Nur eins: ich bin so furchtbar weise geworden. — Hehe! — Das ist Glück und Malheur, ist alles in allem. — Positivismus. — Hehe! — (Pauke.) — Hm! — Ja! — Du bist Techniker, haust da eine Bahn, bist immer in Deinem Gang, in Deiner Tretmühle, wie man so sagt: Ach, es ist ganz schön! —

Ernst: O ja! — wohl wahr! —

Heinrich (nervös, stockend, zerstreut, immer mit dieser leisen, unruhigen Aufmerksamkeit zur Flügelthür hin, die aber Ernst nicht gerade auffällig werden darf): Eh — Arbeit und Zerstreuungen: alles ist geordnet. Es ist Regel

da und sozusagen: verstehst Du? Raum und Zeit. — Hehe! — Aber ich: in einem Tage können bei mir Wochen neben Sekunden liegen. — Ich — ich bin so furchtbar — frei! — (Stöhnt, streicht sich über die Stirn.) — Eh — frei! — Ja, aber nie spürst Du mit so grausamer Deutlichkeit, wie abhängig, wie unbestimmt jede unsrer kleinsten Bewegungen ist, wie in dieser Freiheit von Pflicht und Beruf. — Es zieht Dich dahin und dorthin; alles scheint eine Willkür außer Dir zu sein, der Du unterworfen bist. — Nur dies Eine: es ist in Dir ein Betrachten, das wie an einem Strom sitzt und die Wellen gleiten sieht. — Wie im Raum- und Zeitlosen bin ich oft. — (Stöhnt.) Verstehst Du das? — Nein! — Es ist Reichtum, Glück, Fülle, Leere, Wein, Dual: alles, alles, alles. —

(Schweigen.)

Ernst (mit Teilnahme): O aber: Du hast doch eigentlich eine so zähe Willensenergie, so eine eigentlich geradezu unverwundliche innerliche geistige Betriebsamkeit, und eigentlich, versteh mich recht! so etwas Kindliches, Leichtes, von einem Eindruck zum andern, wie die Eindrücke für die Kinder, man möchte sagen, etwas geradezu magnetisch Lockendes haben. Ein Nietzscheaner würde sagen: so etwas — Tänzerisches, Dionysisches. — (Er lächelt.)

Heinrich: Hehe! — Sehr weise! — Übrigens: wahr! Gewiß! — (Erhebt sich; man merkt ihm immer noch das Ringen mit jener oben erwähnten Aufmerksamkeit an.) Aber, was ich sagen wollte — hehe! — Ich . . . Sagt' ich vorhin, ich hätte in der letzten Zeit zuviel am Schreibtisch gefressen? Eh — hehe! — offengestanden: das war wohl nur eine Ausflucht. — (Sehr verlegen): Ich — hm! — Ich . . . Wenn ich Dir offen gestehen soll . . . (Plötzlich): Uta ist also nicht wohl?

Ernst: O, wie gesagt: nur unbedeutend.

Heinrich: So so. — Unbedeutend. — Jaja — hm! — (Sieht ihn mit gekniffenen Augen an; unsicher): Eh — sag mal: Du bist so — verlegen? Es ist was in Deinem Benehmen: sollte es Dir peinlich sein, daß ich da bin?

Ernst (lebhast): Aber Bester! was sind das wieder mal für Grillen?

Heinrich (beschämt, verlegen): Ah, ja ja! — Aber ja. — Hehe! — Aber selbstverständlich: umgekehrt! umgekehrt! — Hehe! — Mir ist's peinlich, daß ich hier bin! — Mir! — Peinlich. — Hm! — Peinlich? Ernst: Ja aber, Liebster! Ich bitte Dich, weshalb?

Heinrich: Weshalb? Weshalb? — (Verzweifelt): Ah verdammt,

nein! — Dieses Gefühl könnte einen ja — wahnsinnig machen! — Du entsinnst Dich: ich sagte vorhin: Dieses sonderbare, unwillkürliche Nervenlaufscheu nach draußen. —

Ernst: Armer Kerl, Du bist sehr nervös.

Heinrich: Ach nervös! Nervös! — Das ist es nicht! Das nicht! — Auch! Ja! — Aber was heißt nervös? Es ist da noch . . . Nein! Das ist wohl nicht gut zu sagen. — Oh — so eine (durch die zusammengeknirschten Zähne) komplizierte Geschichte. —

(Eine Weile auf und ab.)

(Dart, schnell): Ja! — Mir ist's peinlich! — Und zwar — hehe! — weißt Du? Das ist wieder so was Eigentümliches: weil's mich hergetrieben hat zu Euch, förmlich hergezogen, verstehst Du?

Ernst (lacht): Nu, ich bitte Dich: das ist doch aber wohl selbstverständlich, wo Du so lange nicht dagewesen bist.

Heinrich (verlegen): Hehe! — Na ja. — Hehe! — Ich — kann mich Dir eben nicht recht verständlich machen. — He! — Es — ist ja auch so thöricht! So thöricht. — Nun ja, gewiß: es wäre natürlich, mein' ich, und ist natürlich, wenn ich geru zu Euch komme, aber mit einer gewissen Freiheit geru, verstehst Du? — Nicht, daß es wie ein Zwang ist. — Aber nun bin ich schon den ganzen Nachmittag in so einem wunderlichen Zustande gewesen, in einem Zustande — ja! he! wie nur? — So eine Unruhe; als wenn da in mir — noch eine andere, zweite Person wäre, die mich — herreibt — eh! hierherzieht zu Euch. —

Ernst (lächelt): O o! — Das ist ja aber ganz merkwürdig?

Heinrich (sieht ihn an): Hehe!

Ernst: Was hast Du?

Heinrich (leischthin): Ach, mir kam eben nur so ein Gedanke. — Merkwürdig, sagst Du? — In gewisser Hinsicht ganz und gar nicht. — Ich habe die Komponenten meines Zustandes — hehe! — völlig in der Hand, und sie sind in einer gewissen Beziehung gar nicht so sehr mysteriös. — Aber immerhin — (Nachdenklich, finster): Es ist ja alles so problematisch! — (Dann hastig): Ja, und ich hätte gerade deshalb nicht herkommen sollen. — Ich wollt's auch nicht. — Ich wollte auf die Eisbahn gehn und Schlittschuh laufen: aber — es war eben stärker. — Hehe! — Aber Du: ja! — (Wischt sich über die Stirn, ängst): Ich vermute, es wird doch wohl nur so etwas wie Nervosität sein; Denn, denke! — hehe! — kannst Du Dir — vorstellen: es ist nämlich — wegen — Aha . . .

Ernst: Ah, nauu?! — Wegen — Afta? — (lacht.) Na aber! — Wie denn?! — Wieso?!

Heinrich (sieht ihn an): Ah, wie wunderbar wohlthuend mir Dein Lachen ist! — Ja, förmlich wohlthuend! — Hehe! — Nein, aber — da ist ja die ganze Sache: Du weißt ja — hehe! daß wir uns beide nicht so besonders — grün sind — hehe!

Ernst: Wie sagst Du? — Nicht so besonders grün sind?

Heinrich: Hehe! — Nu, wie man so sagt: Du weißt ja, so unsere kleinen Redereien.

Ernst: Ah so. — Nun ja.

Heinrich: Weißt Du? Es ist nichts — hehe! — als daß ich ihr unterlegen bin. — Unglaublich! Hehe! — Nicht wahr? — Sicher ist es das und weiter nichts. — hm! — Ja! Jawohl! — Du weißt ja, der Bauernjunge, der denuoch aber Geist und Ehrgeiz genug hat — hehe! — Verstehst Du? — Ja — hehe! — so eine Art ohnmächtigen Ehrgeizes nach einer Rebauche. — (Ängstlich): Aber sag mal! meinst Du nicht auch, daß das zu so etwas wie ernstern Verstimmungen Veranlassung geben könnte? — (Dringlich): Du, meinst Du nicht auch, es wäre das beste, ich läme gar nicht mehr zu Euch her?

Ernst: Ja, aber — lieber Kerl! — Hehe! — (Sucht die Axteln, lächelt, ihm verständnislos ins Gesicht sehend.)

Heinrich (mit einer scharfen Geste): Von! — Usinn! — Fatum!

Ernst (lacht): Nauu aber, mein Junge! — Hahaha! — Nichts für ungut: (Klopft ihm auf die Schulter) Ander Thema, nicht wahr? — Hahahaha! — Du darfst Dir denn doch aber nicht zu sehr aumerken lassen, daß Du an einem Werk über die — Romantik schreibst! — Hahaha! —

Heinrich (plötzlich): Du, sag mal: Afta mag mich am Ende doch wohl nicht recht leiden!

Ernst (humoristisch, ärgerlich): Ach nu aber erustlich Schluß! Am Ende wohl wer weiß was noch? — Ganz dasselbe befürchtet sie im Gegenteil von Dir!

Heinrich: Ah! — Von mir! — hm! Du hast recht: ander Thema! — (Läßt sich wieder auf seinen Sessel nieder.) Willst Du mir eine frische Zigarette geben?

Ernst (präsentiert): Bitte.

Heinrich (bedient sich, zündet an, raucht hastig, lauscht): Ging nicht draußen die Thür? — Scheußlich! — Eh, weißt Du, welche Weiber

mir eigentlich die angenehmsten sind? — Nein, wie geschwägig ich heute bin! — (Sich hin, streicht sich über die Stirn.)

Ernst (der sich wieder niedergelassen hat): O bitte, sehr erfreulich, Deine — Geschwägigkeit?

Heinrich (gestreut): So! — Jaja. — Ja also: Da kannst Du sehen, was ich für ein Reaktionär geworden bin: Denke Dir, diese ruhigen Gesichter mit dem schlichten Madonnenscheitel.

Ernst (lacht): So? Wirklich?

Heinrich (verlegen): Ach, es ist Unsinn, nicht wahr?

Ernst (aufgeräumt): Nun! — Also das Vorbild der deutschen Hausfrau gewissermaßen, nicht wahr? — Die linde Hand? Die häuslich Stillwaltende? Die — u. . . Wirklich? — Na, immerhin einigermaßen verblüffend! — (Lacht.)

Heinrich (nachdenklich, leise): Nein. — Hehe! — So — Imogen, Ophelia, Desdemona.

Ernst (lacht): Sieh mal!

Heinrich (wie oben): Es liegt so viel — Mütterlichkeit in diesem — jungfräulichen Wesen, das die ungezähmtesten Männertemperaturen bändigte. — Diese großen, wilden Kinder!

(Kleine Pause.)

(Aufstehend, leidenschaftlich): Ach, wie mir diese moderne Sorte von Weibern zuwider ist! Diese — Emancipierten! — Um! — (Nachdenklicher) Unruhigen? — (Eifrig): Aber Du! Nein: wenn einer so recht Langlebige hat — hehe! — und — hehe! — gar nichts — Vernünftiges mehr anzufangen weiß, hier könnte er vielleicht etwas zu thun bekommen. Wie? — Hehe! —

Ernst: Hahaha! — Den — Bändiger spielen, meinst Du?

Heinrich (gestreut): Spielen? — (Fährt gegen die Thür her, lauscht): Ah, da kommt sie! — Hehe! —

Ernst: Wer?

Heinrich (immer nach der Thür blickend): Hehe! — Nu, Asta! Asta! — Mir war, als müßte sie kommen.

Ernst (lacht): Mystisch.

Heinrich (ohne von der Thür wegzusehen): Aber natürlich! — Was weiter! — Hehe!

Asta (tritt ins Zimmer).

Ernst: Schon zurück?

Asta (leise): Ja. — (Wählt sich still nieder, blickt vor sich hin.)

(Schweigen.)

Heinrich (sitzt da, den Blick fest mit einem Lächeln auf ihr haften lassend).

Asta (wird unruhig, erhebt sich dann, tritt auf Heinrich zu, hält ihm die Hand hin; gepreßt, mit Verlegenheit, aber mit Haltung): Pardon! Ich war vorhin gegen Sie — ungezogen.

Heinrich (nach einem momentanen Zögern, während dessen er sie lächelnd angeblickt): O gegen mich! — Ich — bitte Sie! — Hehe! —

Asta (sieht ihn groß und zornig an): Wie meinen Sie das?!

Heinrich: O — hehe! — Sie überraschen mich? Wollen Sie mit einem Mal anders gegen mich sein, als wie Sie's immer waren?

Ernst (lacht): Ungezogen?

Heinrich: Wie? — O, haben Sie mich nicht immer als — guten Kameraden behandelt?

Asta (verlegen, stolz): Kurz und gut: ich . . .

Heinrich (immer den Blick auf ihr haften lassend): Hehe! — Weßhalb wollen Sie mit einem Mal anders mit mir verkehren, als wie immer? — Was hab' ich Ihnen gethan? — Ich bitte Sie, wollen wir nicht mehr gute Kameraden sein, wie immer? — Hehe!

Asta (wendet sich, unangenehm berührt, ab, zuckt die Achseln): Bah! — (Geht zu ihrem Sitz zurück; sitzt mit eingeknickter Unterlippe, spielt mit der Sesselquaste.)

Heinrich (beobachtet sie noch einen Augenblick mit scharfem, lächelndem Blick, dann schen, verlegen): Sind — sind Sie mir wegen etwas — böse?

Asta (lacht plötzlich): Ach nein, nein! — Gar nicht! — 's ist gut!

Heinrich: Hehe!

Ernst: Na! — (Mäuspert sich.) — Also, Kinder! Auser Bild! — Sagt mal, wie wäre denn das eigentlich: wollen wir uns nicht zu Weihnachten wieder mal einen Baum anzünden? — Du mußt nämlich wissen, daß wir diesmal Astas Schwesterchen hier haben. — Wie, Kind? Meinst Du nicht auch? — Helene ist das ja von Hause so gewohnt.

Asta (die in einer bequemen Haltung in ihrem Sessel liegt): Aber ja! — Wie Du denkst! Ganz wie Du denkst!

Ernst (munter): Uebrigens: sieh Dir mal unsern lieben Heinz an! meinst Du nicht auch, daß Helene zu ihm paßt? Wirklich, ich freue mich, Euch beiden Blondköpfe mal so nebeneinander zu sehn. Ich habe in der letzten Zeit das Bild öfters vor Augen gehabt. Überhaupt: ich denke, mein Sohn! Ihr werdet Euch miteinander vertragen; denn eigentlich ist sie so recht nach Deinem Ideal. — Hahaha! — Er sagte nämlich vorhin, er hätte diese — Weiber so geru, so Imogen, Ophelia, Desdemona, weißt Du?

Asta (lacht): Ah. —

Ernst: Diese Emanzipierten von heute aber, diese modernen Frauenzimmer kann er für den Tod nicht ausstehn; er geriet ja vorhin förmlich in Rage. — Nun, mein Sohn! Da wirft Du die Verkörperung Deines Typus haben. Denke Dir so ein liebes, blondes, deutsches Mädel, munter und witzig, wie Imogen, lieb, wie Ophelia und taubensanft, wie Desdemona, dann hast Du ungefähr einen Begriff von meiner kleinen Schwägerin.

Asta (lacht; mit etwas gepreßtem Humor): Also wissen Sie: kurz und gut: so ungefähr das Gegenteil von meiner Ruppigkeit.

Ernst: Nein, im Ernst, lieber Junge! Du wirst Dich freuen, sie kennen zu lernen.

Heinrich (gepreßt, verlegen): O sicher, sicher.

Asta (lebhaft aus ihrem Sessel vorgebeugt, beobachtet Heinrich interessiert).

Ernst: Na, und überhaupt, lieber Sohn! ich will Dir mal was sagen: Ich glaube, ich beurteile Deine Lage richtig, wenn ich Dir sage: Dir Rußstopp und Büchertwurm fehlt nichts, als ein vernünftiges Weib. — Verstehst Du? Gerade so ein munteres, hübsches Frauchen. — Wenn Du Dir raten lassen willst, so sieh Dir unsre Lene mal 'n bißchen mit diesbezüglichen Augen an, verstehst Du?

Heinrich: Hehe! — Ja! — Hehe! —

Asta (fährt plötzlich in die Höhe, erhebt sich; erregt): Ah, abscheulich! (Thut ein paar Schritte, die Hände im Genick gefaltet.)

Ernst: Was ist Dir?

Asta (nimmt sich zusammen): Ah nichts, nichts. — (Läßt sich wieder nieder, sieht beiseite, spielt mit der Sesselquaste.)

Heinrich (heiser, hastig): Möchtest Du mir noch eine Zigarette geben?

Ernst: hm! — Gern! — Bitte! — (Präsentiert.)

Heinrich (wie vorhin): Danke, danke! — (Bedient sich u. f. w.)

Ernst: Ich finde eigentlich, Du bist wieder mal ein sehr leistungsfähiger Raucher!

Asta: Ah ja!

Heinrich: Hehe! — (Gepreßt): O, ich habe mich völlig an das Nikotin gewöhnt.

Ernst: Nun! —

Asta (erregt): Bö! — Aber ja: ich weiß ja schon. — Weihnachtsbaum anzünden und so etwas: Familiensumpelei! — Mag der Herr Doktor nicht! Ist ihm zuwider!! — Er hat ja die ganze Zeit, die Du gesprochen, den Ironischen gemacht!

Heinrich (betrachtet lächelnd seine Zigarette).

Asta: Wie?! — Oder nicht?! — Nicht mal das?!

(Pauze.)

Heinrich (erhebt sich plötzlich, geht im Zimmer umher, bald dies, bald jenes betrachtend, bleibt vor einem Bilde stehen): Hehe! — Knaus! Der Dorfsteufel! Heißt es nicht der Dorfsteufel?

Ernst (ein wenig verstimmt): Ah so! — Ja! — Ich glaube. —

Heinrich (kommt wieder nach vorn zu den beiden, gekniffen): Ja! — Hehe! — Ich — hm! — Ich würde mich ja freuen, den Weihnachtsabend mit Euch verbringen zu dürfen, (mit Empfindung) Du weißt, wie sehr? — aber ich hatte für diesmal vor . . . Ich bin so lange nicht bei meinen Angehörigen gewesen. — Also: ich dachte, zu Weihnachten wieder mal zu Hause zu sein, auf dem Lande . . .

Ernst: Ah so! — Schade! — Das wäre dann ja freilich wieder etwas anderes.

Heinrich (verlegen): Eh, das heißt . . . Ich weiß nicht . . . Es war so ein Vorsatz —

Asta (lacht laut).

Heinrich (zuckt zusammen): Ah! Sie — lachen — — — Hehe! —

Asta: Na etwa nicht?!

Heinrich (setzt sich wieder, blickt stumm vor sich hin).

Asta (erhebt sich, tritt zum Fenster).

Heinrich (halb wie zu sich selbst, stockend): Mit dem Baum . . . Warum sollte man sich nicht einen Baum anzünden. —

Asta (wendet sich hastig): O bitte! Ganz wie Sie meinen!

Ernst (räuspert sich; dann gleichsam Aastas letzte Worte verdeckend): Ja, aber sag mal, Lieber! immerhin kommt mir Dein Entschluß ziemlich überraschend! Du bist doch jahrelang nicht zu Hause gewesen: und nun —

Heinrich (sich zusammenraffend): Jaja, eben! Deswegen! — Es — hehe! — Der Bauer! Verstehst Du? — Der Bauer! — Ich muß wieder mal so neben meinem Vater durch die Felder gehen. Dieser — Stadtverkehr fängt an, mich zu sehr zu komplizieren. Ich — hehe! — ich fange an, so — verzwickt zu werden. Ich bekomme es mit — mit so einem gewissen — Bauernmisträuen, das sich selbst gegen die Freunde richtet, verstehst Du? — Eh — (Er erhebt sich, geht verlegen auf und ab.) Ich — glaube — hehe! — ich glaube, ich fange an — schlecht zu werden. (Vor dem Bilde, gepreßt.) Ich muß fort! — Ich muß unbedingt für einige Zeit fort! —

Ernst: hm! — Ich — verstehe Dich nicht ganz, sicher übertreibst Du irgendwie: aber —

Heinrich (kommt zurück, läßt sich wieder nieder).

Ernst: Im übrigen begreife ich ja ganz wohl, daß es Dir eine wohlthuende Abwechslung sein muß. — — —

Asta (nimmt sich beim Fenstertischchen eine Arbeit vor).

Ernst (verstimmt): Schade, schade! Ich hoffte, wir würden dies Jahr mal ein recht fröhliches Weihnachten miteinander verleben. —

Heinrich: Hehe!

Asta (plötzlich ausbrechend): O abscheulich! Wann werden Sie sich endlich einmal dieses „Hehe“ abgewöhnen können! — (Ihm nervös, wie den Fels, den ihr eine Infosynkrasie verursacht, übertäubend, nachahmend): „Hehe!“ — „Hehe!“

Heinrich (unwillkürlich): Hehe! —

Asta (wirft zornig ihre Arbeit auf das Tischchen).

Ernst: Aber Du weißt ja: es ist ihm zur anderen Natur geworden! (Schweigen.)

Heinrich (hat sich erhoben; steht da mit finsterem, gerungeltem Gesicht, mit zusammengekniffenen Fäusten, wie ein Verbrecher).

Asta (heftig, halb weinend): O, es ist so! — Pfui! — Diese kalte, böse Ironie! — Diese . . . Diese . . .

Heinrich (wie vorher).

Asta: Was giebt Ihnen die Veranlassung zu diesem gekniffenen, ironischen Wesen fortwährend! — Pfui!

Ernst (blickt stumm und verstimmt vor sich hin).

Heinrich (sich zusammenraffend, mühsam seine Haltung wachend): Leb wohl! — (Wendet sich schnell zum Gehen.)

Ernst (erhebt sich schnell, ihm nach): Heinz!

Heinrich (bleibt stehen, ohne ihn anzusehen).

Ernst (mit Teilnahme, seine Hand ergreifend): Ich will Dich, kann Dich unter diesen Umständen natürlich nicht halten. — Also — leb wohl! und — glückliche Reise! Ich hoffe, wir werden uns — dann — fröhlicher wiedersehen! — Leb wohl!

Heinrich (gespreizt): Adieu! — (Ab.)

Ernst (wendet sich langsam, verstimmt wieder in das Zimmer zurück).

Asta (hat ihn einen Augenblick bewegt beobachtet; dann schnell auf ihn zu, umarmt ihn mit Leidenschaft): Du Guter!

Ernst: Es thut mir aber doch leid, daß er so gegangen ist.

Asta: Es — wird für uns — Alle das beste sein. —





Gedichte von Ludwig Jacobowski.¹⁾

(Berlin.)

Leuchtende Tage.

Und, unsre leuchtenden Tage
Glänzen wie ewige Sterne.
Als Trost für künftige Klage
Glänhn sie aus goldener Ferne.

Nicht weinen, weil sie vorüber!
Lächeln, weil sie gewesen!
Und werden die Tage auch trüber,
Unsere Sterne erlösen!

Und eine Stimme . . .

Und eine Stimme rief in meine Nacht:

„Ich bin bei dir, du aber giebst nicht acht!
Sieh meine Hand, du aber greiffst sie nicht!
Ich rufe dich, doch leer ist dein Gesicht!
Ich frage dich, doch still bleibt's in der Mund!
Ich speise dich, geschlossen wehrt dein Mund!
Ich tränke dich, du kehrest dich dürstend um,
Und bin ich stumm, so bist du doppelt stumm!

Sieh her, mein Haar soll dir ein Kissen sein;
Ich schneid' es ab, auf daß du weicher ruhst!
Du aber lagerst dich auf kalten Stein,
Wie du's in allen harten Nächten thust,
Und schlummerst ein.

Was soll ich thun? Dein Schweigen schlägt mich wund!“

Ich heb' den Blick, und höhnisch lacht mein Mund:
„So stirb für mich in dieser selben Stund!“

Ausblüht ein Schuß, dann rollt es durch die Nacht. —

Da schrei ich jählings auf und — bin erwacht.

¹⁾ Aus einer im März erscheinenden Sammlung „Leuchtende Tage“ (Minden, J. C. C. Neuns).

Wann ich liebe . . .

Wenn ich mit frohbeglückten Händen
 Dir zärtlich streiche das Gesicht, —
 O, glaub' mir nicht!
 Und runde ich um deine Haare
 Den hellsten Reif aus Edelstein, —
 Du bist nicht mein!
 Und schwöre ich: dein holdes Bildnis
 Ist Keuchte meiner Lebensspur, —
 So lächle nur!

Doch wenn ich jäh herüberziffe
 Dein stolzes Haupt mit einem Ruck,
 Und küßte dich mit wildem Bisse,
 Daß kaum du sammeln kannst: „Genug!“
 Und bluteten dir beide Füße
 Vor meiner Peitsche rotem Strich,
 — Wehthun schafft tausendfache Süße! —
 Dann lieb' ich dich;
 Dann lieb' ich dich!

Siegerin.

Nimm dich in acht, mein Lieb, du kennst mich nicht!
 So wie der Goldgrund alter Schloßtapeten
 Durch tausend übermalte Farben bricht,
 Um sonnenleuchtend an den Tag zu treten, —
 So wie im Steppenbrande Halm für Halm
 Jählings verknistert durch die Flammen fliegen,
 Um immer wieder aus dem Aschenqualm
 Den schlanken Siegerleib im Licht zu wiegen, —
 So treib' nur hin, so toll' nur lachend hin,
 Wo weiße Frauenarme dich umwinden:
 Denn immer, — weil ich deine Sehnsucht bin, —
 Wirßt du in fremden meine Seele finden!

Nach Hause.

Das macht die Sommernacht so schwer:
 Die Sehnsucht kommt und setzt sich her,
 Und freichet mir die Wangen.
 Man hat so wunderlichen Sinn,
 Man will wohin, weiß nicht wohin,
 Und steht und guckt sich bange.

Wonach?

Die Fackel in der Hand,
 So weist die Sehnsucht weit ins Land,
 Wo tausend Wege münden.

Ach! Einen möchte ich schon gehn,
 „Nach Hause!“ müßte drüber stehn. —
 O Herz, nun geh' ihn finden!

Sehnsucht.

Alte Gruben schaufle um, Tiefer werden sie und breiter; Altes Leid wird nimmer stumm, Denn im neuen schluchzt es weiter;	Alter Wein, der unverfehret, Kocht in seines Saftes Gluten; Alte Sehnsucht schwillt und nährt Sich vom eigenen Verbluten.
---	--



Puis de Chavannes und Félicien Rops.

Von Michael Georg Conrad.

(München.)

Die Welt der Schönheit und des Geistes hat im vergangenen Jahre zwei ihrer hervorragendsten europäischen Repräsentanten in Paris verloren: die Künstler Chavannes und Rops.

Ich schlage eins unserer großen deutschen Nachschlagebücher auf, diese monumentalen Alleswiffer unserer gelehrten deutschen Kultur — ich schlage das andere auf: sie wissen beide nichts von diesen großen Künstlern. Aber sie wissen z. B. uns ausführlich zu unterrichten über einen Theologen des vorigen Jahrhunderts, der auch Chavannes geheissen.

Der Maler Puis de Chavannes hat seit zwanzig Jahren mit seinen gewaltigen Fresken die Wände des Pantheons, des Rathauses und der Sorbonne in Paris lebendig gemacht und eine Flut von Schönheit über eine Reihe der größeren Provinzstädte, Lyon, Marseille u. s. w., ausgegossen. Er war offiziell in die Mode gekommen, der Staat ehrte in ihm eine Säule vaterländischen Ruhmes und zeigte sich nicht kühlerig.

Hätte Puis de Chavannes die Geduld verloren oder wäre er zwanzig Jahre früher aus dem Leben geschieden oder mit den von klugen Vorfahren angesammelten Lebensgütern weniger haushälterisch umgegangen: der gute Staat hätte kaum Notiz von ihm genommen. Puis, von Anfang an ein Eigener, ein Stillter, darum auch von der herrschenden Kritik zuerst Verhöhneter, dann Belächelter, dann hart Befehdeter, konnte abwarten. Er brauchte nicht von seiner Arbeit zu leben. Er brauchte seine Kunst nicht um das Stückchen Brot anzuflehen, das vom Hungertode errettet, den Körper erhält, aber oft den

Geist und Charakter mordet. Auch die Demütigung blieb ihm erspart, mit gekrümmtem Rücken und schmeichelnden Worten auszuziehen, um Gönner, Förderer, Protektoren zu suchen und ihnen sein Werk zu verkuppeln. Seine materielle Unabhängigkeit erleichterte es ihm, zeit seines Lebens und Schaffens ein vornehmer Mensch und unbeeinflussbarer Künstler zu bleiben. Seine Kunst war nicht verurteilt, nach Brot zu gehen, sie konnte sich auf dem großen, freien Fuße selbstherrlichen Liebhabertums einrichten. Unbelehrt von den Moden und Launen und Doktrinen des Tages kam sie aus der Provinz nach Paris, und nachdem sie sich in der Hauptstadt häuslich eingerichtet, hielt sie sich ebenso unbelehrt und ungestört von den Einflüssen, die von den Salons, den Akademien, den Saliquen und Schulen kamen. Sie pochten stürmisch an die Thür, aber der Hausherr hielt sie lächelnd verschlossen. Und als eines Tages der Triumph kam und Einlaß begehrte, um den Hausherrn in geräuschvoller Weise zu feiern, da fand man einen schlichten Arbeiter, der sich jeden Spektakel bei seiner Hautierung verbat.

Ich erinnere mich noch sehr gut des großen Eindrucks, den sein Wandgemälde *Ludus pro patria* im Weltausstellungsjahr 1878 im Salon auf Einheimische und Fremde machte. In der deutschen Ausstellung lärmt damals Haus Makart mit seinem Einzug Kaiser Karls V., der Augenweide aller flachen Genüßlinge und Maulaffen. Und wenn man von Makart hinüberging zu Buis de Chavannes, so hatte man das Gefühl, aus einem schwülen Harem in einen frühlingssrischen Wald oder aus einem Tangel in einen Tempel auf sonnenstillter Höhe zu treten. So bewegt und erschüttert war ich in meinem Innern, daß mir Thränen in die Augen kamen. Es war das erste Werk von Buis de Chavannes, dem ich gegenüberstand. Den Namen des Meisters kannte ich bis dahin nur aus abfälligen Kritiken, namentlich aus den hohnvoll schulmeisternden Schreibereien des Monsieur Castagnary, der als ein Bannerträger und Bahnbrecher der Jungen und Neuen galt und doch so gräßlich verblindet war.

Damals begann sich das Blatt zu wenden. Es half nichts mehr, ewig auf den gleichen Vorwürfen der Pedanten herumzureiten: Buis wisse nicht zu zeichnen, nicht zu gruppieren, seine Perspektive sei mangelhaft, seine Farbe stumpf, seine Auffassung nicht geistreich u. s. w. Die wunderbare Harmonie und Schlichtheit seiner Bilder, ihre tiefe Seelenkraft, ihre persönliche Wahrhaftigkeit und intensive Selbstverständlichkeit entwickelten eine so sieghafte, suggestive Kraft, daß kein Widerspruch

mehr verding. Und die Beguer, als sie die Anhängererschaft selbst im Kreise der Künstler täglich wachsen sahen, schwankten ein und machten Konzessionen. Wenn sie noch mit einiger Hartnäckigkeit am Figürlichen mäkelten, dem Landschaftlichen vermochten sie die innigen, poetischen Reize der Farbe und dem Gesamttone den Zauber lebendiger Schönheit nicht mehr abzustreiten. Und so schritt Puvis de Chavannes in seiner reinen, persönlichen Seelenkunst schaffend den Weg zu Ende, ohne nach links oder rechts zu blicken, ohne sich jetzt durch aufdringliches Lob so wenig wie einst durch frechen Tadel in seiner schlichten Selbstsicherheit stören zu lassen.

Félicien Rops war aus Belgien, richtiger: Flandern herübergekommen. In seinem Wesen der Gegensübler zu der stillen Art des Puvis de Chavannes. Aus der Kutte des Jesuitenzüglings herausgesprungen, mit Nerven voller Sturm und Drang, mit Muskeln wie ein kampferprobter, fahrender Ritter, mit Sinnen voll Blut und Sehnsucht nach allen Offenbarungen des reichen, rätselvollen, modernen Lebens, stürzte er sich in die wildesten Wirbel der Pariser Kunst. Das spezifische Pariserturn wurde schließlich seine Domäne. Es läßt sich kein schärferer Gegensatz zu Puvis de Chavannes denken, als dieser Félicien Rops mit dem starken Zusatz von Germanenblut.

Dennoch hatten sie in einem Punkte innigste Fühlung: in dem göttlichen Stolz ihres unbeirrbaren, künstlerischen Selbstbewußtseins, in der absoluten Hingabe an ihre schöpferische Arbeit. Hochgemute, phänomenal fleißige Arbeiter waren beide — und Verächter aller banausischen Lebensgemeinheit.

„Ich gestehe niemand das Recht zu, mich zu ehren und mich auszuzeichnen, die Publikums-Dankbarkeit wäre mir der Gipfel der Demütigung. Ich weiß nicht, ob mir jemals etwas gelingt, das mich vollkommen befriedigt; aber daß ich den anderen gefalle, darauf pfeife ich, wie auf meine alten Handschuhe. Ich habe nur eine Dualität: ein Ideal — ein Ideal, das dem Publikum nichts ist oder ihm verächtlich ist.“ Solcher Aussprüche sind seine Briefe und Neben voll. Rops war ein Unerbittlicher.

Und schien er ganz in Paris aufgegangen zu sein, er war doch zu sehr Vollblut- und bewusster Rassenmensch, als daß er je das Heimweh nach seinem nordischen Geburtsland hätte überwinden können. In seinem künstlerischen Lebenswerk stehen die wundervoll gesehenen und ausgearbeiteten holländischen Typen gleichwertig neben der unerlöschlichen Serie pariserischer Weiblichkeit. Alle Techniken des Griffel-

meisters hat er herangezogen, die verschollenen wieder erweckt und verbessert, um ein allezeit bereites und möglichst vollkommenes Ausdrucksmittel für seine Wirklichkeitsbilder wie für seine diabolischen Visionen und Sensationen zu haben. Und wie ehrlich und gewissenhaft hat er gerungen, um das äußerst Erreichbare an tabelloser Wiedergabe in seinen größten und unscheinbarsten Werken zu gewinnen!

Man klassifiziere die ungeheure Summe seiner Leistungen so streng man möge, in jeder von ihm bearbeiteten Gattung hat er eine stolze Zahl von Werken ersten Ranges hinterlassen. Und wie überwältigend intim wußte er den Spuren seiner Freunde in der Litteratur zu folgen und ihr Tiefstes und Schönstes und so oft auch Bizarrstes in seine Ausdrucksweise zu übersetzen; welche neuen Töne und Rhythmen wußte er als Illustrator sui generis den Poesieen der verwegensten Satanisten nachzudichten!

Die geheimbrünstige Brüderie hat freilich nur ein Auge für die eine Seite seiner Kunst gehabt, für die Darstellung der Teufeleien des Weibes. Sicher hat Rops in diesem Punkte mehr gewagt und Schärferes und Erschreckenderes zu zeichnen vermocht, als irgend ein Zeitgenosse. Aber das lag nicht etwa an der Einseitigkeit seiner künstlerischen Instinkte oder irgend einer perversen Vorliebe, sondern an dem unerschöpflichen Reichtum des Weibermaterials, den ihm der Pariser Hegenkessel bot. Rops war einer der umfassendsten Geister und ein tiefes Gemüt obendrein. Aber seine starke analytische und satyrische Begabung bewahrte ihn vor Gemütsimperei. Seiner Pariser Überfeinerung wurde durch die angeborene blämische Robustheit die Wage gehalten.

Das steht fest: das moderne Weib hat er gemeistert, wie nicht leicht ein Zweiter. Für die psychologische Seite der modernen europäischen Kulturentwicklung, wie sie sich am nacktsten im Pariser Leben des zweiten Kaiserreichs und der dritten Republik spiegelt, hat sein künstlerisches Lebenswerk einen Quellenwert höchster Ordnung.

Es ist in Deutschland schwer, sich einen Überblick über das gesamte Schaffensgebiet dieses großen Künstlers aus erster Hand zu verschaffen. Eine Reihe hochbedeutender charakteristischer Leistungen entzieht sich bei uns von Postzeitwegen der öffentlichen Ausstellung. Ich habe das Glück gehabt, bei meinem Freunde, dem Dichter und Mäcen Wilhelm Weigand in München, eine der vollständigsten Sammlungen Rops'scher Werke zu finden, die in deutschem Privatbesitze angetroffen werden dürften.

Ein gutes und billiges Hilfsmittel zur Kopfkunde bietet das von der Pariser Zeitschrift „La Plume“ veranstaltete Kopfsheft vom 15. Juni 1896. Die Illustrationen sind schön ausgeführt und der Text entstammt ersten Federn. Wer sich von dem vielen Unsinn und verfliegenem Zeug und anderen un menschlichen Menschlichkeiten erholen will, die anlässlich des Ablebens des großen Künstlers in europäischen, namentlich deutschen Zeitschriften ins Licht gestiegen sind, darf beruhigt zu dem Kopfsheft der „Plume“ greifen. —



Heinrich und Julius Harl.

Von Wilhelm Völsche.

(Friedrichshagen.)

Es war vor dreizehn Jahren. Im Herzen von Berlin, — da, wo die Gertraudenstraße damals gegen den Spittelmarkt zu am engsten war und sich Omnibus, Pferdebahn, Droschke, alles hintereinander und beinahe übereinander, mit einem ohrzerreißenden Lärm wie in einem Schacht dahintwürgten. In dieser lieben und poetischen Gegend öffnete sich irgendwo in einer Hauswand, deren geschwärzte Firmenschilder wie eine schmutzige Himmelsleiter sich nach oben in den grauen Großstadtdunst und die Telegraphenbrähte hinein verloren, eine Pforte in ein Winkelrestaurant, dessen Namen ich vergessen habe. Dunkel schwant mir noch, als habe es „Zum Feinschmecker“ oder so ähnlich geheißen, und in der That lagen, so lange ich es kannte, hinter der blinden Fensterscheibe zwei Sardellenbrötchen, die von Fliegenklecksen schwarz waren. Dieses Lokal, in das nie die Sonne schien, hatte ganz hinten ein Vereinszimmer, wo es überhaupt ganz dunkel war, dafür aber zum Schein der ewigen Gasflamme das wurmförmige Fenster von sechs Uhr morgens bis zwölf Uhr nachts eine liebliche Musik erzeugte, indem seine Scheiben und Riegel unausgesetzt im Rhythmus der wilden Jagd im Gertraudenpaß mitzitterten und klirrten. In dieses Vereinszimmer trat ich an einem köstlichen Frühlingsabend, als draußen jenseits des Steinlabrynth's alle Knospen sprangen und der Flieder so allmächtig duftete, daß es der ganzen vereinten Kraft aller Käsekeller und Wurstgeschäfte

des Gertraudenviertels bedurfte, um wenigstens hier nichts dergleichen aufkommen zu lassen. Ich besuchte die Sitzung eines Vereins „besserer“ junger Leute, die nun einmal das Dichten nicht lassen konnten und sich allwöchentlich einmal einmütig an diesem passenden Orte versammelten, um sich gegenseitig zu bekräftigen, daß die Zeit wieder erfüllet sei, die blaue Blume wieder blühe, und eine neue Kunst im Begriff stehe, die Knospe zu brechen. Wozu die Gasflamme dann melancholisch sang und die Scheiben grade vom Kreuzen zweier Pferdebahnkolosse Alexanderplatz—Schöneberg besonders melodisch aufklirrten . . . Die niedrige Stube erfüllte, jezt bei meinem Eintritt mindestens, ein einmütig blau-grauer Tabakqualm, aus dem sich dem gebeizten Auge erst nach und nach ein paar Profile mehr oder minder menschenähnlicher Wesen entwickelten. Und da denn zwei merkwürdigste Profile, mir damals neu, aber sogleich von denen, die man nie mehr vergißt.

Das zunächst Auffälligste und so zu sagen übernatürliche daran war, daß die beiden Profile für den ersten Augenblick eigentlich identisch waren. Beide mit der gleichen, schönen Intelligenzstrich, die jederseits wie ein weißer Flügel ins Haar einbrang; bei beiden dieses Haar so schlicht und beinah widerborstig zurückgekämmt, wie zum offenen Protest gegen alle geniale Lockenkotterle; beide mit demselben verrauchten Schnurrbart und ekwelen schlecht orientierten Kinnhaaren auf der Speziegrenze zwischen Fliege und Bart; bei beiden das Auge nächst der Stirn allein ganz Seele, Feuer, Kraft, obwohl verschleiert zwischen Aneifergläsern, die nur ab und zu einen echten Blitz herausließen; und bei beiden endlich von diesem Charakterkopf abwärts zwei schwächige Körperchen von unablässig wimmelnder Bewegung, wie zwei losgetrennte, wußlige Eidechschwänze. Aber die beiden Identitäten stritten sich. Der graufige Fall, den Fichte nicht vorgesehen hat, schien eingetreten: das Ich, das sich wie die Wurst der Legende selbst verschlingt. Eine tobende Wortschlacht war entbrannt. Und mit einigem Seelenbeben erfuhr der hinzugekommene Neuling, daß diese beiden Identitäten sich gegenseitig die absolute ästhetische Ignoranz und Unfähigkeit zu jeglicher Produktion wie Kritik vorwarfen. Eine Erfahrung, die nur dadurch einigermaßen erschwert wurde, daß beide Parteien unerbittlich gleichzeitig redeten. Übrigens beide in dem Dialekt jenes weltstädtfernen, schönen Westfalenlandes, wo die Kehlen aller treuen Wiedertäufer-Enkel nicht bloß mit dem herben Duft des roten Halbkrautes, sondern auch alle mit einer gewissen Dosis Höhenrauch getauft sind, der sich anmutig durch eine gewisse Zungenrauhigkeit und Silbenverschluckung da-

hinnebelt. Inbessen eine kurze Weile nur, und der Zuhörer war allseitig beruhigt. In der Bewegung der Debatte ging ihm zunächst plötzlich blickartig der doch vorhandene Unterschied der Profile auf. Er unterschied ein runderes, derberes Gesicht bei dem einen, mit blonderem Haar; und ein weiches, zartes in dem andern, mit wesentlich dunklerem Haar. Kleine Züge der Kampfestattik verrieten zugleich, daß jener der ältere war, herrischer und zupackender, dieser als jüngerer der schmiegsamere, nachgebendere. Doch das letztere Moment war nur bedingt richtig. Denn je weiter die Debatte kochte, desto einleuchtender war, daß diese beiden Seelen im Innersten und Heiligsten so einig waren, wie nur zwei verschiedene Menschen überhaupt sein können, und daß im Ernst jeder von beiden zugleich nachgab und in aller Wut der Diskussion immer heimlich dem Gegner unter dem Tisch die Hand zu drücken schien mit der stillen Voraussetzung: „Du bist ja selbstverständlich doch der Hauptkerl.“ Und eigentlich bedrohlich blieb auf die Dauer nur der Ansturm der beiderseitig unablässig geschwenkten, brennenden Zigarren, der Röcke und Hosen bedrohte und schließlich wenigstens einem armen Nachbarn ein Loch ins Hosentnie brannte.

Das also waren die Brüder Hart. Heinrich der ältere, Julius der jüngere. Im engeren Kreise das, was sie heute im weiten sind: zwei Charakterköpfe unserer Litteratur. An dem Diertisch, wo sie an jenem Abend dampfswallt saßen und mit ihrer Höhenrauch-Stimme und ihrem Haibedust-Charakter die Debatte beherrschten, ehrten auch die neidischen, kleinlichen Elemente in ihnen etwas von dem Frühlingsturm jungen, kräftigen Werdens in der Dichtung, trotzigen Selbstgehens und Selbstkletterns, der inneren Sonne und nicht der äußeren des Erfolges zu, — jenem Frühlingsturm, der wirklich wieder einen Frühling gezeltigt hat in der vereisten deutschen Dichtung der Jahre nach 1870. Bekannt waren sie selber damals freilich erst durch die Anfänge des reichen, dichterischen Schaffens, das die Folge von ihnen bieten sollte. Julius besonders durch einige lyrische Sachen („Sansara“), von denen ein kleiner Rest des Besten in seine späteren lyrischen Sammlungen (die schon reifere „Homo sum“ und die ganz geklärte „Triumph des Lebens“) übergegangen ist, und durch sein Schauspiel „Sumpf“. Heinrich durch die Tragödie „Sedan“ und den lyrischen Strauß „Weltpfingsten“, der heute noch seine einzige lyrische Gabe ist, seltsam genug bei einem Dichter, der jetzt seinen eigentlichen Ruf durchaus dem Vers, wenn schon dem epischen, verdankt. Bekannt, und vielleicht damals sogar noch bekannter, waren außerdem beide durch ihre „Berliner Monatshefte“

und „Kritischen Waffengänge“. Hier hatten sie die Jugend um sich versammelt und mit lustiger Faust auf ein Paar von den Alten losgehauen, die in der deutschen Dichtung der Zeit die Honoratiorenstühle einsaßen, ohne eigentlich je echte Dichter gewesen zu sein. Ein fröhlicher Staub wirbelte da auf und zugleich schien neue Sonne hinein. Nachher haben andere die Sache viel gröber und lauter gemacht und wohl den Ruhm beansprucht, auch kritisch die neue Bewegung geschaffen zu haben. Im Grunde und nachträglich kommt auf diese Priorität eigentlich herzlich wenig an, denn diese kritische, negative Seite ist bei allen Bewegungen später doch die belanglose, und das Aktive allein das wirklich Neue und Wichtige. Aber wer selber jene Krisen der achtziger Jahre noch mitgemacht hat, der weiß genau, wie damals gar kein Zweifel war, von wo auch hier der erste, frische Hauch eingeseht hat: eben von den Halbebrüdern aus Münsterland. Ihren stärksten Zauber lernte ich an jenem Abend noch kennen. Den Zauber der Persönlichkeit. In diesen zappelnden Quecksilbermännlein lag, sobald die Debatte ins Große und Ernste ging, etwas vom Stammeln des wirklich Gottgeweihten im höchsten Menschen- und Kunstsinne. Ich hatte den „Dichter“ damals nacheinander in den seltsamsten Fragenformen erlebt. Als Geheimrat mit Bauch und Stern, der von Goethe den Bauch und Stern hatte, aber sonst nichts. Als Kaffeehauschwäger, der mit ästhetischen Phrasen handelte wie man in der Rosenthaler-Straße Hosen verkauft. Hier aber waren zwei echte ästhetische Vollmenschen, in ihrem ganzen Innern nur auf eine Saite gestimmt: das höchste der Kunst. Mit dem Zuge des Dionysischen, das die durch und durch ästhetische Weltbetrachtung dem Menschen verleiht und zugleich dem naiven Kinderzuge, dem nichts Menschliches fremd ist. Ohne jede Rose und doch mit einem unsichtbaren Kranz. Keinem kokigen Lorbeerkranz, sondern lustigen, roten Rosen mit träumerischem Duft. Und ein paar Dornen, die doch nur den Träger selbst stachen. In diesen Menschenkindern, denen es nicht an drolligen Menschlichkeitszügen fehlte, blühte grade das eine, was weder der dichtende Geheimrat, noch der mit Dichtung handelnde Kaffeehändler je aus sich herauspressen konnten: Kraft. Tiefe intuitive Künstlerkraft, die den Menschen besaß und beseele bis in jede kleinste Regung hinein als der Nerv aller Dinge und als das Maß aller Dinge. Man war nicht eine Stunde mit ihnen zusammen, ohne das zu empfinden. Das Gas über uns sang seine traurige Melodie, und die Scheiben klirrten vom Stampfen der Pferdebahnkolosse Alexanderplatz—Schöneberg. Aber man fühlte, daß dieses Milieu

hier versank. Dieses geborene Künstler temperament baute sich nicht erst auf aus einem künstlichen Milieu. Es brauchte an sich keine Großstadt, keine soziale Frage, keines von all den Dingen, von denen man wohl geglaubt hat, „daß sie den modernen Dichter machten“. Es kam von innen heraus, in elementarer Wucht, in der roten Heide, die von Wiedertäufern träumte, genau so, wie hier im Herzenspuf des Vertraudten-Engpasseß.

Ein paar Tage später habe ich die Brüder in ihrem eigenen Heim besucht, und das war wieder sehr lustig. Vertieft werden konnte der erste Eindruck nicht leicht. Aber es kam doch eine Farbe hinzu. In der Luisenstraße. Das Haus, ein Kasten von wurmförmiger Scheufälligkeit, lehnte sich unmittelbar an die Stadtbahn. Hier klirrten nicht nur die Scheiben, sondern die Tinte tanzte im Faß, und die noch unverkloppten Rezensionsexemplare wiegten sich rhythmisch im Regal, wenn die Stadtbahnzüge sich kreuzten. Bisweilen hatte man das Gefühl, ein dicker Zug kollere geradezu über den Schreibtisch am Fenster. Auf dem Schreibtisch lagen Blätter mit Versen. Julius' Handschrift wie zierliche Bazillenschwänzlein aneinandergemalt, Heinrichs in romantische Schnörkel ausgebaucht. Eine Berliner möblierte Stube in der Luisenstadt, über der Eisenbahn, drei Schritte von der Charité, im Zentrum der Weiberkneipen und Versakämter des Studentenviertels. Heyses „Kinder der Welt“ hatten anderthalb Jahrzehnte früher hier herum gewohnt, und als brave Idealistenkinder natürlich von alledem nichts gemerkt. Die Weltkinder, denen mein Besuch galt, wußten überall hübsch Bescheid und waren doch Lebensidealisten trotz jenen. Wolzogen hat in seiner Komödie „Lumpengesinde“ später versucht, einige Züge des alten Hart'schen Bohemien-Haushaltes künstlerisch zu verwerten. Er hat ihn selbst nie gekannt, und was ihm, der an sich ein so prächtiger Kerl und sonniger Humorist ist, schließlich dabei herausgekommen ist, ist in Hinsicht des Modells ein arger Unsinn. Er hat die komischen Außenstände nach Hörensagen kopiert, ins Herz aber zwei ausgemachte Stiefel gesetzt. Damit ist der Nerv getötet. Das Geheimnis des Hart'schen Haushaltes von Anno Dazumal beruhte in dem Kontrast, daß hier inmitten eines Rattenkönigs kleiner Menschlichkeiten und menschlicher Lächerlichkeiten (die übrigens alle mit einer Thräne im Wappen anzuschauen waren) zwei wirklich große, goldbechte Poeten mit heiligster Dichterkraft und mit großen, echten Menschenherzen standen. Der gute Wolzogen sah den Staub der Dinge qualmen, aber nicht den Sonnenstreifen, der hindurchbrach und dessen später Lichtglanz doch erst die spaßhaften Staub-

teufelchen tanzen ließ und damit die eigentlich humoristische Situation erschuf. Haris kamen aus einem typisch prächtigen, deutschen Bürgerhause der Provinz, wo die Kinder scheinbar blank und bloß in den härtesten Daseinskampf hinausflogen, um nachher zu merken, daß sie einen einzigen Panzer besaßen, der am Ende doch alles andere aufwog: einen unbestechlich blanken Idealismus und die eiserne Kraft des Ideals. Sie kamen nach Berlin und mußtens sich durchbeißen. Mit schönen, bürgerlichen Karrieren „neben“ dem echten Beruf war's nichts. Das ist der Weg zum Geheimrat in der Dichtung. Dafür waren diese trotzigen Individualisten mit ihrer naiv offenen Freiheit im Denken nicht geschafften. Zum pfiffigen Litteraturspekulanten, der Verse und Kritiken ausschreit wie Börsenpapiere, fehlte aber auch alles. So ging denn jahrelang so manches schief, schiefes und am schiefsten. Zeitungen wurden gegründet und verfrachten. Was sachlich wirklich Bewegungen schuf, Anregungen gab, das Feld ebnete zu einem neuen Denz: das erschien praktisch in Gestalt immer erneuter Mißerfolge, vor denen der ehrsam strebende Philisterjüngling sich bekrenzte und die Verleger-fluchten. Gewiß waren diese beiden keine praktischen Genies. Sie hatten köstliche Einfälle, z. B. die Gründung des Litteraturkalenders, den Kürschner heute mit so viel Erfolg besorgt. Aber andere nahmen ihnen das Gute aus der Hand, und sie ließen es fahren mit der Sorglosigkeit echter ästhetischer Naturen, denen der ideale Zweck alles, das „Geschäft“ aber immer eine mehr oder minder wurstige Spielerei ist. Manches verdarben sie auch selbst, indem sie im Moment, da eines angefangen war und die ganze Energie forderte, schon ein Neues sahen und danach griffen. Sie waren eben auch Naturen mit innerer Entwicklung, oft rapider Entwicklung. Was ist das im Geschäftsleben aber für ein Begriff: innere Entwicklung? So gingen die Dinge, wie sie konnten. Tolle Bohemien-Jahre. Das einzige wohl, was die Drangsal über die beiden vermochte, war die Erweckung eines gewissen Salgenhumors. Die Verleger, die Zeitungen, kurz die ganze Brotseite der Kunst wurde nicht ernster genommen, als wie der flotte Student etwa seinen Schneider nimmt. Mag er wettern. Eines Tages wird's doch wohl der Alte bezahlen. So tröstete hier der innere Glaube an die eigene Kraft. Eines Tages würde die doch alles wett machen. Und sie hat es ja auch.

Von diesem inneren Palladium seiner Modelle hat Wolzogen keinen Schimmer begriffen. Und darum hat er auch die wahre Ansatzquelle garnicht gefunden für eine gewisse Tragikomödie des Hart'schen Haushalts von damals. In diesen beiden innerlich unbeirrbar zielbe-

wußten Dichterköpfen lebte selber jener Kraftglaube. Aber indem das harte Leben sie in ein gewisses Niveau zunächst festbannte, stießen sie auf Schritt und Tritt auf die wirklich tragischen Gestalten dieses Niveaus. Die armen, wirklich Verscheuchten, Verlotterten, Verkrachten der Bildung, die das wüste Großstadttreiben herumschmiß wie herrenloses Strandgut. Lange Jahre durch, wenn man zu Harts kam, fand man in ihrem armen Heim immer und immer wieder die seltsamsten Gestalten. Stellenlose Schauspieler, die auf dem alten Sopha nächtigten, verkrachte Studenten, Budlige, die sich nachts in eine alte Hose ringelten, in einem Wein geborgen und mit dem andern zugedeckt, neu zugereifte Halbpoeten, die noch keine Wohnung hatten und auch kaum eine finden würden, litterarische Propheten, die vom Prophetentum nur die Heuschrecken und Kameelshaare besaßen. Das kam und ging, lebte hier Wochen und Monate wie zu Hause, aß, was da war, und pumpte, was bar war. Und alles ausgenommen mit der gleichen, unerschöpflichen Gutmütigkeit, alles hingegenommen, wie selbstverständlich, alles gesütert und gepflegt durch Teilen des letzten eigenen Groschens. Mancher Redakteur, der in diesen Jahren gegen die Brüder wetterte wegen eines Vorschusses, der niemals abgearbeitet wurde, mancher Verleger, der ihnen grollte wegen Zahlung auf Versprechen, die nicht so gehalten wurden: er ahnte nicht, daß mit seinen Groschen ein Tisch gedeckt stand für die ganzen hungernden Kräunchen und Hühelmännchen der Berliner Kunst, und daß seine beiden Poeten oft selber hungerten, nur um diese ganz Armseligen zu beruhigen. Und dieses unendliche Mitleid, diese nie versagende Güte war neben der eigenen Kraft der zweite goldene Sonnenstrahl, der durch den Staub dieses Zimmers der Luisenstraße sichtbar jedem Besucher entgegenleuchtete. Es ist im allgemeinen ja ein seltsam Ding um die Gutmütigkeit bei den Dichtern von heute. Der dichtende Geheimrat und der Börsen- und Kaffeehauspoet sind sich, wie in so vielem, auch darin verzweifelt ähnlich, daß sie egoistischer, eifriger, gegen arme Seelen abstoßender und gröber sind als andere Menschenkinder. Es pflegt für sie nur eine Form zu geben, für die sie auch eine offene Hand an Minderwertige oder ganz Unbedeutende haben: wenn es sich möglich zeigt, eine Clique zu bilden, einen Kreis kleiner, stiller Ruhmesherolde für den eigenen Zweck. Davon war bei Harts damals aber schlechterdings keine Rede. Die meisten Mitglieder ihrer stillen Tafel- und Soghagemeinde standen der ganzen Fähigkeit nach selbst hierfür jenseits von gut und böse. Sie aßen, rauchten, schliefen und pumpten. Zum Reklamemachen und Ruhmreden fehlte ihnen jeglicher

Ort, und die meisten, wenn sie fort waren, versanken im Schwarz der Großstadt auf Niemandwiedersehen. Es handelte sich also um reines Mitleid. Mehrfach waren auch die lieben Hühelmännlein, die da Kost und Logis erhielten, alles eher als dankbar, — wie sie denn überhaupt meist die seltsamsten und nicht unbedenklichen Eigenschaften mitbrachten. Das Mitleid sah darin nur einen Grund mehr, zu helfen. „Es ist doch selbstverständlich, daß das Jammerleben den armen Kerl auch moralisch herunterdrückt,“ sagte mir Julius einmal von einem der am tiefsten und dauernd Gescheiterten. „Wer in den Dreck fällt, wird dreckig. Aber ist der Dreck nun etwa ein Argument, ihm nicht zu helfen?“ Natürlich war das äußere Bild des ganzen Haushalts, der sich auf diesen Voraussetzungen entwickelte, ein doppelt groteskes. Und doch in aller Misere innerlich ein liebes Bild. Eine unendliche Wärme ging von diesen unordentlichen Stuben aus. Diese Idealisten, die in ihrer fernen Sonnenwelt lebten und ihr äußeres Dasein sorglos wie ein Puppenpiel dahintanzten, sich wohl auch schier unentwirrbar in seinen groben Drähten verknoten ließen: sie hatten für jeden Fremden, der sie suchte, nicht nur ein tröstendes, sondern auch oft ein wirklich praktisches Wort. Schließlich fanden sich ja nicht nur die ganz Hoffnungslosen zu ihnen. Es kam auch dieser oder jener, dem nur vorübergehend sich der Himmel der Existenz einmal umwölkt hatte, der aber im Herzen doch die ähnliche Dauerkraft, das göttliche Weizenkorn von Eleusis des Talents, wie sie selber trug. Unersehöpflisch war auch hier die Quelle ihrer Trostgründe, ihrer Ratschläge. Ihre Phantasie dachte sich in das Leben ihres Freundes bis in die diskretesten Gründe hinein. Und wenn im Moment gar nichts Praktisches zu helfen war, so wärmte doch das Temperament der beiden selbst, die wundervolle, befreiende, künstlerische Sorglosigkeit, die sie selber bethätigten, der zuversichtliche Glaube, daß das Wahre und Edle und Echte nun einmal der Märtyrer auf Erden sei, der aber doch an keinem dummen Erdkreuz wirklich sterben könne. Mir klingt ein Vers im Ohr, in solcher Stunde von Julius einem Freunde gewidmet:

„Die Kunst hast Du geliebet,
Die Kunst hast Du geübet
Dein Leben lang.
Die Künste hast Du verachtet,
Nach Wahrheit nur getrachtet, —
Nur den Mut nicht verloren:
Kommt in den Dreck bis über die Ohren!“

*

*

*

Das ist nun alles lange her. Der Frühling junger, deutscher Dichtung, den diese lustigen Bohemiens eingeläutet haben, hat inzwischen manche schöne Knospe geöffnet. Und sie selbst sind hochgekommen, — hochgekommen durch die einfache, siegende Macht der wirklichen Leistung. Noch aus jener unordentlichen und verstaubten Zigeunerstube, wo die Kräunchen in alten Hosen nächtigten und oft ein geistiges Königreich um eine Zigarre feil war, sind die zwei ersten Gesänge von Heinrichs gigantischer Menschheitsdichtung („Tul und Rahila“ und „Nimrod“) emporgestiegen. Dieses Werk, inzwischen noch durch „Rose“ verstärkt (ein vierter Band, aus der Renaissance: „Menschheitsfrühling,“ ist im Manuskript vollendet) steht in seiner Art völlig einsam groß am Schluß des Jahrhunderts, ein Markstein deutscher Versdichtung, das einzige Epos unserer Zeit, das erst zu nehmen ist, kolossal in seiner Menschengestaltung, wie von süßestem Wohlklang in seiner Form. Stufenweise, wie es sich vollendet, wird es erst allmählich sich auch ins volle Licht allgemeiner Würdigung heraufschieben. Aber schon steht das Vorhandene wie eine Cyclopedenquader über der rasch verströmenden Flut der Tagesdichtung da, — vielleicht nur noch zwei, drei Steine und die Schattenhöhe ist überragt, die ganze goldene Sonne auch des höchsten äußeren Erfolges glüht auf den Bau.

Und während in Heinrich so der Epiker durchbrach, klärte sich bei Julius in der Lyrik (ich rechne seine Novellen mit zur Lyrik) der gährende Most noch in der letzten Bohemien-Zeit zum tiefen, schweren, individuellen Wein. Es läßt sich schlecht von einem Lyriker sagen, daß er der erste seiner Zeit sei. So persönlich der Dichter grade in seiner Lyrik hervortritt: die Lyrik im Ganzen geht doch immer mit ganzen Tiefständen und ganzen Hochwellen daher, wobei viele zugleich hoch oder tief kommen. In der Zeit der Romantik klang die deutsche Lyrik wie aus einem großen Märchenwalde allerorten zugleich auf. Um die Mitte des Jahrhunderts war das ganze Niveau bergtief abgesunken. In den letzten Jahrzehnten ist es dann wieder, als sei ein verstimmtes Instrument an fünfzig Stellen zugleich wieder eingereut worden. Nicht einen einzelnen übergroßen und ganz neuen Lyriker haben wir wiedergewonnen. Sondern die lyrische Welle steigt überhaupt wieder an. Es wäre wertlos, Julius Hart durch eine tote Rangnummer herauszustreichen auf Kosten etwa von Mackay oder Villon oder Dehmel oder sonst irgend einem, die alle heute im Wellenkamm schwimmen und, jeder in seiner Weise, stolze und starke, eigenwillige Talente sind. Und doch: wie ich den letzten zusammenfassenden Band Hart'scher Lyrik („Triumph

des Lebens“, 1897) in diesem Moment vor mir sehe, ist mir, als loderte eine Flamme daraus empor. Eine flammende Inbrunst der Sehnsucht umfängt mich unter wunderbaren Farben, wunderbaren Klängen. Die Sehnsucht des ganzen Jahrhundertendes. Ich weiß nicht, wer das so in seiner Lyrik herausgezaubert hat wie er, und welcher zweite es so prägnant auf die Nachwelt bringen soll. Man sagt von unserer Zeit, daß sie nicht mehr betet, obwohl noch Glocken genug in ihr klappern. In Harts Versen ist alles Gebet. Das Gebet der Menschheit an einer Wende, die nicht nur die eines Jahrhunderts ist. Es wird eine Zeit kommen, wo die rückschauende Menschheit ihre wahre Geschichte nicht mehr in Pergamenten und Zeitungen sucht, sondern in der Lyrik. Sie wird eine neue Art der Sichtung einführen, wer zu brauchen ist und wer nicht. Der kleine Band Hart wird dann eine ihrer kostbarsten Geschichtsquellen sein, und man wird ihn aufschlagen, um vom Menschen am Ausgang des neunzehnten Jahrhunderts wie in einer Chronik zu lesen. Von seiner Qual, seiner Liebe, seiner Sehnsucht. Wie er ein Mensch zwischen zwei Welten war. Im Teppichrauschen des Besizes wie auf Salas y Gomez saß — und in der Bohemienstube der Luisenstraße neben den Kräunchen und Heuschrecken-Propheten, über den Versagämtern und Mädeldkneipen und zwischen der Charité und der kollernden Stadtbahn den roten Himmel seiner Sehnsucht offen sah, als wohne er schon darin

Beide Brüder hatten ihre Kraft nicht nur als Glauben, sondern aktiv gefunden. Damit lösten sich von selbst die alten Puppenschalen. Das Glück lehrte auch äußerlich ein. Durch die Verbindung mit der „Täglichen Rundschau“, der sie beide fortan einen Teil ihrer Zeit als Feuilletonisten und vor allem als Theaterkritiker widmeten, ordneten sich ihre äußeren Verhältnisse allmählich aufs Beste. Es ist kein Ruhm in unserer Zeit, Theaterkritiker für ein Tagesblatt zu sein, — wenn man aufs Innerliche sieht. Es heißt im Wesentlichen Spreu sieben, wo kein Weizen liegen blieb. Und doch haben diese proteischen Naturen auch an dieser hoffnungslosen Stelle noch das relativ Beste gethan. Im Lohwabohu der Tagesdummheiten hat Heinrich den Humoristen in sich entdeckt, der mit köstlicher Satire den Bühnenkarneval geißelte. Julius aber wahrte sich den Ruf als der ernsteste, unerbittlichste Urteiler großen Stils, den die Berliner Theaterkritik zur Stunde besitzt. Nun wurde auch sonst alles anders. Schon in den letzten Nebeln der Bohemien-Zeit taucht das liebliche Kindergesichtchen auf, das Julius' Liebesfahrten beschließen sollte. Wer heute das farbenbunte, von Gaben des

Geistes und der häuslichen Kunst schillernde Heim der beiden, Julius und Martha Hart, besucht, hinter dem liegt welkenfern der alte, tolle Hausstand der Arkäuchen vom Luisenviertel. Und doch der alte, stete Lichtstreifen der Herzenssonne hier wie dort. Schließlich ist es doch das große Lichtband, in dem all das beste auch der Kunst dieser echten Menschen entstanden ist. In diesem Lichtbande sind Lul und Nahila aufgestiegen, die einsamen Urmenschen im Tropenwalde mit ihren ersten bangen Sehnsuchtsaugen, Nimrod, der wilde, erste Übermensch, den der Blitz zerschlug, Moses, den Christus überwand; und Anna und der arme Gekreuzigte an der Kiefer in Julius' prachtvollem Gedicht, und das sumrende Schwesterstimmen in der Weihnachtsnacht, und der singende Vogel am Grabesthor, unter dessen Singen endlich, endlich doch die Pforte sprang



Aus dem „Florentiner Künstlerfest.“¹⁾

Von Heinrich Hart.

(Berlin).

Was ich jetzt schaffe? fragst Du. Chor! Du Chor!..
 Ich lebe! Und mein Leben drängt empor;
 nach allen Seiten treibt es Sproß an Sproß,
 in alle Tiefen senkt es Schoß an Schoß.
 Aus allen Brunnen, drin das Leben quillt,
 schöpf' ich, wozu ich Jahre sonst verloren,
 in Tag und Stunde jetzt. Mit allen Poren
 sang' ich die Welt ein, jede Ader schwillt.
 Siebt's Weisheit, die den letzten Hunger stillt,
 giebt's Freude, die nicht welkt schon im Ergreifen, —
 hier wird sie meiner Hand entgegenreifen.
 Ich habe hundert Sinne, jeder dringt
 und tastet in die Dinge, jeder ringt
 nach einem Tropfen aus der Flut des Lichts,
 ist das kein Schaffen, nun — so schaff' ich nichts.

¹⁾ Aus dem demnächst erscheinenden 12. Bande des Epos „Das Lied der Menschheit“. Die Dichtung bezieht sich „Menschheitsfrühling“ und schildert die Epoche der Frührenaissance um 1434. Der folgende Abschnitt bildet einen Brief des Leon Battista Alberti in Florenz an seinen Freund Paolo Coboguello in Bologna.

Schon kenn' ich jede Gasse, jedes Haus,
 die Bogen mess' ich und die Säulen aus.
 Dem Färber lausch' ich seine Farben ab,
 ich seh' ihm, wie er löst und bindet, ab.
 Beim Gießer lern' ich mit der Form hantieren,
 beim Töpfer, wie der graue, weiche Quarz
 sich aufputzt, bis er glänzend, hart und stark,
 beim Schnitzer durch das Holz die Kaspel führen.
 Du siehst: ich suche Weisheit auf den Gassen,
 fühl' ich doch hier, woran mein Wissen krankt,
 wie meine Neigung noch, mein Wille schwankt —
 Und möchte alles, alles doch umfassen!

Im Stalle hält mein Berber lange Raft,
 der sonst durch Wind und Sonne mit mir jagte.
 Bis mir die Weit nicht ihr Geheimstes sagte,
 die Welt, die dieser Mauernkranz umfaßt, —
 ruft mich vergebens die Natur zu Gast.
 Ich flüchte mich vor ihr ins Geisterreich,
 das sich mir aufthut in den Bäckerskreimen
 bei Messer Niccoló. Und göttergleich
 seh' ich die Schar, die hohe, mir erscheinen,
 die einst dem letzten Lebenswort gelauscht
 des Weisen, der den Todesbecher leerte,
 und sie, die mit Mäcenas lußberauscht
 den Freudenbecher bis zur Neige leerte.
 Wie einer, der im Garten wandelnd schweift
 und hier die Beere pflückt vom vollen Strauche
 und dort sich träumend legt am Rosenhauche,
 dort hastend nach den gold'nen Faltern greift: —
 So nipp' ich von den Quellen, die verborgen
 bis gestern strömten unter Schutt und Staub;
 jetzt rauschen sie empor, ein Frühlingmorgen
 bricht an, die Welt des Geistes spriegt von jungem Laub.
 Lebendig wandelt unter uns die Schar,
 die einst um Scipio versammelt war.
 Ich sehe mit Lukrez die Dinge werden,
 mit Plinius durchschweif' ich alle Erden,
 mit Livius des Cincinnatus Rom,
 mir rauscht des Urpinaten Redestrom.
 Sie alle sind dem Lichte neugeboren,
 uns aber öffnet sich Elysiums Hain,
 wir wandeln unter Grazien und Horen
 und dürfen mit den Göttern Götter sein.

Es lebt sich gut mit Messer Niccoló;
 wenn man ein wenig seine Schwächen streichelt,

dann wehrt er lächelnd ab, daß man ihm schmeicheit,
 doch stimmt ihn jedes Lob behaglich froh.
 Und eifrig giebt er alles, was ihm eigen,
 gleich der Limone, die von Früchten schwillt
 und sorglos sie verstreut rings im Gefild, —
 spielt nur ein Windhauch leise mit den Zweigen.
 Gern wand're ich mit ihm zum Klosterhag,
 wo fra Ambrogio uns vom Osten kündet;
 dort wandelt, wenn zur Küste geht der Tag,
 Rom mit Florenz, von einer Glut entzündet.
 Mein Dati mit Gasparo, der Dich kennt,
 und Dich den — Paris von Bologna nennt.
 Giovan Aurispa und Pagolo halten
 sich zur Manetti, unserm Cullus,
 und Messer Kapo führt herbei den Alten,
 den Aretiner, — wintert auch sein Fuß,
 sein Auge leuchtet frühling. Sinnend geht
 Parentucelli, still wie im Gebet;
 doch träumt er nur von Domen und Palästen,
 die er mit einem Wink der Hand erbaut,
 von Büchern, die sein Auge noch erschaut,
 die er entdeckt in moderdampfen Kästen;
 er türmte Quadern bis zum Wolkenraum,
 hätt' er Dukaten — anders, als im Traum.
 Weh ihm! wenn Messer Poggio ihn erspäht
 und ihm die Nesseln in den Weizen sät;
 des Alten Wiß ist immer noch ein Seier,
 der gründlich rupft den — Sperling wie den Reiher.

* *

Cypressen ragen übers Kloster fort,
 da ist der Platz, an dem wir uns vereinen;
 da klingt viel heilig und viel festes Wort, —
 Betschwestern hätten öfters was zum Greinen.
 Siebt's doch so manchen Vers im Buch der Welt,
 holprig und stolprig, ohne Glanz und Glätte,
 der schaurig in das Ohr des Kenners fällt;
 Und wenn Gottvater uns gerufen hätte,
 Eh' er sein finis! schrieb und sein Laudandum!
 wir hätten gleich geurteilt: Reformandum! . .
 Nur Einer — war's ein Mensch, war es ein Gott? —
 ragt über allen Wiß und allen Spott.
 Noch lastet in den Tiefen düst'res Grau,
 uns aber strahlt aus reinem Himmelsblau
 die Sonne Platos. Wie die Sphären kreisen
 wir um den Einzigen, das Licht der Weisen.
 Und immer klarer wird ringsum die Welt,
 der Abgrund aller Rätsel wird erheßt;

noch schauen wir geblendet, doch wir schauen —
 ins Empyream, in die letzte Blut,
 uns glänzt der Wahrheit ätherhelle Flut,
 wir schauen stummverzückt, ganz ohne Grauen;
 wie Morgenahnung strömt's durch unser Blut:
 Es will sich eine neue Erde bauen.

* *

Zuweilen hab' ich die Doctores satt,
 erdrückt, betäubt von ihrem Redeschwalle;
 dann streif' ich schönheitsbrünstig durch die Stadt,
 und such' in Kirche, in Palast und Halle
 das Völkchen, das in Gottes alte Welt
 noch eine zweite, traumverklärte stellt;
 das nackten Marmelfein und nackte Wand
 verzaubert in Gestalt und Farbenbrand.
 Auch hier stammt neue Lebensglut, auch hier
 wallt golden einer neuen Zeit Panier.
 Und wo ihr Atem mir entgegenweht,
 da witr' ich Heimatluft, verwandte Geister;
 da fühl' ich, wie die Luft in mir erseht,
 ein All im All zu sein: Held und Poet,
 der Weisheit Freund und aller Künste Meister . . .
 War's nicht ein Schaffen, wie vom Alp bedrückt,
 in dumpfer Wirrsal brütend und gebärend,
 in dunklen Sehnsuchtschänern sich verzehrend, —
 was unsrer Väter Kindesinn entzückt?
 Erst Brunellesco führt den Tag herauf:
 und Stein sügt sich an Stein in sichter Klarheit,
 und Schönheit feiert Hochzeit mit der Wahrheit,
 wie Knospensfülle drängt's aus jedem Knauf.
 Nicht in die Wolken träumt sein Bau hinauf,
 fest steht er, breitgequaddert an der Erde,
 von Riesenkräften jedes Glied geschwellt,
 gleich Festmusik, hinbrausend durch's Gezelt —
 nichts von der Goten schwärmender Geberde . . .
 Was sonst in Marmor oder Erz erschand,
 war wie ein dürrer, steifer Zug von Toten;
 doch Leben wächst aus Donatello's Hand;
 er meißelt nicht, er zeugt die glatdurchlohten
 Gestalten, diese Ketber, stahlgelpannt.
 Sein Odem stürmt, sein Blut pulst in den Steinen, —
 Ja, das sind Menschen, die wir selbst nur scheinen . . .
 Und mit den beiden eins in Kraft und Ziel
 Masaccio. Wie des Sommers Blütenpiel,
 prangt seine Kunst, so farbenglutdurchfloßen,
 so reich, so leicht, so mühelos entsprossen;

Gestalt drängt an Gestalt, die Blicke leben,
 die Lippen reden, die Gewänder beben.
 Wo Meister Giotto wie durch Nebel sieht,
 sieht er mit Augen, drin die Sonne glüht —
 nun liegt die Welt erst hell und morgenklar
 und Körper wird, was sonst nur Schemen war.

* * *

Das ist die Dreiheit, die ich neidlos liebe,
 ich liebe sie wie Sonne, Berg und Quell;
 wie im Geheg die jungen Märzentriebe —
 so jung ist diese Kunst und frühlingshell.
 Ich liebe sie, und doch brennt die Begier
 mir in der Brust, sie alle zu besiegen;
 vereinen möcht' ich ihre Kraft in mir
 und ihren Adlersflug noch überfliegen.
 Sie sind der Stahl, dran ich mein Wollen schleife,
 was in mir gähret, prüf' ich an ihrer Reife.

* * *

Noch lern' ich nur. Doch lern' ich einmal nicht, —
 dann, dann — verhülle, Muse, dein Gesicht! —
 dann zeich' ich mit den Drei'n. Denn zweitens Seele
 ist so ein Künstler, erstens aber Kehle.
 Gottskreuz! wenn einer ein paar Stündlein lang
 den Pinsel, Meißel oder Hammer schwang, —
 gleich senkt sich lahm sein Arm, matt fällt die Hand,
 die Zunge dorrt wie unter Wüstenand,
 dumpf wird der Kopf, das Auge blinzelt erschlafft —
 bis jedem Glied Sanft Bacchus Heilung schafft . .
 Und diesen Heiligen ehr' ich gerne mit,
 selbst wenn er toll, fehlt's ihm an Weisheit nit.
 fand nicht im Krug der Weise von Milet,
 daß durch das Feuchte nur die Welt besteht?
 Und ob er just an einer Wurzel schleckte,
 der Mann von Ephesus, als er entdeckte,
 daß alles fließt und schwankt? daß aus der Blut
 die Welt geboren, gleich dem Traubenblut? . .
 Und daß dem Edlen ziemt Beständigkeit
 und fester Mut in jeder Schicksalslage —
 damit er sitze, bis der Haushahn schreit,
 und nicht nach seines Weibes Zunge frage —
 wo anders, als in sel'ger Caselrunde,
 erfuhr Annäus solche Weisheitskunde? . . .
 Mein Alter! laß die Welt nur dunkel sein,
 im Becken glänzt sie auf mit lichtem Schein.

(Schluß folgt.)





Zukunftsland.¹⁾

Von Julius Hart.

(Berlin.)

Zurpurne Farben quillen aus dem Gewölk, kristallene Schalen, mit feurig rotem Weine gefüllt, reichen Dir ferne Hände entgegen, und Blumen, Blüten streuen feierliche Morgenlüfte hernieder. Goldene Pfeile durchstrahlen die Höhen, und hell wird die neue Erde. Licht blüht auf in dem dunkeln, wirren Wipfelstruth der alten Kiefern, und über den gelben Sandhängen der niederen Hügel dort drüben breitet und weitet sich ein leuchtender Schein . . .

Im Wasser des Sees hebt an ein saches Blitzen und Funkeln, ein wärmerer Hauch weht über die Flut heran, und Vogelstimmen werden in den Büschen wach. Horch, die Lerche, horch, der Schlag der Drossel, horch, das einformige Klopfen des Spechtes . . .

Bist Du herauf, Tag, — Sonne, hältst Du den Glanz Deines Schildes wieder über unserm Haupt?

Altes Jahrhundert, das nun stirbt, — Jahrhundert des Fragens, des Seufzens und des Quälens, der ewigen Verzweiflungen, — Jahrhundert der Zersplitterungen und der Zerstörungen und der Urruhen, — der Müdigkeiten und der thörichten Geschäftigkeiten, — Jahrhundert der Greise und der unmündigen Kinder: bist Du, Nacht, vorüber? Und kommst Du, neues Jahrhundert, als Tag, — Sonne und Licht, — giehest Du die helle Flut süßer, einziger Daseinsfreude über uns aus, und bringst Du das Lachen uns wieder und den Tanz . . . Ruhe und Ge-

¹⁾ Mit diesem Kapitel schließt das Werk „Zukunftsland“ (Band I), das Julius Hart demnächst erscheinen läßt. Es ist nur ein Ton aus einer Symphonie, der hier wiederklingt, aber er läßt die Fülle der Klänge ahnen, die Julius Harts Werk unseren Sinnen eröffnet. Wir kommen auf diesen wundervollen Versuch, Poesie und Wissenschaft zu versöhnen, ausführlich zurück. D. Red.

wißheit . . . die Reife und das stete Fertigsein . . . die Form, die Farbe . . . die Lust des Schöpfens und des Bauens?

Laßt uns Sonnenkinder werden . . .

Das Heut-Menschliche von uns wie ein altgewordenes und zerlöchertes Gewand abstreifen, tief innerlich fühlen und schauen, daß es ein nur Vorübergehendes ist, ein Unfertiges, und darum nicht mehr trauen dem, was nur Eigentum unserer Menschlichkeit ist. Untertauchen und versinken laßt uns in die Fluten der All- und Einnatur und die Einheit unseres Wesens mit allem, was da ist, von neuem fühlen und gewinnen.

Ruhend im urmütterlichen Schoße der Natur, an ihrem Baume hangend als Frucht, selig verspüren und genießen wir, wie die Ströme des Alls in uns auf- und niedersteigen, und seine Kräfte in uns sich regen. Gelassen starren wir in die ewig wechselnde, ewig neue Flut des Lebens und lassen ihre Bilder gleich einem bunten Traum an uns vorüberziehen.

Leben — leben — leben!

Wachsen und Schauen.

Uns formen und verwandeln, schöpfen und gebären.

Nichts als das, — genug ist es, nichts sein zu wollen, als was das Wesen und Sein aller Natur ausmacht.

Immer Neues schauen, mehr umgreifen, weiter und tiefer blicken, reiner und schärfer sehen, — neue Organe bilden, vollere Kräfte entfalten; immer mehr von der Welt in sich hineintrinken, immer mehr in die Welt sich ergießen und fließen, — das Ich zur ganzen Menschheit, zum Einen und Allen ausreifen zu lassen: betritt und geh den Weg, — nicht nur am Ende, auf jedem Schritte bist Du der Vollendete, der Selige und Erlöste. Denn nie bist Du in Zwiespalt, nie aus Deiner Ruhe gekommen.

Sei ein rein nur Schauender. Dieses Schauen ist mehr als Sehen. Es ist auch Empfinden und Alles-Erleben. Deine Augen sind es, die Dich über den Qualm des nur Menschlichen in das Licht der Sonne und in die Welt des großen Lachens und der ewigen Heiterkeit führen und tragen. Und unter Dir bleibt das dunkle Land der blinden Seelen, der gequälten Frager und der wahnsinnigen Geister, die in Angst und Verzweiflung immer sich selber zerfleischen und stets die eigene Welt zerstören.

Schwimme — Schwimme auf den flimmernden und schimmernden, leuchtenden Wassern der Welt und laß den bunten Reigen der Erscheinungen im heiligen Tanze an Dir vorüberschweben. Ehre Deine Sinne und begehre die Sinnlichkeiten. Die Anschauung — die Gestalt — das Bild: sie sind ewig wahr und richtig. Nichts als Wahrheit umgiebt und umleuchtet Dich überall. Sicher stehst Du inmitten ruhiger Sicherheiten. Du weißt — und brauchst nicht zu fragen . . . Kein Zweifel und kein Irrtum kann Dich länger verirren und ängstigen. Wie der Gott Deiner Kinderjahre, in erhabener Ruhe schwebst Du über dem Leben dahin. Es ist. Als ein seliger Schauer rinnt dieses Erkennen und Gefühl durch Deine Glieder. Du wirfst Dich nicht von der Natur losreißen und neben ihr stehen wollen. Du wirfst nicht mehr nur auseinander-, sondern auch ineinanderschauen, die Welt nicht mehr zersplittern und zerstückeln, sondern auch den Faden wissen, an dem die Perlen aufgereiht sind. Aus dem frischen und kühlen Strome des Lebens selber laßt uns trinken und das in den toten Schalen der Begriffe abgestandene Wasser fortschütten. Das All ist mehr und weiter als die menschliche Vernunft, Eure Sinne sind weit wie das All, aber wie die Vernunft so eng sind die Begriffe. Seid Schauende, und ihr zerbricht die enge Fessel, die unbuldsame Despotie dieser magischen Formeln und Zaubersprüche der Sphinx, unter deren Hauch alles Lebendige zum Tode erstarrt. Schuld, Sünde, Tugend, Laster, Gerechtigkeit, Freiheit, Wahrheit, Lüge: steigt heraus aus allen diesen Gräbern der Maja und küßt ihren lebendigen Mund. Kommt zur Sache und ergreift mit wachen Sinnen die Erscheinungen. Brennt — brennt nieder die hundertjährige Dornenhecke, hinter der das Dornröschen der gegenfahlosen Wahrheit, der Wirklichkeit, der Natur und der Sinnlichkeit schlummert. Seid Schauende, seid Natur, und ihr steigt empor über das nur Menschliche. Keine Verantwortlichkeit, kein Gewissen, keine Reue, — kein Haß und keine Liebe wird Euch länger quälen. Ihr urteilt und Ihr richtet nicht. Glänzend laßt Ihr über Gerechte und Ungerechte das heiterlachende Licht der Daseinsfreude aufgehen und als schaffende Sonnenkraft in alles Menschliche hineinfluten.

* * *

Seid Wachsende. Laßt die nährenden und erhaltenden Feuerströme des Alls in Euch auf- und niederkreisen. Das ist Leben, wenn es in Euch quillt, sich formt und gestaltet, wenn Ihr Euch selber baut

und ewig weiter, ewig höher entwickelt. Wenn ihr mit vollen Atemzügen trinkt und genießt, was die Welt in goldenen Schalen Euch spendet. Den Samen Eures Leibes schüttet Ihr aus, und neues Leben erblüht und Ihr wachst hinein in alle Zukunft, der Geist voller Fruchtbarkeit entfaltet seine Schöpferkraft, und Ihr gründet eine neue Welt, die Welt der Kunst, die reinste Geburt Eures Ichs, deren Gott Ihr seid und die Ihr an Eurem Finger kreisen laßt. Wachst hinaus über Euch und vermählt Euch mit Eurem Stamm, mit Eurem Volke, mit der Menschheit, mit aller Natur. Sucht die ewig neuen und vollkommeneren Einheiten. Wachsende seid, und immer reiner hört und fühlt Ihr eine große Harmonie des Daseins. Vermählt Euch, und Ihr erhaltet das Sein, — Ihr wollt nicht länger mehr zerstören und vernichten. Die ganze Fülle des Lebens laßt über Euch und in Euch strömen, und je weiter und je reicher Ihr lebt, desto enger wird der Bezirk des Todes. Seiner Schauer und Ängste lachend überwindet Ihr ihn in Euch und hebt Euch über ihn empor, — und sein dunkles Gewand von sich werfend, lächelnd, steht er in strahlendem Kleide und ruft Euch zu: Siehe das Leben. Nichts bin ich als reinstes Leben, des Lebens Erfüllung und Vollendung.

Was fürchtet Ihr ihn? Ist doch auch der Tod nichts als eine Verwandlungsform, wie Ihr Euch in jedem Augenblick umgestaltet und verwandelt. Alle Gegenstände lösten sich auf vor Eurem Schauen und wurden zu einer einzigen Erkenntnis. Werdet Ihr nicht auch diesen Zwiespalt in Euch überwinden?

Nur als Ihr Kinder der alten Welt waret, riß Ihr die Natur auseinander und saht ewig eine tote Welt gegenüber einer lebendigen Welt, — eine tote Materie und nur einen lebendigen Geist. Und immer war diese tote Welt Eure Furcht und Qual, — Euer Elend und Eure Sklaverei. Mit Verachtung blicktet Ihr herab auf Euren Leib und saht mit Grauen, wie der Staubgeborene zerfiel und sich auflöste. Was entsetzt Euch denn so sehr an diesem Schauspiel? Lebt nicht auch diese Verwesung? Die materialistische Naturwissenschaft rief Euch zu, daß in jedem Atom der Welt eine Seele wohnt. So wohnen Millionen Seelen auch in diesem verwesenden Leib. Menschlich hat er empfunden, menschlich war er organisiert und in alle Ewigkeiten hinein haftet es jedem Teile an, daß er einmal von menschlichem Wesen war. So seht Euch doch eine Samenzelle unter dem Mikroskop an. Ist sie nicht vielmehr als ein Teilchen dieses toten Körpers? Und dennoch konnte diese Samenzelle ein Mensch werden. Verachtet nur nicht

den „Staub“, aus dem Ihr gebaden seid. Und lächelnd steht auch der Tod vor Euch, das Haar umflochten vom Kranze des Lebens und der Unsterblichkeiten.

Dunkle Sterne glühen dort oben am nächtigdunklen Himmel. Euer leiblich Auge vermag sie nicht zu schauen, aber das geistige Auge der Himmelkundigen ahnt ihr Dasein in den fernen Räumen. Die Welt der sieben Farben ist Deine menschliche Welt, aber neben ihr, ewig und unendlich, breitet sich aus die ultraviolette Welt und die Welt der dunklen Sterne, in welche Du hineinwachsen wirst.

Sprich nicht davon, daß Du alles weißt, aber klage auch nicht, daß Du nichts weißt. Sei Herr des Glaubens und des Zweifels und wisse, daß auch Glaube und Zweifel ein Einziges sind. Das Wesen Deiner Welt nur brauchst Du zu erkennen, und Du trägst in Deiner Hand die Fackel, welche hineinleuchtet in die Finsternis, die Dich noch umgiebt. So erkennt der Künstler auf den Höhen seines Lebens, in goldener Mittagsstunde, sich und sein wahres Wesen. Was gerade er zu schaffen vermag, begriff er klar, und das ließ ihn zum Meister werden. Er sucht und tastet nicht mehr umher, läßt sich nicht mehr durch andere Muster und Meister verwirren, sondern geht still und groß nur seinem Wege nach. Das Wesen Deiner Menschlichkeit hast Du Dir enthüllt, nun bist Du Meister Deines Lebens geworden und Du weißt Alles, wie der Buddha und der Christus. Nicht fertig bist Du nun mit Deiner Kunst, sondern erst jetzt wirst Du in voller Schaffensfreude Werk auf Werk gebären, Werke der Klarheit, nicht mehr solche des Sturmes und Dranges.

Mit heiteren Händen hebt der neue Mensch die durchlöchernte Schale seines Geistes auf, durch welche die Weinströme des Lebens dahinfließen. Sie fließen hinein, sie fließen hinaus. Er lacht der Thoren, die nicht trinken können und verdursten, weil sie den Mund an den Rand setzen. Über seinen geöffneten Mund hebt er sie und trinkt alles, was in sie hineingeht. Er trinkt nicht nur mehr, — er trinkt besser — er trinkt ewig. Nie wird diese seine Schale leer, wie die Schalen der Thoren, an denen man den Boden rühmt. Wir aber sind die Kinder Fortunats. Wir schwingen unsere nimmer leeren Fortunatsbecher, wir Glücklichen, wir Söhne der Sonne. Im Lichte unserer Augen muß alles, — alles lebendig werden, muß alle Dunkelheit in Glanz und Farbe, und alles Leid sich in Lust verwandeln.

Ewig Dieselben, ewig anders, nie geboren und unsterblich, — in ewigen Verwandlungen, stets neugestaltet, schreiten wir durch alle Räume

und Zeiten durch ewig neue und andere Welten dahin, — zugleich unser Schöpfer und unser Geschöpf.

* * *

Nachklang.

Schreitend in erhellten Wolken
auf der morgenthülen Firne,
flocht ich diese lichtsurchfloffenen
Alpenrosen um die Stirne.
So komm ich zu Euch, Ihr Männer,
in der starken Morgenstunde;
horch, Geliebter, Bergesänge
sing ich mit berauchtem Munde.
Denn wir Alle tranken ewig
von dem Blut und Saft der Erde,
laßt nun ab von Stolz und Demut,
Hirten seid Ihr, Ihr seid Herde.
Aus den Höhlen und den Schenken
kommt hervor, Ihr alten Jecher,
trinkt von mir, denn dieses ganze
Weltall schwimmt in meinem Becher.
Auf vieltausend Millionen
Jahre sitzt bei diesem Mahle,
sehnen wird's Euch nie an Speise,
nie an Trank aus meiner Schale.
Glänzende Regenbogengluten
duften bunt aus dem Kristalle
und durchleuchten grün und golden
jede Erdenotenhalle.
Weit umgüht von solchem Lichte,
ewig wechselnd die Gestalten,
neugezeugt in jeder Stunde,
sind wir ewig doch die Alten.
Tanze, du bunter Janberreigen,
tanze duftend und blühend vorüber, —
still, die Gruftenentstiegenen nahen,
und die Fackeln brennen trüber.
Komm, o komm, beladene Seele,
über mich schütt Deine Trauer,
wachsen wollen meine Zweige
in der Thüränen Regenschauer . . .
Reicht mir lust'ge Tanzgewänder
und gleih Wein auf meine Wunden,
neben diesem Sarge will ich
lachen ein paar trunksene Stunden.

Eure tiefren Schmerzen leid ich,
um die meinen zu verachten,
wüßt' ich nur von meinen Freuden,
müht' ich allzubald verschmachten.
Komm, Ihr Millionen Seelen,
drängt Euch in mein Herz zusammen,
und so speise ich mein Feuer
aus dem Meer der Sonnenflammen.
Seht, ich bin der totgejagte
Hirsch, der stumm im Busch verendet,
bin der Jäger, der lachend die Speere
in das blutende Blatt ihm sendet.
Bin der Wein! Nun trinkt, Genossen,
trinkt hinunter meine Seele,
schon rinnt Euer Blut erwärmend,
glutend auch durch meine Kehle.
Buddah bin ich! Zu den Bettlern
ging ich und zerbrach die Krone,
und ich starb auf Golgatha,
leidend mit dem Menschensohne, —
will, der frommen Wüher spottend,
Nächte der Liebe schwärmend durchkosen,
Mädchen, gleitet über mich nieder,
deckt mich mit Küssen, bestreut mich mit Rosen!
Alles ist mein, ich bin in Allem!
In mir alle Vergangenheiten,
schan' ich in das Gegenwärt'ge,
form' und bilde neue Zeiten.
Bruder Tod, zu unserm Gastmahl
komm hervor aus Staub und Erden,
alles Leben ist ein Sterben,
alles Sterben ist ein Werden.
Ihr, des Alls lebendige Bogen,
kühle, morgenatmende Quellen,
goldigen Hauchs und dufstumwobene,
ihr kristallinen Todesquellen:
Laßt mich trinken und versinken
in die bunten Dämmerungen,
träumend ruh ich auf Meereswiesen,
von bewegter Flut verschlungen.

Barlet, wartet nur ein Welken,
 und Ihr sollt mich wiederseh'n,
 riesenstark steigt auf mein Haupt,
 schattend über die Meeresauen . . .
 Den das All hinabgeschlungen,
 hat das All in sich getrunken,
 horcht, Ihr Männer, nur zu Männern
 red' ich, andachtsstief versunken.



Die Königin befehlt.

Von Kurt Martens.

(München.)

Ein hohes Gitter war um die Villa gezogen, in der die junge Königin den Frühling verlebte. Gefährlich wie Lanzen standen die Eisenschäfte mit den vergoldeten Spitzen; am Gitter entlang waren halbwüchsigte Fichten gepflanzt, dazwischen Unterholz und Gestrüpp, zum Schutz vor unberufenen Blicken.

Im Volke wußte man wenig von der Königin. Wohl war ihre Schönheit in Aller Munde; doch wenn der königliche Wagen im schlanken Trabe über die Landstraße nach dem Walde fuhr, so blieben die feinen, verschwimmenden Züge, die vor der Menge niemals den Schleier ablegten, Denen, die vorübergingen und sich verneigten, unerkennbar.

Aber auch die Hoffestlichkeiten, an denen sie zuweilen im Winter, nach der Etikette, teilnahm, brachten ihr niemanden näher. Irgend ein Botschafter durfte sie zur Quadrille führen. Sie sprach mit ihm von den Sitten seines Landes, ohne doch die Marmoraltäre ihres Ausdrucks zu verlieren. Die Pagen erstarben vor ihr in Vergötterung, und die Kammerjunker feierten sie heimlich in Gedichten. Alle Hofchargen, die Minister, die Generale krümmten den Rücken vor ihren großen, schweigsamen Augen, die viel zu gleichgiltig blickten, als daß Verachtung daraus hätte sprechen können. Selbst der König, ihr Gemahl, ward befangen, wenn er vor sie trat. Seine Wünsche trug er als schüchterne Bitten vor, und mit halbem Lächeln, fast mit einem Achselzucken, gewährte sie alles, was man von ihr verlangte. —

An dem Gitter des Gartens standen Kinder und preßten ihre Gesichter gegen die schwarzen Eisen-Schäfte, ob sie nicht doch etwas erspähen könnten. Ein betäubender Duft wehte aus dem Garten ihnen entgegen. Sie meinten, er käme von den Gemächern der Königin. Doch war es nichts anderes, als das Harz der Fichten, das sich mit dem Atem vieler hundert Fliederbüsche mengte; denn das Innere des Gartens war ein einziger Wald von Flieder; die Villa und die kiesbestreuten Wege waren von weißem Flieder rings umschattet. Die Kinder horchten. Ein feines Klingen und Flüstern drang fernher zu ihren Ohren. Da bildeten sie sich ein, die Stimme der Königin zu vernehmen, während es doch nur das Spiel der Maienluft war, oder der Lockruf einer Amsel.

Die Königin befand sich allerdings im Garten. Bereits eine Stunde lang schritt sie die vielverschlungenen, kiesbestreuten Wege unter den Fliederbüschen hin und her; aber sie hatte noch kein Wort gesprochen. Neben ihr ging das Fräulein von Rotenhan und hielt über sie einen Schirm von heller Seide mit gerafften Spitzen, sodaß die Königin unter der grellen Morgensonne ganz im Schatten schritt. Rings neigten sich die Sträucher unter der Last der blühenden Rispen und gossen Wohlgerüche vor ihr aus. Und jene Geister der Syringen, die aufreizen, indem sie sich milde stellen, die mit ihrer Süßigkeit entnerven und mit betäubenden Einflüsterungen der Seele alle Fesseln lösen, schmiegleten sich an die junge Königin.

Gegen Mittag ward auch das Gefäusel der matten Winde still. Die glatten, herzförmigen Blätter blieben regungslos, wie erdrückt von den Millionen weißer Blüten. Alte, romantische Träume wachten langsam auf und wanderten auf leisen Sohlen durch den Park. Das Geschrei der Pfauen im Gehöft klang dazwischen, wie hoffnungslose Klagen aus einer Welt, die wider Willen lebt.

Da wandte sich die Königin zu ihrer Hofdame:

„Sagen Sie mir, Lonny, Sie sind verlobt?“

„Ja, Majestät; aber wir können es noch nicht veröffentlichen; wegen der Skaution müssen wir noch warten.“

„Nun, das ließe sich wohl beschleunigen,“ meinte die Königin gnädig; „aber erzählen Sie nur.“

„Was soll ich erzählen, Majestät?“

„Nun, ob Sie glücklich sind, ob Sie ihn auch lieb haben, Ihren Verlobten.“

„O, Majestät . . . !“

„Sie treffen oft mit ihm zusammen, nicht wahr?“

„Das dürfen wir noch nicht.“

„Aber Sie thun es doch?“

Bonny erröthete und wußte nicht recht, ob sie sich anvertrauen dürfe:

„Wir möchten wohl gern, Majestät.“

Die Königin nahm begütigend ihre Hand:

„Liebste, ich denke nicht daran, Sie zu verhören; nur von Ihren schönsten Stunden möchte ich gern etwas erfahren. — Sie finden Gelegenheit, mit ihm allein zu sein, nicht wahr, Sie finden?“

„Ja, ganz selten, auf Augenblicke wohl.“

„Und dann? Dann nimmt er Ihr Gesicht in seine Hände?“

„Er . . . ach nein, ich weiß nicht recht . . .“

„Und küßt Sie? Nicht wahr, das erlauben Sie ihm doch?“

„Nein, Majestät, ach wirklich nein.“

„Aber er küßt sie mit Gewalt? So ist es doch? Widersprechen Sie nicht! Wenn er ein Mann ist, thut er es.“

Erschrocken blickte das Fräulein von Rotenhan zur Königin auf. Die verhaltene Festigkeit dieser Fragen war ihr unverständlich.

Die Königin brach einen Fliederzweig und führte ihn an die Rippen. Sie sog den Duft ein, in langen Atemzügen; gleichsam spielend benezte ihre Zunge die unsichtbaren Staubfäden der Blütenkelche.

„Haben Sie auch schon einen Streit miteinander gehabt?“ fragte sie dann wieder lächelnd.

„Kleine Meinungs-Verschiedenheiten; o ja, das kommt wohl vor.“

„Dabei ist er zornig geworden?“

„Nicht sehr.“

„Aber seine Stimme hat er doch erhoben, laut und erregt? — Sehen Sie, Bonny, ich frage darnach, weil niemals in meinem Leben jemand laut zu mir geredet hat. Ich habe noch nie eine zornige Stimme gehört! Wissen Sie, was das heißt? — Nun allerdings, auf der Bühne; doch da ist es unwahr. Solch ein Bühnenzorn kommt mir fast wie Entweihung vor. — Aber natürlich, niemand wagt, anders zu mir zu reden als leise und berechnend, mit sorgsam versteckten Gefühlen und wie oft wohl mit unterdrücktem Zorn.“

Die Königin warf den Fliederzweig weit von sich weg und, wieder in Schweigen versunken, setzte sie ihren Rundgang durch den Garten fort. Das Fräulein von Rotenhan dachte: wie kann man sich nur

zornige Stimmen wünschen! Man regt sich höchstens auf und bekommt Weinkrämpfe. Ach, wer doch immer so befehlen könnte wie die Königin! Alles zittert vor ihr; selbst die stärksten und mutigsten Männer verlieren vor ihr die Stimme.

„Wie spät mag es wohl sein?“ fragte nach einer Weile die Königin.

Fräulein von Notenhau sah nach der kleinen Uhr, die sie am Leber-Armband trug, und antwortete:

„Kurz vor zwölf, Majestät.“

„Was steht uns um zwölf Uhr bevor?“

„Der Leibarzt Doktor Holm wird kommen. Mittwoch und Sonnabend Mittag der Leibarzt.“

„Ja, nicht ein einziges Mal hat er bisher gewagt, unpünktlich zu kommen. So gut geschult, einer wie der andere, selbst Doktor Holm!“

„Majestät können das nicht anders von ihm erwarten.“

„Doch! von ihm konnt' ich es. Ist er nicht einer von den Menschen, die thörichte Streiche machen? Wissen Sie nicht, warum ich mir gerade den zum Leibarzt wählte? Weil ich ganz zufällig hörte, daß irgend ein Arzt in der Stadt aus freiem Willen sich eine vergiftete Lanzette in den Fuß gestoßen habe. Niemand konnte mir den Grund davon erklären. Es hieß, er hätte nur die Wirkung dieses Giftes auf den Menschen erproben wollen; und da er das auf andere Weise nicht erfahren konnte, habe er seinen eigenen Fuß geopfert. Aber sagen Sie mir, Conny, ist das ein Grund?“

„Ich weiß nicht, Majestät. Es giebt wohl Männer, wenn die sich einmal etwas vorgenommen haben . . .“

„Nun, gleichviel; auf diese Geschichte hin beschloß ich, ihn heranzuziehen. Und jetzt erlebe ich es — die Woche zweimal —, wie dieser Mensch, der sich kalten Blutes den Fuß abschneidet, vor jedem Buchstaben der Etikette seine Reverenzen macht. Wie soll man das auffassen?“

„Majestät könnten ihn ja von der Etikette entbinden.“

„Natürlich! Aber was wäre damit gewonnen? Von einer Erlaubnis Gebrauch zu machen, ist keine Kunst mehr. Weshalb durchbricht er die Etikette nicht, gegen meinen Willen? Warum wagt er es nicht, einmal öfter zu kommen oder zu früh oder — meinetwegen auch einmal wegzubleiben? — Was weiß ich überhaupt von einem Menschen? — Den König kenne ich; das ist auch wahrlich leicht genug. Zur Not kenne ich auch euch, die Hofdamen und die Adjutanten. Aber

die Menschen, die meine Unterthanen heißen, die sind voll unheimlicher Rätsel. Ich höre, daß sie fortwährend handeln, sich streiten und entschließen, und ich sehe auch Wirkungen, die von ihnen ausgehen. Aber wie sie dazu gelangen, begreife ich nicht. Da ist jeder wie eine kleine komplizierte Maschine, wo tausend Räder und Bänder ineinandergreifen . . . Will ich mir sonst eine Fabrik ansehen, so kriechen augenblicklich die zuständigen Herren im Frack heran, um mir alles zu erklären. Aber vor solch einer kleinen Menschen-Maschine schlägt mir jeder seine Thüre zu.“

Fräulein von Rotenhan wunderte sich heute über die Königin, die sonst mit Worten und Betrachtungen sparsam war. Sie verstand nicht recht, worüber Ihre Majestät sich eigentlich beklagte. Immerhin wirkte das bloße Gespräch auf sie wie eine Erfrischung bei diesem Dienst, der, so leicht er auch schien, sie doch unsäglich ermüdete. Der Tag, so meinte sie, hätte im ganzen Frühling nicht seinesgleichen. Er war sommerlich, ohne Hitze, und brücdend mit dünner, klarer Luft. Kein Vogel war zu sehen, kein Insekt. Nur zwei oder drei blaßgelbe Falter schaukelten sich in den Blüten, wie verschlafen und trunken von allzu schweren Säften. Bedurften die Gefühle der Königin solch eines verzauberten Gartens, um sich hervorzuwagen? — —

„Ach, dieses Warten! So steht man im Vorzimmer eines Arztes. So abhängig bin ich nun von den Stunden, die ich selbst mir festgesetzt habe.“

„Sollen wir schicken, daß er sich beeilt! Majestät fühlen sich unwohl!“

„Keineswegs! — Überhaupt, wozu braucht man solch einen Leibarzt? Er wird mich fragen, ob mir die kalten Bäder gut bekommen, oder ob ich nicht zuweilen noch an Migräne leide. Das ist ihm ein gleichgiltiger Spaziergang, zu mir herauszuwandern. Eine bequeme Zeit, um zwölf Uhr. Zuvor hat er seine Patienten oder schlendert auch nur durch die Gassen oder — was meinen Sie, Conny, was er da treibt?“

„Vielleicht sitzt er im Weinkeller,“ antwortete Fräulein von Rotenhan mit einem schüchternen Versuch zu scherzen, „im Weinkeller mit seinen ‚Genossen‘.“

„Wie? seine Genossen? im Weinkeller? Was ist das?“

„Nun, er trifft sich da regelmäßig mit seinen Freunden. Die nennen sich spaßeshalber ‚Genossen‘. Da trinken sie denn und plaudern.“

„Ja, woher wissen Sie . . .?“

„Neulich beim Kennen wurde es erzählt. Ein Kammerherr hatte den Doktor Holm im Weinteller unter diesen Beuten sitzen sehen und hatte dem Gespräch zuhören wollen, aber nichts verstanden.“

„Sie redeten in fremder Sprache?“

„Das wohl nicht. Aber den Sinn hatte der Kammerherr nicht verstanden. Vielleicht waren es gelehrte Sachen oder auch zuviel Fremdwörter. Jedenfalls bestätigten andere Herren, daß ihnen dieser Kreis auch schon aufgefallen wäre. Und unser Hofmarschall schloß daraus, es seien gefährliche Menschen.“

„Ah, das also! Darin habe ich ihn richtig geschätzt, den Doktor Holm!“ Die Königin war in Erregung. Ihre Schritte beschleunigten sich unwillkürlich. Aber es war nicht der Unmut, den Fräulein von Rotenhan befürchtete. Nein, die Königin lachte, ein leises und fröhliches Lachen, kaum hörbar unterbrochen von Seufzern.

„Der gute Kammerherr versteht die Sprache nicht. Das läßt sich wohl denken. Aber ich weiß, wovon sie reden. Von uns zum Beispiel, vom König und von der Königin. Sie kennen uns besser als wir selbst. Wir glauben etwas, und sie erklären, wie wir dazu kommen. Wir thun dies oder jenes, ob es nun ein Staatsstreich ist oder eine Hofjagd. Sie lächeln dazu, weil ihre Gedanken darüber stehen.“

Ein Lakai kam in diesem Augenblick von der Villa her und meldete den Leibarzt.

„Ich will ihn hier empfangen,“ sagte die Königin. „Konny, der Vormittags-Dienst ist ohnehin schon abgelaufen. Ich danke Ihnen. Auf Wiedersehen!“

Fräulein von Rotenhan verneigte sich. Der Lakai folgte ihr.

Die Königin aber nahm auf einer der weißgestrichenen Gartenbänke Platz, die, von Fliederbüschen rings umgeben, wie in einer Laube sie versteckte.

Sie heftete ihre Augen, scheinbar zerstreut, auf das Schattenspiel des Sonnenlichtes, das über den Rasen zuckte und hob sie nicht eher, als bis der Leibarzt vor ihr stand. Dann griff sie seine Erscheinung auf, wie ein fertiges Bild. Er stützte, das lahme Bein leicht angezogen, die gedrungene Gestalt auf einen Stock von Ebenholz mit goldener Krücke, den die Königin ihm zum Geschenk gegeben hatte. Auf seinem kurzen, stiermäßigen Nacken saß schwer wie ein Gewicht der breite Schädel, umrahmt von dunkler Mähne, mit bartlosem Gesicht, Augen, die wie aus Finsternissen leuchteten, einer flachen Nase und dünnen Lippen, dem Kopf des jungen Beethoven ähnlich.

„Sehen Sie mich an, Doktor Holm,“ sprach die Königin. „Fühl' ich mich wohl, heute morgen?“

„Wie Majestät sich fühlen, kann ich unmöglich erraten,“ antwortete er. Sein Benehmen trug einen kühlen, fast gelangweilten Respekt zur Schau.

„Also ich fühle mich gesund. Aber könnte ich nicht trotzdem leidend sein?“

„Nach meiner Ansicht ist das Befinden Ew. Majestät durchaus normal.“

„Es giebt, so hat man mir erzählt, Krankheiten ganzer Stände, Krankheiten armer Leute, der Beamten, der Lebewelt. Warum nicht auch der Königinnen?“

„Körperliche Leiden kaum,“ erwiderte Doktor Holm. Er wurde aufmerksam und begann die Linien des Mundes zu studieren, in denen Hysterie sich auszusprechen pflegt. Doch fand sich nichts dergleichen vor.

„Die seltsame Stellung, die wir unter den Menschen einnehmen, unsere Abstammung, unser Verkehr, unsere ganze Lebensweise, sollte davon der Körper wirklich unbeeinflusst bleiben?“

„Was für Gedanken machen sich da Majestät!“ rief der Leibarzt überrascht. „Wir alle sind abhängig von den Einflüssen unserer Rasse und Umgebung. Und kein Einfluß ist schädlich, der . . .“

„Nun?“ brängte die Königin, als er sich unterbrach. „Was wollen Sie mir verschweigen?“

„Majestät, es ist mir nicht erlaubt, von den Einflüssen zu reden, unter denen Sie stehen.“

„Nicht erlaubt? Dem Leibarzt nicht erlaubt? Aber vor Ihren Freunden, in Ihren Büchern? Da geben Sie sich aus! Nur ich, ich soll niemals erfahren, wie es um mich steht, um mich und um die Menschen, die ich nur zu beherrschen scheine. — Reden Sie!“

„Was befehlen Ew. Majestät?“

„O, nichts von Befehlen! Ich bitte Sie, ich bitte als eine arme, einsame Frau, reden Sie zu mir über das, was Sie wissen, reden Sie in der Sprache Ihrer Freunde, Ihrer ‚Genossen‘, in der Sprache, die meine Kammerherren nicht verstehen!“

Er begriff die Anspielung und unterdrückte ein Lächeln:

„Unsere Sprache würde in den Ohren Ew. Majestät rauß klingen.“

„Um so besser.“

„Auch werden Majestät kaum geruhen, mich verständlicher zu finden als ein Kammerherr.“

Wie unter einer Zurechtweisung errötete sie und duckte sich vor seinem ernstern Blick:

„Ich werde mich bemühen, nachzudenken, und werde alles ertragen, selbst Beleidigungen . . .“

„Unsere Sprache steht über den Beleidigungen, wie über allen Thatbeständen, die das Staatsgesetz beschreibt und verbietet. Die Verbrechen, welche wir begehen, sind der Staatsraision zu hoch, garnicht erkennbar und nicht zu fassen. Erst später werden sie sich an ihren Wirkungen offenbaren.“

„Können Sie sich nicht vorstellen, Doktor Holm, daß eine Königin, selbst wenn sie den Sinn der Worte nicht begreift, daran allein schon ihre Freude findet, daß jemand seine Gedanken offen vor ihr ausbreitet. Nur um an dem Klang zu fühlen, daß Dinge, vor denen sie Ehrfurcht hat, ganz in ihrer Nähe sind?“

„Ja, Majestät, weil die, welche vom Leben und seinen Erkenntnissen abgeschnitten sind, bald einen Ekel spüren vor den Lügen, mit denen man sie täglich nährt. Nur werden ihre Geisteskräfte von Jugend auf so vergewaltigt, eingeschnürt und mit dem Brei der offiziellen Anschauungen langsam vergiftet, daß ihnen der Wille zur Wahrheit meist schon gelähmt ist, ehe sie selbständig fragen dürfen. Wen doch einmal der Ekel überwältigt, der gewinnt auch die Ehrfurcht vor den Erkenntnissen, um die seine Erzieher und seine Schmeichler ihn betrogen haben. Immerhin bleiben ihm andere Lebensgüter, mit denen er sich begnügen könnte, so etwa die Macht.“

Atemlos lauschte die Königin seinen Worten, die wie geschmolzenes Stahl mit bedächtiger Schwere, blinkend von seinen Lippen tropften. Ein schüchternes Kind saß sie vor ihm, zusammengelauert auf ihrer Bank. Ihre königliche Haltung hatte sie ganz vergessen, und die Posen einer anerzogenen Herrscherwürde fielen wie Flitter von ihr ab. So sieht man wohl ratlose Frauen zu dem Manne aufblicken, in dessen Sicherheit sie Zuflucht finden möchten.

Von der Landstraße her erscholl jetzt die gresle Trompeten-Musik eines vorüberziehenden Regimentes. Wahrscheinlich um die Königin zu ehren, wurde einer jener Märsche intoniert, dessen rohe Klänge bestimmt sind, die Mannschaften für das Schlachtfeld oder die Parade zu erwärmen. Auch Pauke und Becken wurden geschlagen, daß Boden und Bäume erbebten, und die erschrockenen Vögel aufplatternd sich in das Innere des Parks flüchteten.

„Meine Macht!“ sagte die Königin, als der Lärm sich gelegt.

„Das war sie, dieses martialische Getöse, diese geknechteten Kolonnen, die blindlings gegen jeden Feind marschieren, wenn wir es befehlen, Werkzeuge wie Keulen in der Faust von plumpen Riesen: Das ist meine Macht!“

Er hatte sie unablässig beobachtet, jedes Moment ihrer wachsenden Leidenschaft gewogen und in sich aufgenommen. Bei diesen letzten Worten aber wären ihm die Zügel fast entglitten. Das Weib, das aus der Königin vor ihm herauswuchs, überwältigte ihn wie die Pracht einer Anadyomene. Blutwellen schossen ihm ins Gesicht; sein mächtiger Schädel bebte wie unter Gewittern; das knirschende Gebiß suchte gleichsam die widerspenstigen Instinkte zu zermalmen.

Und die Königin, obwohl sie von der Veränderung seines Wesens nichts bemerkte, fühlte doch, daß sie jetzt mehr als seine Geduld, höheres als seinen Respekt besaß. Ihre Rede dämpfte sich zu einem so krampfhaften, seufzergleichen Flüstern, daß es schien, als wolle sie verzweifeltes Geschrei darin ersticken.

„Sie wissen gar wohl, Doktor Holm, daß solch eine Macht mich niemals trösten kann; denn sie ist Ohnmacht und darum Lüge durch und durch. Aber es würde mir genügen — vollauf zufrieden, ja, ich glaube, glücklich könnte ich sein, wenn man den Schein nur von mir nehmen wollte. Wenn ich mich geben könnte als das, was ich in Wahrheit bin, als eine kleine, hilflose Frau, tausendmal schwächer und beschränkter als die Weiber im Volke, die ihre Sphäre wenigstens durchschauen. O, was für eine Lust ich daran hätte, zu dienen, umhergetrieben, mit Arbeit überlastet zu werden, scheu zuzuhören, wo Männer reden, oder zu schmeicheln, wenn sie mich schelten! Nur nahe sein der Größe und Klugheit, darunter leiden und bewundern dürfen, immer kleiner werden, immer hingebender, treu wie eine Hündin, die um das Brot des Herrn bettelt, oder auch verhungern — aus Dankbarkeit!“

„Majestät geruhen mit mir zu spielen,“ sprach Doktor Holm; „aber es fragt sich, wer bei diesem Spiele zu verlieren hat.“ Seine Gelassenheit war ihm zurückgekehrt. Alle Fäden zum Werke hielt er in seiner Hand wie ein Künstler. Jeder Gedanke, jede feinste Stimmung, Tonfall und Ausdruck jeder Silbe gehorchten dem Willen, leicht und sicher, ohne Berechnung.

In seiner Antwort versing sich die Königin wie in einem Netze. Während sie unverständliche Bitten stammelte, hob sie die Hände auf und streckte sie, beschwörend oder auch verlangend, ihm entgegen.

Darauf warf er den Krückstock von sich, ergriff sie an beiden

Handgelenken und umschloß mit seinen schweren Fäusten diese zarten Knöchel so fest, daß er den Puls ihres jagenden Blutes spürte.

Und die Königin, eine Gefangene, eine Bühlerin und eine Selige zugleich, brach vor ihm zusammen, vor dem Denkmal des Fußes, den er geopfert hatte, vor dem Stod mit der goldenen Krüde. Dabei hielt sie die Arme hoch empor, damit er sie ja nicht ließe. Ihr Antlitz, von der Ekstase der Erniedrigung verklärt, lehrte sich dem seinen zu, daß mit dem starren Blick, mit den geblähten Rüstern und dem fatten Lächeln einer Maske des Triumphes gleich.

Langsam zog er sie empor. Sie sträubte sich dagegen, und in der Furcht, er könnte die Fesseln von ihrem Fleische lösen, bettelte sie mit geschlossenen Augen:

„Schlagen Sie mich! — Mißhandeln Sie mich doch!“ —

Darnach ließ er ihre Arme sinken, faßte sie um die Hüfte und hob sie empor. Wie ein Kind oder wie eine Puppe, an der man sich freut, hielt er sie vor sich, hoch über dem Sande. Ängstlich, unter irrem Lachen, klammerte sie sich an seine Schultern. Und als er sie zurückbrachte auf ihre Bank, zog sie ihn mit sich nieder. —

Einige Sekunden verstrichen, bis er sich aus seinem Siegestaumel zur alten Weisheit durchgerungen. Sobald er seiner sicher war, erhob er sich:

„Befehlen Ew. Majestät die Entlassung?“ fragte er. „Mein Dienst ist abgelaufen. Inzwischen kommt, glaube ich, die Stunde der Kammerherren heran.“

Doch als er sah, wie sie sich wand und litt, ergriff ihn das Mitleid:

„Arme, kleine Königin!“

Das waren seinen letzten Worte, bevor er ging.



Deutsche Lyrik.

Fragment aus einer „Höllenfahrt“.

Manchen Mißton auch vernahm ich:

„Hätt' ich Geld gehabt, ich wär' ein
Tüchtiger Poet geworden
Und der größten Geister Einer, —
Aber ohne Geld verkam ich.

Hätt' ich Geld gehabt, ich wäre
Fraglos ein Genie geworden,
Ein Genie ans Urwalds Nächten,
Wie die Erde wenig sah.

Denn die Zeit, die Zeit war günstig,
Tausend fragen, tausend fälle
Und Millionen wirre Köpfe. —
Ja „die Zeit“: das war mein Fall.

Manchen Knäuel, unentwirrbar,
Dreien sich Tausende verbissen,
Hätt', wie weiland Alexanders,
Meines Geistes Schwert zerlegt.

Berlin.

früher wär' der Tag gekommen,
Welcher blutig zwar, doch siegreich,
Sanfte Glieder amputierend,
Küfte säubernd erdwärts dröhnt.

Doch Geduld, der Tag wird kommen
Und der Tag wird Rache nehmen
Auch für unterdrückte Geister,
Welche ohne Geld verkamen.“

Ludwig Scharf.

Strandbild.

Weither, wo die Abendwolken
Auf den grauen Wassern liegen,
Drängen sich die Wolken, drüber
Lehnte blasse Lichter fliegen.

Drängen ruhlos sich und hasten,
Um an diesem öden, bleichen
Strand zu sterben. Silbern leuchten
Hferlängs die weißen Leichen.

Eine Möwe, müden fluges,
Setzt sich auf ein halbverlandet
Wrack, das hier in einer dunklen
Wintersturmnacht jüngst gestrandet.

Hamburg.

Gustav Falke.

Sirnenweg.

Einsam durchs Leben geht
In Sehnsuchtschauer
Und sanfter Trauer
Still der Poet;

Suchend im Kuß der Frau
Nicht Eintagssterne,
Doch Traum und Tau
Verlorener ferne.

Gast, der beim Frohgelag
Becherreste
Darbringt dem Jubeltag
Ewiger feste.

Hirsch, der im Waldteich trinkt,
Über den fluten
Das große Verbluten
Der Sonne, die sinkt.

Hafeldorf.

Prinz Emil zu Schönaiß-Carolath.

Notturmo.

Ich liege ganz still.
Der Nachtwind rauscht leise vorbei.
Eine große Sehnsucht zieht mich noch tiefer.
Diese Sehnsucht — nach — ich weiß nicht was!
Das macht so traurig.
Ich möchte — ich weiß nicht was!
Ich denke an ferne, ferne Zeiten . .

Nieder-Schönhausen.

Paul Scheerbart.

Böser Zauber.

Es lebt ein alter Sang
 Von Lieb und bitt'rem Sterben
 Und von gebroch'ner Treu.

Wem er im Ohre Klang,
 Den rettet vor Verderben
 Nicht Bittgebet noch Reu.

Frankenhäufen.

Was gehst du so allein,
 Und lachst mit rotem Munde
 Und lauschest in den Wind? —

Laß du das Träumen sein!
 In dieser Dämmerstunde
 Erwacht das Kiedchen, Kind!

Anna Ritter.

Sieg der Luft.

Sie schluchzen muer
 Mit täuschlichen Mieneu,
 Sie sammeln mit dürren,
 Blutlosen Armen
 Zweige und moderndes Laub.
 Auf nebllichem Feld,
 Auf starrenden Stoppeln
 Nichten sie kichernd
 Den ragenden Holzstoß, —
 Die ueidischen Tage!

Sie aber hat des wilden Werks nicht Acht.
 Sie steht verträumt . . . in ihren Augen lacht
 Der Juli noch, ins goldne Haar geschmiegt
 Ein voller Kranz von Centifolien liegt.
 Und ihre Hand, von Fesseln eingehegt,
 Mit läß'gem Griff ein grüneud Szepter trägt.
 So atmet sie, vom Tode schon umstellt,
 In einer schönen, sonnentrunken Welt.

Die Flamme schwelt,
 Die Flamme loht,
 Es zuckt und leuchtet
 Blutig rot,
 In alle Ritzen
 Kriecht's hinein,
 Am Stamme leckt's
 Mit blauem Schein,
 Die Funken sprühn,
 Ein Bluthauch quillt
 Aus dem Geäß,
 Das Feuer schwillt
 In dumpfem Krachen
 Stürzt ein Holz. —
 Was schaußt du noch
 So frei und stolz . . . ?

Wehe dir, Sommerluft, lachendes Weib!
Greift dir die Angst an den blühenden Leib?
Spürst du der Flamme verzehrenden Hauch —
Balde, ach, balde faßt sie dich auch! —

Sie rüttelt voll Hohn
Die klirrenden Ketten,
Sie springt hinein
In den lodernden Schein —
Knisternde Flammen
Schlagen zusammen
Über dem strahlenden Haupt.

— — — — —
Verloren . . . !
— — — — —

O ihr Choren,
Die ihr's glaubt!
Hört ihr den Sturm?
Das war ihr Genoss'.
Nun kommt er herbei
Auf dampfendem Ross,
Nun sprengt er heran
Mit Wiehern und Schnauben,
Den Flammen die tote Geliebte zu rauben.
Er bläht den Rauch von den glühenden
Bränden,
Er sammelt die Asche mit gierigen Händen,
Dann schwingt er sich auf
Mit wildem Gelächter
Und streut die Atome der Luft
Weit über die schlafende Welt,
Daß hierhin und dorthin ein Stäubchen fällt,
Ein Keim, der sich dehnt und streckt,
Die Ärmchen zur Sonne reckt,
Und übers Jahr, wenn es mait,
Die andern weckt
Und jubelnd schreit:
„'s ist Frühlingszeit!“

Frankenhausen.

Anna Ritter.





Gedanken.

Von Anton Tschschoff.

(St. Petersburg.)

Anfangs war das Wetter still und gut. Die Drosseln schriean, und von den nahen Sümpfen vernahm man wehmütige, langgezogene Töne, als wenn in eine leere Flasche geblasen würde. Eine Waldschnepe strich vorbei, und laut und lustig ertönte in der Frühlingsluft ein Schuß. Aber als es im Walde anfang zu dunkeln, kam von Osten her, sehr zur Unzeit, ein kalter, durchbringender Wind. Alles wurde schweigsam. Auf den Pfützen streckten sich Eisnadeln aus, und im Walde wurde es dumpf, leer und unheimlich. Man fühlte wieder den Winter.

Iwan Welikopólski, Student der Priester-Academie, Sohn eines Küsters, ging, vom Schnepfenstand heimkehrend, einen Fußweg entlang über weite, bewässerte Wiesen hin. Seine Finger erstarren und vom Winde glühte ihm das Gesicht. Es schien ihm, als ob die plötzlich eingetretene Kälte in allem die Eintracht und das Einvernehmen gestört habe, als würde es der Natur selbst unheimlich, als verdichtete sich das Abenddunkel schneller als nötig. Ringsherum war es öde und ganz besonders finster. Nur in den Witwen-Gärten am Fluß leuchtete ein Feuer. Im weiten Umkreise aber und dort, wo vier Werst entfernt das Dorf lag, verschwamm alles im kalten, dunkeln Abendnebel. Der Student erinnerte sich, wie die Mutter, als er von Hause ging, barfuß auf dem Flur saß und den Theekessel pukte, und wie oben auf der Ofenbank der Vater hustete. Heute, am Charfreitag, hatte man nichts gekocht, und der Hunger machte sich unangenehm fühlbar. Und jetzt, während er sich vor Kälte zusammenzog, dachte der Student daran, daß zu Zeiten des Wariägerfürsten Rurik und Iwans des Grausamen und Peters des Großen eben so ein Wind geweht hat, und daß es auch damals eben solch schlimme Armut, Hunger, eben solche durchlöchernte

Strohdächer, eben solches Elend gegeben hatte; rings herum war dieselbe Dbe, Finsternis und dasselbe Gefühl des drückenden Jammers. — Alle diese Schrecken waren, sind und werden sein, und nur darum, daß ein Jahrtausend dahingeht, wird es nicht besser werden . . . Und er verlor die Lust, nach Hause zu gehen.

Die Gemüesfelder wurden deshalb „Witwen-Gärten“ genannt, weil sie zwei Witwen, Mutter und Tochter, gehörten. Das Feuer brannte weiß und knisternd und erhellte weiterhin den ausgepflügten Acker. Die Witwe Wassilissa, eine große, volle Alte im Männerpelz, stand daneben und schaute nachdenklich ins Feuer. Ihre Tochter Luterja, klein und podennarbig, mit einem dummen Gesichtsausdruck, saß auf der Erde und schauerte den Kessel und die Löffel. Man hatte augenscheinlich eben erst zu Abend gegessen. Männerstimmen erschallten; das waren die Arbeiter, die am Flusse Pferde tränkten.

— Da haben wir ja wieder den Winter, — sagte, aus Feuer herantretend, der Student. — Guten Abend!

Wassilissa fuhr zusammen, aber sie erkannte ihn gleich und lächelte freundlich.

— Grüß Gott, ich erkannte Dich nicht, — sagte sie.

Man sprach eine Weile. Wassilissa, eine erfahrene Frau, die früher bei Herrschaften als Amme und dann als Wärterin gedient hatte, drückte sich deilicat aus, und auf ihrem Gesicht spielte die ganze Zeit ein sanftes, solides Lächeln. Ihre Tochter Luterja dagegen, ein von ihrem Manne eingeschüchtertes Bauernweib, blinzelte nur den Studenten an und schwieg mit einem Ausdruck, wie ihn Taubstumme haben.

— Ganz ebenso wärmte sich beim Feuer in einer kalten Nacht auch der Apostel Petrus, — sagte, die Hände überm Feuer ausstreckend, der Student. — Also war es auch damals kalt. O, was war das für eine schreckliche Nacht, Großmutter! Eine unsäglich traurige Nacht!

Er blickte ringsum ins Dunkel, schüttelte nervös den Kopf und fragte:

— Ihr wart wohl heut bei den „Zwölf Evangelien“?

— Jawohl, — antwortete Wassilissa.

— Wenn Ihr Euch erinnert, sagte während des heiligen Abendmahls Petrus zu Jesu: „Mit Dir bin ich bereit, ins Gefängnis und in den Tod zu gehen.“ Der Herr aber antwortete darauf: „Petre, ich sage Dir, der Hahn wird heute nicht krähen, ehe denn Du dreimal verleugnet hast, daß Du mich kennest.“ Nach dem Abendmahl jagte

Jesum, betrübt bis an den Tod, im Garten und betete, der arme Petrus aber ermüdete in der Seele, wurde schwach, seine Lider wurden ihm schwer, und er konnte sich des Schlafes nicht enthalten. Er schlief ein . . . Dann küßte, wie Ihr gehört habt, in derselben Nacht Judas Jesum und verriet ihn seinen Peinigern. Gebunden führte man ihn zum Hohenpriester und schlug ihn. Petrus aber, ermüdet, gequält von peinlicher Unruhe — stellt Euch das vor —, verschlafen und vorausahnend, daß gleich, gleich auf der Erde etwas Schreckliches geschehen müsse, folgte hinterher . . . Er liebte Jesum leidenschaftlich und sinnlos, und sah jetzt von ferne, wie man ihn schlug . . .

Luterja legte die Löffel weg und sah den Studenten bewegungslos an.

— Sie kamen zum Hohenpriester, — fuhr er fort. — Man fing an, Jesum zu fragen. Die Knechte aber hatten unterdeß mitten im Palast ein Kohlenfeuer gemacht, denn es war kalt, und sie wärmten sich. Petrus aber stand bei ihnen am Feuer und wärmte sich auch, so wie ich jetzt. Eine Magd erblickte ihn und sprach: „Und Du warest auch mit dem Jesu,“ das heißt, daß man auch ihn zu Gericht schleppen sollte. Und all die Knechte, die ums Feuer lagerten, sahen ihn wahrscheinlich mißtrauisch und fluster an, denn er wurde verlegen und sagte: „Ich kenne ihn nicht.“ Und über eine Weile erkannte in ihm wieder jemand einen Jünger Jesu und sprach: „Du bist auch so einer.“ Er verleugnete abermals. Und zum drittenmal wandte sich jemand an ihn: „Sahst Du nicht heute im Garten bei ihm?“ Er leugnete zum drittenmal. Und darnach krähte alsobald der Hahn, und Jesus blickte von weitem Petrus an, und dieser gedachte an des Herrn Wort, daß er zu ihm beim Abendmahl gesagt hatte . . . Er gedachte dessen, kam wieder zu sich, verließ den Palast und weinte bitter, bitter . . . In der Schrift heißt es: „Und er ging hinaus und weinete bitterlich.“ Ich kann es mir vorstellen: ein stiller, stiller, dunkler, dunkler Garten und in der Stille vernimmt man kaum das dumpfe Schluchzen . . .

Der junge Theologe atmete auf und versank in Gedanken. Basilissa fuhr fort zu lächeln, aber mit einem Male schluchzte sie auf, große, zahlreiche Thränen stürzten ihr über die Wangen und sie schüßte mit dem Armel ihr Gesicht vor dem Feuer, gleich als schämte sie sich ihrer Thränen. Luterja blickte unverwandt auf den Studenten und wurde rot. Ihr Gesicht nahm einen mühseligen und angestregten Ausdruck an, wie bei einem Menschen, der einen heftigen Schmerz unterdrückt.

Die Arbeiter kehrten zurück vom Fluß, und einer von ihnen, hoch

zu Pferde, war schon nahe, und der Schein des Feuers beleuchtete zitternd seine Gestalt. Der Student wünschte den Witwen eine gute Nacht und ging weiter. Und wieder umgab ihn die Finsterniß, und seine Hände begannen zu frieren. Es wehte ein böser Wind, der Winter kam in der That wieder, und es sah nicht aus, als gäbe es übermorgen Ostern.

Jetzt dachte der Student an Waffilissa: wenn sie zu weinen begann, so hat also alles das, was in jener schrecklichen Nacht mit Petrus vorging, auch eine gewisse Beziehung zu ihr . . .

Er drehte sich um. Das einsame Feuer blinzelte ruhig in der Dunkelheit, und man sah neben ihm keine Menschen mehr. Der Student dachte wieder, daß, wenn Waffilissa weinte und ihre Tochter verlegen wurde, augenscheinlich das, wovon er eben erzählt, was sich vor neunzehn Jahrhunderten zugetragen, auch eine gewisse Beziehung zur Gegenwart haben müsse, — zu den beiden Frauen, zum einsamen Dorfe, zu ihm selbst und zu allen Menschen. Wenn die Alte weinte, so geschah es nicht deshalb, weil er rührend erzählen kann, sondern weil Petrus ihr nahe steht und weil sie mit ihrem ganzen Wesen daran beteiligt ist, was in der Seele Petri vor sich gegangen war.

Und plötzlich erbeite seine Seele vor Freude, und er blieb sogar einen Augenblick stehen, um Atem zu holen. „Die Vergangenheit, — dachte er, — ist mit der Gegenwart durch eine ununterbrochene Kette von Ereignissen verbunden, von denen eines dem andern entspringt.“ Und es schien ihm, als hätte er soeben beide Enden dieser Kette gesehen: und so wie er das eine berührte, erzitterte das andere.

Als er aber auf der Fähr über den Fluß setzte und hernach, den Berg hinansteigend, auf sein heimatliches Dorf sah und nach Westen blickte, wo ein schmaler Streifen der kalten, leuchtenden Abendröthe erglänzte, da dachte er, daß die Wahrheit und Schönheit, die dort im Garten und im Hofe des Hohenpriesters das Menschenleben gelenkt hatten, ununterbrochen auch bis auf den heutigen Tag bestehen und, wie es scheint, stets im Menschenleben und überhaupt auf der Welt das Wichtigste gewesen sind. Und das Gefühl der Jugend, Gesundheit und Kraft, — er war erst 22 Jahre alt, — und eine unaussprechlich süße Erwartung des Glückes, des unbekanntem, geheimnisvollen Glückes, beschließen ihn allmählich, und das Leben erschien ihm schön, wunderbar und voll hoher Bedeutung.





Gedichte von August Strindberg.

(Paris.)

I.

Idealistische Kritik.

„Er sucht nur das, was häßlich
Und wühlt im Schmutze bloß!“
So giebt man unvergeßlich
Dem Autor Stoß auf Stoß.

Der setzt sich hin und schildert,
Was irgend schön und gut,
Und giebt geklärt, gemildert
Sein bestes Herzensblut.

Da wird es still im Hausen,
So wirkt es, was er sagt, —
Der Schwarm hat sich verlaufen,
Erbärmlich und verzagt.

Ein Herr, dem niemals eine
Idee je eingeheißt,
Der sich im Glorienscheine
Des Idealisten preißt;

Der sitzt bei flanem Toddy
Und sein Genie wird frei,
Er walzt und zapft zu Shoddy
Des Autors Stickerrei.

Der Herr ist litterarisch,
Mit Kleinram ausstaffiert, —
Das Werk wird exemplarisch
Und — schmutzig parodiert.

Du nimmst mit großen Augen
Vor Schmutz dich fein in Acht,
Doch, fliege, wird dir taugen
Der Schmutz, den du gemacht.

Bevor du beißeß, puh' dir
Die Zähne erst, Gesell,
Und wasch' erst rein vom Schmutz dir
Die Hand im Musenquell!

II.

Zeitgemäß.

Der Autor, er gefiel der Maid,
Verleger, der war praktisch;
Verleger kommt zu ihr und freit,
Des Autors Korb ward faktisch.

Der Autor, ach, was sollt' er thun,
Von Armutsgram vergiftet?
Verleger war im Himmel nun,
Wie ihn die Ehe stifet.

Der Autor feuert jetzt nach Brot,
 Ein lech' geword'ner Kutter;
 Verleger leidet keine Not
 Und macht die Frau zur Mutter.

III.

Mein Freund und ich.

Du weißt,

Wir waren königliche Amanuense
 Und schwärmten einzig für das Ideale, --
 Zola und Spencer waren uns wildfremde Häufte,
 Und Realismus gab's nur zum Quartale.

Du weißt,

Bekamen wir ein klein Gehalt, so aßen
 Wir Auster zum Johannisberger
 Und rauchten dann Havannas und vergaßen,
 Daß nun die nächsten Zeiten um so länger.

Du weißt,

Wir schrieben Dramen, dem Parquet nur Rechnung tragend,
 Von schönen Worten eine Blütenlese,
 Und ihm wie Kaffee mit Liqueur behagend,
 Wie nach dem Speifen ein Dessert mit Käse.

Und jetzt,

Jetzt sind wir alt: du singst nicht mehr, doch trösten
 Dich deine Abbonnenten ganz erträglich;
 Du trägst des Tages Kasten mit, die größten,
 Und fühlst „non canit plenum venter“ täglich.

Und ich,

Ich schildre nicht mehr schön-erträumte Szenen,
 Im Unschön-Wahren ist mir heimatischer;
 Ich trage mich mit Weltverbesserungsplänen, --
 Da ist man wie vor einer Kugel sicher.

Und ich

Vermehr' die Menschheit, geh' ins Wirtshaus nimmer,
 Ich esse Kachs und trinke Bier zum Mahle, --
 Mit Mädchen speisest Auster du noch immer,
 Ja, du bleibst tren dem alten Ideale!

Wien.

Uns dem Schwedischen von Otto Hausser.





Berliner Theaterbrief.

Ein echt wienerisches Thema, für das der Berliner schon stofflich kein richtiges Interesse haben kann, behandelt Hermann Bahr in seinem neuen Dreiaakter „Der Star“, der am 12. November im Lessing-Theater zum erstenmal gegeben wurde. Der Verfasser versteht die etwas zweifelhafte These, daß eine geseierte Bühnengröße, ein sogenannter Star, sich nicht den Luxus einer ernstlichen Liebschaft leisten dürfe. Er gehöre mit Leib und Seele dem Publikum, das ihn verwöhne und verhätschelt, ihm alle Schätze der Welt zu Füßen lege, ihn mit Lorbeeren überschütte, aber — keinen zweiten Liebhaber neben sich dulde. Der Star, der sich gegen dies Gebot versündigt, büßt das Interesse seiner Gönner ein, verfällt dem Fluche der Lächerlichkeit und wird in seinem Reiche unmöglich. Dieses Schicksal droht der Lona Labinzer, der geseierten Primadonna eines Wiener Theaters. Sie hat die Grille, mit einem jungen Postbeamten und Dichterring ein Liebesidyll anzuspinnen, dessen Unhaltbarkeit sich aber aus den angeführten Gründen in kurzer Zeit herausstellt. Der Jüngling kehrt in seine Heimat Phyllisteria zurück und der von seiner sentimentalen Anwandlung geheilte Star tröstet sich mit einer neuen Glangrolle. — Die Grundidee des Stückes ruht auf recht schwachen Stützen. Talmi- und Reklamegrößen mögen sich in einer so unwürdigen Abhängigkeit von den albernen Launen des Publikums befinden, sie mögen die schmutzigen Helfershelfer ihrer Eintagsunsterblichkeit, die schmarogenden Cliquenchefs und dummdreisten Reporter, nicht entbehren können. Eine echte Künstlerin aber, deren Ruf und Stellung mit ehrlichen Mitteln begründet ist, kann natürlich ihr Privatleben einrichten, wie es ihr gut dünkt. Der dichterische Wert des Stückes ist gleich Null. Grob farrirte Schwankfiguren als Träger eines ernstgemeinten Lebensbildes vorzuführen, dürfte nur einem ahnungslosen Dilettanten einfallen. Und für die wohlfeilen Anspielungen auf lokale Wiener Cliquengrößen hat man bei uns zu Lande kein Verständnis. Wenn das verunglückte Opus trotzdem eine gütigliche Aufnahme fand, so lag das einerseits an der guten Darstellung und andererseits an dem Umstande, daß das Publikum in den ersten Szenen Anspielungen auf die verfrachtete „Groberer“-Première des Lessingtheaters zu finden meinte und dadurch von vornherein in die heiterste und günstigste Stimmung gelangte.

Einen bösen Abend bereitete uns am 23. November das königliche Schauspielhaus mit der Erstaufführung der dreiaktigen Dorfkomödie „Nr. 17“ von Richard Stowronnel. Das Stück ist eine romantische und rührselige Bruchpfefferiade, in deren Mittelpunkt ein polnischer Landarbeiter steht oder vielmehr sitzt, der einst nach Preußen herübergekommen ist, um Arbeit zu suchen. Seine Frau ist ihm hier gestorben, und da er sich von ihrem Grabe nicht trennen kann, als russischer Unter-

than aber täglich Ausweisung befürchten muß, so verfällt der Gemütsmensch auf die Idee, durch fortgesetzte Holzdiebstähle sich dauernden Aufenthalt in dem Gefängnisse des ihm lieb gewordenen Landes zu sichern. Als er schließlich einmal entlassen wird und wahrnimmt, daß seine Anwesenheit dem Lebensglück seiner ebenso schönen wie unbescholtenen Tochter im Wege steht, überliefert er sich, unschuldig, der Polizei als Schmuggler und wird wiederum in seine geliebte Zelle „Nr. 17“ abgeführt.

Das Stück enthält ein paar theatralisch wirksame Effektstellen und einige unterhaltende Possenfiguren. Damit sind seine Vorzüge erschöpft. Die weltfremde Romantik der Gestalten und der Handlung steht in groteskem Widerspruch zu dem naturalistischen Stile, dessen sich der Verfasser befeißigt hat. Diese halbpolnischen Schmuggler und Holzdiebe leben in einer Gedanken- und Gefühlswelt, die nur als Produkt einer hohen Kultur und überdurchschnittlichen Intelligenz denkbar ist. Das Ganze stellt sich als ein teils klägliches, teils widerwärtiges Zwittergeschöpf dar, das die künstlerische Impotenz und Hisslosigkeit des Verfassers im grellsten Lichte erscheinen läßt. Allen den welsen Kunststrichern, die das Wesen des naturalistischen Dramas lediglich in einem wohlfeilen Abklatsch der nüchternen Wirklichkeit zu erkennen glauben, möchte ich das Werk des Herrn Slowronnel zum Studium empfehlen. Hier sehen sie, wie ein in Ihrem Sinne zweifellos talentierter Dramatiker einmal den Versuch macht, diese angeblich so wohlfeile Technik zu handhaben. Hier könnten sie erkennen, daß das bißchen Phantase und Formgewandtheit, das genügt, um ein denksaules und ästhetisch verwahrlostes Philisterpublikum mit unterhaltamen, romantischen Spielereien zu ergötzen, doch nicht ausreicht, ein naturalistisches Kunstwerk im modernen Sinne zu schaffen. — Die Darstellung war besser, als das Stück verdiente, und das Publikum des königlichen Schauspielhauses spendete den beiden ersten Akten lebhaften Beifall, während es sich dem dritten gegenüber ablehnend verhielt.

Eine Gasse in der Premierenwüste dieser Saison bildete die Erstaufführung des Finacker-Cyklus „Die Befreiten“ von Otto Erich Hartleben (Verlag von S. Fischer, Berlin), die das Lessing-Theater am 29. November veranstaltete.

Es sind hier recht verschiedenartige Werke, die der Dichter unter einem gemeinsamen Titel zusammengesamt hat. Zwei von ihnen, „Die stille Forderung“ und „Die Lore“ sind von früheren Aufführungen her bekannt. Das erstere, eine satirische Plauderei und eine der feinsten und graziösesten Schöpfungen der deutschen Dramatik, schildert, wie die auf dem Schickslichkeitsfoder ruhende, knöcherne Kleinstädtermoral unter den Einwirkungen einer anmutigen Unsitlichkeit ergöglichen Schiffbruch leidet. „Die Lore“, ein lockerer Schwank aus dem Berliner Studenten- und Grisettenleben, ist eine Dramatisierung der bekannten Hartleben'schen „Geschichte vom abgerissenen Knopf“.

Die beiden Stücke, welche den Abend einleiteten, „Der Fremde“ und „Abschied vom Regiment“, sind jüngeren Datums; „Der Fremde“ ist erst vor wenigen Wochen entstanden. Es führt uns die Auflösung eines unglückseligen Ehebündnisses vor Augen. Gabriele hat als junges, armes Mädchen den begüterten Rentier Rautenberg geheiratet, um ihre Familie von waterleller Not zu befreien. Zwölf Jahre hat sie das Joch getragen, hat die Wohlthaten und Liebesbewäße des Gatten „mit ihrem Lelbe“ bezahlt. Der langweilige und gutmütlige Spleßbürger ist der Gattin ebenso fremd und unverständlich, wie ihm ihr temperamentvolles und abenteuerlustiges Naturell. Der geringste äußere Anlaß muß den offenen Bruch herbeiführen. Dieser äußere Anlaß erscheint in der Gestalt des halbvergessenen Jugendgeliebten. Es bedarf keiner besonderen Veredelsamkeit, um Frau Gabriele zum klaren Bewußtsein zu bringen, was sie schon lange

im Innern fühlte. Von den Thränen des Gatten ungerührt, läßt sie den braven Julius bei seinen geliebten Gartenblumen allein und geht mit ihrem Besreier in die weite Welt. — Nichts geringeres, als die Moral und die Lebensauffassung der alten und der modernen Welt stoßen in diesem Drama aufeinander. Ganz objektiv, jenseits von gut und böse, hat der Dichter die zwei einander widerstrebenden Charaktere gezeichnet, deren Bündnis notwendig in die Brüche gehen muß, ohne daß den Einzelnen irgend eine direkte Verschulung träfe. Die rein künstlerische, weise Objektivität und die Vorurteilslosigkeit, mit der das Milieu und die Menschen gezeichnet sind, verraten eine ungewöhnlich vornehme und reife dichterische Kraft. Daß ein Teil des Publikums den Dichter mißverstand, und die Geistesverwandten des braven Julius gegen die böse Gabriele ostentativ Partei nahmen, will ich ihnen als guten Menschen nicht verargen, nur erinnerte diese Höhe der ästhetischen Urteilskraft ein wenig an das Verfahren der entrüsteten Schöppensstädter, die sich den Franz Moor von der Bühne herunterholten und ihn für seine Schurkereien durchprügelten.

„Abschied vom Regiment“, das zweite Drama des Zyklus, hatte von den vier Werken den stärksten Bühnenerfolg. Der Hauptmann Griesfeld, der wegen der Kometerteile seiner Gattin von dem Regiment versetzt worden ist, dem er zwanzig Jahre lang angehört hat, kehrt in später Nachtstunde berauscht von dem Abschiedsfeste heim, das die Kameraden ihm gegeben haben. Es kommt zur Aussprache zwischen ihm und seiner Frau. Der verstockte Trotz des Weibes und der wütende Schmerz des Mannes prallen aufeinander. Griesfeld läßt sich zu einer Mißhandlung seiner Gattin hinreißen; in ihrer Todesangst ruft diese nach ihrem Geliebten, der in der Nähe auf ein Rendez-vous wartet, und der betrogene Gemann fällt von der Hand des Nebenbuhlers. — Der dichterische Wert des Stückes besteht meines Erachtens in der wundervollen Stimmungsmalerei und in der Kühnheit des Autors, einen betrunkenen Hauptmann als tragischen Helden auf die Bühne zu bringen. Was dem Drama in der Darstellung des Lessingtheaters zum durchschlagenden Erfolge verhalf, waren aber mehr die etwas äußerlichen, theatralischen Effekte, an denen es gegen den Schluß hin reich ist.

Die Hartleben-Première war der erste große Erfolg, den die junge Direktion des Lessingtheaters zu verzeichnen gehabt hat. Und er war wohlverdient. Man hatte sich mit der Inszenierung und Einstudierung die redlichste Mühe gegeben und eine in ihrer Art musterhafte Aufführung zustande gebracht.

Charlottenburg.

Dr. John Schifowski.



Aus dem Münchener Kunstleben.

Als vor hundert Jahren auf der neuhergerichteten Weimarer Bühne zum erstenmale „Wallensteins Lager“ in Szene ging, hatte es Schiller der Energie Goethes zu verdanken, daß seine gigantische Schicksalstragödie, entgegen dem eignen zaghaften Bedenken, von der Bühne her dem staunenden Publikum zugänglich gemacht wurde. Heute nun war es Herr v. Bossart, der die echte Patina dieses historischen Denkmals neu übergoldete und es mit dem ganzen prunkhaften Pomp eines Ausstattungsstückes — neustilisiert, wie man sagt — über die Bretter des Münchener Hof-

theater* einhermarschieren ließ. Sämtliche Dekorationen wurden „eigens nach den an Ort und Stelle noch vorhandenen Motiven entworfen und ausgeführt“, ebenso waren die Kostüme und Requisiten bis auf die thönernen Tabakspfeifen, die Form der Trintgläser und den — Stiefelstaub stillgerecht und historisch treu.

So reinlich und frisch gewaschen, wie bei der Münchener Aufführung ging es allerdings, dank ihres kunstfinnigen Herzogs, selbst bei den Meinigern nicht zu, und „all die blendenden Geschmacklosigkeiten, wie z. B. die seidengeleibete Pagenreihe und das allzu salonmäßige Bankett-Arrangement, vermochten nicht die Schillerische Bläse warm zu tönen. Ein heftiger Glanz! Und wie ekstatisch die Schauspieler schriekten! Sie mochten wohl meinen, daß das eben „klassisch“ sei. So kam es, daß auch hierin eine Art „Operncharakter“ zu Tage trat, man brauchte nämlich, um etwas zu verstehen, einen — Text. In dieser Voraussetzung verkaufte man denn auch an der Kasse und bei den Logenschleßern die bewußten Aklambändchen zum „Nachlesen“. Armer Schiller!

Im allgemeinen bedeutete aber die Aufführung von „Wallensteins Tod“ im Vergleich zu den ersten Teilen der Trilogie einen bedeutenden Fortschritt auf der Bahn zum Natürlichen hinüber. Alle hohe Deklamation war diesmal auf ein Minimum beschränkt, und so wirkte im wesentlichen alles befriedigend.

Am Tage der Wallenstein-Erinnerungsfeler wurde zugleich in den Wandelgängen des kgl. Hoftheaters die von Münchener Künstlern gestiftete Porträtgalerie ehemaliger Angehöriger der königl. Hofbühne der Schaulust des Publikums präsentiert. Wiederum war es eine Idee des Herrn v. Poffart, das nüchterne Empire des Hoftheaters mit diesem künstlerischen Schmuck zu beleben, und damit zugleich ein paar Kerzen auf dem Altar der Pietät anzuzünden. Er darf zum Dank für diesen „malerischen“ Gedanken die Gewißheit im Busen tragen, daß dermaleinst sich auch sein Konterfei der Phalanx der Intendanten anreihen wird, die da, vom alten Selsau an (1778—1799) über den Nachwächter Dingelstedt hinweg bis zu Sr. Erz. Freiherrn v. Persa II die Chronik der Hoftheaterleiter illustriert. Das Zivil-Bild des letzteren, von Lenbach gemalt, zielt aber nur einstweilen die Wand, weil die Haltung gehende Unisorm-Aufnahme noch nicht ganz fertig ist. Maler wie Defregger, Kaulbach, Uhde, Stud. c. haben die ehemaligen Lieblinge der Münchener in ihren Hauptrollen verewigt, wie z. B. Sophie Schröder, Theresie Vogl, Hermine Bland, Willi Drehler, Math. Bederlin, Cl. Ziegler, ebenso Friedr. Haase, Nachbaur, Gura, Rindermann und wie sie sonst alle heißen. Eine Art Vorsehung ließ manche Porträts, von schwachem Pinsel gemalt, an ungünstiger Stelle die „rechte“ Beleuchtung finden. Inwieweit die ganze Ruhmeshalle einen Gradmesser für den Wert des Künstlers bedeutet, läßt sich aus der Anordnung nicht folgern. Jedenfalls soll es nicht heißen, daß der Künstler, welchem nicht die Ehre widerfuhr, „festgenagelt“ zu werden, als unwerthig befunden wurde. Nach welchen Prinzipien die Ausstellung ferner vermehrt wird, ist noch nicht ersichtlich.

Das Münchener Schauspielhaus unter Stollberg, das sich erfreulicher Weise immer mehr in die Gunst der Münchener einpielt, machte einige Seitensprünge, wie „Mutter Thiele“ und „Unsere Samstage“ durch die wohlgelungene Aufführung der „Gläubiger“ von Strindberg wieder glänzend wet.

Wir wissen, daß Strindberg mit dieser Seelenstudie sich ein Stück Weiberhag vom Halbe geschrieben. Wir wissen aber auch, daß Strindberg, wie sehr er auch die vermeintliche „Seele“ des Weibes mit Füßen tritt, doch stets zuletzt in einer kläglichen Niederlage wiederum am „Fleische“ hängen bleibt. Sein leidenschaftliches Aufbäumen gegen die Kreatur Weib hat seinen letzten Grund in seiner eignen Schwäche, es ist ein Ver-

zweiflungsfrei gegenüber der dämonischen Macht des Dampfers, der sein Blut ausaugt, und dem er sich doch nicht innerlich ganz entwinden kann. Er kann es dem Weib nicht verzeihen, daß es sich von ihm besudeln ließ, und das ist auch das Tragische in der ganzen Misogynie Strindbergs. Man hat vielfach angebeutet, daß er dem Weiberkultus Ibsens durch seine Ausfälle auf das Weib begegnen wolle. Aber wo fände man bei Ibsen eigentlich einen Weiberkult? Hat er nicht seine Nebekka, seine Hedda, seine Rita mit erbarmungsloser Schärfe gezeichnet? Und daß er einmal eine „Nora“ schuf, das sollten die davon Betroffenen endlich verzeihen! Nein, was da bei Strindberg gegen das Weib revoltiert, ist wohl erst in allerletzter Linie mit der „Litteraturströmung“ in ein Kausal-Verhältnis zu bringen, und darum liegt es auch über dem Hörer wie ein schwerer Druck, wenn er Strindberg lauscht. Man fühlt, es ist mit Blut geschrieben. Und man sieht den Dichter selbst bluten und verbluten . . . Auch in den „Gläubigern“ löst er nicht das „Problem Weib“ — seine Weisheit zerschellt. —

Eine sehr interessante Parallele zu dieser düsteren Studie Strindbergs ist Frank Wedekinds „Erdgeist“, der gleichfalls, wie zu erwarten, über die Bretter des Münchener Schauspielhauses geisterte.

Unsere Polizei, Abteilung: „Prüfungskation für sittengefährliche Dichterprodukte“, betrachtet vielleicht Frank Wedekind, den bekabentesten und perversesten aller Modernen, als radikal wirkendes Abschreckungsmittel des vielererschrienen, für kulturästhetisch Fortgeschrittene eigentlich längst überwundenen Bühnennaturalismus. Denn sie ließ sein unglaubliches Produkt „Erdgeist“, „Tragödie“ in 4 Akten, die Zensur passieren. Hätte der sehr freie Frank frisch-fröhlich statt „Tragödie“ auf den Theaterzettel geschrieben „Burleske“, ich glaube, das Publikum der Münchener Premiere wäre weit glimpflicher mit ihm verfahren. So gab es ein regelrechtes Theaterfanbälchen mit Pfeifen, Höllenlärm, Hohnlachen, Zischen und Trampeln, wie wir ihn seit W. Weigands „Dämon“ nicht mehr erlebt haben. Seit seinem Meisterstück „Frühlings Erwachen“ ist der kluge Affe Strindbergs in unaufhaltsamer Déroute begriffen. Was eine am Weibe leidende, am Weibe zu Grunde gehende „müde Seele“ an Erfahrungen und Studien im Laufe der Kampagnen, über diese seine Krankheit gemacht hat, hier ist's zusammengetragen und verkörpert in einem Weibe, dessen Lasterhaftigkeit gen Himmel reicht. Aber es ist nicht die Arbeit eines Grüblers über das Rätsel „Weib“, der ehrlich ringt, nicht jene langsam bohrende und höhrende Reflexion, mit der z. B. Strindberg sich die zerfleischenden Krallen aus dem blutenden Leibe reiht, — es ist eine gezwungene, mit den Argumenten eines zersehenden Scharfsinns ernst gefärbte Parodie. Ein Zwitterding zwischen Absurdität und Mannesohnmacht, darinnen knechtische Schwäche jaunert, aber keine Seele schluchzt. Das Weib triumphiert und der Mann unterliegt, aber die hämmernde, zermalnende Notwendigkeit, das Tragische fehlt. Und so hätte wohl Frank Wedekind als Motto über sein Werk die Worte Euphorions setzen können: „Nur das Erzwungene ergötzt mich schier“, und zu der ganzen Burleske hätte statt des tief sinnigen („symbolischen“ sagt man ja jetzt wohl mit Vorliebe?) Titels „Erdgeist“ die Aufschrift „Die Gistbremse“ viel besser getaugt. Denn eine Gistbremse ist dieses Weib, mit dem uns Wedekind mystifiziert. Die ganze erkünstelt aufgebaute Dämonie der Heldin Lulu zersplittert, wenn wir sie mit der idiotischen Verranntheit der Männer dividieren, die sie, von Dr. Schön angefangen bis herab zum Rutscher und dem Gymnastisten, beglückt. Da muß wohl schon etwas sehr faul im Staate dieser Opfertiere gewesen sein! Der ganze Erdgeist dürfte eher ein Beweis für die traurige, ohnmächtige Schwäche der Männer, denn für die Stärke des Weibes sein. So etwas zer-

tritt man eben und dann ist man wieder stark und gesund! Freilich, wo sollte Bedekind diese Kraft hernehmen? Demnach glaube ich, daß es ihm zuletzt selbst nicht mehr Ernst gewesen ist mit der reinen Enttäuschung — denn der vierte Akt des ohnehin erhebenden Stückes ist ja ganz und gar auf „Ull“ gestimmt. Kommt noch dazu der zerhackte Dialog, die bekannte gestotterte Unkunst, und die entstellende, schlechte Wiebergabe der Hauptfigur Zulu durch Fr. S n a b, so haben wir alle Faktoren beisammen, die ein amüßantes Begräbnis bereiten.

Das Gärtnertheater, das, nachdem es in seinem ständigen Repertoire durchweg das graziose Flatterding, die Operette, in ein Gassenmädchen vergrößerte, auch endlich einmal seine erzieherischen Einflüsse beweisen wollte, brachte die vieraktige Sittenskomödie „Ledige Leute“ von Felix Dörmann heraus. Das Stück ist in Berlin verboten worden, und ich glaube wohl, daß es den Berlinern etwas blümerant geworden wäre, wenn sie da so ein Stück zu Kosten bekommen hätten, das feinschalkhaft den Vorhang von mancher Fäulnis fortzieht. Und doch auch wieder: der sentimentale Schluß, die reuige Rückkehr des aus Eis gegangenen Bubleins in die geöffneten Mutterarme, — ist das nicht verfühlerisch und moralisch überwältigend? Also kurz, die drei feinen Fräuleins, die ihre Liebhaber wechseln wie abgetragene Handschuhe und aus ihrer Liebe ein einträgliches Geschäft machen, wer sollte ihnen und deren Mutter, die in „ausgeklärter“ Toleranz das Prinzip der freien Liebe versteht, nicht irgendwo schon einmal begegnet sein? Dörmann führt uns eine dieser skrupellosen Familien mit liebenswürdigem Humor und feiner Beobachtung vor und schwingt gelegentlich seine Gabel mit weiser Zurückhaltung. Als Vah für seiner Kontrebande freie Fahrt ersand er flugs das gegenfällliche, sittlich korrekte Bürgerhaus und injenirierte die geschmacklose Rückkehr des verlorenen Sohnes. Wie süß! Der Dichter, der hier im nahen Schäßlarn im schönen Zsarthale an einem neuen Werke arbeitet, durfte sich zweimal dem amüsierten Publikum zeigen. Die Darstellung befriedigte im Großen und Ganzen, nur hätten wir uns das „gewinnreiche“ Küßere der drei verdienstvollen Töchter etwas glaubwürdiger gewünscht.

Die hiesige Pensionsanstalt der Schriftsteller und Journalisten hatte Hermann Bahr aus Wien zu einem Vortrag hierher berufen. Seit Bahr Redakteur geworden ist, giebt er sich wohlgestittet, phillisterhaft. Als „Artist“, als Regitator, in der Stillisierung seiner Stirnlocke. Der Bahr der „Zeit“ und des „Theaters“ ist ein anderer, als der Bahr der „guten Schule“ und der „Mutter“. Man ist seit langem enig darüber, daß sich der erpantste Wiener Feuergeist sehr verwandlungsfähig gezeigt hat, daß er „umgelernt“, wenn das besser klingt, daß er „sich gefunden“! Nach der Draufgeherperiode blies er einigemal mit eisigem Hauch in die Flammen, die er selbst entzündet hielt, und jetzt throni er auf der sicheren Warte eines „Klmeisters“ in bebaglicher Umfchau und gönnerhafter Gewogenheit für die, die ihn — Meister nennen. Eine Art Goethe in nuce für Jungösterreich, eine Art „alter Weimarer Herr“, der die schöpferischen Erzeugnisse seiner landsmännischen Dichterpjänger „artig“ findet.

So hielt er uns mit fast biedermeierischer Selbstentäußerung und fast sanft tönender Stimme in der Pose des „nüthen Mannes“ einen belehrenden Vortrag über die Literatur jenseits der schwarzen gelben Grenzpfähle. Ein Stück Ehrenrettung für Jungösterreich, das besonders von der bösen „Berliner Schule“ verkannt werde. An einigen mit feuilletonistischem Zierrat ausgepuzten Beispielen führte er aus, wie in Österreich das Dichten überhaupt aus der Mode gekommen war, wie man sich später im Casé zusammenthat mit dem litterarischen Revolutionstrausch im Kopf und dem gewichtigen Ver-

sprechen im Runde, „morgen“ sein großes Werk zu schreiben, wie darauf die Vereinigung in stimmungsvollen Räumen folgte, die Periode der neuen Adjektiva und Stravatten. Die Phase der Nuancen! Aber wie sie es auch andrehen und sich räusperten, immer war es nicht das „ganz Neue“, besonders hatten ihnen die Franzosen alles schon einmal vorgemacht. Also besannen sie sich und wurden „sie selbst“, d. h. österreichisch. Und nun predigt Vahr der Grenzpfahl-Litteratur in einer Weise das Wort, daß es einem kosmopolitisch angehauchten Menschen rein angst werden könnte. Grenzpfahl-Litteratur, Bezirks-Litteratur, Vier-Bände-Litteratur, was weiß ich, wo da noch ein Loch bleibt, durch das die helle Sonne der reinen Menschlichkeit, das weltallumfliegende Leben lugt? Wo das Weh der Weltseele schluchzt und das Herz in Freude lacht, — bedarf es da eines Heimathsheines? Zur Erhärtung der Etikette, die er der jung-österreichischen Kunst aufgeklebt hatte, las Vahr zum Schluß einige Proben vor. Aber weber „Die Toten schweigen“ von A. Schnitler, ein Nachtstück nach Dostojewsky'schem Muster, noch Felix Saltens „Wurstprater“, noch Vahrs „Schöne Frau“ befähigten, was der Impresario Jungösterreichs uns glauben machen wollte. Die jungen österreichischen Dichter sind, Gott sei Dank, trotz ihres Grenz-Waibels Vahr, weltumfassender und „uneingeschriebter“ und fassen das schöne Leben da, wo es blüht und grünt und mit klopfenden Pulsen anpocht. —

Über die Vorgänge im Musikleben im nächsten Brief.

Wilhelm Mautz.



Kritik.

Eyrik.

Oskar Linke: Basanta. Indische Liebe. Die Lieder des Agasti. Berlin, Hugo Storm. 8. 70 S.

Gustav Renner: Neue Gedichte. Berlin, Kleisstr. 28, Hof, Selbstverlag.

Mehr als ein Viertelhundert Werke hat Oskar Linke in etwa 20 Jahren aufeinandergehäuft, und doch ist das Gebäude seines Ruhms winzig geworden. Zwischen Millet, Altbellas, Palästina, Berlin, Urwelt, Alt-Karthago und Wien ist seine Phantastie hin und her gewandert, und vielleicht darum hat seine Poesie nirgends

Wurzeln gefaßt, nirgends Heimatrecht erlangt, nirgends Erdgeruch aufgenommen. Es ist schade um diese Begabung, die vor lauter Bildung nicht zur Reivetät gekommen ist, die das Gymnasium noch mitschleppt, anstatt ein bisschen Wirklichkeitsleben. Was soll nun wieder die indische Maske? Als ob nicht jeder hinter Agasti den guten Oskar Linke erkannte, mit seinem dichterisch weich empfindenden und schönheitsdurftigen Herzen und der geringen Dichterkunst! Dieser Haufe freier oder gebändigter Rhythmen ließt sich glatt herunter; das ist alles so poliert, so nett, so „poetisch“ und doch nicht voller Poesie, doch

nicht Vollpoesie, nur Exerzition eines fein gebildeten Mannes. Wie gesagt, es ist schade um Linke's Begabung . . .

Wie anders Gustav Renner! („Neue Gedichte.“) Er gehört zu jener stattlichen Zahl Arbeiter, Handwerker, Bauern z., die mit der Johanna Ambrosius an der Spitze einen Einbruch in unsere Poesie gewagt haben. Meinem Ideal der Annäherung von Poesie und Volk konnte nichts erwünschter sein, als diese Beteiligung der untersten Stände an unserer nationalen Literatur. Aber nicht eine Hoffnung ging in Erfüllung! Statt aus ihrer Seele herauszustiegen, sangen sie aus ihrer Lektüre heraus, über Bibliotheken hinweg, und so bedeutete dieser Einbruch nichts für unsere Poesie, denn neuen Ausguß von Gartenlauben-Liedern z. hatten wir genug. Man stand vor der überraschenden Thatsache, daß eine Exzellenz wie Goethe, ein gelehrter Germanist wie Uhland, ein hoher Beamter wie Fischenborn, ein Jurist wie Storm den Volkston sicher und unerhört echt trafen, die Leute aus dem Volke dagegen nie.

Auch Gustav Renner nicht. Er ist Arbeiter gewesen, aber sein Bildungsstreben hat ihn hoch über seine Standesgenossen emporgehoben, und er dichtet nunmehr wie ein gebildeter Mann, in schweren und steifen Formen schwere und steife Stoffe bewältigend, nur leuchtend unter der Last bedrückter Armut. Ein ganzer Dichter spricht oder vielmehr schreibt hier seine Leiden aus, und ein ganzer Mann zwingt seine Seele nieder, um sie in Poesie wieder aufleben zu lassen. Seltene Empfindungen, ganz wie ein Kulturmenschen, dem alle Philosophie nicht Tröstung gab, finden sich hier; schwerfällige Naturbilder werden in stahlharte Terzinen gezwungen oder in würdige Sonette gepreßt; selbst die alte Venus muß wieder einmal aus dem Schoß des Meeres steigen, kurz, dem dichtenden Arbeiter steht schon der ganze komplizierte Bildungsapparat zur Verfügung, den wir

und sonst alle abzugewöhnen trachten. Hierzu tritt eine Seele, die finster ist, Frieden, das zerschmettert hat, Leid, das tief beschwert. Und so hat seine ganze Poesie keine Tanzfüße; sie singt nicht, sondern growlt; sie spielt nicht, sondern zerschlägt; sie streichelt nicht, sondern thut weh. Diese Poesie trägt den Dichter nicht hoch über den Darm und Haß der Welt, sondern sie schleppt ihn, sie schleift ihn durch den Staub und Sturm des Daseins. Alles in allem, ein lausliches Büchlein eines Mannes, und für männliche Intelligenzen eine reise und schwere Gabe.

Ludwig Jacobowski.

Ich und die Welt. Gedichte von Christian Morgenstern. Berlin, Schuster & Loeffler. 1898.

Christian Morgenstern ist seit dem Jahre 1895 — er veröffentlichte damals seinen ersten Gedichtband „In Phantas Schloß“ — als eine außerordentliche Begabung bekannt. Trotzdem nun Morgenstern seither außer verstreuten kritischen Essays nur Gedichte und Gedichtwerke veröffentlicht hat, scheint mir seine Begabung nicht lyrisch. Der Lyriker Morgenstern steht dem geistvollen Essayisten Morgenstern zu nahe. — Unverkennbar liegen die Wurzeln seines Talentes in jener Geburtszeit der neuen Lyrik, wo alles um Ideen rang. Die Zahl der scheinbar Begabten war damals sehr groß, denn auch die besten gestalteten damals nicht, sie theoretisierten in Versen. Das Interesse für die soziale Frage mit all ihren Verzweigungen war aus Drama und Roman herübergeschlagen in die Lyrik. Der Rückschlag kam. Französische Einflüsse aus erster und über Oesterreich aus zweiter Hand wirkten auf ihn ein. Aus der gefühlstiefen, modernen Mystik, die allen Berufsfragen gleichgültig lächelnd gegenübersteht, kam die Weiterentwicklung. Auch der fröhliche Naturalismus Liliencron'scher Schule wirkte jetzt tiefer und führte die Lyrik von der Abstraktion wieder auf grüne,

Böcklin'sche Gefilde. Mancher konnte nicht mitgehen, wußte nicht die leeren Gedanken-schemen mit blühendem Leben zu erfüllen und verstummte. Auch einige wirkliche lebensstarke Künstler machten diese Entwicklung nicht mit und blieben (oder: wurden eigentlich jetzt erst) Gedanken-dichter. So Morgenstern. — Schon immer ist mir eine gewisse künstlerische Entwicklungslosigkeit bei Morgenstern aufgefallen. Auch dieses Buch, das der Dichter selbst in der Vorrede die umfassendste seiner bisher veröffentlichten Gedichtsammlungen nennt — sie enthält Gedichte aus den Jahren 1894 bis 1898 — scheint meine Ansicht von neuem zu bestätigen. Seine Kunst hat an Reinheit und Klarheit, vielleicht auch an Tiefe gewonnen. Größer ist sie in den Jahren, die wir übersehen können, nicht geworden. Vielleicht, daß er noch in der Form irrt, daß ihm eine andere Form als die Lyrik Größeres abringen wird. —

Zwei einander fast fremde Begabungen machen seine künstlerische Persönlichkeit aus. Er ist einerseits tief sinniger Gedankendichter, ein prächtvoller, mit herber Phantasie ausgerüsteter Schilderer anderseits. Seine Phantasie findet auch das Wort. Indessen, es ist oft nicht das zwingende Wort; bewußte Mitarbeit des Lesers ist zum vollen Genuß nötig, der dann allerdings groß ist. Ich hatte a. a. Orte anläßlich des früheren Gedichtbuches des Dichters „Auf vielen Wegen“ Gelegenheit, schon einmal auszusprechen, daß nach meiner Ansicht ein Fehlen des letzten Unbewußten, des immer verhangenen Allerheiligsten daran Schuld trage; oder, wo nicht ein Fehlen — dies wäre bei einer Persönlichkeit wie Morgenstern zu unerklärlich —, doch das Unbewußte den Weg nicht finde in seine Werke. Morgenstern giebt mehr offen als viele andre. Aber selbst die, die nur halb so viel geben als er, sind ihm gegenüber im Vorteil, wenn sie die andre Hälfte unbe-

wußt einfließen lassen können. Denn da ruhen die Zauber der Stimmung. Stünde hinter dem, was der Dichter giebt, noch ein Unbewußtes, so würde er manchen weit überragen, den er vielleicht nie erreichen wird. Denn die geheimen Schauer sind seiner Kunst verjagt. Wo sie einmal warten, ruhen meist nur Dinge im Dunkel, die uns Morgenstern sonst offen sagt. Eine tiefe, unerfüllte Sehnsucht nach Musik lebt in seinen Gedichten.

Mehr noch als der klare Naturalist ist er ein klarer Gedankendichter. Hier hat er Tiefe. Aber er teilt das Schicksal aller Gedankenarbeiter unserer Tage: ein Mächtiger übt seinen Einfluß auf ihn aus und hat ihm viel vorweggenommen: Nietzsche. Noch ein anderer beeinflusst ihn bis ins Herz hinein: Goethe. Noch sind es seine freien Rhythmen, seine Bilderschaffen, sein Sprachton — ein wenig schon modernisiert durch den Naturalismus des Schilderers Morgenstern, der die klassisch strömenden Rhythmen oft bricht und dunden Bildern den Traumbust abstreift. Denn nur eine Seite Goethes wirkt auf ihn, das Starre, das gedankliche Erkennen, das schroffe Sehen der Gegensätze . . .

Ich sah neulich eine Aufführung des schönen Jugendweibes von Hugo von Hofmannsthal „Der Thor und der Tod“. Auch hier Goethe in jedem Wort; aber nur der weiche, träumende, nicht der gestaltende, mächtige. Seltsames Gefühl, aus zwei so kernverschiedenen und doch gleich ernstern, jungen Künstlern wieder den Einen hören zu müssen, der am Anfang einer jeden Kunstentwicklung in Deutschland stehen wird . . .

Man halte das nicht für eine Reihe von Bemängelungen! Ich nehme an Morgenstern lebhaftes Interesse und erachte sein bedeutsames Talent allzuweit bekannt, als daß ich glaube, auf sein hohes Können noch erst weitschweifig aufmerksam machen zu dürfen. Einen Dichter seiner Art hat die Kritik bei seinem dritten Buche nicht mehr

zu loben oder zu tadeln; sie muß versuchen, ihn zu charakterisieren, sei es auch, indem sie, indirekt arbeitend, seine Gebiete abgrenzt.

Gedichte von einer Nacht wie seine früheren „Im Fieber“, „Der einsame Turm“, „Die Flamme“ finden sich in diesem Bande nicht. Die schönsten Klänge dieses Buches sind leiser: „Mondstimmung“, „Feierabend“, „Dunkle Gäste“, „Noor“ . . .

„So möcht ich sterben, wie ich jetzt mein Dool
aus sonnenbunten Fluten heimwärts treibe.

Noch glüht die Luft, noch liegt ein gültig Gold
auf mir und allem um mich her gebreitet.

Bereit und heiter thu ich Schlag auf Schlag
dem Schattensam der stillen Ufer zu . . .“

Wilhelm von Scholz.

Dramen.

Björnstjerne Björnson: Paul Lange und Lora Parsberg, Drama in 3 Akten, übersetzt von Math. Mann. München, Albert Langen. 191 S.

In diesem Werke waltet eine ganz wundervolle Klarheit, etwas Erfrischendes, Reinigendes, wie es große Anschauungen und hervorragende Menschen haben, sobald die Weihe der Kunst sie umgibt. Viel Pathos liegt in dem Drama, aber es ist das Pathos des vollen Lebens, jener ungezwungene Rhythmus, der im Erhabenen organisch vorhanden ist. Mit meisterlicher Kunst und warmem Dichterherzen hat Björnson hier zwei Gestalten geschaffen, die niemand vergessen wird, der in ihnen mitgelebt hat. Schwer und wuchtig schreitet ihr Schicksal, und der technische Aufbau des Dramas, den zu versorgen allein schon eine Freude ist, läßt uns atemlos ihrem Kampfe folgen, in dem sie zuletzt unterliegen, weil Fanatismus und kleinlicher Neid des Böbels und der Parteien (das Stück spiegelt politisches Leben) heutzutage noch mächtiger sind als sie. — Die Szene ist des Dichters Heimat, und nordisch sind seine Gestalten,

die alle, von dem Helden bis zu denen, die nur für Minuten auftreten, wunderbar plastisch herausgearbeitet sind, — und doch könnte das Stück in jedem andern Lande spielen: seine Bedeutung ist allgemein. — Aus der Bühne denke ich mir das Drama sehr, sehr wirkungsvoll, nur müßte wohl der Regisseur aus dem etwas zu weit ausgehnuten und biffizilen Dialog im letzten Akt zwischen Lange und Lora manches streichen. Er ist im Buch 40 Seiten lang! Der Leser freilich wird kein Wort von diesem Kunstwerk missen wollen! — Nur mit Einem kann ich mich nicht einverstanden erklären: mit den Schlussworten. Was der Dichter sagen will, haben wir bereits zu lebhaft geföhlt, als daß es noch in Form einer „Moral“ uns entgegenzutreten brauchte. Mich wenigstens verletzete es, meine Empfindungen folgendermaßen übersetzt zu finden: „Ach, warum muß es so sein, daß die Guten so oft Märtyrer werden? Kommen wir nie so weit, daß sie die Führer werden?“ —

Zu erwähnen ist noch, daß die Übersetzung von Mathilde Mann vorzüglich ist.

G. Hanns von Weber.

Philipp Langmann, Unser Tebaldo, Drama in 3 Akten. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 102 S.

Der etwas sehr jugendliche Lehrer Norbert Hügel liebt die Gattin des Kaufmanns Wolfjäger, der eine Erbschaft von einigen tausend Gulden zum Anlaß genommen hat, Frau und Kind zu verlassen, um seinen Neigungen zu auferheblichen Freuden ungehört leben zu können. Norbert veranlaßt die Geliebte, den Scheidungsprozeß einzuleiten, nach dessen nicht zweifelhaftem Ausgange er sie heiraten will. Sie leben zusammen, bis der Gatte ins Haus zurückkehrt und durch seine Reue, seine Energie und den Reiz seiner Persönlichkeit die Liebe seiner Frau von neuem gewinnt. Der hinausgeworfene Norbert seuert einen Schuß auf sich ab, stirbt aber erst nach langem Leiden im nächsten Akt, nachdem

über die Geliebte wegen ihrer Inkonsequenz ein furchtbares Strafgericht seitens ihres entlassenen Dienstmädchens gehalten worden ist. In dem Hause der Frau Anna Wollfjäger existieren noch ein skeptischer Herr Hefsch, dessen Jugendsünde Norbert, ohne es zu wissen, sein Leben verdankt, und ein gänzlich überflüssiger Gymnasiallehrer, der sich am Anfang des letzten Aktes mit einer Studentensiebe verlobt. Dieses Paar giebt Anlaß zu einer sehr geistreich durchgeführten Szene im 1. Akt, vermag aber nicht, eine dramatisch wirksame Parallele zu dem Liebespaar Anna-Norbert vorzustellen. Dann ist da noch eine recht verunglückte Figur: ein unglaublich vorlautes, flegeihafstes Dienstmädchen, dessen auf dem Niveau von Küchenintrigueu stehende Eifersuchts Thaten (auch sie liebt Norbert) die Handlung schieben heißen. Am Schluß offenbart sich, daß sie sympathisch wirken soll. Diese Figur zumeist erweckt mir die Vermutung, daß das Drama dem frühesten Entwicklungsstadium Langmanns angehört. Dafür spricht auch der bedenkliche Umstand, daß die beste Szene des Stückes, die in lebhaft dramatischer Steigerung und sein zersplittertem Dialog die Veröhnung des Ehepaars darstellt, die Sympathie wohl der meisten Leser vom Heiden auf seinen Gegenspieler übertragen muß. Das Interesse für einen Menschen wie Norbert, dessen jugendlich unklares Streben von vornherein als aussichtslos erscheint, schwindet, sobald ihm ein klarer Charakter gegenübertritt, der ein unerreichbar scheinendes Ziel kraft seiner Energie und Überlegenheit spielend erreicht, während jener sich wie ein Schulbube davon schleicht und im Hinterzimmer mit nur halbem Erfolge einen Selbstmord versucht. Und da soll man im Anfang des nächsten (letzten) Aktes die endlose Vorlesung (!) von Stellen aus dem Decameron ertragen, deren Unanwendbarkeit auf die vorliegenden Verhältnisse sich sofort nachher ergiebt! — Leider muß ich auch Va-

naitäten im Dialog konstatieren. So klagt Norbert in einer leidenschaftlichen Szene (2. Akt): „... solange dies nicht vollbracht ist, fehlt mir etwas, oder vielmehr ich bin bedrückt; der einzige bittere Tropfen (!) in dem herrlichen Trank“ u. s. w. und „scherzt“ gleich darauf mitten in höchster Empnose: „... sich anzugehören, wenn die innere Stimme ruft, ist eine sittliche Pflicht (er küßt ihr lächelnd (!) die Hand), die wir nicht verlegen wollen.“ — Ich habe die Schatten des Dramas hervorgehoben, weil sie überwiegen, und weil gewisse Vorgänge bei Langmann beinahe selbstverständlich sind. Am glänzendsten zeigen sie sich in der bereits erwähnten Veröhnungsszene des 2. Aktes, deren kraftvoller Aufbau das Drama vielleicht bei einer Aufführung retten könnte. Freilich — der dritte Akt müßte gestrichen werden!

G. Hanns von Weber.

Romane und Novellen.

Otto Julius Bierbaum: *Aktus* und andere Künstlergeschichten. Berlin, Schuster & Loeffler. 210 S.

An jeder der sechs kleinen Geschichten ist die nirgends und von niemand mehr bezweifelte Meisterkraft Bierbaums zu erweisen, wie er mit einem Minimum von Mitteln die entzückendsten Effekte des Wohlklangs, der vornehm trauischen Stimmung, der geistreichen Spötterei herausbringen und durch immer neue, überraschende, kleine Einzelheiten in Linie und Ton, durch verblüffende, pikante Züge den verwöhntesten Feinschmecker munter zu erhalten vermag. Als stilistischer Amateur hat Otto Julius in der poetischen Kleinkunst heute nur einen Rivalen: Otto Erich. Ich denke aber, daß Otto Julius diese zierlichen Werke nur als Zwischen- und Nebenarbeiten betrachtet und uns bald wieder mit einer schweren Leistung, einem

würdigen Seitenstück zu seinem „Stilpe“ imponieren wird. In dem Widmungsbrief seines „Rastus“ lesen wir: — „Goethe ist unser Moses mit der Feuer säule, und wohin ihm zu gehen gefiel, dorthin zu gehen halten wir auch uns erlaubt, denn er führt uns noch immer.“ Goethe ist ja nun ab und zu auch nach Bunderweiler auf den Jahrmarkt gegangen, das stimmt. Sein Hauptgang aber blieb der bekannte Höhenweg, von dem man nicht gern hören mag, aus Furcht, ins Pathetische zu geraten, das so gar nicht in die heutige Mode paßt. Bierbaum sagt in diesem Widmungsbrief sehr schön: „Wir wollen den Ernst des Lebens nicht vergessen und uns nach allen unsern Kräften bemühen, ihn zu gestalten; wir wollen, mit heiterer Andacht und fröhlichem Glauben zu ihrem endlichen Siege, der Schönheit dienen und ihr, wenn's nicht anders sein kann, mit dem Besen in der Hand die Wege ebnen; wir wollen in alle Schächte der Seele steigen und aus ihren Tiefen ihre geheimsten Wunder und Schrecken emporschürfen.“ Bravo! Nach solchem Bekenntnis folgen wir mit doppeltem Behagen den Vorksprüngen auf den bunten Vogelwiesen des Humors und tollten mit über alle Rastus-Pflanzungen hinweg. Es wird dabei kein Ziel aus dem Auge verloren, keine Kraft vergeudet.

M. G. Conrad.

Peter Ranssen: Judith's Ehe. Ein Roman in Gesprächen. Berlin. S. Fischer.

Peter Ranssen oder kürzer Ranssen gehört für mich zu denjenigen Schriftstellern, von denen ich nicht einsehe, wozu sie in Deutschland gelesen werden.¹⁾ Aber seine Bücher erscheinen sogar in zwei, drei Auflagen, und es giebt in großen Städten nach Westen gelegene Stadtviertel, wo er neben Peter Altenberg und Arthur Schnitzler die größten Ehren genießt! Für mich ist er ein Kaufeur, aber kein Dichter, ein

kluger Kopf, aber kein Psycholog. Er ist flach, kalt, süßlich, und darum ingrunde langweilig und unfruchtbar. Er könnte einer von jenen typischen Ärzten und Advokaten sein, die nebenbei schöngeistern. Sie sind die Lieblinge der Gesellschaft und vor allem der Damen, die sich so gern ihre Sünden vorhalten lassen, wenn sie nur wittern, daß kein Ernst dahinter steckt. Man droht ihnen mit dem Finger und fühlt sich so ein ganz klein bißchen unsicher vor ihnen oft so „sarkastischen“ Lächeln, aber sie haben ja einen so tadellosen Chapeau, und schließlich gehört das enfant zur Familie, auch wenn es terrible ist. Und das unerschöpfliche Thema Liebe! Da rückt man doch immer gern zusammen. Zudem gilt Peter Ranssen als ein seiner Stilist, als einer derjenigen, welche die ohnehin schon so abgeschliffene, überschiffene dänische Sprache am glattesten, elegantesten zu behandeln verstehen. Dieser vorzüglichste und vielleicht künstlerischste Reiz seiner Bücher geht uns also verloren. Ich sagte, er wäre für mich weder ein Dichter noch ein Psycholog. Er kann zunächst nicht erzählen. Oder doch. Er erzählt nämlich — wenn ich nicht irre — in dem Vorwort zu einem seiner Bücher, er wähle geflissentlich die Form des Ich-Romans, weil sie im Vergleich mit dem Entwicklungs spiel, in das die Dichter ihre Personen bisher zu stürzen pflegten, bei weitem reiner und wahrhafter sei. Ich weiß noch, wie ich damals an unsern guten Gottfried Keller dachte, und wie der nun auch abgethan sei, und wie er es eben wahrscheinlich nicht besser gewußt habe. Man sieht hier, Ranssen möchte seinem Mangel an dichterischer Gestaltungskraft ein philosophisches Air geben. Und ich weiß, daß ich damals auch noch an Dostojewski dachte, der, etwa im Gegensatz zu Turgenieff, mehr Psycholog als Erzähler war, ich will damit sagen, der die Menschen ipejisch christlich, d. h. im innersten Verstande unkünstlerisch sah, während der

¹⁾ Sehr wahr. L. J.

andere mit der ganzen Freude der urwüchsigeren Natur zum Menschen kam und ihn plastisch, heidnisch ergriff und wieder aus sich heraus gear, — gear, nicht dozierte. Aber als ich damals an Dostojewski und die nachgelassenen Aufzeichnungen des Berschikien dachte, vergaß ich Ranken, natürlicherweise. Heut ist mir das wieder eingefallen, da ich den Untertitel seines neuesten Buches lese: „Ein Roman in Gesprächen“. Nun, ich empfinde das weder als einen Roman noch als Gespräche. Sondern einfach als zum Unheil bedrucktes Papier. Und der Vater dieses Buches ist nicht einmal ein lebendiger Mensch gewesen, sondern wieder ein Buch. Es muß ein Buch gewesen sein, das diese Ehe zwischen dem „wilden Vogel“ Jubith und dem Philister Paul geschrieben hat; denn sie reden ja auch wieder nur wie Drucksachen zueinander. Wie Feuilletons. Papieren, alles papieren. Es mag ja sein, daß sich die Kopenhagener Bourgeois an diesem glatten Papierstil, an diesen Papierpersonen und Papiergefühlen noch erlustieren. Man hört's ja auch von ihnen selber: „Wir haben eben Augenblicklich nichts Bedeutenderes.“ Aber wir, ein junges, kräftiges Volk, was sollen wir mit diesen saden Speisen! Lassen wir doch endlich etwas schärfer unterscheiden. Und wenn etwas Schund ist, so soll man es Schund nennen und nicht „immerhin feinsinnig“, „bei aller Oberflächlichkeit geistreich“, „ebenfalls interessant“ und dergleichen davon sagen. Es kann Deutschland nur heilsam sein, wenn es seine geistigen Grenzen ein wenig besser bewacht.

Christian Morgenstern.

Anton Tschschoff: Starke Doba f. Kl. Bibliothek Langen. Bd. XVII.

Je mehr man sich auch in Deutschland, ich will nicht sagen: davon überzeugt hat — wohl aber daran gewöhnt hat, Maupassant als den klassischen Novellisten, den

Meister der kleinen Erzählung, etwa als einen Boccaccio unserer Tage anzusehen, desto häufiger sind neu auftauchende junge Schriftsteller, deren Begabung gerade für eine Skizze oder Novelleite ausreichte, mit den Titel: „Ein deutscher Maupassant“ beehrt worden.

Gewöhnlich genügt der erotische Stoff oder die erotische Pointe dieser dürftigen Arbeiten, um den großen, vielverlästerten Franzosen zum Vergleich heranzuziehen. Und doch ist das Erotische bei Maupassant lediglich Zufall, wie das Stoffliche bei jedem Kunstwerk — und nebensächlich ist es auch. Jeder echte Dichter schöpft seine Stoffe aus den Eindrücken, die ihm das eigne Erleben bietet; die Bevorzugung von Frauenzimmergeschichten ist eben nichts weiter als die Folge seiner ausgiebigen Beschäftigung mit „Dirnen“ jeden Genres.

Was Maupassant aber das bestimmte Gepräge giebt, ist, neben seiner Beschränkung auf Selbsterlebtes und Selbstgeschautes, die virtuose Beherrschung der Sprache, die kolossale Konzentration des Stils, die epigrammatische Kürze, zu der er sich zwingt.

Als ich dies dünne Bändchen des russischen Dichters Tschschoff aus der Hand legte, drängte sich mir der Gedanke an Maupassant unabweislich auf. Was wir in Deutschland bisher vergeblich erstrebt, dem Russen ist es gelungen. Er giebt auf wenigen Seiten ganze Tragödien; mit einer monumentalen Kraft stellt er seine Figuren auf die Füße, zeichnet er das Milieu, und, mit künstlerischer Objektivität dargestellt, tritt Selbsterlebtes, Selbstgeschautes vor uns hin. In diesen fünfzehn Novellen, von denen keine mehr als zehn kleine Seiten umfaßt, ist nicht eine einzige als „erotisch“ zu bezeichnen. Tschschoff ist eben kein Lebemann, er ist Arzt, und wenn die Reichhaltigkeit seiner Stoffe einen Schluß gestattet, ein vielbeschäftigter Arzt, den sein Beruf in alle Bevölkerungsschichten führt.

Aber Maupassants Kunst hat bei jeder einzelnen dieser Geschichten Pathe gestanden. Trotzdem sind sie alle echt russisch, könnten nur in Rußland spielen und nur von einem Russen geschrieben werden. Aber so nur von einem Künstler, über dessen Bekanntschaft wir alle Ursache haben uns zu freuen. Ich möchte keine dieser Erzählungen besonders hervorheben, denn alle sind sie gut, die satirischen wie die tragischen, — und die tragisch-satirischen vielleicht die allerbesten.

Frij Carsten.

Fenitschka. Eine Ausschweifung. Zwei Erzählungen von Lou Andreas-Salomé. J. G. Cotta, Stuttgart. 1898.

Eine Fülle geistvoller Gedanken über die Stellung der Geschlechter zueinander, über Freundschaft, Liebe, Ehe, eine Fülle feiner Bemerkungen, alle Gebiete der Frauenfrage berührend, sind der Gewinn, den man aus der Lektüre dieser beiden Erzählungen zieht. Aber man wird das Gefühl keinen Augenblick los, daß eine Denkerin zu uns spricht, und man vermischt schmerzlich — die Dichterin. Der Mangel jeglicher Plastik in der Darstellung, in der Offenbarung der Charaktere macht das Buch schwer genießbar. Dazu kommt, daß sich die Verfasserin in der Technik vergriffen hat: „Fenitschka“ mußte, „Eine Ausschweifung“ durfte niemals — als Ich-Novelle dargestellt werden. In der ersten Erzählung erfahren wir von der Heldin nur, was der durchaus schematische, äußerliche Held von ihr erfährt, wir sehen Fenitschka gewissermaßen sich in ihrem Partner spiegeln, aber dieser Spiegel ist so wenig glänzend, daß das Bild nur trübe und undeutlich reflektiert. In der zweiten Arbeit wieder reflektiert die ganze Umgebung in der Erzählerin und da ist uns der Spiegel interessanter, als das Bild, das er zeigt. — Es würde gewiß ein feines und gutes Buch werden, wenn Frau Andreas-Salomé den reichen Schatz ihrer Beobachtungen,

die große Menge ihrer neuen und blendenden Gedanken in einer Schrift über das „Moderne Weib“ oder das „Weib der Zukunft“ niederlegen wollte; in jenen beiden Novellen tötet — der Geist. Nur das Wort, das plastische Dichterwort, macht lebendig. Frij Carsten.

Auf Leben und Tod. Zwei Erzählungen von Hermann Stehr. S. Fischer. Berlin. 2 M.

Ein Eigener und ein Einsamer! Dem nur, wenn man ein Einsamer ist, bekommt man die großen, hellen Augen, mit denen man auf den Grund der Dinge schaut, bekommt man die leisen, sicheren Finger, das große, gültige Herz. Stehr ist ein junger Dorfschullehrer aus einem schlesischen Gebirgsdorf, und dort wurden ihm wohl die Geschenke all jener Geister und Dämonen zugeworfen, die in Berg und Wald und Einsamkeit zu Hause sind. In bizarren Rinnen und Windungen flutet der Strom seiner Empfindungen dahin, quält sich durch Felsen und Labyrinth und kommt ans Licht, glühend und aufzischend. In der „psychologischen Monographie“ „Der Gravenur“ spricht zwar die Begriffs-Vegetation etwas allzu üppig, aber dennoch stehen wir unter dem Banne dieser maniakalischen Reflexionen, die da eine sensible Seele zu Tode quälen. Die zweite Erzählung aber, „Reiße, der Teufel“, hebt uns mit einer erbarmungslosen Macht in die Nachbarschaft der großen, schrecklichen Energien, jener cyclopischen Baumeister, welche die tragischen Schicksale des Menschen zimmern. Das Urmüßige und Pathologisch-Grauenhafte steigt vor uns auf und macht uns erzittern. — Die Philister werden zwar aus dem trefflichen Buche nicht mehr herauswieseln, als daß es eben „Lumpenpack“ auf der Welt giebt, aber Die mit feineren Sinnen fühlen bewegt, daß dieses „Lumpenpack“ eine zuckende, ringende, blutende Seele hat — wie sie! Auf die nächste Arbeit des jungen Autors

könnte ich mich freuen wie ein wilder Bub auf den ersten Schnee! J. Veas.

Eifersucht. Eine Liebesnovelle von Ernst Brausewetter. Berlin, Schuster & Loeffler. 1897.

Ein guter Übersetzer braucht nicht immer auch ein guter Selbstschöpfer zu sein. Aber ich hätte geglaubt, ein Vermittler so vieler heller und schöner Dinge, die er uns aus Wipfeln und Laubverstecken fremder Dichtervälder aufsing, müßte besser und nachhaltiger inne geworden sein, „wie's gemacht wird“. Bringt uns da das große, hydraulische Thema „Eifersucht“ in einer lazmohanten Saucfamilienblattreinslich, weltchweifig-hausbaden in der Form, wie irgend eine erste romantische Schreibetante!

Der schon unendlich variierte konstante Hausfreund hat den Schaden angerichtet, und unter der Zwangsvorstellung von einem „dreieckigen Verhältnis“ erleidet der arme Schwachkopf von Gatte alle Qualen der Eifersucht. Hier ist alles psychologisch fein und scharf beobachtet und trefflich wiedergegeben, obwohl der Verfasser aus seinen „nordischen Meister-Novellen“ eine größere Knappheit der Diktion hätte lernen können.

Wie getreulich aber auch das Martirium des Mannes abgelautet ist, es wird nur ein Schein-Konflikt nach dem Willen des Autors ausgetürmt. Wenn die falschen Begriffe des rücksichtsvollen „Helden“ es zugelassen hätten, ein offenes Wort zu rechter Zeit zu reden, würde sich seine ganze Seelenpein um sein Gänschen in eitle Zufriedenheit aufgelöst haben. So quält er sich bis zu dem obligaten „Kall“-Effekt, und der Leser quält sich mit über den übertriebenen, feinsüßigen, sogenannten „Anstand“ des argwöhnischen Herrn Dr. phil. Robert Branden.

J. Veas.

Tampete. Novellen von Franz Ferdinand Heitmüller. Berlin. S. Fischer.

Was ist Tampete? Ein Bauerntanz „mit wilden, stürmischen Bewegungen und Verschlingungen“, eine deutsche Tarantella. Sollte der Verfasser doch sein ganzes Buch gemeint haben, als er diesen Titel seiner ersten Novelle auf den Umschlag setzte? Insofern sich nämlich in jeder der vier Erzählungen ein Mensch gewissermaßen zu Tode rast, — tanzt? Vielleicht; wenn schon ich es nicht glaube. Aber, legen wir's nicht aus, so legen wir was unter, gleichviel. Der Reigenführer dieses Totentanzes also wäre ein Bauernnecht, der nach dem Erntefest die ihn verschmähende Tochter eines Bauern im Heu erwürgt und sich dann selbst vor den Schnellzug wirft. Die Katastrophe ist mit großer Wahrheit und Kraft durchgeführt, und etwas von der Charakteristik der Tampete, von der es heißt: „Einem die Ufer überschreitenden Strom vergleichbar, reißt sie alles mit sich fort und kennt keine Schranken als die eigene Erschöpfung.“ — paßt auch auf diese Schilderung, die eine ehrliche, starke und leidenschaftliche Hand entworfen hat. Der zweite im Reigen ist ein alter Schlosser, der, fälschlich wegen Morbes verurteilt, nach sechsundfünzig Jahren Zuchthaus begnadigt werden soll und an den Aufregungen seiner ersten Eisenbahnfahrt stirbt. Diese kleine Erzählung ist ein Meisterstück, auch in der Form. In der dritten Erzählung ist es ein Paar, ein junger, schwindsüchtiger Musiker und seine Geliebte, das einen kurzen, paradiesischen Rausch mit geistiger Umnachtung und Tod bezahlen muß. Der „Glückspis“ endlich ist der letzte eines reichen Adelsgeschlechts, der, nachdem er das Leben bis auf den Grund ausgelostet, im rechten Moment samt seinem Rennpferd das Genick bricht. — Wenn ich die Art des Verfassers ungefähr bezeichnen sollte, so würde ich vielleicht sagen können: Sein Feld scheint die psychologische Vertiefung einer Anekdote. Aber ist das nicht die Novelle — die psychologisch vertiefte Anekdote? So wäre also Franz Ferdi-

nand Heitmüller ein wirklicher Novellist? Ich möchte nicht zuviel sagen. Das aber ist gewiß: Sein Blut ist voll starker, gesunder, ansprechender Züge; und wenn er sich entwickeln will, so kann er sich noch zu einer schönen Höhe entwickeln.

Christian Morgenstern.

Aphorismen.

Paul Nikolaus Cosmann, Aphorismen. München, Carl Haushalter. 8°. 144 S. 2 M.

Seitdem Nietzsche in einem Aphorismus sagen konnte, was andre in einem Buche sagen, in einem Buche nicht sagen, können wir dem riesigen Aphorismenschatz der Franzosen ohne Reid Lichtenberg und Nietzsche gegenüberstellen, ohne zu erröten. Der große Friedrich hat Schule gemacht; man schmierte Aphorismen zu Büchern zusammen, und Bücher aus Aphorismen, ohne von des Meisters Geist einen Hauch zu besitzen. Anders Cosmann. Ein freier Kopf, ein feiner Geist, ein überlegener Verstand, gepaart mit dem schlichten Lächeln der Nachsicht giebt hier schöne und reiche Weisheit in netter Form aus. Ein Geist, der in der Sphäre der Majestät und des Bößes die gleiche hilfsbedürftige Menschlichkeit und Verlegenheit entdeckt. Naturen, die aufmerken können, sollten sich in Aufmerksamkeit dieses schwerwiegende, elegante Büchlein zu Gemüte führen.

L. J.

Musik.

Richard Batka: Musikalische Streifzüge. Florenz und Leipzig 1899. Eugen Dieblich. 287 S. 4 M.

Der Verfasser steht in der vordersten Reihe der deutschen Musik-Kritiker Wagner'scher Observanz, ohne deshalb Wagner'schulmeister zu sein. In dem vorstehenden, äußerlich sehr opulent ausgestatteten Bande liegt eine Sammlung von Aufsätzen vor uns, die in der Bibliothek jedes sorg-

schriftlenen Musikers einen Ehrenplatz erhalten sollte. Denn es sind keine blutleeren, abstrakten und doktrinären Abhandlungen, es sind Erzeugnisse, ästhetische Essays, litterarhistorische Kritiken und Materialien, die stets im Zusammenhang mit dem Leben bleiben, dabei tief in den Wesenskern der metaphysischen aller Künste einzudringen bestrebt sind. Deshalb haben diese lichtvollen, im modernen Geiste geschriebenen Aufsätze mehr Wert für den Schumanns, Wagners- und R. Strauß-Forscher als ganze Compendien gelehrter Musikkenntoren von Riemann bis Wolf zusammengenommen. Aus den Quellenstudien der Romantik, mit denen das Buch in Gemäßheit eines chronologischen Inventars Batta'schen Könnens beginnt, seien die „Erinnerungen an Clara Schumann“ und „Grillparzer und der Kampf gegen die deutsche Oper in Wien“ hervorgehoben. Inhaltlich am bedeutendsten sind wohl die „Wagnerstudien“ und in ihnen „Wagner als Romantiker“. Hier vermag Batka dem „Bahrtraumbender“ Wagner tief in die geheimnisvollen Phasen seines dichterischen Schaffens zu folgen und zieht zugleich auf induktivem Wege eine fein durchdachte Analyse vom Wesen der wahren Romantik, als des Urgrunds jedes künstlerischen Schauens und Gestaltens. Schade, daß Batka diesen Abschnitt nicht mit dem bisher noch von keinem Wagnerforscher gründlich behandelten Kapitelabschloß: Wagner als Harmoniker, mit dem Spezial-Abschnitt: Entwicklung und Wesen der Leitmotive. — Aus der Reihe von Aufsätzen, die der neuernannte Musik-Redakteur des „Kunstwart“, Dr. Batka, nach und nach in seinem Blatte veröffentlichte und die in einem „Inventar des bisher Gelesenen“ nicht fehlen dürfen, seien erwähnt die für des Autors Sezierkunst charakteristische Studie zur Psyche des vielverkannten Fladergottes „Loge“, die auch zur Kenntnis der poetischen Komposition des „Ringes“ neue

Gesichtspunkte bietet, und die fast polemisch pointierte Apologie der musikalischen Ballade, die die jüngstdeutschen Dichtköpfe gern als „überlebte Gattung“ bezeichnen. Daß Batka für die Galvanisierung der Stil- mischung: „Melodram“ eintritt (in seinem Auffas „Mischkunst“) will nicht recht stimmen zu der übrigen Tendenz seiner Kunst- anschauung, die doch nach neuem Leben und fortschrittlichem Geiste drängt. Und wenn man noch so geistvoll der Wieder- belebung dieses vormärzlichen Stilprinzips das Wort redet, in der Zeit unseres so wunderbar blühenden, ja überschwenglich oft wuchernden musikalischen Ausdrucks zum kindlichen Stammeln zurückzufallen, ist unnatur. Wir haben andere Mittel, Stimmung im Hörer zu erzeugen, als das Melodram. — Mögen Batkas „Musika- lische Streiszüge“ Freunde und ehr- liche Gegner finden. Mögen sie vor dem schlimmsten Geschick eines Buchs: Nichtge- lesen- und Totgeschwiegenwerden, bewahrt bleiben!

W. Raufe.

Völkerverunde.

Gobineaus Rassenbuch. Soeben ist eins der großartigsten Werke, die je geschrieben worden sind, dem deutschen Volke, zunächst in seinem ersten Bande, geschenkt worden. Der Name des Grafen Gobi- neau wird sicher im nächsten Jahrhun- dert zu denen gehören, die am meisten ge- nannt werden. Seine Rassentheorie wird dereinst noch eine große Rolle spielen, so unbekannt sie auch heute noch im großen Publikum ist. Es sind vorläufig eigentlich nur die Wagnerfreunde, die sich eingehender damit beschäftigen haben. Aus ihnen her- aus bildete sich denn auch die „Gobineau- Vereinigung“, deren Eifer wir die Über- setzung des Hauptwerkes verdanken. Diese Gesellschaft „setzt sich zum Ziele, den wissen- schaftlichen und künstlerischen Werken des Grafen Gobineau die denkbar weiteste Verbreitung zu erwirken“. An der Spitze steht ein Komitee aus drei Persönlichkeiten,

die Gobineau selbst oder seinem Werke be- sonders nahe getreten sind, die Herren Prof. Dr. L. Schemann in Freiburg i. B. als Vorsitzender, Philipp Graf zu Eulenburg in Wien und Hans Frei- herr von Holzogen in Bayreuth. Der Mitgileber giebt es jetzt mehr als 100. Obgleich die Vereinigung erst 1894 gegrün- det wurde, hat sie schon zwei Bücher Gobi- neaus, die nur französisch existierten, dem deutschen Publikum zugänglich gemacht: seine „Asiatischen Novellen“ und seine „Renaissance“. Jetzt übersezt der unermüdlche Schemann das geniale Jugendwerk Gobi- neaus, das auch sein Hauptwerk geblieben ist.¹⁾ Wie in seiner pessimistischen Welt- anschauung gleicht der französische Graf auch hierin seinem großen Zeitgenossen Schopenhauer, daß seine Ideen sich früh- zeitig entwickelten und eine bestimmte Rich- tung nahmen, der er sein ganzes Leben treu blieb. Als Gobineau im Jahre 1853 „die Frucht langwieriger, oft unterbrochener und immer wieder ausgenommener Betrach- tungen und Lieblingsstudien“ dem Könige Georg von Hannover darlegte, hatte er seine Theorie so vollständig konzipiert, daß er die zweite Auflage, die ein Menschenal- ter später herauskam, mit keinem Striche änderte. „Keine der Wahrheiten,“ sagt er in der Vorrede, „die ich ausgesprochen habe, ist erschüttert worden, und ich habe es für nötig erachtet, die Wahrheit, so wie ich sie gefunden, aufrechtzuerhalten.“ Und doch hätte er gerade Gelegenheit gehabt durch sein eifriges Studium und seine großen Reisen allmählich zu anderen Resultaten zu kommen. Selten ist ein Mann so hin und her geworfen worden, wie er. Die französische Regierung, der er als Diplo- mat diente, schien es darauf abgesehen zu haben, ihm möglichst viel Gelegenheit zu

¹⁾ Versuch über die Ungleichheit der Menschen- rassen. Vom Grafen Gobineau. Deutsche Aus- gabe von Ludwig Schemann. Erster Band. Stutt- gart. Fr. Frommann Verlag (G. Hauff) 1898 f. 318 Seiten. 2.50 M.

geben, durch fortwährende Verletzungen in andere Länder, die Richtigkeit seiner Anschauungen zu erproben. Er hat gründlich die Probe auf sein Rechenexempel gemacht. Damit soll nicht gesagt werden, daß er in allem recht habe. Wer den eben erschieuenen ersten Band studiert, wird ihn nicht ohne Widerspruch aus der Hand legen. Auch hierin berührt sich Gobineau mit Schopenhauer, daß er eine ich möchte sagen erhabene Einseitigkeit zur Schau trägt. Er läßt sich nichts abmarkten. Aber Jeder wird bekennen müssen, daß hier ein epochemachendes Werk vorliegt, eine Kulturgeschichte im großen Stile, wie sie vorher nicht möglich war. Hier ist eine sichere Basis geschaffen worden, von der man in Zukunft ausgehen muß.

Auf der Mischung der Rassen beruht nach Gobineau der eigentliche Wendepunkt der Kultur. Die ganze Geschichte ist eine Geschichte des Kampfes der Rassen, in der die reinere den Sieg davon trägt. Es giebt noch unserm Gewährsmann drei große Rassen, die weiße, schwarze und gelbe. Von diesen gebührt der weißen, arischen, allein wegen ihrer vortrefflichen Eigenschaften die Herrschaft. Aber dieselbe hat sich frühzeitig mit den beiden anderen gekreuzt, und so sind zahllose minderwertige Völker entstanden, die in dem Maße eine Rolle gespielt haben, als das arische Blut bei ihnen noch vorherrschte, die aber untergingen, wenn es ausstarb. „Der Sturz der Zivilisationen ist das auffallendste und zugleich das dunkelste aller geschichtlichen Phänomene,“ beginnt er seine Darstellung. Er hat einen Grund für dieses Phänomen angeführt und in ausführlicher Weise seine Theorie zu begründen gesucht. Es liegt auf der Hand, daß, wenn er recht hat, sie in der kommenden Zeit eine große

Rolle spielen muß in der Festsetzung der öffentlichen Meinung. Wir leben ja in einer Zeit der Rassenkämpfe. Große Dinge werfen ihren Schatten voraus. Da ist es die Aufgabe jedes Gebildeten, sich über den Gang der bevorstehenden Schlacht bei Zeiten eine Ansicht zu bilden. Namentlich aber dem deutschen Volke thut es not, aus seiner Lethargie zu erwachen und durch die Lektüre des Rassenwerkes den Mut sich erhöhen zu lassen zur freien Schaffung einer arisch-germanischen Zukunft.

Harald Arjuna Grävell
van Jukenoode.

Serbische Litteratur.

Die Pflege serbischer Litteratur in Bosnien-Herzegowina zu fördern und andererseits der Eigenart dieses Landes in jener Ausdruck zu verleihen, das ist die Aufgabe, welcher die in Mostar in der Herzegowina allmonatlich erscheinende Zeitschrift „Zora“ („Morgensdämmerung“) dient. Auch dieses Blatt bringt neben einer Reihe von Originalarbeiten eine reiche Auswahl von Übersetzungen. So finden wir im ersten Heft des dritten Jahres ein Gedicht von Heine, eine Erzählung des Grafen Tolstoi aus der Zeit Zwans des Schrecklichen, eine Novelle des trefflichen polnischen Romanziers Boleslaw Prus, einen Artikel von Emille Gasterlar über Hellenen und Lateiner im XV. Jahrhundert. Von den einheimischen Autoren ist Svet. Corovic mit einer Erzählung aus dem herzegowinischen Leben vertreten, sodann Zmajova, Ducic und Nuruddin Ibnuh Chadger u. a. mit ihrischen Beiträgen, schließlich einige historische Artikel, Rezensionen u. a. u.

Georg Abau.



Büchertisch.

Bleibtren, Karl, Der Jar-Besreier.
Ein Wort für Volkwehr gegen stehendes
Heer. Stuttgart, J. G. W. Diez Nf.
8°. 154 S. 2 M.

Bodnar, Sigmund, Mikrokosmos.
2 Bde. Berlin, S. Balthar (Fr. Bechly).
8°. 399 u. 328 S. 10 M.

**Conrad, M. G., Was die Jar
rauscht.** Münchener Roman. 4. Aufl.
Berlin, Hugo Steinig. 8°. 400 S. 3 M.

Dreyer, Max, Großmama. Jung-
gesellenschwank in 4 A. 2. Aufl. Leipzig,
G. H. Meyer. 8°. 158 S. 2 M.

Der selbe, Liebesträume. Komödie
in 1 A. Ebenda. 8°. 40 S. 1 M.

Gutzzeit, Johannes, Naturprediger.
Verbildungs-Spiegel. II. Bb. Ver-
lehrtentum. Großenhain, Baumert &
Könge. 8°. 580 S. M. 2,50.

Hausrath, Adolf, Vater Maternus.
Roman aus dem 16. Jahrh. Leipzig,
S. Strigel. 8°. 377 S. 6 M.

**Jacobowski, Ludwig, Lofi, Roman
eines Gottes.** Buchschmuck v. Hermann
Hendrich. Minden, J. G. C. Bruns. 8°.
256 S. 4 M.

Justus, Th., Auf heimischer Erde.
Ein Geschichtenbuch. Leipzig, Georg Hein-
rich Meyer. 8°. 277 S.

**Kittir, Josef, u. Carl Maria Klob,
Poetische Flugblätter (Nr. 3—8: G. Falke,
F. v. Saar, Uliencron, P. Wilhelm,
Emerich v. Stablon, F. Himmelbauer).**
Wien IV. à 20 Pf. = 10 Kreuzer.

**Meißner, Franz Hermann, Das
Künstlerbuch.** Bb. I. Arnold Böcklin; ill.
Berlin, Schuster & Loeffler. 8°. 116 S.
Eleg. geb. 3 M.

**Thieberg, Alfons, Märchen aus
dem deutschen Dichterwalde.** Berlin, Ernst
Cumme's Deutschverlag. 8°. 179 S.
1,80 M.



An unsere Mitarbeiter.

Wie im vorigen Jahre, so soll auch in diesem das zweite Februarheft
eine **Faschings-Nummer** werden, in der Laune, Wit, Geist und Satire ihre Geißeln
schwingen können. Gleichzeitig wird diese Nummer als zierlicher

Humoristischer Almanach für das Jahr 1899

erscheinen und als Büchlein einzeln zu kaufen sein. Wir erbitten hierfür die rege Teil-
nahme aller Kreise, die Sinn haben für Satire und Humor, für Geist und Wis in
seiner litterarischer Form.

Der Verlag.
J. G. C. Bruns.

Die Redaktion.
Ludwig Jacobowski.

Berantwortlicher Leiter: Dr. Ludwig Jacobowski in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 141.
Verlag und Druck der „Gesellschaft“ von J. G. C. Bruns in Minden i. Westf.





Die Entwicklung der deutschen Geschichtswissenschaft vornehmlich seit Herder.¹⁾

Von Karl Lamprecht.

(Leipzig.)



Indem ich es wage, Ihnen in dem Verlauf einer kurzen Stunde eine Übersicht über den Gang der Geschichtswissenschaft während des letzten Jahrhunderts zu geben, schrecke ich fast vor der ungeheuren Aufgabe zurück. Ich kann Ihnen nicht ein farbenreiches Bild von den Bestrebungen einzelner großer Persönlichkeiten auf historiographischem Gebiete geben, so verlockend und lohnend diese Aufgabe an sich sein würde. Die Porträts würden sich in diesem Falle so eng aneinander drängen, daß nichts übrig bliebe, als der bedrückende Eindruck eines überfüllten Museums. Ich vermag Ihnen nur die großen Richtungen und die allgemeinen Errungenschaften vorzuführen, die dies Jahrhundert unsrer Wissenschaft gebracht hat; es heißt für mich: die Sache rede und der Name schweige.

Das deutsche Mittelalter hatte sich auf historischem Gebiete einer eigentlichen kritischen Methode nicht erfreut; kritische Erscheinungen, soweit sie auftreten, stehen vereinzelt. Vielmehr stand es zur Vergangenheit noch in dem nahen Verhältnis einer durch kritischen Verstand ungefärbten Überlieferung: Sage in ältester Zeit, später historisches Sagensied, endlich Aufzeichnungen bestimmter Thatsachen zur Einführung in das praktische Verständnis der Gegenwart und der Zukunft und die Anfänge eigentlicher Memoiren: das sind seine Formen der geschichtlichen Auffassung, soweit diese nicht durch den Einfluß der Kirche und

¹⁾ Vortrag, gehalten auf dem 5. Deutschen Historikertag zu Nürnberg am 14. April 1898.

der Antike über sich selbst hinausgehoben wird. Über diese Formen der Überlieferung aber ist eine wunderbar feine und wohlbedachte historische Metaphysik gespannt, die christliche Lehre von den vier Weltaltern, dem tausendjährigen Reich und dem Übergang der geschichtlichen Entwicklung in die Tage des Gerichts und der Wiederkunft Christi.

Der eigentliche Kern dieser Metaphysik ist noch weit über das Mittelalter hinaus erhalten geblieben; er kehrt wieder in den universalgeschichtlichen Anschauungen Bossuets, er bildet, nunmehr in die Formen rationalistischen Denkens gezogen, noch den Pol des Denkens bei Lessing in dessen Philosophemen über die Erziehung des Menschengeschlechts; er klingt noch bei Herder an und er giebt vor allem noch dem Kant'schen Denken jenen teleologischen Charakter, jene Richtung auf die Annahme eines Abschlusses der weltgeschichtlichen Entwicklung in einem großen Universalfrieden der Völker, der dann für die historische Auffassung des 19. Jahrhunderts noch so bedeutsam geworden ist.

Aber während so das allgemeine geschichtliche Denken des Mittelalters in die neueren Zeiten hinein fortbauerte, weil es aus tiefste aus dem Gedankenvorrat der ersten Jahrhunderte des Christentums, also des Zeitalters einer höchst entwickelten Kultur, befruchtet war, gingen die speziellen historischen Auffassungsformen des Mittelalters, Relation und vor allem Sage und Sagelied, in den großen Wandlungen des Seelenlebens während des 15. und 16. Jahrhunderts zu Grunde. Wie konnten sie bestehen bleiben in einer Zeit, da das Individuum nicht mehr gebunden erachtet wurde durch die gemeinsamen Anschauungsformen der Nation, denen Sage und Sagelied, und der Genossenschaft, denen die Relation entsprungen war, da es vielmehr frei zu sein strebte und sich löste von einer Vergangenheit, deren anders gearteter geistiger Charakter lebhaft als solcher empfunden ward. Indem man sich aber von der Vergangenheit zeitlich trennte, lernte man sie als fremd anschauen: sah sie an mit historischem Auge. Eine gänzlich andere Auffassung als die bisherige trat ein: das Fremde in seiner wahrhaften Wirklichkeit an sich zu erkennen, die Vergangenheit wissenschaftlich anzuschauen, wurde zur Aufgabe.

Aber war es möglich, ihr gerecht zu werden, es sei denn in den Anschauungsformen der neuen Zeit selbst? Und scharf und klar entwickelten sich diese in der folgenden Periode, im 16. bis 18. Jahrhundert.

Die Reformation hatte schließlich doch am energischsten Mittelalter und Neuzeit getrennt. Sie hatte gefestigt, was der tiefste Sinn

aller wissenschaftlichen, künstlerischen, wirtschaftlichen, sozialen Entwicklung der Nation seit dem 15. Jahrhundert gewesen war: die freie Stellung des Individuums. Indem sie wegräumte, was zwischen dem Einzelnen und dem Absoluten, zwischen der armen Seele und Gott gestanden hatte an vermittelnden Mächten, indem sie, wenn auch zunächst noch in neutestamentlicher Bindung, die Ideale der Aufklärung des 18. Jahrhunderts: Gott, Freiheit, Unsterblichkeit vorbereitete, stellte sie das Individuum auch in allen andern, niedrigeren, menschlichen Beziehungen frei hin und selbstherrlich. So standen die Persönlichkeiten nach der in zunehmender Entschiedenheit verlaufenden Ansicht des 16. bis 18. Jahrhunderts nicht mehr da in der geistigen Vormundschaft der zahlreichen Genossenschaften des Mittelalters oder der Kirche oder des Staates: für sich lebte eine jede, und in dem Mikrokosmos einer jeden spiegelte sich das Weltall unmittelbar wieder nach Vernunft und Vermögen. Exemplar neben Exemplar standen jetzt diese Individuen mit gleichem Rechte nebeneinander, Selbstrichter, Selbstlenker ihrer Geschicke, zunächst thür- und fensterlos im gegenseitigen Verhältnis, wie Leibniz seine Monade charakterisierte, diesen aus der Auffassung der Persönlichkeit des 17. Jahrhunderts abgeleiteten Urtyp seiner Organismen.

War aber dies die Ansicht des Zeitalters, wie erklärten sich dann die menschlichen Gemeinschaften, vor allem die größte aller, der Staat? Er konnte nur als ein mechanisch Zusammengesetztes der Persönlichkeiten, als eine Zusammenfassung dieser durchaus nach ihrem freien Willen, verstanden werden. Hier liegen die Ursprünge des Naturrechts und der staatlichen Vertragstheorie der Zeit. In irgend einer Zeit sind, so meinte man, die Individuen der ersten Generation jedes Staates zusammengetreten und haben sich gesagt, daß es zum rationellen Schutz der jeder von ihnen verliehenen Freiheit am besten sei, wenn sie auf willkürliche Ausnutzung einer ungebundenen, stets durch alle anderen gestörten Freiheit verzichteten und statt dessen im Staate den Zustand einer geordneten Freiheit begründeten. So, in freiwilliger Entsagung der Individuen auf einen Teil ihrer Freiheit, auf dem Wege des Vertragsrechts, sei der Staat entstanden: er vereinige von nun an in sich gewisse Rechte der Selbstbestimmung, auf welche die Individuen verzichtet haben: er sei jetzt, und nicht mehr die Individuen, souverän. Damit stehen sich von nun ab als die großen bildenden Mächte dieses Lebens Staat und Individuen gegenüber: der Staat in den obersten Lebensbeziehungen zwingend, darunter aber die Individuen in freier Lebensäußerung innerhalb der Grenzen des staatlichen Zwanges.

Es war eine so einfache Anschauung des Lebens. Und sofort übertrug sie sich in die Anschauung der Geschichte. Das 16. Jahrhundert hatte wohl schon historischen Sinn gehabt, hatte seinen inneren Abstand von der Vergangenheit gefühlt und demgemäß dies geschichtlich zu betrachten gesucht — allein es hatte für diese Betrachtung noch keine leitenden Gesichtspunkte entwickelt. Und so war ihm alles gleich interessant gewesen, und mit wenig Ausnahmen waren seine Historiker in wohlloser archäologischer Darstellung aufgegangen oder hatten gar nur die Quellen früherer Zeiten veröffentlicht. Jetzt dagegen, seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, begann man die Dinge anders anzusehen. Es war jetzt klar, daß der Staat im Mittelpunkte alles Lebens, also auch aller Geschichte stehe; weg mit den Altertümern, weg mit den Anfängen kulturgeschichtlichen Verständnisses: Staatengeschichte wurde die Lösung. Das um so mehr, als gerade auf deutschem Boden mehr als irgendwo ein in hervorragendem Sinn historischer Staat in die Gegenwart ragte: das alte heilige römische Reich deutscher Nation, dessen Zustände, durch ewige Privilegien und Unbotmäßigkeiten heraufbeschworen, sich nur durch eingehendste geschichtliche Betrachtung verstehen ließen.

Damit wurde das Studium der Geschichte vor allem verfassungsgeschichtlich; es ist kein Zufall, daß seit Pufendorf vor allem Staatsrechtslehrer und Juristen Historiker waren; noch in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts galt fast nur ein Jurist zu geschichtlichen Professuren für geeignet, wie die Vorliebe der Jurisprudenz wiederum ein Kennzeichen derjenigen historischen Richtungen des 19. Jahrhunderts gewesen ist, die sich dem Nationalismus des 17. und 18. Jahrhunderts am weitesten näherten.

Aber der besondere Charakter des Seelenlebens im 16. bis 18. Jahrhundert hatte noch eine zweite nicht minder wichtige Folge für die historische Auffassung. Neben dem Staat stand als zweiter für die Gegenwart wie die Vergangenheit wichtiger Pol der Entwicklung die Einzelperson, das Individuum. Auch das Individuum hatte Anteil an den Begebenheiten. Allein, wie Gegenwart und Vergangenheit klar zeigten, nur das große Individuum. Die Geschichte war nicht nur Staatengeschichte, sie war auch Heldengeschichte. Und zu dem Element der Verfassung trat das Element der Politik: in politischen Handlungen entstanden und änderten sich die Verfassungen. So galt es, diese Handlungen der Geschichte einzuverleiben. Es geschah, indem man die Motive der handelnden Personen genauer zu verfolgen begann: nicht

mehr wahllos, wie unzusammenhängende Mosaiksteinchen, setzte man die Thatfachen nebeneinander, sondern man brachte sie in einen Motivenzusammenhang: man wurde pragmatisch. Pragmatische Staatengeschichte wurde mithin das historische Gesamtproblem des Zeitalters: in seiner Lösung sah es den höchsten Inbegriff seines geschichtlichen Verständnisses.

Die pragmatische Staatengeschichte feierte ihre höchsten Triumphe im Zeitalter der Aufklärung, der Vollendungszeit des individualistischen Seelenlebens, im Verlauf des 18. Jahrhunderts. Sie hat eine Periode nationalgeschichtlicher Anwendung gehabt: da entstanden die großen, leider durchweg unvollendet gebliebenen Reichsgeschichten, die *Annales imperii occidentis* von Leibniz, Masceovs beide Werke, deren eines die Geschichte der Deutschen bis zum Ausgang der Karolinger führen sollte, deren anderes von da ab die Reichsgeschichte bis auf Friedrich I. erzählt, endlich die groß angelegte Reichsgeschichte des Grafen von Bünau, an der auch Windelmann, wenn auch nur für die ungedruckten Teile, als Sekretär des Grafen mitgearbeitet hat. Ihre eigentliche Heimat hat diese Periode in Sachsen gehabt, entsprechend der Thatfache, daß Leipzig in dieser Zeit, der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, das Zentrum des deutschen Geisteslebens war.

Eine zweite Periode war universalgeschichtlichen Charakters; sie knüpfte an die neugegründete Universität Göttingen an, ihre Blütezeit ist die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts, und sie führt auf die Namen Gatterer, Schläger und Spittler. Nicht als ob nicht schon in der ersten Periode universalgeschichtliche Neigungen vorhanden gewesen wären; bei Burkhard Mendel z. B. ist das in hohem Maße der Fall; und Universalismus lag im Wesen rationalistischen Denkens. Allein der ungeheure politische Stoff ließ sich nicht so rasch bändigen. Und auch in der Göttinger Periode erschöpfte man sich doch zunächst mehr in allgemeinen synchronistisch-weltgeschichtlichen Anordnungen, zu denen noch, äußerlich angefügt, kulturgeschichtliche Daten kamen; und als man später vom universalgeschichtlichen Standpunkt kritischer arbeitete, geschah es zumeist in recht begrenzten Stoffen.

Indes, die noch in die Gegenwart hinein lebendig fortdauernden Wirkungen dieser großen Schulen der pragmatischen Staatengeschichte sind nicht so sehr von der Auffassung des Staates und des Pragmas ausgegangen, obwohl auch diese noch heute für manche Köpfe die Grenzlinie des historischen Denkens abgiebt, als vielmehr von den Fortschritten der Methode.

Der staatsgeschichtliche Standpunkt wies auf die Benutzung der Urkunden hin; neben die wilde Urkundenlehre der früheren Zeit, die im wesentlichen nur zu praktischen Zwecken, zur Führung staatsrechtlicher Prozesse z. B. vor den obersten Gerichten des Reiches, ausgebildet worden war, trat eine wissenschaftliche Diplomatik. Vor allem aber lehrte die notwendige Herstellung des Pragmas, der Motivenzusammenhänge, die Quellen weitaus eingehender betrachten, als bisher. Und da ergab sich nun, indem man die Quellenstellen für ein bestimmtes Ereignis aus den Historiken der Vergangenheit zusammenbrachte, solchen, die dem Ereignis zeitlich nahe, und solchen, die ihm zeitlich fern gestanden hatten, sehr bald aus deren Vergleich die besondere Wichtigkeit der zeitlich nahestehenden, der primären Quellen. Schon Leibniz hat den Grundsatz der primären Quellenbenutzung gekannt, Rascoy hat ihn dann, wenn auch noch in ziemlich weiten Grenzen (z. B. benutzte er Otto von Freising für die Geschichte Heinrichs I.) geübt; ganz deutlich befolgt ist er von Gatterer und vor allem von Schlözer.

Es war ein außerordentlicher Erfolg, von dem eine völlige Revolution der geschichtlichen Wissenschaft ausging: und gerade an dieser mehr technischen Stelle hat das neue Zeitalter deutschen Seelenlebens, das mit der Mitte des 18. Jahrhunderts einsetzte, fortgebaut.

Wie glücklich würde ich nun sein, könnte ich Ihnen von der ungeheuren Umwälzung, die sich um 1750 in den Seelen unsrer Ahnen vollzog, ein eingehendes und ausgeführtes Bild entwerfen! Wie wollte ich Ihnen sprechen von den Anfängen eines neuen deutschen Bürgertums, des heute gewaltig erwachsenen, seit dem Ausgang des 30jährigen Krieges, von den geistigen Reigungen des neuen Standes, wie sie langsam seit etwa 1700 hervorzutreten beginnen, von den Zeiten der Sentimentalität seit etwa 1750 und des ihr folgenden Sturmes und Dranges, in denen sie wunderbar und herrlich, thöricht und genial zugleich zum erstenmale in geschichtlicher Selbständigkeit emporzuschwellen, bis sie in abgeklärter Größe die Grundlage bilden jenes glänzendsten aller unsrerer litterarischen Zeitalter, des Zeitalters Schillers und Goethes! Wir müssen uns hier damit begnügen, einige der Wurzeln dieser neuen großen Kultur bloßzulegen, soweit das zum Verständnis der Entwicklung der Geschichtswissenschaft besonders nötig ist.

Das, was das neue Zeitalter zunächst charakterisiert, das ist der Uberschwang der Stimmung und der Phantasie, der Kultus des Genies, die Verwerfung des Verstandes. Das Zeitalter des 16. bis 17. Jahrhunderts hatte einen intellektualistischen, rationalistischen Charakter ge-

habt; es lebte je länger, um so ausschließlicher dem Verstande. In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts war man so weit gelangt, daß selbst Dichten und Malen als erlernbar galt, daß der Verstand herrschte selbst auf allen Gebieten der Einbildungskraft. Der Zusammenhang dieser Thatsachen mit dem Charakter des Individuums im 16. bis 18. Jahrhundert ist einfach. Das vereinzelte Individuum erscheint reduziert auf die verstandesmäßige Seite; Empfindung, Gemüt, Leidenschaft bedürfen der Gesellschaft. Darum war die isolierte Persönlichkeit dieser Zeit auch rein verstandesmäßig gedacht worden; von dem cogito ergo sum des Descartes an, das die Philosophie bis auf Wolff wiederholt, bis auf Gottscheds Poetik und Mengs Gedanken über die Malerei.

Gegenüber dieser Auffassung bedeuteten nun Empfindsamkeit und Sturm und Drang Anerkennung des Individuums nicht nur als Träger eines Intellekts, sondern nicht minder als volllebenden Wesens von Eigenschaften des Gemütes. Erst jetzt wurde, im Fortgang der geistigen Emanzipation des 16. Jahrhunderts, eine vollere Freiheit der Einzelpersönlichkeit erreicht, nicht eine Freiheit der Vereinzelnung, sondern eine Freiheit der Aktualität, des Einwirkens und geistigen Übergehens auf andere. Denn wie war dieser neue Mensch der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts noch irgendwie isoliert zu denken! Erinnern Sie sich der thränenvollen, gemütsüberladenen Freundschaften der empfindsamen Zeit, der Vertraulichkeiten eines Gleim oder des Göttinger Hainbundes; lassen Sie Gestalten vor sich aufsteigen, wie die Lavaters oder Basedows; sehen Sie den jugendlichen Goethe in seinem Leipziger, Straßburger, Frankfurter Verkehr und Liebesleben: das sind neue Menschen: dem Zeitalter des nüchternen, verstandesmäßigen Individualismus ist ein anderes gefolgt, das des stetig aktuellen, leidenschaftlich wirkenden Subjektivismus. Es ist das Zeitalter, in dem wir noch heute leben; denn Mengs und Gottsched und Wolff sind für uns tot, aber Goethe und Schiller und Kaut sind uns Fleisch von unserm Fleisch und leben.

(Fortsetzung folgt.)





Drama in vier Aufzügen von Johannes Schlaf.

(Magdeburg.)

(Fortsetzung.)

Zweiter Aufzug.

Ein paar Tage später. — Dasselbe Zimmer. — Es ist um dieselbe Zeit wie im ersten Aufzuge.

Einen Augenblick bleibt die Szene frei, dann tritt

Jetze (durch die Flügelthür rechts ins Zimmer; sie ist ein korpulenten, altes Mädchen, etwa in der Mitte der Vierziger; läßt die Thür offen; zurück: brummig): Bitte, treten Sie nur derweile näher! — Ich wer' es der Madame glei' sage!

Heinrich (tritt an ihr vorbei ins Zimmer).

Jetze (durch die Thür links ab).

Heinrich (allein. — Gekleidet wie im ersten Aufzuge. — Er sieht leidend aus; müde, angespannte Haltung: stützt sich auf eine Sessellehne; wartet. — Stöhnt auf): Doch wieder da! — O Schmach! — (Auf und ab; lacht heiser und nervös.) Aber nicht mehr derselbe, Madame! — Haha! — (Aus seinen Gedanken heraus): Ich liebe sie! — Hahahaha! (Wieder auf und ab; dann fest): Schicksal! Fatum! — Na! — (Zuckt zusammen, blickt gegen die Thür links, in erwartender Haltung.)

Asta (tritt durch die Thür links ins Zimmer; bleibt stehen, überrascht): Sie?!

Heinrich: Hehe! — Ja. — Ich komme mit 'rauf. — Ich habe — die Tage . . . Sie sind natürlich überrascht . . .

Asta (verwirrt): O, ich . . . Wollen Sie nicht — Platz nehmen?

Heinrich (leitet, sich leicht verbeugend, ihrer Aufforderung Folge).

Asta (hat gleichfalls Platz genommen).

Heinrich: Ich habe die weite Reise bei der Witterung . . .

Und dann ist übrigens streckenweise der Bahnverkehr durch den starken Schneefall unterbrochen . . . (Sich aus seiner bisherigen Aufregung ermannend, nicht ohne Selbstironie): Und wohin anders sollte ich natürlich unter diesen Umständen meine Zuflucht nehmen? Hehe! —

Asta (verlegen): Jaja . . .

Heinrich (sie anblickend): Es ist Ihnen nicht angenehm, daß ich . . .

Asta (haftig): O nein, nein! — Aber es ist ja doch selbstverständlich, daß Sie . . . Wenn Sie sich zu Weihnachten bei uns wohlfühlen?

Heinrich: O, ich würde tief bedauern, wenn meine Grille von neuem eine derartige Verstimmung zwischen uns hervorgebracht hätte, daß . . .

Asta (haftig, verwirrt): O nein! — Sie wissen ja, daß Sie uns — zu jeder Zeit . . .

Heinrich: Hehe! — Jedenfalls, seien Sie überzeugt, daß Sie, so weit das in meinen, in dieser Beziehung allerdings bekanntlich nicht besonders starken Kräften liegt, keinen langweiligen Gesellschafter an mir haben sollen. — Wagen Sie's? — Hehe! — (Hält ihr die Hand hin.)

Asta (verwirrt lächelnd, giebt ihm zögernd die Hand).

Heinrich: Hehe! — (Sie fixierend): Und — es ist sonst nichts weiter zwischen uns?

Asta (wie vorhin): O nein? was sollte . . .

Heinrich: Hehe! — Ernst ist ausgegangen?

Asta (haftig, erleichtert): Ja. — Wo sie auch bleiben? — (Seufzt mit leiser Unruhe): Ich — erwarte ihn und meine Schwester jeden Augenblick.

Heinrich (nach einer Pause, während welcher er sie nicht aus dem Auge gelassen): Gilt es so, daß er kommt? — Hehe! —

Asta (macht eine unruhige Bewegung).

Heinrich (sie fixierend): Sagen Sie, Asta! — hehe! — Eigentlich: Sie sind anders zu mir, wenn wir zu Zweien sind, als in der Gegenwart Ernsts. Ich habe schon ein paar Mal die Beobachtung gemacht. — Weshalb sind Sie in seiner Abwesenheit nicht eben so — kameradschaftlich zu mir, wie in seiner Gegenwart? — (Langsam, mit Betonung): Gerade diesen kameradschaftlichen, etwas — burlesken Verkehrston finde ich so schön! — Hehe! — Weshalb verlieren Sie ihn in solchen Augenblicken? — Sollte dennoch etwas zwischen uns sein?

Asta (haftig, sehr verwirrt): Nein, nein! — Ich — sagte schon . . . Es — ist doch . . . (Schlägt mit einem plötzlichen Lächeln mit der flachen Hand

fest auf die Tischplatte; mit fester Stimme): Aber ist Ihnen das so verwunderlich? Da wir doch fast immer zu Dreien waren?

Heinrich (nach einer kleinen Pause, mit einem ironischen Lächeln): Ah ja! Gewiß! — (Pause.) Hehe! — Immerhin würde es aber doch nur natürlich und das Richtige sein, wenn auch solche Augenblicke keine Ausnahme machten? Denn würde ich nicht gezwungen sein, gerade aus Ihrem bei einem solchen Zusammensein veränderten Verkehrston anzunehmen, daß Sie — lediglich Ernst zu Gefallen . . . daß Sie lediglich Ernst ein Opfer bringen . . . Nicht wahr? — Hehe! — Und daß dennoch mein Verkehr Ihnen in irgend einer Beziehung — unsympathisch wäre?

Asta (verwirrt): Nein nein! — Ich — weiß nicht . . . Es ist . . . (Fest): Jedenfalls; sicher würde ich es dann doch nicht in dieser Weise bringen. — Und — Sie sind heute auch anders — als sonst!

Heinrich: Ja! — Hehe!

Asta (leise): Es kann Sie also um so weniger — wundernehmen . . . (Sie stockt, blickt beiseite.)

Heinrich: Hehe! — Ich werde Ihnen die Änderung meines Benehmens sogleich erklären, und — ich freue mich, daß ich es so gut getroffen habe, Sie allein zu finden und so gute Gelegenheit zu einer Aussprache zu haben.

Nehmen Sie an — hehe! ich gehöre zu den Menschen, die einem unter Umständen eine ganz unerwartete — Überraschung bereiten können. — Hehe! — Denn im reinen sind Sie sich über meinen Charakter noch nicht. — Sie verstehen vielleicht instinktiv, mit dem Gefühl, diese und jene Eigenschaft von mir, und dieses Gefühl ermöglicht Ihnen die — kameradschaftliche Art, in der Sie mit mir verkehren, besonders, da Sie ja in dem Verhältnis Ernsts zu mir eine Garantie haben. — Im übrigen aber — nicht wahr, ich werde mich kaum täuschen? — Hehe! —

Asta (macht eine Bewegung, schweigt aber).

Heinrich (fixiert sie): Hehe! — Ich habe mir nun in diesen Tagen unser Verhältnis zueinander sehr eingehend und sorgfältig überlegt und bin — zu einem Resultat gekommen. — Hehe! — (Kleine Pause. — Mit leiser Empfindung): Es — würde mir außerordentlich schwer werden, den Verkehr mit Ernst und Ihnen zu entbehren. — Es ist da zunächst — hehe! — die — nun, die — Bequemlichkeit, will ich sagen — hehe! — Sie wissen, so ein Junggeselle freut sich ja, wenn er so einen Anschluß an geordnete Lebensverhältnisse hat — hehe! — Und weiter: ich kenne Ihren Mann seit langen Jahren. Wir haben immer in einem

nahen und ungetrübten Verkehr gestanden. — Das hat mir alles den Anschluß an Sie beide gewissermaßen zu einem — Fatum gemacht. — Hehe!

Asta: Zu einem — Fatum . . .

Heinrich: Ja; ich sage so! — Hehe! — Ich meine damit — eine gewisse Notwendigkeit, mit Ihnen beiden zu verkehren, ein Bedürfnis, eine — hm! — feste Gewohnheit, Anhänglichkeit — hehe! —

Asta: Oh!

Heinrich (lächelnd): O bitte! — Ein Fatum übrigens wohl auch, weil — ich zu der deutlichen Einsicht gekommen bin, daß sich gerade zwischen unseren beiden Charakteren bei allen — Berührungspunkten doch auch wieder Differenzen, Wesenseigentümlichkeiten erheben, die zu beseitigen unmöglich sein möchte, und die also eigentlich vielleicht auch unseren Verkehr auf die Dauer — unmöglich machen könnten!

Asta (macht eine unruhige Bewegung; will etwas sagen, schweigt aber).

Heinrich (mit leichter Neigung gegen sie hin): Ja?

Asta (schweigt).

Heinrich: Ja! — Hm! — Diese Unterschiede und — Gegensätze haben mich nun bisher — irritiert. — Der Bauernjunge in mir — hehe! — war mißtrauisch, in seinem Selbstbewußtsein beeinträchtigt, nun u. s. w. So war ich allmählich in einen Zustand gekommen, der wohl neulich Abend seine Krisis erreichte.

Im wesentlichen bin ich ein innerlicher Mensch, der alles gern in und mit sich selber ins reine bringt. — Leider, leider! — Hehe! — Ein Sonderling. — Hehe! — Aber eine Eigenschaft hab' ich und, wie man mit der Zeit — bewußter wird, ein — Grundgesetz: keine halben Zustände in mir zu dulden, coûte qui coûte — hehe! — Und so bin ich denn, wie gesagt, in diesen Tagen zu — meinem Resultat gekommen. — Hm! — Sehen Sie: nicht wahr, Asta! alles, was uns beide voneinander trennt — hehe! — ist ja weiter gar nicht schlimm. — Gerade derartige Gegensätze sind ja unter gebildeten Menschen, wenn sie im übrigen — Berührungspunkte haben, eine Würze und, ich möchte sagen, ein belebendes Moment des Verkehrs — hehe! — Und so mein' ich, kann uns gerade diese unwillkürliche Gegensätzlichkeit zu einer Verkehrsweise verhelfen, die unser Verhältnis zu dreien erst recht belebt und — komplett macht — hehe! — Nicht wahr? — Es war eben nur von nöten, daß ich den schwerfälligen Bauer in mir überwand und zu dieser bewußten Einsicht kam.

So! — Nun wissen Sie, wie es kommt, daß ich heute so —

anders bin, und ich denke, Sie werden mit dieser — Hütung — hehe! — einverstanden sein? — Sehen Sie, um die Sache noch anders zu sagen — hehe! — Damit Sie sehen, wie ich mich in diesen Tagen bemüht habe, über unser Verhältnis in jeder Beziehung ins Klare zu kommen — ich hoffe, diese Bemühung wird nicht ohne Eindruck auf Sie bleiben? — Hehe! —

Asta: Ja! — Aber — hm! —

Heinrich: Hehe! — Also: nichts ist Ihnen unangenehmer und peinlicher gewesen, als die Schwerfälligkeit, die ich Ihrem heiteren und geistreichen Wesen entgegenbrachte! — Sie machte mich Ihnen — unklar, sie machte Ihnen meinen Charakter zweifelhaft . . . Ich . . .

Asta: Oh! . . .

Heinrich: Kurz und gut: Sie wünschten mich ohne jeden Zweifel etwas — oppositioneller. — Hehe! — Nun, offen und ehrlich: ich habe die besten Absichten, diesem — unzweifelhaften Wunsche entgegenzukommen, und — ich weiß, meine Fähigkeiten werden von jetzt ab diesen Absichten gewachsen sein! — Und in diesem Sinne also sind wir beide miteinander im Klaren?

Asta (verwirrt): Sie — überraschen mich natürlich . . . Aber — nun ja! —

Heinrich (lächelnd, mit leichter Verbeugung): Hm! — Ja! — Hehe! — Ich möchte mich Ihnen nun noch etwas — deutlicher machen. — Ich will Ihnen direkt sagen: Sie haben mich zu einem festen Kerl gemacht, der mit sich völlig im Klaren ist.

Asta (mit Zeichen von Unruhe): Oh! . . .

Heinrich: Hehe! — Nun, dieses Resultat Ihrer unbewußten Pädagogik soll Ihnen die Zukunft noch zeigen. — Also: Sie wissen: Da war zunächst der Bauer. Was dem Bauer fremd und ungewohnt ist, irritiert ihn. Auf der anderen Seite aber hat er auch wieder sein starres — Selbstbewußtsein. Lieber Gott! — hehe! — nun ist man ja aber auch Gelehrter, Denker, Gemütsmensch — hehe! — und zugleich so ein Stück Hamlet, wie heute so viele: das biegt und bricht die Instinkte und vor allem das betreffende — Selbstbewußtsein. — Hehe! — Sie haben ihm auf die Weite geholfen, eudgültig! Gründlich! — Oder, wenn ich es anders sagen soll: Sie haben mich — böse gemacht! —

Asta: Ah, böse . . .

Heinrich: Aber — ich langweile Sie?

Asta (schnell): O nein!

Heinrich: Hehe! — Böse! Ja! — Nun — hehe! — Diese ewigen Reflexionen! — Dieses ewige Zaudern und Ermüden, wenn man im Begriff ist, einen herzhaften Entschluß zu fassen! — Der — Hamlet in einem: gegen den haben Sie mich gründlich — böse gemacht. — Hehe! —

Asta: Ah so! — Ja. —

Heinrich (mit aufrichtiger, aber verhaltener Empfindung, mit weicher, suggestiver Stimmung): O wie schön Sie jetzt sind, Asta! — So ganz — Frau! — Sie verzeihen, wenn ich Ihnen das sage? — Hehe! — Ja! Und doch — ich hoffe — Sie werden den — freieren Ton wiederfinden? Den Gutekameradenton?

Asta: Ah! — (Sie sinkt unwillkürlich in ihren Sessel zurück.)

Heinrich: Ich werde ihn jetzt verstehen und ihm — gewachsen sein. — Hehe! — Ich deutete Ihnen an, in welchem Sinne. — Er steht ja mit Ihrem lebhaften und — spontanen Temperament in so engem Zusammenhange.

Asta (mit einem müden, irritierten Lächeln, im übrigen wie vorhin): Ah, ich habe — doch ein wenig — Kopfschmerzen!

Heinrich (lebhaft): Oh! — Eh! — Wissen Sie — hier! — Darf ich vielleicht versuchen, es Ihnen — wegzuhypnotisieren?

Asta: Oh! —

Heinrich: Glauben Sie nicht an Hypnose? — Ich habe einige Übung! — Es ist schließlich eine ganz alte Geschichte. — Das Volk hat sie längst im Gebrauch. — Sie wissen ja: Die Frauen, die Gesichtsröthe, Zahnweh und Kopfschmerzen besprechen oder büßen, wie man sagt. Ich weiß nicht, wieviel dabei auf den Zauberspruch ankommt — hehe! —, aber ich entsinne mich, daß es mir als Jungen immer Linderung brachte. — Es war vielleicht das Stillhalten, das leise, wie magnetische Gefühl, das von der Hand ausgeht, wenn sie, verstehen Sie? so sanft über das Gesicht — (mit Geste) — hinstreicht, ohne es direkt zu berühren? — Darf ich den Versuch machen? Worte sind gar nicht von nöten. Lediglich eine — mentale Suggestion, wie man so sagt. — Hehe!

Asta (hastig): Ah nein, nein!

Heinrich: Freilich, wenn Sie mir mißtrauen? Aber ich glaube Ihnen zuverlässig eine Erleichterung versprechen zu dürfen. Ich will Ihnen sagen, weshalb? Sind die Kopfschmerzen stark?

Asta: Nein, nicht sehr. —

Heinrich: Ah, sehen Sie? — Ich dachte mir's! — Immerhin

aber belästigend? — Und zwar aus einem psychischen Grunde? Sie befinden sich in einer seelischen Spannung, die sich aus unserem Gespräche nur zu leicht erklärt. Alles, was ich sagte, die Art, wie ich mich Ihnen gab, mußte für Sie, sehr natürlich, ein wenig — verwirrend sein! — Dieser Zustand eines kurzen hypnotischen Schlummers aber wird Sie unfehlbar befreien. — Oder — haben Sie Angst? — (Lächelt.)

Asta (zaubernd, mit einem irritierten Lächeln): Ah nein!

Heinrich (unbefangen): Nicht wahr! — Und die Schmerzen könnten vielleicht noch zunehmen. — Der Zustand könnte sich noch komplizieren. — Deshalb wollen Sie sich das Fest verderben? — Darf ich? — Mein Gott, zum Spaß! ein Versuch! —

Asta (noch ein wenig zaubernd): Bitte.

Heinrich (erhebt sich, tritt zu ihr; mit leise befehlender Stimme): Wenden Sie sich zu mir!

Asta (thut's).

Heinrich: Sehen Sie mir, bitte! in die Augen! — So! —

(Sie sehen sich in die Augen.)

(Er macht die betreffenden Bewegungen über Stirn und Schläfen.)

Sie — schlafen . . .

Asta (im Schlummer).

(Es vergeht einige Zeit.)

Heinrich (bis jetzt zu ihr gebeugt): Wachen Sie — auf?!

Asta (öffnet die Augen. — Mit einem leisen Ausschrei): Ah! Was — war das?!! (Starrt ihn mit weiten Augen an.)

Heinrich: Was?!

Asta: Ihr — Blick?! — Ihr . . .

Heinrich (sieht sie lächelnd an, während sie ihn anstarrt).

Asta (ihr Blick wird, während sie an seinen Augen haftet, ruhig; sie atmet tief auf): Nichts. —

Heinrich (lächelnd): Sie fühlen sich erleichtert?

Asta (leise): Ja.

(Aus dem Nebenzimmer Lachen und munteres Gespräch; eine Weiber- und eine Männerstimme.)

(Befreit): Ah, Ernst! Helene!

(Sie ist in Verwirrung, streicht über die Stirn.)

Heinrich: Ah, das Kissen dort, auf dem Tischchen! — Vermutlich eine Weihnachtsüberraschung für Ernst?

Asta (haftig): Ja.

Heinrich: Hehe! — Wollen Sie es nicht beiseite thun?

Asta (wie vorhin): Ja. — (Geht zum Tischchen, um das Rissen wegzuthun. — Kommt zurück; in Verwirrung.)

Heinrich: Asta! Beste! Ist Ihnen was?

Asta: O nein, nein.

Ernst (tritt mit Helene ins Zimmer).

Helene (circa 20 Jahr alt; eine schlanke Blondine in einem schwarzen Kleid).

Ernst: Nun?! — Da wären wir — (Bemerkt Heinrich, der in aufmerksamster Haltung lächelnd dasieht. Erschaunt): Ah! Wie?! — Du?!

Asta (lebhaft, aufgeregt auf Helene zu; umarmt sie): Vene! — Vene! — (Küßt sie.) Nun? — Ah, wie frisch Du aussiehst, Liebe! — Wie rosig! — Schneit es?! — Ist es kalt?! — Komm! — Wärme Dich! — (Gehen zum Kamin im Hintergrund.) Komm! — Komm! —

Heinrich (zu Ernst, der währenddem zu ihm hingekritten ist, nach einem fragenden Blick zu Asta hin, den diese nicht bemerkt hat): Ja! — Hehe! —

Ernst (ihm die Hand reichend, ihn forschend anblickend): Also — nichts geworden mit der Reise?

Heinrich: Nein! — Denn in den Karpathen sind die Wege verschneit! — Hehe!

Ernst: Soso! — Ja, ich habe gelesen, daß der Bahnverkehr unterbrochen ist! — (Ihn mustern): Nun, es freut mich! — Hehe! — Du siehst ganz munter aus? — Und — fühlst Dich wohl?

Heinrich (lächelnd): O durchaus!

Ernst (munter, lebhaft): Na wunderbar! — Herzlich willkommen, mein Junge! — Wie mich das freut! — Hahahaha! — (Schüttelt ihm beide Hände): — Aber ich muß Euch ja bekannt machen? — (Führt Heinrich zum Kamin hin) — Hier unser sehr lieber Freund, der Doktor liebe Vene. —

(Verbeugung ꝛ.)

Na Frau?! — Und Du?! — (Küßt Asta auf die Stirn) — Hahaha!

Heinrich: Asta hatte Kopfschmerzen.

Ernst: Oh! —

Asta: Ach, es ist nichts.

Heinrich: Ich habe sie ihr weggebüht. — Hehe! —

Ernst: Weggebüht. — Köstlich! — Sieh mal! — Hahaha! —

Heinrich: Wegsuggerieren sagt man ja wohl. — Hehe! —

Ernst: Soso! — (Blickt ihn fröhlich an) — Aber Sohn? Ich kann Dir nicht sagen, wie ich mich über Dich freue! — Hehe! — Na

prächtigt! — Komm! zünden wir uns miteinander eine Friedenspfeife an! — Hahaha!

(Faßt ihn unter den Arm und führt ihn zum Vordergrund zu den Sesseln, präsentiert ihm das Stul. — Sie zünden sich Zigarren an.)

Ernst (starrt mit einem humoristischen Seufzer der Erleichterung auf den Sessel).

Heinrich (läßt sich gleichfalls in Ernsts Nähe nieder).

Ernst: Na, hast Du Dich ausgewärmt, Vene? — Wie ist's?!
— Wollen die Damen nicht ein bißchen herüberkommen?

Asta und Helene (die bisher im Gespräch am Ramin gestanden haben, kommen gegen den Vordergrund).

Helene: Jawohl! Jawohl! — Man kommt schon! —

Jetze (steckt den Kopf durch die Flügelthür): Nu, der Boom wäre denn nu fert'g?!

Helene (eifrig auf sie zu): Is e' fert'g, der Boom? — Ach Jetze, Jetze! — Sage das noch e Mal so uf unser liebes Säch'sch!
— Du glaubst gar nicht, wie viel id heite Berlinsch gehört habe! — Alte, dicke Jetze! — (Umhaßt Jetze.) Willst Du e' Zuckerplätzchen, Jetze?! — (Zieht eine Düte aus der Tasche und präsentiert sie Jetze.)

Jetze (schmunzelnd): Nu, ich mache mir eegentlich nich viel auß Sieß'geeten!

Helene: Aber wenn sie von mir sind? Nicht wahr, Jetze? — Ich wollte mir wenigstens ausgebeten haben! — Übrigens is es ganz was Feines! — Marzipan, Jetze! —

Jetze (wie vorhin): Nu! — (Greift in die Düte.)

Ernst: Hahaha! — Die bringt Leben ins Haus! — Wie, Jetze?

Jetze (schmunzelnd): Ja—e . . .

Asta (hat sich ein wenig gegen den Hintergrund zu niedergelassen).

Helene: So, Jetze! und nun kannst Du derweille die Lichter in die Halter machen! — Und dann putzen wir alle miteinander den Baum! — Gelle?

Jetze (schmunzelnd ins Nebenzimmer zurück).

Helene (steckt die Düte wieder in die Tasche und kommt zu den anderen; läßt sich in Ernsts Nähe nieder).

Ernst (der sie wohlgefällig beobachtet hat): Nu Vene? — Und wie hat Dir unser Berliner Weihnachtsmarkt gefallen?

Helene (etwas befangener): O, bis auf die Waldteufel und Knarrjungens!

Asta (mit einem gezwungenen, müden Lächeln, das auch ihre Worte nuanciert): Mehr interessant als weihnachtlich! Nicht? —

Helene (wie vorhin): O, ich — weiß nicht!

Asta (wie vorhin): Ist es bei uns nicht schöner, zu Weihnachten? — Zu Hause? — Wenn der Schnee glitzert? — Und die Felder so weiß und weit? Und die Sterne drüber funkeln? — Und die dicken Schneekrusten auf den grünen Tannen? Die langen Eiszapfen an den Dächern? Die stillen Gassen und hellen Fenster! — Und die Christmette in der Kirche. — Man glaubt, man kann die Weihnachtsgengel sehen, wenn sich die Felder so weit und still dehnen und die Sterne über den Bergwäldern glitzern!

Helene: Ach ja . . . Aber . . .

Asta: Und wenn Friedrich mit dem Schlitten in die Berge 'nausfährt und den Weihnachtsbaum bringt? — Und Vater mit seiner gemüthlichen Meerschaumpfeife auf der Leiter steht und den Baum puht? Und alles ist so still und so festtäglich! — Alles ruhig und zufrieden und fröhlich, und für ein paar Tage sieht man keine Not in der Welt! — Und dagegen dieses schreckliche Berlin! — Alles ist Kaufen und Verkaufen und Geschäft. — Und ein Drängen und Lärmen! — Und nun gar diese Baldeufel und Knarrjungen auf dem Markt! — Auch so ein Stück Berliner Weihnachten!

Ernst: Du wirst Lene noch verzeihen, hergekommen zu sein.

Helene: O nein! O nein!

Asta: Sie ist ja zu uns gekommen! Nicht Lene? — Nicht, um dieses greuliche Berlin zu sehen.

Helene: Ist es denn so greulich?

Asta: Nein, nein! —

Ernst (munter): Siehst Du? — So ist's recht, Lene! Laß Dir nur nicht hange machen! — Du hast eben Asta ein bißchen Heimweh mitgebracht. — Aber Du sollst schon sehn, was für ein Leben das hier ist! — Denn alles, was recht ist, ihr habt da in der Provinz eure Natur, aber hier ist eigentlich erst so recht das Leben! — Da draußen bei euch ist das Leben still und — (munter, mit parodistischem Pathos) — schweigt vor der großen, übermächtigen Natur, aber hier hat es alle ihre Kräfte gezwungen und — Du hast bereits in diesen paar Tagen einen Begriff bekommen, wie — hil! — Ist's nicht so, Doktor? —

Heinrich: Hil! — Sehr schön! — Hehe!

Ernst: Weihnachten feiern wir hier in unsern vier Pfählen und

wenn wir auch keine Berge und Felder haben, so werden wir miteinander um nichts weniger fröhlich sein. Und Engel brauchen uns, und wenn es selbst Weihnachtsengel wären, durchaus nicht durchs Zimmer zu schweben!

Helene (lacht fröhlich).

Ernst (mit in ihr Lachen einstimmend): Im übrigen wird sich's Berlin angelegen sein lassen, für sonstige Unterhaltung zu sorgen! — Nicht wahr? — Unser schönes Berlin!

Heinrich (wiederholt): Unser schönes Berlin! — Hehe! — Oh — bei dieser Gelegenheit fällt mir was ein! — An und für sich eine ganz einfache Sache — hehe! — aber es ist doch sonderbar, wie etwas an und für sich ziemlich Unbedeutendes für einen — suggestiv werden kann. — Hehe! — Ich war nämlich gestern bei einem Freunde, und er zeigt mir eine Rippesache, einen Briefbeschwerer. Eine Bronzeplatte. Ein Bär drauf. Auf dem Bauch. Die Hinterpranken von sich gestreckt und das Gesicht zwischen den Vorderbeinen. — hm! — (Denkt nach.)

Ernst: Na, und?

Heinrich: Wie?! — Na ja: es paßt schon in unser Gespräch — hehe! — Ja. — Ganz sonderbar, wie einem doch mit einem Mal so eine Idee kommt. Es mußte wohl sein, weil ich einen längeren Spaziergang durch die Straßen gemacht hatte. Das Ding hatte nämlich auf der Stelle für mich so eine eigenartige Physiognomie, so etwas unheimlich Lebensvolles. — Der Bär, das Tier war für mich mit einem Mal gar nicht mehr vorhanden, oder höchstens noch als ein Symbol der Einsamkeit etwa, des Drummig-Abgeschlossenen. Hehe! — Im übrigen: es war ganz eigentümlich: es kreuzte sich da so Verschiedenes: im übrigen mußte ich an den antiken Hermaphroditen denken. — Hehe! — Ja, und mit einem Mal hatt' ich die Vorstellung einer sonderbaren Einheit, die aus zwei Wesen besteht, die sehr intensiv ineinander denken, deren Gehirnenergieen sich gewissermaßen ineinander — verbissen haben, in einer Weise, die ihren ganzen Organismus auf das Äußerste in Mitleidenschaft zieht. —

Ernst: Ja, aber — ich verstehe noch nicht. . .

Heinrich: Gleich. — Hehe! — Ja, und das Ganze ist ein ringender Wille. — Und der Wille — hehe! — ist überhaupt ein ganzer Organismus. Ein einziger verkörperter Sensitive und Receptive, der ein heimlich rangierendes, charakterformendes Prinzip ist. . . Hehe! — (Streichelt sich über die Stirn. Zeigt sich nervös-unruhig.) Hehe! —

Asta (gibt Zeichen von Unruhe).

Heinrich (zu Asta gewandt): Hehe! — Ah pardon! Es ist so schwer zu sagen. — Hehe! — Ein Prinzip, das abstößt und auch wieder festhält. — Und — in dieser Beziehung, verstehen Sie? — hehe! — ist er — ein Weib. — Er — hehe! — Hehe! — (Zu Ernst gewandt): Verstehst Du? — Hehe! —

Ernst (mit einiger Unruhe): Hm! — Ja! Sonderbar! —

Heinrich: Hehe! — Ja, ach so! — Die — Großstadt! Unser Gespräch! — Hehe! — Hm! — Der Zug zur Großstadt! — Dies ganze große Leben, das so wunderbar — ist. — Hehe! — Man kann fragen — man fühlt das vielleicht als das Interessante, das unbewußt Anziehende, geradezu Magnetische der Weltstadt — hehe! — was wohl der feinste Extrakt, das feinste Resultat, das — einigende — Ziel, verstehst Du? — hehe! — dieses ganzen mächtigen Lebensgetriebes ist. — Meinemwegen gewisse Gehirnveränderungen, Nervenverfeinerungen. — Akklimatisation! Anpassung! — Hehe! — Ein außerordentlich sensibler, zäher Wille zum Leben, zum Sichbehaupten — verstehst Du? — hehe! — Dieser Wille könnte nun z. B. eine vielleicht ganz diskrete, aber um so intensivere Gewalt über seine Umgebung bekommen. Denke, daß z. B. die Suggestion eine ganz neue praktische Bedeutung gewönne, sozusagen zur unwillkürlichen Funktion würde, d. h. in einer ganz neuen und besonderen Weise. Ich denke, die ist das wichtigste, an eine — mentale Suggestion — hehe! — Gedankenübertragung, verstehst Du? — Gedankenlesen in einer ganz ungewöhnlichen, unwillkürlichen Weise — hehe! — bei Wesen mit einem dieser großstädtischen Umgebung ganz eigen angepassten Nervensystem, einer ganz eigen differenzierten Gehirnthatigkeit. — Hehe! — (Wie in Gedanken wiederholend, mit leiser, aber deutlicher Stimme.) Gedankenübertragung! — Mentale Suggestion! — Verstehst Du? — Hehe!

Asta (sinkt mit einem Seufzer in ihren Sessel zurück).

Heinrich (zu Asta gewandt): O, was ist Ihnen?

Helene (besorgt gegen sie hin): Asta!

Ernst (gleichfalls mit Besorgnis gegen Asta gewandt).

Asta (sich zusammenraffend): Ah nichts! — Nichts! — (Mit verhaltener Erregung sich erhebend): Aber, wie ist's, Vene! — Ich fürchte — die Herren möchten anfangen, uns etwas zu — gelehrt zu werden? — Wollen wir nicht lieber inzwischen den Baum anputzen gehen?

Helene (sich erhebend): Den Baum? — Ja! — Kommt!

Heinrich: Ah, den Baum! — Aber gestatten Sie uns nicht, mitzuhalten?

Asta: Wenn Sie uns versprechen, nicht mehr so gelehrt sein zu wollen.

Heinrich: Sie verzeihen zum letztenmal! — Hehe! —

Ernst (sich erhebend): Und es ist Dir nichts, Kind?

Asta: Aber nein!

Ernst: Na, denn *andiamo!*

(Sie begeben sich in das Nebenzimmer.)

(Fortsetzung folgt.)



Clara Viebig.

Von Professor Dr. Richard Maria Werner.

(Lemberg.)

Der Name Clara Viebig, der sich jetzt schon eines so guten Klanges erfreut, wurde zuerst im Jahre 1897 weiteren Kreisen bekannt, als sie mit ihrer Novellensammlung „Kinder der Eifel“ auftrat. Rasch ließ sie einen Roman „Rheinlandsdächter“ und ein Schauspiel „Barbara Holzer“ folgen. Kurze Zeit darauf legte sie eine neue Novellensammlung „Vor Tau und Tag“ und abermals einen Roman „Dilettanten des Lebens“ neben einzelnen Skizzen in Zeitschriften vor und beschloß ihre bisherige Thätigkeit durch die Komödie „Pharisäer“. Es kann kein Zufall sein, daß sich die Natur der Dichterin in zwei so parallelen Reihen vor unsern Augen entwickelte; es muß sich darin vielmehr ein Grundzug ihres Wesens enthüllen. In der That läßt sich nicht verkennen, wie sehr dem äußeren ein innerer Parallelismus entspricht. Es gehen deutliche Fäden von der einen Reihe zur andern. Die früheren Themen werden zum Teil wieder aufgenommen, aber in gewissem Sinne anders behandelt. Oder vielmehr das Eine Hauptthema wird mit dem größten Geschick, mit reicher Erfindung und immer sichererem Gelingen von den verschiedensten Seiten betrachtet und künstlerisch bewältigt. Und dieses Hauptthema hängt so sehr mit dem Eindruck zu-

sammen, den wir vom ganzen Wesen der Dichterin empfangen, daß nur aus innerer Nothwendigkeit ihre Werke so und nicht anders entstanden sein müssen.

Als mir nur der erste Band „Kinder der Eifel“ vorlag, da schien es mir, der unzweifelhaft tiefe Reiz dieser Erzählungen rühre von der Kraft ihrer „Bodenständigkeit“ her. Ich begrüßte das überraschende Talent Clara Diebigs, hob aber vor allem die „stimmungsvolle Verwendung der niederrheinischen Landschaft“ hervor, in der jeder Stein, jede Beleuchtung, jede Eigenart der Dichterin vertraut sei. Man merke, sagte ich damals, (Monatsschrift für neue Litteratur und Kunst, II, S. 308 ff.), wie sehr sich Clara Diebig in dieser Gegend, unter diesen etwas schwerfälligen Menschen heimisch fühle, wie sie sich in ihr Denken, Handeln, ihre Gewohnheiten und Leidenschaften, ihre plötzlich mit Naturgewalt losbrechenden Gefühlsäußerungen eingelebt habe. Zwar vergaß ich nicht, zu erwähnen, daß sich dazu eine nicht gewöhnliche Gabe der indirekten Charakteristik, eine zutreffende, den Dialekt ausdrucksvoll benutzende Darstellung und ein tiefer sittlicher Ernst gesellen, rühmte besonders die Kunst des Verschweigens, die virtuos gehandhabt werde und mit allem übrigen „ein eigenartiges Ganzes“ bilde, doch konnte sich erst nach der Lektüre der späteren Werke dieser Eindruck vertiefen und in seinem vollen Umfang enthüllen. Jetzt ist es klar, weshalb man das Gefühl hat, bei Clara Diebig „wie durch einen tannenduftigen Wald zu wandeln, und plötzlich käme ein Windstoß, der einen fast umbläst, aber doch im Innersten erquickt“. Sie hat etwas Urwüchsiges, etwas ungemein Frisches, etwas so wohlthuend Ungekünsteltes. Sie lebt auf freier Höhe und erblickt darum das Treiben und Irren der Menschen klarer und reiner; sie schaut in die Herzen und erkennt deshalb, wie sich die Elemente mischen, wie Schuld und Fehle nur die Rehrseite der Vorzüge sein können, wie scharf der Schein vom Wesen geschieden werden müsse. Das Elementare der Leidenschaft sieht sie aus den Umschnürungen durch Verhältnisse, Rücksichten, Vorurteile hervorbekommen und sucht das Verständnis für diese Vorgänge zu erschließen. Geht auch der Weg durch Nebel und Verworrenheit, lasten gleich schwere Wolkenballen, Dämmern und Dunkel auf den Menschen, niederdrückend und beängstigend, es kommt doch die große Sonne mit allmächtiger, belebender Liebesfülle, alles vergoldend und mit ihren erwärmenden Strahlen überflutend.

Ein mächtiges Sehnen, ein bebendes Erwarten, Schauern zieht durch die Welt. „Die Blumen öffnen verlangend die Kelche, sie möch-

ten sehnsüchtig verweinte Augen aufschlagen.“ Und die Seelen der Menschen sind solche Blumen. Was geheimnisvoll und rätselhaft unsere Zeit bewegt, wofür wir nach einer Formel suchen, das durchzieht mit kräftigem Hauche die Werke der Dichterin, nicht aufdringlich, nicht tendenziös, nein, ahnend, wie mit zurückgehaltenem Atem.

Und das verleiht auch den Romanfiguren ihre Bedeutung, das erhebt ihre Kämpfe, ihre Leiden und schwer errungenen Glückseligkeiten zu sinnbildlicher Größe. Ohne daß es ausgesprochen würde, fühlen wir doch, wie viel Allgemeingiltigkeit hinter den Einzelheiten verborgen liegt. Wir stehen Menschen gegenüber, deren Individualität scharf umrissen ist, Menschen mit klar ausgeprägten Zügen, besonderen Schicksalen, persönlichen Irrungen, aber sie leben so ganz in den Niederungen des gegenwärtigen Daseins, sie ringen so deutlich mit den Mächten unserer heutigen Welt, daß sie zu typischer Wichtigkeit emporsteigen. Daraus folgere ich das Recht, Clara Viebig eine Dichterin zu nennen.

Sie ruft durchaus den Eindruck einer ursprünglichen Natur hervor, die in sich gefestigt ist und mit offenen Augen ins Leben blickt; vor dem Menschlichen erschrickt sie nicht, weil sie seinen Wert erfasst hat, darum wendet sie sich auch nicht zimperlich ab, wo es weniger reinlich zugeht. Sie wagt es ohne Brüderie, aber ebenso ohne jedes unschöne Schmunzeln, das Gesunde, wenn es auch derb erscheint, zu behandeln und rückhaltlos zu verwerten. Immer wieder zeigt sie, wie sich aus den Schranken der Verhältnisse das kräftige Naturell herausreißt, kühn die kleinlichen Rücksichten verachtend. Aber sie kennt auch die Macht dieser äußeren Bedingungen, weiß, wie gewaltig sie in die Menschenschicksale eingreifen, und stellt darum das wechselvolle Zueinanderspielen von Naturell und Geschick dar. Auch die Freiesten sind nicht unabhängig genug, um sich dauernd auf windumtobter Höhe zu erhalten; sie können nur für Augenblicke, Augenblicke des höchsten Glückes, so weltvergessen dastehen, als seien sie mit dem, was ihnen das Liebste ist, allein auf Erden. Rasch ziehen die Wolken wieder auf, verdüstern die Aussicht, senden unendliche Regengüsse herab und scheuchen die kühnen Bergkletterer wieder in die Alltäglichkeit des Daseins zurück. So führt Clara Viebig mit künstlerischem Sinn die Figuren ihrer Phantasie auf einen physischen und geistigen Höhepunkt, von dem sich ihnen die entzückendste, beseligendste Fernsicht eröffnet, aber sie vermögen dort nicht auszuharren, sondern müssen wieder hernieder, um von neuem zu ringen und auf die endliche Wiederkehr des großen Augenblicks zu warten. Selbst wenn der Mensch kein Herdentier sein will, wenn er, ein

neuer Laokoon, sich den Umschlingungen der Schlangen entziehen möchte, immer wieder muß er zurück in den engen Kreis und muß es schon als Glück empfinden, wenn er überhaupt noch hoffen kann; „Hoffen ist an und für sich schon ein Glück!“

Clara Viebig ist keine Pessimistin, wenn sie auch mehr Trübes als Freudiges im Leben erkennt und die Hüllen von den verborgenen Leiden wegzieht. Das echte Mitleiden erfüllt sie und hinter allen Zweifeln herrscht doch unaustilgbar eine feste Zuversicht, ein lauterer Idealismus. Immer kühner wagt er sich in ihren Werken hervor, während er anfangs nur zaghaft, wie ein verschrecktes Kind, den Kopf erhob. Freilich bleibt das letzte Wort meist unausgesprochen, werden wir mit einem dunklen Hinweis auf die Zukunft entlassen, aber der Fortschritt ihrer zweiten Dichtungsserie liegt doch auch darin, daß sich im Osten die Wolken röten und die wiedererscheinende Sonne verkünden. Die Dichterin ist zuversichtlicher geworden. Während in den ersten drei Werken der Ausgang meist melancholisch erscheint oder doch, wie in den „Rheinlands-töchtern“ nur mit einem verheißungsvollen „Wenn“ herbeigeführt ist, verklärt er sich in den neueren dreien und verliert wenigstens zum großen Teil sein Niederdrückendes. Nicht ganz, denn die Künstlerin darf nicht plötzlich aus dem Wirrsal der Wanderung in das lichte Land der Sehnsucht versetzen, um durch ein sogenanntes „glückliches Ende“ die schwächliche Versöhnung herbeizuführen, aber doch so weit, als es möglich ist, aus dem Untergang einer Existenz eine neue wenigstens ahnen zu lassen.

Es sind zu allermeist ergreifende Bilder, die uns Clara Viebig enthüllt hat. Durch Not, Kummer und Gram führt sie; Schweres muß von den Personen ertragen werden, Irren ist ihr Teil; oft greift die Verfasserin tief in das Traurige, Erbarmenswerte. Beklemmend ziehen sich die Fährlichkeiten immer enger zusammen, aber schließlich steigert sich jetzt die Straft des Widerstandes, und mit einem innerlichen Ruck befreien sich ihre Gestalten von der bedrückenden Umklammerung. Wie im Leben nimmt auch in ihren Werken die Sinnlichkeit, das Geschlechtsverlangen einen breiten Raum ein, doch äußert es sich so gesund, so ohne jede Lüsterheit und wird von der Dichterin mit so zarter Hand eingeführt, daß selbst die strengste Sittenrichterin nichts dagegen einwenden dürfte. Gerade weil Clara Viebig den gesunden Weibinstinkt besitzt, weil sie aller Unnatur, mag sie aus den Verhältnissen folgen oder aus Vorurteilen, dummen oder übergescheidten, abhold ist, gerade deshalb stellt sie so gerne den Sieg der echten Weiblichkeit dar, und zu dieser gehört auch ein kräftiges sinnliches Fühlen. Versteckter oder offener

erfüllt es die weibliche Natur, je nachdem die Erziehung, die Rücksicht auf die gesellschaftliche Umgebung stärker oder schwächer eingewirkt hat, aber immer bleibt es eine Macht, die unbewußt in der Weibesseele schlummert, als Ahnung oder Sehnsucht oder heißes Verlangen, weil der Beruf des Weibes, Mutter zu werden, nur durch das Opfer seiner selbst, durch vollständiges Aufklammen in der Liebe zu erreichen ist. Judith in Hebbels Drama spricht das Wort aus: „Ein Weib ist ein Nichts; nur durch den Mann kann sie etwas werden; sie kann Mutter durch ihn werden. Das Kind, das sie gebärt, ist der einzige Dank, den sie der Natur für ihr Dasein darbringen kann.“ Unbewußt ruht diese Überzeugung in jedem Weibe, kann ihm zum tragischen Verhängniß werden oder zum Motiv des Handelns oder zur unstillbaren Quelle tief innerlichen Leidens, aber kein Weib kann sich davon befreien. Das hat denn auch Clara Viebig in einer ganzen Reihe von weiblichen Charakteren, ja wir können sagen, von Typen dargestellt. Auch hierin müssen wir einen modernen Zug erkennen; man braucht nur an Gabriele Neuters Roman „Aus guter Familie“, an die Schriften Laura Marholms zu erinnern, um zu zeigen, wie sehr sich darin das heutige Weib äußert; ist's etwas anderes, wenn Th. Justus in einer ihrer allerbesten Erzählungen das Bedürfnis eines Weibes schildert, daß es etwas zum Demuttern haben muß?

Unsere neueren Schriftstellerinnen sind kühn genug, diese Grundthatfache des weiblichen Geschlechts ohne romantische Verkleidungen, ohne schwächliche Verhimmelungen natürlich und offen einzugestehen und so auch zum Agens ihrer Handlungen zu machen. Mag dabei mitunter, wie bei Maria Janitschek, die scharfe Linie des rein Künstlerischen überschritten werden, mag, wie bei Gabriele Neuter, das Natürliche nach langer Unterdrückung mit fast krankhaftem Überschwalm alle Schranken niederreißen oder, wie bei Ossip Schubin, zum Raffinement werden, es zeugt doch für ein mächtiges Reifen des Geschlechts und für rückhaltlose Ehrlichkeit.

Clara Viebig hat bereits in den „Kindern der Eifel“ dieses Weibverlangen ergreifend behandelt; am großartigsten in der Novelle „Die Schuldige“, aus der sie später mit einigen wohl gelungenen Änderungen ihr erstes wirksames Drama, „Barbara Holzer“, gestaltete. Die arme Magd, deren Verhältnis mit dem schönen Haussohn Lorenz Folgen hat, weiß, daß sie der dürftig lebende Bursche niemals heiraten kann, gönnt ihn aber auch keiner anderen und läßt ihn darum, bevor sie ihr Kind geboren hat, bei allen Heiligen und seiner Seelen Seligkeit

schwören, daß er keine andere zur Frau nehme. Dann bringt sie das Kind zur Welt, nach dem sie sich, wie nach einer Rettung in ihrer Einsamkeit, gesehnt hat, und haust in der Genovevahöhle mit dem Neugeborenen. Nun würde sie selbst ertragen, daß sich Lorenz mit der reichen Bäckerstochter in Ravenstein, Anna Claffen, vermähle, denn sie hat ihr Kind, ihren Schmerzreich. Lorenz aber will ihr dies, ihr ganzes Glück nehmen, um es ins Findelhaus zu bringen und Barbara vollständig aus der Gegend zu entfernen. Da bäumt sich alles in der armen Verlassenen auf, deren rührende Gestalt den Kindern des Dorfes als Erscheinung der heiligen Genoveva gilt. Nach heftigem Kampfe durchsticht sie den Vater ihres Kindes mit einem Küchenmesser und verkrücht sich dann wie ein gehektes Wild in den heimlichsten Winkel der Höhle. Freilich entgeht sie der weltlichen Gerechtigkeit nicht, aber der tiefblickende Staatsanwalt Milde — aus dem Clara Viebig im Drama dann sinn-gemäßer einen Landesgerichtsrat Mathieu gemacht hat — fühlt tiefstes Erbarmen mit der Unglücklichen.

In dieser vortrefflichen Dorfgeschichte brechen alle Leidenschaften mit voller Unmittelbarkeit hervor. Der Kampf der beiden Geschlechter, bei dem eigentlich doch das Weib Sieger bleibt, weil es sich an sein Kind anklammern kann, wird elementar. Die nächtliche Szene zwischen Barbara und Lorenz im Stall des Pfälzelbauers durchläuft die ganze Stufenleiter der Gefühle: Eifersucht, Verzweiflung, Liebe, Furcht und Verlangen, bis sie sich zur letzten Liebesraserei erhebt, in der sich die beiden mit einem gegenseitigen: „Geh haß dich“ in leidenschaftlichster Gier umklammern. Trotz dieser alles vergessenden Glut verlegt doch in der ganzen Szene nicht ein Wort, auch nicht in der dramatischen Gestalt. Und sehr wirksam folgt dann die Verklärung, die auf Barbara die Mutterschaft ausübt. Den Kindern erscheint sie von heiliger Glorie umflossen als heilige Genoveva, dem lauschenden Milde wie ein Märchen seiner Kindheit, so daß er sich wieder die Frage vorlegt: „Ist hier Sünde, Schande oder ist's holdseliges Mutterglück?“ Die Frucht ihres Schoßes wird ihr Verteidiger. Mit wahrhaft poetischem Sinn hat Clara Viebig hier, wie in allen Novellen ihrer ersten Sammlung, die Eifellandschaft als prächtigen Hintergrund gezeichnet und voll Stimmung mit den Ereignissen verwoben. Die Charakteristik gelingt trotz der Sprunghaftigkeit. Es ist ein Werk aus einem Guß.

Mit dieser Dorfgeschichte läßt sich aus dem zweiten Novellenbände das kühne Lebensbild „Gespenster“ zusammenstellen. Während dort das Mutter sein, ist hier das Mutter werden das künstlerische Pro-

blem; nicht der ungebrochenen Natur des Landlebens, sondern dem verfeinerten Empfinden einer Skulturschicht ist der Konflikt entnommen. Furchtlos wählt Clara Wiebig Voraussetzungen, die in ihrer schrecklichen Wahrheit nahe beim Wahnsinn anlangen. Maria, die Heldin, hat in ihrer nächsten Familie, an ihrer Mutter und ihrer einzigen Schwester, die furchtbare Möglichkeit erlebt, daß die Mutterschaft das Weib infolge unglücklicher physischer Verhältnisse bleibend schädigen, ja vernichten kann. In ihr blieb der Wahn zurück, darin stecke ein entsetzliches Erbteil ihres Hauses; eine fast wahnwitzige Angst, daß auch ihr Ähnliches bevorstehe, wenn sie heirate, scheucht sie von ihrem geliebten Cousin Fritz von Schöller zurück, da er um sie wirbt, während sie doch eine mächtige Liebessehnsucht zu diesem Ideal ihrer Mädchenträume zieht. In einer poetischen Szene sucht nun die Dichterin einen ganz außergewöhnlichen Ausweg glaubhaft zu machen. Maria gesteht dem immer dringender werbenden Geliebten das Geheimnis ihrer rasenden Furcht. Sie stöhnt alles heraus, was ihre Jugend vergiftet hat, sie läßt ihn hineinblicken in den entsetzlichen Abgrund ihrer Seele; zugleich aber klammert sie sich Rettung suchend in leidenschaftlicher Glut an ihn an, sie kann nicht von ihm lassen, aber auch nicht ihm angehören. Und so flüstert sie zitternd, zuckend, kaum verständlich die Bitte, sie zu heiraten, doch müsse alles so bleiben, wie jetzt. Fritz geht darauf endlich ein, weil er festes Vertrauen auf den Sieg der Liebe und der Gesundheit hat. Clara Wiebig war, wie gesagt, durchaus bemüht, uns den Schritt Marias verständlich zu machen, sie zeichnet die altjüngferliche Umgehung, in der Maria ausgewachsen ist, die fast reale Wirklichkeit des physiologischen Epufs, die Einflüsterungen der körperlich und geistig ätherisch gewordenen Tante Ottilde, die Besorgnisse des hagestolzen Hausarztes Dr. Kühlewein, den ästhetisch verfeinernden Einfluß der stillen Villa und der ganzen Landschaft, sie hebt die Hysterie Marias hervor, trotzdem bleibt die Wendung absonderlich, schwer faßbar, daß gerade das Mädchen an eine Engesehe denkt. Dann aber entfaltet sich das Weitere mit wunderbarer Konsequenz und ist so entzückend leusch vorgetragen, daß wir vergessen, aus welcher dunklen Erde sich diese Blume losgerungen hat. Wie allmählich die Gespenster einer furchtbaren Familientradition verblassen, wie endlich das Weib in Maria erwacht und die Scheine abschüttelt, um dem Geliebten ganz anzugehören, wie sie dann ausblüht und durch ihre Frische jedermann entzückt, bis mit einem Schlag der ganze Wahn verstärkt wiederkehrt, da sich Maria Mutter fühlt — das ist eine Reihe voll echter Poesie. Auch

die Lösung gelingt der Dichterin ebenso vortrefflich, und der glückliche Ausgang folgt mit Notwendigkeit aus dem Vorhergegangenen; einer schwächlichen Konzeption an den „zarten“ Geschmack ist Clara Viebig nicht fähig.

Hat in der „Schulbigen“ das Verlangen nach einem Kind das bewegende Moment der Charakterentwicklung abgegeben, ist es in den „Gespenstern“ die Furcht vor dem Kind, die bestimmend wirkt. Dort freilich bleibt ein nicht ganz restloser Schluß, weil der Mörderin das Kind abgenommen wird, ohne daß der mißglückte Versuch Mildeß, die Anna Gläßen zur Übernahme der Pflegemutterrolle zu bestimmen, einer weiteren Ausgestaltung des Motivs vorarbeitete. Daß die Dichterin selber dies als einen Mangel empfunden hat, beweist ihre Dramatisierung der Novelle, in der sie das Kind schwächlich sein und sterben läßt. In den „Gespenstern“ ist ihr die einwandfreie Durchführung des Motivs im Schluß vollständig geglückt. Darin beruht eben ihr Fortschritt.

Man könnte die Parallele zwischen den beiden Novellenbänden noch weiter ziehen; der kurzen Skizze „Das Miseräbelschen“ dort entspricht nämlich hier die traurig-süße — ich weiß kein besseres Adjektiv — Krankengeschichte „Wen die Götter lieben“. Wieder ist die Szene aus der ländlichen Not in das glänzende Glend der Gesellschaft verlegt, wieder sind die psychischen Regungen verfeinert und vertieft, wieder hat der Schluß Notwendigkeit gewonnen, aber auch hier wieder eine nicht ganz ungezwungene Voraussetzung: das Verhältnis zwischen Lothar Werther und Camarillo, zwischen denen Therese als geschiedene Frau des einen und gehätschelte Puppe des andern steht, und die Rückwirkung, die von diesen ungesunden Verhältnissen auf die arme Susanne, das schwindsüchtige Töchterchen erster Ehe, sich einstellt. Auch wenn wir aus den „Kindern der Eifel“ das Rembrandtsche Bild „Die Zigarrenarbeiterin“ mit der Zeichnung „Vor Tau und Tag“, die der zweiten Sammlung den Namen gab, verglichen, kämen wir zu demselben Resultate. Clara Viebig hat durchaus an Kunst gewonnen. Nun ahnen wir, wohin ihre weitere Entwicklung gehen muß, wenn sie sich mit der bisherigen Konsequenz vollzieht; sie wird zu noch größerer Einfachheit gelangen, das kann man schon aus der sonnigsten Novelle „Margrets Wallfahrt“ entnehmen, das beweisen ihre Romane, ihre Dramen.

In ihrer Novelle „Simson und Delila“ erscheint das Weib als „Mannräuschlein“ nach dem alten Ausdruck, als das Verderben des Mannes, lockend und verlockend, naiv und verlogen zugleich, genußsüchtig und zurückhaltend, also in einer Auffassung, wie sie Ludwig Jacobowski in seiner geistreichen Paradiesesgeschichte „Und Satan

lachte“ vorgetragen hat. Auch die Novellen „Am Totenmaar“ und „Die Osterquelle“, Farbenstudien voll anschaulicher Intimität, enthalten Motive, die weiterer Ausführung fähig sind und sie in Episoden der Romane bei Clara Viebig schon gefunden haben.

Könnte Schiller in stolzer Bescheidenheit davon sprechen, daß er nur eine etwas zahlreiche Familie von Begriffen registere, die er gern zu einer kleinen Welt erweitern möchte, so könnte bei Clara Viebig eine etwas zahlreiche Familie von Motiven und Typen erkannt werden, die sich zu einem Bild der modernen Welt erweitert. In ihren beiden Romanen „Rheinlandstöchter“ und „Dilettanten des Lebens“ wird der innere Zusammenhang wohl keinem Leser verborgen bleiben. Doch wird auch hier der Fortschritt von einem finderfreundigen Überquellen zum erfindersicheren Bewältigen des Stoffes zu beobachten sein. Dort laufen zahllose Fäden, an denen sich Mädchenschicksale abspielen, nebeneinander her, hier wird ein Lebensgeschick mit allen seinen Mannigfaltigkeiten durchgeführt. Dort springt die Darstellung manchmal hastig und abgerissen von einem zum andern, weil die drängende Fülle des Materials einer ruhigen Erzählung im Wege steht; hier ermöglicht die größere Einfachheit mehr in die Tiefe, als in die Breite zu gehen. Zwar liegt auch in den „Rheinlandstöchtern“ der meist gelungene Versuch vor, die Fäden zu durchschlingen und die Entwicklung Nelbas gleichsam zum durchlaufenden roten Faden zu machen, doch sträubt sich der Reichtum gegen eine volle Konzentrierung, das Nebeneinander überwiegt, ganze lange Jahre werden übersprungen und dann rückblickend nur kurz gestreift, mit der Änderung des Lokals kommt, wenigstens im zweiten Buch, auch ein fast vollständiger Wechsel des Personals. Man merkt es an diesen Eigentümlichkeiten, daß eine Anfängerin zu uns spricht, man merkt aber an der Unerfrodenheit der Lebensbilder, an der Frische der Szenen, an der Wahrheit der Figuren, daß sie hochbegabt ist. Freilich auch in der Charakterentwicklung besonders der Heldin manches Rudeweise, manches Unwahrscheinliche, in der Erfindung manches Zweifelhafte, so der Besuch Nelbas bei Ramer im ersten, bei Anselma Arnheim im dritten Buch. Dann eine nicht ganz gerechte Verteilung von Licht und Schatten, an Karrikatur streifende Behandlung einzelner Figuren, aber bei alledem eine solche Kraft der Anschauung, eine solche Gabe des Gestaltens, daß wir ein klares Bild der weiblichen Typen erhalten, die nicht nur im Rheinland zu Hause sind. Clara Viebig wollte jedenfalls ein möglichst vollständiges Repertorium geben, darum die große Menge von auftretenden oder wenigstens flüchtig

erwähnten Personen — ich erinnere z. B. an das beiläufige Hindeuten auf die Kranke, Zimmer Nr. 11, im Endenicher Irrenhause, deren typisches Schicksal mit wenigen, keine halbe Seite füllenden Worten erzählt ist. Man hat das Gefühl, daß Clara Viebig bei der Ausführung ihres ersten Romans von der Masse ihrer angesammelten Beobachtungen hingerissen und unaufhaltsam weitergetrieben wurde, ohne sich ihrer erwehren zu können. Darum bemüht sie sich auch, so viele Lebensmotive zu bewältigen, die Heldin Nelba nach allen Seiten hin in mannigfaltige Beziehungen zu setzen. Nicht nur ihr Erwachen zur Liebe, zur Sinnlichkeit, ihr Durchringen zu wirklicher innerer Selbstständigkeit, ihren Konflikt mit der Gesellschaft, mit der Familie, hat die Erzählerin behandelt, es wird der Kampf in der Seele der Tochter dargestellt, da sich die verwitwete Mutter zu einer neuen Ehe entschließt, es kommen Kämpfe für Andere, Freundschaft und Mitleid — ja schließlich staunt man, daß sich so viele Elemente nicht noch mehr in dem Romane bedrängen. Schon daraus konnte man ersehen, wie viel echter Kunstinstinkt in Clara Viebig lebt.

Dafür legt nun der zweite Roman bereitetes Zeugnis ab. Die Erzählerin hat nichts von ihren Vorzügen eingebüßt; sie führt wieder Gestalten in vollster Lebenswahrheit vor, weiß von interessanten Schicksalen zu berichten, Typen einer neuen Gesellschaftsklasse zu wählen; wieder prächtige Szenen, sprühend und prickelnd, stimmungreiche Landschaftshintergründe. Aber sie hat gelernt hauszuhalten: Lena Langen steht nicht mehr nur in der Mitte der Rheinlandsstöchter wie Nelba Dallmer, sondern sie bildet den wirklichen Mittelpunkt des Romans. Zwar sind Lena und Nelba nahe Verwandte, beide Dilettanten im Leben, glücklich nur in seltenen Augenblicken, wenn sie herausgehoben sind aus dem Alltag. Aber Lena bildet in gewissem Sinn eine Ergänzung Nelbas. Während im ersten Roman nur die Kämpfe der Mädchennatur dargestellt sind, wird jetzt ein solches frisches, impressionistisches Naturell unmittelbar vor und in der Ehe gezeigt. Sie hat in Richard Bredenhofen eine der ihren ähnliche Künstlerseele gefunden, aber beide haben nicht die Kraft, sich durchzusetzen, auch nicht jenen Grad von Talent, der bezwingt. Sorgen kriechen in den sonnigen, jungen Haushalt, Enttäuschungen bleiben nicht aus, innere Zusammenstöße zwischen den gleichgearteten Seelen, endlich kommt Krankheit und Tod, um die arme Lena zu zermürben. Aber auch ihr öffnet sich mit der Aussicht auf das zu erwartende Kind ein Ausweg aus der Wirrnis. Hatte Nelba mehr aktive Kraft, Lenas Teil ist mehr passiv; jene ringt

sich auf die Höhe, zu der allmählich Namer nachstrebt, diese hat das Bedürfnis, sich anzulehnen, sich einem stärkeren Willen zu fügen, findet aber in Richard keinen Halt, erst in ihrem Stube. Während dort das Verhältnis zu den Eltern, spielt hier das zu den Geschwistern eine bedeutende Rolle. Mit feinem Sinn ist ein Schumannsches Lied zu einem Leitmotiv der Dichtung gemacht und erklingt in immer wechselnden Nuancierungen während des ganzen Verlaufs. Schon äußerlich ist dadurch angedeutet, daß straffere Einheit in dem Werke walte. Auch die Nebenpersonen haben sehr viel von jener Einseitigkeit verloren, die bei ihrer Zeichnung in den „Rheinlandstöchtern“ einigermaßen störte. Man ist versucht, für den Fortschritt Clara Viebig's die Formel zu brauchen, die Dichterin sei allmählich zur Künstlerin geworden.

Nicht ganz den gleichen Rang wie die epischen Werke nehmen die zwei bisher vorliegenden Dramen Clara Viebig's ein. Das dreiaktige Schauspiel „Barbara Holzer“ drängt zwar mit Geschick die Handlung der Novelle „Die Schuldige“ in den engen Rahmen und ändert manches vorteilhaft, aber ein Teil des Reizes geht verloren, der poetische Hauch nämlich, der über die Dorfgeschichte ausgebreitet ist. Die im Posen'schen spielende Komödie „Pharisäer“ steht ersichtlich unter dem Einflusse Gerhart Hauptmann's, gipfelt in einer sehr wirksamen Nachtszene, giebt bis zu einem bestimmten Grade Motive der „Rheinlandstöchtern“ wieder, zeichnet abermals ein Mädchen Helene Thiemann, das über seine Umgebung hinauswächst und beim Geliebten, Inspektor Wolter, Verständnis und Zuflucht findet, dabei wird der Konflikt verinnerlicht und auch die Lösung in leichter Ironie aus den Seelen gewonnen. Die Tendenz des Dramas ist schon im Titel ausgesprochen, wird durch die Scheinheiligkeit und die Kurzsichtigkeit einzelner Personen, sowie durch den Kontrast zwischen reiner Menschlichkeit und buckmäuserischer Verderbtheit sinnfällig. Nur hat der Humor in dieser „Komödie“ zu wenig Raum erhalten, wird vielmehr durch bittere Satire vertreten, und deshalb ist der Schlußindruck mehr Mitleid als Befreiung.

So viel aber kann nach dem Gesagten nicht zweifelhaft sein, daß in Clara Viebig während der kurzen Zeit ihrer öffentlichen Wirksamkeit ein durchaus modernes, starkes und mutiges Talent sich geäußert hat. Sie hat noch keinen Vers veröffentlicht und erscheint trotzdem als Dichterin.





Die Lille.

Eine Geschichte aus der Eifel von Clara Diebig.

(Berlin.)

Niklas Steffens wohnte bei seinem Bruder Josef. Josef Steffens hatte ein Gasthaus „Zum frohen Landmann“ im Kreisstädtchen.

Im Winter liegt das Nest eingefargt zwischen den Bergen; an seinen vier Ecken wehen die Zipfel des Bahrtuches und hängen weiß und kalt über die im Sommer so sattgrün sich feulenden Matten. Von der Höhe herunter, dem einsamen Maar entstieg, wälzen sich Nebel, füllen den Thalkessel und flattern, vom störrischen Eifelwind zerrissen, gleich Fegen von Trauerfahnen.

In den Häusern breunt trüb das Licht — kurze Tage, lange Abende. Zweimal täglich kommt die Eisenbahn, aber sie bringt keine Passagiere. Mühsam bringt der heisere Pfiff der leuchtenden Lokomotive durch die Nebel; wenn Schnee sich in Wällen türmt, kommt sie garnicht.

In den warmen Ställen mampft träge das Vieh und kaut verschlafen wieder. In den Stuben hocken die Menschen, unthätig und gelangweilt. Die Öfen sprühen, man stopft sie voll bis an den Thürand. Eine schwebende Hitze ist drinnen; draußen sinkt kalter Nebel auf die abschüssigen Gassen, wächst bis zu den Firsten, reckt sich höher als der Kirchturm, breitet sich weiter hinaus als zum letzten Haus. Dieser kalte, nässende Nebel wird zur Mauer, zum Panzer. Seine graue Schwere hängt vor den Augen wie ein zu dicht gewebter Schleier; man sieht nichts von der Welt draußen.

Niklas und Josef Steffens saßen in der Wirtsstube „Zum frohen Landmann“ auf der Holzbank dicht am Ofen und stierten in ihre Gläser. Sie waren die besten Gäste. Sie hatten beide die Arme aufgestemmt; die Hände stützten den schweren Kopf, das gedunsene Fleisch der Backen wurde nach oben gedrückt, daß die Augen fast verschwanden. In den Flauschröcken von gleicher Farbe sahen die zwei aus, wie ein und die-

selbe Person. Ihre Bäuche waren aufgeschwemmt; zwischen den schiefhängenden Rippen hielt ein jeder die kurze Pfeife. Mächtige, stinkende Tabakswolken hüllten sie ein, wie Rauch eine Brandstätte.

„Du, sauf net e su vill,“ brummte Josef.

„Sauf Du net e su vill,“ brummte Niklas.

Josef ärgerte sich; von Micheli ab, seit der Bruder hergezogen war, konsumierte der „frohe Landmann“ noch einmal so viel Bitburger Bier, als sonst, das Doppelte an Hefen und Korn. Stand am Morgen eine frische Flasche auf dem Schenttisch, bald war sie entkorkt; abends war sie leer.

Die Brüder blinzelten ins Licht. Draußen stöhnte der Abendwind.

Josef murrte Unverständliches: „Ech saon der — dat, dat — maach —“, dann erhob er sich schwerfällig und schlortte in seinen niedergetretenen Pantoffeln zum Schenttisch. Prüfend hielt er eine Flasche gegen's Licht: „Nix widder leer!“ Er setzte die Flasche an den Mund, warf mit einem Ruck den Kopf hintenüber und that einen langen Zug. „Ah — brrrr!“ Er leckte sich die Lippen und schüttelte sich dann. „Ken Droppen mieh drin,“ schrie er. „Söffter!“

Niklas nickte: „Prost!“

„Wat zu vill es, es zu vill!“ ereiferte sich Josef und pflanzte sich vor den Bruder hin, die Hände in den Hosentaschen, bemüht, seinem verquollenen Gesicht einen möglichst drohenden Ausdruck zu verleihen. „Dat loa gieht net so weider, hörste?! Ech schinden mech Dag on Nacht, ech han Weib on Könder zu ernähren, ech repräsentieren de Familiich, on Du, Du“ — er zog die Rechte aus der Hosentasche und schlug mit der geballten Faust auf die Tischplatte — „Du Söffter! Dat Faß es schon widder am End, on des Doppeltorn han ech ken Flasch mieh im Keller!“

„No,“ Niklas lachte gutmütig, „eschoffier Dech net! Du has einen sigen.“ Er wollte dem Bruder auf die Schulter klopfen.

„Wat? Ech einen sigen? Hei erum hat keinen einen sigen, dat es net Mod in der Eisel. Keinen einen — keinen einen — keinen einen!“ Er hob jedesmal die Faust und donnerte auf die Tischplatte. „Äwer Du, Du — wuh es den Schnaps, den mir vor sechs Wochen gekauft han, hä?“

„Versoffen,“ sagte der andere lakonisch.

„Du has hän versoffen,“ schrie Josef.

Eine Flut von Vorwürfen strömte; dazwischen tauchte das Wort „Söffter“ immer wieder auf, in stets sich steigendem Tonfall.

„Oho!“ Auch Niklas erwärmte sich; sein Gesicht wurde noch um eine Schattierung röther, seine Kupfernase glühte. „Sal Dein Maul,“ sagte er grob. „Ech sein en ledige Mannsperson, ech han nach neist zu fraogen, äwer Du“ — er nahm die Tabakspfeife aus dem Mund und spuckte mit Ostentation auf die Diele. „Ech dächt mech schenieren vor mein Ränder; se saon als: Den Pappa es besoff! Se laachen.“

„Laachen?!“ Josef zitterte vor Wut; da hatte der andere seine schwache Seite getroffen. Je weniger Respekt seine Kinder vor ihm hatten, desto mehr Wert legte er darauf. „Ech will se liehren — laachen!“ Er brüllte und hielt Niklas die Faust unter die Nase: „Versoffenes Luder!“

„Besoffen Schwein!“

Sie blieben sich keine Gegenrede schuldig; die vollgequalmte Stube hallte wieder von lautem Zanf. Wie Stiere auf dem Kampfplatz standen sich die Brüder gegenüber, die schweren Köpfe vorgestreckt, bereit, sie gegen einander zu rennen. „Söffter — Söffter —“ das war das rote Tuch, das sie reizte.

Draußen im Flur drängten sich die Kinder und lauschten; sie liefen zur Mutter in die Küche, sich überhaftend, begierig, die Botschaft zu bringen.

„Als widder!“ Frau Tina war ein resolutes Weib. „Dem muß en End gemaach gänn!“ Sie öffnete rasch die Thür der Wirkstube; gerade taumelte ihr Niklas entgegen.

Beim Anblick der Schwägerin versuchte er eine gewisse Umgänglichkeit zu zeigen. „Den Josef es net guder Laun, ech gieh'n bei den Mathes in de Post. N' Awend zusammen!“

Die Kinder sicherten hinter ihm drein, als er langsam zur Hausthür tappte.

Heute trank Josef nichts mehr, nur ein paar Gläschen Bier zur Beruhigung und einen Bitteren; der Ärger war ihm auf den Magen geschlagen.

Er hielt Rat mit seiner Frau, erst auf der Ofenbank, dann noch lange in den getürmten Kissen des Federbets. Er rieb sich die Stirn und warf sich ächzend hin und her.

„Maach en End,“ drängte die Frau, „schmeiß hän eraus!“

„Hän es meim Pappa selig sein Sohn, so gud als ech,“ seufzte der Mann. „Ne, dat duhn ech net. Äwer, äwer“ — eine plötzliche Eingebung schien über ihn gekommen — „wann ech hän nor uf de Dist' kriehn könn!“

„Jesseß“ — die Frau faltete froh erschrocken die Hände — „dat wår! Uf de List!“

Und dann tuschelten sie miteinander.

* * *

Als Niklas Steffens gegen Mitternacht schwer bezechet nach Hause kam, war die Thür des „frohen Landmann“ verschlossen. Er klingelte, er klopfte — niemand öffnete. Kein Licht drinnen.

Für einen Augenblick wurde Niklas ernüchtert. Regen und Schnee, zu spitzen Eisknabeln ineinander verschmolzen, stachen ihm ins Gesicht und setzten sich in seinem Haar und Bart fest. Er trachtete, um sich zu erwärmen, im unergründlichen Morast der Straße auf und nieder.

„Hå, hollaß!“ alles still. Eine plötzliche Angst überkam ihn — war denen am Ende was passiert?! Er rief wieder — keine Antwort. Er schrie, er schlug mit der Faust gegen die Thür. „Josef, Josef!“

In der Nachbarschaft öffnete sich ein Fenster. Noch eins.

„Josef! Josef!“

Die Fenster wurden wieder zugeschlagen, lachend krochen die Nachbarn in ihre warmen Betten zurück.

Die Nebel wallten. Sie bekamen greifbare Gestalten; sie wankten vom Berg nieder in die Gasse; sie näherten sich, sie schnitten Fragen, sie streckten die Zungen heraus, sie rangen die Hände, sie drohten, sie weinten.

„Huhuh“ heulte der Wind. „Huhuh — Söffer — huhuhuh!“

„Zum Dunnerknippchen!“ Niklas konnte nicht mehr hin- und herrennen, er lehnte sich schwankend gegen die Hausthür. Wolken die ihn zum Narren halten? Ließen sie ihn zum Boffen draussen stehen?! Seine Ernüchterung war schon wieder vorbei; die eisige Masse, der tropfende Rebel machten die Blut seines Innern nur neu aufzischen, die Wut der Trunkenheit brach los. Er brüllte und trat gegen die Thür, daß sie krachte, daß er, selbst das Gleichgewicht verlierend, hinten- über in den Morast fiel.

Fluchend, taumelnd, stürzend, sich aufraffend, wieder stürzend und sich wieder aufraffend, kam er endlich auf die Beine. Er warf sich von neuem gegen die Thür. Er lallte, er schimpfte, er tobte — da — er hatte einen Knüppel ergriffen, unsicher und schief geschleudert traf der doch, klirrend stürzten die Scherben des nächsten Fensters auf die Gasse. Mit Triumphgeheul tobte der Trunkene weiter, zuletzt fiel er sich im Schmuß.

Die Nachbarschaft wurde unruhig, Fenster öffneten sich wieder Man schimpfte.

Da — endlich that sich die Thür des „frohen Landmann“ auf, eine Frauengestalt in Nachtjacke und Nachtmütze zog Niklas herein.

* * *

Am anderen Morgen machte Josef Steffens einen ungewöhnlich frühen Ausgang. Als er wiederkam, rieb er sich die Hände und nickte schmunzelnd seiner Frau zu: „Dat wär gemaach. Des Doppelforn här, Tina — alles in Ordnung — de Flasch es hinnerm Schrank verstock. Sieh ens här, Tina!“

Auch Frau Steffens war wohl gelaunt. Im ganzen Haus war eine stille, geheimnißvolle Fröhlichkeit; die Kinder machten erwartungsvolle Augen, wie vor der Bescherung zu Sankt Niklas, und Josef saß auf der Ofenbank mit der Miene eines Weisen.

Derweilen schlief Niklas seinen Rausch aus; er lag wie tot auf seinem Bett oben in der Kammer. Draußen stürmte es, er hörte nichts.

Die frühe Winterdämmerung stahl sich schon ins Fenster, als er erwachte. Verwirrt setzte er sich auf — poß tausend, schon so spät? Da hatte er das Mittagessen verschlafen; that nichts, er hatte keinen Hunger, nur einen Durst, einen Durst — fürchterlich! Die Zunge klebte am Gaumen, der Hals war wie ausgebrannt. Hastig, noch ein wenig unsicher, suchte er Pantoffeln und Rod; Hosen hatte er noch von gestern an, die hatte man ihm nicht abgezogen. Es dauerte eine Weile, bis er sich die Situation klar machte. Der Durst, der Durst trieb ihn zur Eile.

Unten in der Wirtsstube erklang Gelächter — was war denn los? Die tranken schon; da mußte er auch dabei sein. Das Wasser lief ihm im Mund zusammen, wie ein steisbeiniger, alter Hahn stolperte er die Hühnerstiege hinunter. In der Stube lachten sie noch; als er eintrat, wurde es mäusehinstill.

Da waren verschiedene Gäste: der Briefträger, der Fischer, der Metzger, ein paar Ackerer, die zwei nächsten Nachbarn und der Bruder auf der Ofenbank. Alle sahen sie ihn an.

„N' Awend zosammen,“ sagte Niklas; er konnte kaum sprechen vor Trockenheit der Kehle. „N'en Droppen, Josef! Ich kommen um.“

Der rührte sich nicht.

„Hier! Äwer en groß Glas!“

Man hörte dem Niklas ordentlich den Durst an; er leckte sich die aufgesprungenen Lippen und näherte sich dem Schenkstisch. „Hier!“

Ohne Wort hob sich Josef ein wenig vom Sitz und streckte den Daumen aus. Aller Augen folgten dem Fingerzeig, man hielt den Atem an, ein breites Lächeln zog über die Gesichter — ein Papier hing an der Wand, gelbliches Aktenpapier, in großem Format.

„Das,“ sagte Josef, „de List!“

Eine schallende Lachsalve brach los; halb gestoßen, halb gezogen, näherte sich Niklas der Wand. Er las, er las und begriff nicht, was er gelesen hatte.

Nachweisung

derjenigen Personen, welchen bei Polizeistrafe keine geistigen Getränke verabreicht werden dürfen und welchen auch zugleich der Aufenthalt in den Wirtschaftshäusern untersagt ist.

Polizeiverordnung der Königl. Regierung vom 17. 8. 1842.

Namen	Stand	Wohnort
Steffens, Niklas	Rentner	Hier

War das sein Name, wirklich und wahrhaftig sein Name?! Niklas griff sich an den Kopf. Und drunter:

13. 1. 1898.

Die Polizeiverwaltung.

Der Bürgermeister.

Er rieb sich die Augen, er taumelte; und dann sah er mit blödem Lachen die anderen der Reihe nach an — das war ein Spaß, na, gar kein schlechter! „Haha!“ Er versuchte zu lachen; er verschluckte sich.

Der Nachbar Simon klopfte ihm auf den Rücken. „Nächtliche Ruhestörung, öffentliches Argerniß — jao, jao, de List', wann mir de Sauflist' net hätten!“ Und Nachbar Miff fügte hinzu: „Wat hatt Ihr dann de Nacht su schpektakelst?! Weil hat ons Bürgermeister de Verfügung widder usgenommen: wän säuft, dat heißt, su säuft, dat hän de öffentliche Ruh stört, gitt usgeschriewen, uf de Sauflist'. Un se hängen se in de Wirtschaften, dat mer auch weiß, wän den größten Söffter es. Hat lang keinen drufgestammen; se han all im stillen gesoff!“ Er zwinkerte mit den Augen und die anderen lachten.

Niklas stand regungslos.

„Jao, Ihr,“ sagte Simon und stieß ihn mit dem Zeigefinger vor die Brust, „Ihr seid druf!“

„Ech — ech —?“ Niklas stammelte.

„Ihr seid angezeigt gäwen.“

„Wän — wän — hat mech —“

Der Fischer lachte. „Eweil seid Ihr dreedig dran, Ihr sibt uf em Trocknen wie de Forell, wann den Teich abgelas es!“

Niklas schnappte nach Luft; das ganze Verständnis schien plötzlich über ihn gekommen, ein heiserer Schrei rang sich aus seiner vertrockneten Kehle: „Wän hat dat gebahn!“ Wild sah er sich um, mit rollenden Augen.

Da saß Josef auf der Ofenbank, ein schlaues Grinsen verklärte sein Gesicht. „Gsch,“ sagte er.

„Du?“ Noch ein heiserer Schrei. Es schien, als wolle sich Niklas auf den Bruder stürzen, er stand mit erhobenen Armen, mit geballten Fäusten — nur wenige Augenblicke, dann fielen ihm die Arme herunter, ganz gebrochen sank er auf den nächsten Stuhl.

* * *

Josef Steffens fühlte sich diesen Abend nicht wohl in seiner Haut. Oben in der Kammer rannte Niklas hin und her, wie ein wildes Tier, man hörte sein Fluchen und Stöhnen. Josef schlich hinauf und lauschte vor der Thür — drinnen schluchzte jetzt der Bruder.

Josef mußte sich betäuben; er sog wie ein trockner Schwamm jede Flüssigkeit ein, bis er dick voll war. Seine Frau machte ihm Vorwürfe — die kam schön an! Er schimpfte und beschuldigte sie böswilliger Anstiftung, er schrie, er drohte ihr und polterte. Zuletzt prügelte er sie. Nach den sich flüchtenden Kindern warf er mit Flaschen und Gläsern. Die Frau heulte wie eine Besessene und rief die Nachbarn zu Hilfe. Die Kinder kreischten, die Nachbarn schalten, der Trunkene polterte — ein Lärmen durchs ganze Haus bis hinaus auf die Straße.

Und oben in seiner Kammer lag Niklas wach und rieb sich die Hände, wie Josef am gestrigen Abend — er wußte nun, was er zu thun hatte. —

Ein paar Tage gingen sich die Brüder aus dem Wege. Am dritten Tage kam Josef aus der „Post“ nach Haus — er trank jetzt lieber anderswo, daheim schmeckte es ihm nicht mehr, seit der Bruder nicht mitsoff — stolperte in die Wirtsstube und steuerte gewohnheitsmäßig auf die Ofenbank zu. Er hatte Kopfschmerzen, seine Blicke waren sehr trüb, er hielt die Augen halb geschlossen; plötzlich riß er sie weit auf.

Ein Papier lag auf dem Tisch, gelbliches Aktenpapier in großem Format, sorgfältig war es an den Ecken mit Flaschen beschwert:

Nachweisung
derjenigen Personen und so weiter.

Namen	Stand	Wohnort
Steffens, Niklas	Rentner	Hier
Steffens, Josef	Gastwirt	Hier

Die Biste! Die Biste! Josef stand wie angenagelt; er rührte sich nicht.

Da ging die Thüre auf, Niklas trat ein.

Totenstille. Die beiden Brüder starren sich an.

Sie stehen sich gegenüber; in ihren Flauschröcken von gleicher Farbe, mit ihren aufgeschwemmten Bäuchen, ihren gebunzenen Gesichtern, ihren Kupfernasen und ihren schief hängenden Wippen sehen sie aus wie ein und dieselbe Person.

Keine Regung. Man hört jedes Knistern des Feuers und jeden Windhauch im Schlot.

Jetzt ein tiefes Atemholen. Niklas' Mund zieht sich in die Breite. Er streckt den Finger aus: „De Bist'!“

„De Bist'!“ wiederholt Josef und dann atmet auch er wie erlöst, sein Mund zieht sich auch in die Breite, seine verquollenen Augenlein zwinkern den Bruder an: „Fihu!“ Er schlägt mit der flachen Hand aufs Papier, daß die Flaschen tanzen. „De Bist' — haha — hahahaha!“

Und sie lachen beide so laut, so schallend, daß Tina und die Kinder herbeistürzen. —

Ein paar Stunden später lagen sich die Brüder tief gerührt in den Armen. Es war unten im Keller, ein Dämpfchen brannte trüb am Boden. Sie saßen auf einem Schemel vor dem großen Faß — nun tranken sie nicht mehr im Wirtshaus, sie tranken unterm Wirtshaus, gleich frisch aus der Quelle.

„Söffter,“ sagte Josef, „de Bist' — hup!“

„Söffter,“ sagte Niklas, „de Bist' — hup!“

Sie küßten sich.





Deutsche Lyrik.

An den „jungen Tod“.

I.

Ich lag so krank! So krank an diesem Leben,
Dem eilen Dasein morsch und aufgerieben;
Mit totem Glauben, sterbenskrankem Lieben,
Verlorner Arbeit und verfehltm Streben.

Es half kein Beten und kein Händeheben!
Von Leid zu Leiden war ich fortgetrieben;
Dem Tageslicht, dem matten, fahlen, trüben,
Konnt' meine arme Seele nicht entschweben.

Ich rief den Tod zu ungezählten Malen:
„Erretter, Heiland, teurer Lebensfeind,
Komm' und erlöse mich von meinen Qualen!

„Das Auge schließe, das sich müd' geweint!
Es soll kein Himmel meinen Leib umstrahlen —
Versenke mich, wo keine Sonne scheint.“

II.

Ich lag so krank! — Da sah ich einen Glanz.
Und leise, leise glitt es leuchtend nieder;
Ich schaute junge, schlanke, sel'ge Glieder,
Um ein verklärtes Haupt flocht sich ein Kranz.

Es klang und tönte wie ein Freudentanz,
Es duftete wie Kenz: Narziss' und Lieder
Und plötzlich glaubte, plötzlich hofft' ich wieder —
Es löste sich mein wildes Sehnen ganz.

„Wer bist du, Strahlender?“ — „Der junge Tod.“ —
„Hosianna! Komm'! Ich will dich an mich pressen!
Mein Tag bricht an! Du bist mein Morgenrot!“

„Die schwarze Nacht hab' ich zurückgemessen.
Du grüßest mich — geendet ist die Not;
Du küßest mich — im Kuß schlürf' ich Vergessen.“

III.

Ich lieg' so krank! — Vorbei der Holde ging,
Und leise, leise im Vorüberschreiten,
Kieß lächelnd er auf mich es niedergleiten:
Von seiner Glorie einen Sonnenring.

Nur Luft mein ausgestreckter Arm umfing;
Nur öde Einsamkeit nach allen Seiten!
In abgrundtiefe Hoffnungslosigkeit
Ich, Tod- und Gottverlass'ner, unterfinf'.

Ein Himmelsbote brachte mir Verderben!
Seitdem er sich von mir hat abgewandt,
Der Cherub mit den Schlummerblumen · Blüten,
Kann ich nicht leben und kann ich nicht sterben!
Und fühle doch, berührt von seiner Hand,
An einer Codeswunde mich verbluten.

Wie's denn auch ende — dies zerquälte Sein
Umjittert stiller Abendsonnenschein,
Ein Echo von verklung'nen sel'gen Tönen;
Unird'scher Abglanz von den Strahlenfloken,
Die niederrieselten aus lichten Koken:

Ein Zeichen von Vergeben und Verfühnen.

München.

Richard Vogl.

Auf der Schwelle.

Wie regt des Abends
Verliebter Hauch
So sanft die Wellen
Und Busch und Strauch!
Drückt weiche Falten
In mein Gewand
Und hebt mir schmeichelnd
Das Gürtelband.

Ein Gruß . . ein Seufzer . .
Ein heimlich Wehn —
Ward nichts gesprochen,
Ist nichts gesehn.
Und dennoch weiß ich
Du dieser Friß,
Daß melne Stunde
Gefommen ist.

Durch meine Seele
Ein Ahnen geht,
Daß auf der Schwelle
Die Liebe steht.

Frankenhausen.

Anna Ritter.

Morgen.

Ein junger, blasser Tag
 Schaut mich weich an
 Aus glanzlosen Augen.
 Die weißen Wangen
 Drückt er eng
 Uns fein beschlagene Fenster.
 Seine grauen Augen träumen
 Von den verschwiegenen Lüften
 Lauer Nächte.

Im Westen dämmert Nacht.
 Dunkle Weiden
 Senken die wirren, schlanken Zweige
 In den vernebelten Teich.
 Schwer schleichen schweigende Wolken hin.

Ich denke an dich,
 Und die weiche Wehmut
 Deiner grauen Augen
 Fließt in meine suchende Seele.

Berlin.

Victor Manheimer.

Dierzeiler.

I.

Eines Schmetterlings Flügel unverwundet zu befassen,
 leichter ist's, als die Gedanken sich in Worte formen lassen.
 Eher magst du noch das Kästchen haschen, das den Raum durchweilet,
 als mir künden, welches Ahnen dunkel dir im Herzen weilet.

II.

Sie eilen auf und ab, sie jagen hin und her.
 Sie wollen immer mehr und machen sich Beschwer.
 Sie fluchen immerfort auf all die Quälerei'n:
 das sei des Lohns nicht wert — und lassen's doch nicht sein.

III.

Ich sah, wie eine kleine Biene flog
 in einer Blume roten Kelch und sog
 ihr bestes Teil. Minuten nur verannen;
 die Blume zitterte, die Biene flog von dannen.

Freiburg i. Br.

Chassilo von Scheffer.

Auf dem Ball.

In leisen Tönen fordert es zum Tanz,
verführerische, weiche Walzerlänge;
den weiten Saal fällt mondlichtweißer Glanz
und stutet über wogendes Gedränge. —

Und plötzlich ist's im wirrenden Gewühl,
als fühlt' ich deine Hand mich heimlich kosen —
erschreckt fahr' ich empor — und drückend schwül
umglutet mich der Duft von deinen Rosen.

Minden i. W.

Margarethe Siedmann.

Dampyr!

Hei, wie der rote Wein im Glase glüht!
Wie bleich dein Antlitz ist.
Dein Auge starrt
So todesheiß wie glüher Mond.
Züngelnd zuckt's
Um deine Lippen.

Nun den Blick zu mir
Schleicht deine Hand verstoßen
Zum Glase hin.

Es jählings aufwärtsführend
Schließt du die Augen halb
Und schlürfst es aus
In kleinen — kleinen Tropfen.

Bis auf die Neige,
Verhalten,
Wollüstig;

Das Dämmerchweigen
Stört auf
Und lauert . . .

Durch gier'ge Stille
Hör' ich die Schläge deines Herzens
Den heißen Liebesfang in dir
Frohlockend jauchzen,
Wild!

„So trinke ich dein Blut!“

„So seine Liebe —“

„So sein Leben!“

Berlin-Friedenau.

Kurt Holm.

Lebensmorgen.

Ein morgenlichtes Streben
Nach sonnenfeliger That
Ergriß mich, und vom Leben
Empfang ich goldene Saat.

In mir begann ein fließen
Purpurnen Sonnenbluts,
Ein übermächtig Sprießen
Jungkräft'gen Erdenmuts.

Es strömte Well' auf Welle
Des goldnen Lebensweins
Mir zu, und frühlingshelle
Ward Leuchte meines Seins.

Wißkau.

Otto Hofmann.

Les violons du vent.

Das sind die bangen Violinen,
die winternachts am Fenster ziehn,
wenn längs den schwarzen Eisenschienen
die Stürme durch die Lände ziehn.

Nur einer Kerze zart Gefimmer
die nächsten bunten Sachen traf.
Durchs warme, dunkelmatte Zimmer
zieht's wie ein stiller Kinderschlaf.

Im Garten liegt des Nachtschnees Leiche,
die Wolken jagen über'n Turm,
ein hohler Baum am eis'gen Teiche,
mit bebenden Lippen klagt der Sturm.

Das Feuer flackert im Kamine.
Mein Sinn durch Süd und Rosen schleicht
und lauscht des Windes Violine,
die zitternd hinterm Fenster streicht.

Freiburg i. Br.

Chassilo von Scheffer.





Ernst Ziel und Gustav Falke.

Eine Auseinandersetzung.

Sehr geehrte Redaktion!

In Heft 23 (1898) Ihrer Zeitschrift polemisiert Gustav Falke gegen meine Kritik seiner jüngsten Gedichte „Neue Fahrt“ (Frankfurter Zeitung vom 29. September). Als höflicher Mann will ich die Unhöflichkeiten unerwidert lassen, mit denen er mich dort regaliert. Die gehen nicht mich, sondern nur ihn an. Sachlich möchte ich aber doch das Folgende erwidern.

Ich habe gesagt: Falke sei ein Effektiker, und ich habe dessen zum Beweise seinen Namen an andere Namen geknüpft. Daß es deren so viele sein mußten, ist das meine Schuld? Er aber sagt: ich kenne „weder Loewenstein noch Trojan, weder Seidel noch Lohmeyer“ und fragt, wie er sie da nachahmen könne. Gut! Man braucht die Quelle nicht ein einziges Mal gesehen zu haben, und kann doch in ihrem Wasser schwimmen — man braucht den Autor gar nicht zu kennen, von dem eine Strömung ausgeht oder der sie mitrepräsentiert, aber man kann doch mitten in der Strömung stehn. Ich habe nicht von der direkten Nachahmung jener Dichter, ja, ich habe überhaupt von gar keiner Nachahmung gesprochen, sondern nur von einem „à la (manière)“, von den längst aus der Litteratur bekannten „Tönen“, die bei Falke durchklingen. Die kann er ja — was weiß ich? — da er sie aus erster Hand nicht haben will, sehr wohl aus zweiter oder dritter haben — Reminiszenzen liegen in der Luft, und Falke ist, wie alle weiblichen Talente, sehr rezeptiv und allzu beeinflusbar. Das eben ist sein persönliches Malheur. Übrigens geht das Woher der Töne mich gar nichts an. Ich habe nur ihr Vorhandensein konstatiert.

Ferner habe ich gesagt: obgleich Falke ein Effektiker sei, bekunde er doch eine gewisse Selbständigkeit des Talents. Ich habe das Wie und das Inwiefern dieser Selbständigkeit präzisiert nach den Seiten der

einzelnen lyrischen Kunst-Richtungen und -Gattungen hin, genau wie ich die Wurzeläusläufe des Falke'schen Eklektizismus mit litterarischen Namen belegt habe. Die Möglichkeit dieser Kombination (des Eklektizismus mit einer gewissen Selbständigkeit) bestreitet nun Herr Falke. Darf er das? Halbtalente und Halbnaturen — es thut mir leid, daß Herr Falke mich zwingt, die harte Vorsilbe: Halb zu gebrauchen, die ich in meiner Frankfurter Kritik aus Courtoisie unterdrückte — Halbtalente und Halbnaturen thun in allen ihren Exemplaren, was Genies und Vollnaturen nur in einigen wenigen zu thun pflegen und was unter ihnen in so interessanter Weise z. B. Goethe thut: sie mischen in ihrem Wesen Fremdes und Eigenes. Brauche ich das wirklich noch zu beweisen? Und brauche ich, weil ich gerade von Goethe rede, speziell zu beweisen, daß Falke kein Genie und keine Vollnatur ist?

Wenn ich von „Masken“ und den „Leisten anderer Leute“ spreche, deren sich Falke nicht selten bedient, so heißt das im Ohre Dessen, der die Konkreta bildlicher Rede in die abstrakte Ausdrucksweise zu übersetzen versteht, nichts anderes, als daß ich der Falke'schen Poesie im Allgemeinen die Priorität des Tons abspreche. Das aber durfte Herr Falke, weil er über die Konkreta nicht hinausdachte, im Zorn seines Mißverstehens nicht ungerochen lassen. Und so dreht er den Spieß um und spricht meiner Beleuchtung seiner Poesie die Priorität des Urteils ab. Das zu thun; war ganz und gar nicht klug von ihm. Denn den Vorteil davon hat nicht er — den habe ich! Schon vor mir, so erzählt er ganz harmlos, habe man (hört! hört!) ihm „Nachahmung vorgeworfen“. Also doch! Nachgeahmt habe er, so hätte es damals geheißen, Biliencron und Storm, habe er Herz und Mörike, habe er Lenau und Eichendorff, habe er Keller und G. F. Meyer, habe er sogar Boe und Tennyson. Indem er uns diese Musterkarte von Namen vorlegt, will er — ist es nicht amüsant? — meine Argumentationen entkräften: wenn man so vielen gleichen soll, scheint er in gewagter Dialektik zu meinen, wird man wohl keinem gleichen. Entkräften will er meine Argumentationen und er bestätigt sie nur; denn wenn jeder eine Reminiscenz hinter Falkes Versen wittert, du lieber Gott! so ist das wahrhaftig kein Kompliment für seine Selbständigkeit. Ein unvorsichtiger Herr, dieser Herr Falke! Die Kritik will er anfechten, meine Kritik, und die Mitkritik ruft er zur Zeugin auf — die aber zeugt, wie man sieht, nicht gegen, sie zeugt für die angefochtene Kritik. „Falke,“ sagt sie, „gilt auch uns für einen Eklektiker, auch uns!“ Nun, damit kann ich zufrieden sein. Und ich bin's.

Aber das Schönste kommt noch.

Nachdem also Herr Falke den Lesern der „Gesellschaft“ mitgeteilt: erstens, wie ich über ihn denke, und zweitens, daß die Kritik meiner Mitkritiker ganz meiner Meinung ist, nachdem er das mit vielen Worten und Gestikulationen gethan, spielt er mir schließlich auch noch seinen allerbesten Trumpf in die Hand, indem er ganz trocken zugiebt, daß er im Grunde gegen alle diese Kritiker, gegen „Ziel und die Ziele“, nichts einzuwenden habe, rein gar nichts. Er thut es, indem er das bekannte Goethewort zu dem seinen macht, das Wort: „Man spricht immer von Originalität; aber was will das sagen? Wenn ich sagen könnte, was ich alles großen Vorgängern und Mitlebenden schuldig geworden bin, so bleibt nicht viel übrig.“

Nun, da haben wir's! Da sind wir ja ganz einig, der Dichter der „Neuen Fahrt“ und ich, sein Kritiker. Das Trauerspiel endet wie ein Lustspiel. Ich danke dem Effektiker Herrn Gustav Falke für die vollinhaltliche Zustimmung zu meinem Urteil über die effektische Lyrik Gustav Falkes.

Es empfiehlt sich Ihnen, sehr geehrte Redaktion,

hochachtungsvoll

Gannstatt, 8. Dezember 1898.

Dr. Ernst Ziel.



Aus dem „florentiner Künstlerfest“.

Von Heinrich Hart.

(Berlin.)

(Schluß.)

Nie aber hat dein frumber Tischgenos,
dem Du auch unterm Tische gern begegnet,
tam dia, tam constanter sich gesegnet
wie am Bernardustag im Weißen Hof.
Laß Dir erzählen. Um die Vesper ging
ich schlendernd durch San Croce. Da umsing
mich Einer. Ser Filippo — er
der Banneträger im Sankt Lukas-Heer.
Er rief mich an: „Grüß Gott! was hast du vor?
Wenn du nit Beß'res weißt, komm mit vors Thor!

Ein lust'ger Tag heut! Meister Bartolo —
 du kennst ihn kaum, sein Pinsel kleckst wie Stroh —
 die Farben hat er ausgespritzt und thut
 'ne Kneipe auf. Teufell er thut dran gut.
 Nur wett' ich, daß es ihm das Herz abpreßt,
 wenn er 'ne Flasche einem andern läßt.“
 So schwahend schritt er langsam mir voran;
 kaum bis zur Nase reicht er mir heran, —
 doch von der Wurzel bis zum Schopf ein Mann.
 Leicht wandeln seine Hügel sich beim Scherz,
 im Ernste sind sie starr und kalt wie Erz;
 und aus den Falkenaugen blizt der Geist,
 der über Werk und Welt scharfsichtig freist.
 Sonst ist das Schwahen grad nicht seine Art,
 doch kommt er mit der Zunge mal in Fahrt,
 dann für die Freunde giebt's 'nen Schmaus von Wit,
 und auf die Feinde schlägt es Bliß um Bliß . . .

* *

Gern zog ich mit. Führt' ich doch längst im Schilde,
 mich umzuschauen in der tollen Gilde.

* *

Und plaudernd gingen wir durch Sankt Johann.
 Bei einer Thür hielt Brunellesco an
 und pfiß ein Lied. Gleich regte sich's im Haus.
 Aus einer Luke fuhr ein Kopf heraus.
 Der krause Bart, das wirre, lange Haar
 verrieten, daß es Donatello war.
 Er lachte, blinzelte uns zu, verschwand —
 bis er dann plötzlich uns zur Seite stand.
 Noch immer ungeschlacht, ein trotzig Kind,
 und doch in jeder Faser großgefinnt;
 verdrießlich brummt er über Welt und Zeit,
 und ist doch stets zum tollsten Streich bereit.
 Es ist ein eigen Ding, mit ihm zu gehn.
 Oft bleibt er plötzlich auf der Gasse stehn,
 starrt Den und Jenen, Weiblein oder Mann,
 Knecht oder Ratsherrn, wie ein Häßcher an.
 Mit einem Blick hat er dann ausgeheft,
 was für ein Kern in jeder Schale steckt.
 Dann brummt er wohl: „Kug dort! ein Skorpion.
 Wie er nach Beute stiert, der Harpagon!
 Ein Wuch'rer, wett' ich, — Kralle jedes Glied,
 und Neße spinnt er aus, wohin er sieht . .
 Dort — meiner Treu! — ein Pilz, feucht, aufgeschwemmt
 Sumpfpflanze! der veräußt sein letztes Hemd! . .

Bei Seite, Kinder! laßt den Frosch vorbeil
 sonst kriegt ihr einen Spritz Salbaderei;
 quast jedem ins Gesicht, der platte Tropf,
 kann's Maul nit halten, schwaht sich um den Kopf . .
 Vor der da hütet euch, — Frau Schlangensein!
 die windet sich durch jeden Spalt im Haus;
 was sie erhört, saugt sie in sich hinein
 und giebt's, mit Gift geladen, wieder aus" . . .
 Wir ständen heut noch gaffend unterm Thore
 im Volksgewühl, wenn Meister Pippo ihn
 nicht flugs mit sanftem Griff erwischt beim Ohre,
 und ihn nachschreffend angeschrien:
 „Hier — meiner Creul — ein Schöps! Ein Schöps
 nur fiert
 den Pöbel an, bis er verprügelt wird.“
 Donato fuhr herum und knurrte dumpf
 etwas von Leuten, deren Geist zu stumpf —
 dann aber schob er lachend sich voraus;
 so kamen endlich wir zur Stadt hinaus.

* *

Dou weitem schon klang Jubel und Geschrei.
 Versammelt war die ganze Künstlerei,
 in grüner Laube, unter Busch und Baum,
 wo nur ein mag'rer Schattensaum.
 Da saßen sie beim Becher, stillverzückt,
 im Grase lagen sie, die Knöchel klirrten,
 selbst im Geäste schlenkerten ein paar
 und warfen Frucht und Zweig, wie sie gepflückt,
 hinunter, wo der Kärm am schrillsten war.
 Wie Mückenschwärme durcheinander schwirren
 die Reden; jedes Wort ertrank, verscholl
 in Lachen, und die Luft war lachensvoll.
 Vom Wieseuplan herüber pff und summt
 die ficherude Schalmel, urweltlich brummt
 der Dudelsack, und die Viola sang
 zu Tanz und Spiel. Im Sommerreigen schwang
 das junge Volk sich. Und von allen Enden
 liefen die Dirnen herbei; flugs aus den Händen
 flogen die Besen; Quirl und Köffel schoben
 sie sich ins Haar; und dann mit Drehn und Wenden
 ging's hopsasa, daß um die runden Lenden
 die bunten Röcke farbenwirblig stoben.
 Mit Klatschen, Becherklirren und Juchhe
 empfing man uns, mit Singen und Geträh.
 Und Ser Filippo rief: „Platz! Kinder, Platz!
 Und schnell 'nen Trunk nach dieser wilden Hatz . .

Hier bring' ich euch das Wunder unsrer Zeit,
 Doktor und Ritter, fröhlich und gescheit,
 gottlos und Günstling Seiner Heiligkeit.
 Müßt' er sich setzen auf sein Köpfllein hier,
 er brauchte größ'ren Platz, als euer vier.“
 Flugs dient' ich ihm. „Oha! was gilt mein Kopf,
 Gewatter Pippo, gegen deinen Kropf!
 Das Kröpfchen pflegst du weislich dir heran,
 daß deine Bosheit sich aufspeichern kann.
 So brauchst du nit zu plagen, eh' die's scheint,
 und wälzst sie mählich ab auf Freund und Feind.“
 „Macht nig! schrie es vom Maulbeerbaum herab,
 wir spülen alles mit Vernaccia ab.“
 Doch würdig, — wie ein Türk den Salam spricht
 und beide Arme auf der Brust verflucht, —
 lud Meister Luca uns zu seiner Bank,
 wo sich die Abgeklärten festgepißt
 und wo man milde sprach und sinnig trank.

* * *

Ich ließ mich nieder an Lorenzos Seite —
 Ghiberi mein' ich, längst Toskanas Bier.
 Jahrzehnte schuf er nichts als eine Thür
 und setzt des Lebens Rest nun an die zweite.
 Komm nach Florenz! Sieh diesen Edelstein
 am goldnen Ring der Kunst, sieh ihn allein!
 und reich wird dir die Fahrt befruchtet sein.
 Vielleicht, wenn einst die Erde sich erneut,
 wird Sankt Johannes diese Thüren tragen
 zur goldnen Stadt! sie mögen würdig ragen,
 dem Kranz der Perlethore eingereiht.
 Wie von der Trauben Pracht der Weinstock schwillt,
 so dieses Werk von Wandern, erzgegossen,
 Gestalt drängt an Gestalt und Bild an Bild . .
 Lorenzo selbst hat mehr des Hofmanns Art,
 als Künstlerart; stets flug und fein und zart,
 auch hier im engen Kreise meist verschlossen;
 nicht von Filippo's Saft und derber Kraft,
 die mit Titanen um die Wette schafft.
 So nahm der Alte denn auch abseits Platz, —
 er und Lorenzo sind wie Hund und Katz.

* * *

Doch Donatello schrie: „Wo ist der Wirt?
 Wo ist der Klecker, der jetzt Fässer schmirt?
 Wo steckt das Hänschen Neunmalflug, das jetzt
 dank unfrem Durst sich in die Wolle setzt?“

Will er schon heute sich behaglich lenzen?
 Nichts da! den Willkommen soll er selbst kredenzen!
 Zwei von den Jüngsten stürzten sink' ins Haus
 und schleppten Meister Bartolo heraus.
 Mit komischer Grandezza trat er vor,
 im Käferschurz und rot bis übers Ohr.
 Halb gedürrt bot er, halb verlegen,
 den Meistern Hand und Gruß. Und spotternd nur
 sprach er: „Wohledele Herr'n, ihr bringt mir Segen —
 Bei meiner Sitz! ich will euch dafür pflegen,
 kommt nur ins Köstli alletag zur Kur!
 Ihr wißt, die Kreide führ' i schon manch Jahr;
 wer viel hat, darf sich hier aufs Pumpen legen,
 wer nix hat, zahlt dem armen Bartel bar!“

* *

Er sprach zu Ende kaum, als von der Wiese
 ein wirres Lärmen scholl. Die Weiber jachten,
 wie Gänse, die der Fuchs scheucht, — hierhin diese
 und dorthin jene, und sie freischäkten und sie lachten.
 Fra Kippi war der Fuchs. Auf Heiligkeit
 geht er nicht aus, auf Weiblichkeit allzeit.
 Als Maler dient er keusch der sancta mater,
 die Magdalenen zieht er vor als Pater, —
 ein Amadis im Karmeliterkleid.
 Wie er den Wirt sah, gab er lachend frei
 die Dirnen, schwebte tugendlich herbei
 und rief, die Arme breitend, salbungsvoll:
 „Salutem illis, qui heut mit mir tolli . . .
 Trinkt nit, ihr Herren! amoch lobt die Glut
 der Hölle in des Köffels Traubenblut;
 noch ist Freund Bartel nit zum Wirt geweiht —
 laßt mich ihn salben! so verlangt's mein Kleid.
 Ein Fas her! stellt ihn auf den Wein-Altar!“
 Mit Jubel stimmte zu die ganze Schar.
 Auch Bartel schrie: „Recht! Rechi gieb mir die Tauf!“
 Das Fas ward hergeholt, er sprang hinauf.
 Und Kippi ging um ihn herum und rollte
 die Augen, blies ihn an und tollte,
 wie so ein wilder Egorzist es macht;
 dann aber rief er feierlich: „Gieb acht,
 du Säusling! sprich's Bekenntnis, renunziere
 für ewig allem Farbentopfschchiere!“

* *

Ein Weildchen nur, daß Bartel sich befann, —
 drauf hub im Keierton er stöhnend an:

„Absag' ich Beelzebub und aller Brut
 der Hölle, denn es giebt dort Kesselglut
 und grausen Durst, doch nirgendwo ein Faß
 mit kühlem Naß.
 Ich schwör' allzeit ein guter Christ zu sein,
 und tauf' mit Wasser jeden bösen Wein.
 Absag' ich voller Reu der Pinselrei,
 so wahr mir Bacchus stets ein Tröster sei.
 Buße thu ich für jeden Farrentopf,
 den ich verklebt für niz, ich armer Tropf;
 die Sünde wasch' ich mit Falerner ab —
 wer mitthut, melde sich, das Faß is knapp.
 Buße thu' ich für jede Tafel Holz,
 die ich besudelt hab' in eitlem Stolz;
 die Sünde büß' i ab mit einem Kuß,
 den i der Schenkin Vice schenken muß —
 o, bittere Sünde, süßer Bußgeruch!
 Von heut an wähl' ich eine neue Kunst,
 die nit die Leute narrt mit blauem Dunst;
 die Fleisch und Blut nit elend konterfeit,
 die Fleisch und Blut verschafft in Wirklichkeit;
 die perspektivisch nit die Welt verbaut,
 mit der man weise in sich selber schaut;
 die nit mit Gliedern und mit Muskeln geizt,
 nit mit verkürztem Arm und Bein sich spreizt,
 nein, die das Bäuchlein rundet und durchheizt,
 das Leben euch verlängert und verneut,
 und nur die Zeit verkürzt, die keinen freut.
 'ne Kunst, die tote Wände nit verschmiert,
 die das lebend'ge Antlitz bunt verziert,
 die Nase bläulich und die Backen rot,
 das Auge feurig, daß es blizt und loht.
 'ne Kunst, die mir nit jeden Tag vergällt
 mit Schimpf und Spott und albernem Gesäht,
 weil dem mein Strich zu weich und dem zu hart,
 und dem mein Rot zu grell, und dem zu zart . . .
 Hier schaff' ich, was mir jeder danken soll,
 kein Aff' von Mörzler mir verzanken soll;
 mein Weinchen sollt ihr loben, das gelob' ich,
 denn jedes Fäßchen, glaubt mir, vorher prob' ich,
 und meine Küche sollt ihr hoch mir preisen,
 ihr Wert wird sich am hohen Preis erweisen.
 Drum bitt' i dich, du frumbe Künstlerschaft,
 hol' dir allein im Kögli Kraft und Saft!
 Das ist ein Flügelpferd — bei Sankt Amand!
 wen's trägt, der schwebt im sel'gen Traumeland.
 Merkt auf! ihr Gieser, hier ist aller Fluß,

mein Wein rinnt durchs Geblüt wie Flammenguß;
 ihr Juweliere, hier ist klares Gold,
 das durch die Gurgel mild und perlend rollt;
 heran! ihr Maler, hier ist Weiß und Rot,
 färbt euren inneren Menschen! es thut not;
 heran! ihr Herrn vom Bau, hier könnt ihr, traun,
 euch selber sieben Stockwerk hoch erbau'n . . .
 Ja, liebe Brüderlein, ihr seid's geseit,
 wenn ihr zum Wirt mich von Sankt Lukas weith."

* *

So Meister Bartel. Und mit Beifallsrufen,
 mit Juchzen hebt man ihn von seiner Kufen;
 man drückt ihm einen Strohkranz auf den Schopf,
 und dann gießt ihm der Pater übers Kopf
 ein Nögel Roten, klappt ihn, daß er flammt,
 und giebt ihm eine Predigt mit ins Amt:
 „Sothan und alldieweilen du bereut,
 und maßen dein Geschwätz uns haß erfreut —
 absolvo te. Ein neuer Adam schlupft
 igt in dich ein — horch! wie er drinnen hupft.
 Du trittst anigo In den Orden ein,
 der ohne Wunder Wasser macht zu Wein,
 wo das Gelübde gilt: füll' deinen Wanst
 und schluck der Gulden ein, soviel du fannst!
 Du warst ein fauler Bauch, wirst igt ein Gauch,
 und schwindeln wie die andern wirst du auch.
 Treib's aber nit zu arg! dich trifft mein Wann,
 fängst du im Kellerloch zu künste ln an;
 man mischt die farben und man färbt den Stein,
 doch beides thut ein Edler nit dem Wein.
 Dein Braten sei nit ledern anzusehn,
 wie dein a fresco, — Gott verzeih' dir's, freund!
 und gönn' ihm nie ein künftig Auferstehn!
 Und laß das Hähnchen, das im Topf sich brännt,
 nit wie dein Pinsel voller Borsten sein,
 und deinen Kas nit perspektivisch sein!
 Trag' deine Rechnungen nit zu pastos
 und pahig auf! so malt ein Viehknecht bloß.
 Und wenn dein Seelenhirt, der vor dir steht —
 von aller Plag' um deine Sünden blaß —,
 dich anpumpt, rede nie: i mal' dir was!
 Dann wird dein Ross zum Musenross erhöht,
 und du wirst schenken in Minervas Namen,
 und Bacchus wird dich segnen — Punktum! Amen!"

* *

Der gute Bartel schluckte dumpf und hohl
 und trank mit jedem auf sein eigen Wohl, —
 bis er nicht fürder feststand in den Schub'n . . .
 Indessen ging der Tag sich auszuruhn,
 Gott Phöbus suchte seine Keller auf
 am Meeresgrund, den Abendtrunk zu thun.
 Und Luna flatterte kokett herauf,
 sich mit dem sanften Abendwinde fächelnd,
 neugierig sah sie nieder, lieblich lächelnd;
 und jedes Herz gewann sie sich im Nu, —
 wir tranken ihr aus vollen Bechern zu.
 Der Wein war gut. Er strömte wie ein Regen
 auf dürres Feld, und jeder Nerv ward frisch,
 und immer lauter ward's um jeden Tisch,
 und jede Zunge thät sich fest bewegen.

* *

Der Paul Uccello sang sein ständ'g Lied;
 Frau Perspektive ist's, für die er glüht,
 wie für ein Liebchen. Doch er kam nicht weit.
 „Dozier' ein andermal — zur Faschingszeit!“
 schrie ihn Donato an. „Erzähl' uns lieber,
 wie du in San Minato jüngst gehau't!
 hast du beim Abt nit kaiserlich geschmau't?“
 Uccello schüttelte sich wie im Fieber,
 und wehrte ab mit ängstlich wirren Gesen, —
 drauf gab Donato selbst den Schwanz zum besten.
 „Ihr wißt, im Frühjahr waren frohe Tage,
 Aufträge gab's in Mass' vom besten Schläge, —
 doch Paulo flog die fettste Taube zu.
 Die wackren Barfußbrüder, die kein Schuh,
 doch umfomehr der vollebeutel drückt,
 die war'n von seinem Grün in Grün verzückt,
 und gaben ihm im kühlen Klostersgang
 die ganze Wand preis, sechzig Ellen lang.
 Die sollt' er, wie's ihn lüstete, beklecksen,
 und drauf das Leben frommer Väter hegen.
 Paul hätte fast den Dominus geküßt,
 der graue Bart nur stillte dies Gelüßt.
 Er machte sich, als kaum dem Meereschoß
 der Tag entstieg, ans Werk und strich drauf los.
 Bald ward ihm süß gelohnt die Arbeitsqual,
 der Bruder Koch gab ihm ein Mittagsmahl,
 wie lechter nie eins schwamm im heil'gen Gral:
 'nen fels von Brot und einen Ziegenkas,
 der auf zehn Schritte figelte die Mas.
 Na! Paul war schier verhungert und er aß.

Den anderen Tag sagt er zu seiner Frau:
 „So sind die Patres — immer brav und schlau.
 Sie denken, dieser magre Pinselheld,
 der wie ein Schatten wandelt durch die Welt,
 muß sich an gute Happen erst gewöhnen,
 so nach und nach, ganz allgemach, —
 sonst wird sein Magen gleich im Anfang schwach,
 und statt zu janzzen, wird er stöhnen.
 Pass' auf! heut werd' ich in dem Topf ein Kämmlein schau'n,
 und morgen giebt's vom Kälbernen zu schlecken,
 und übermorgen winkt mir ein Kapaun —
 du weißt, wie ich ihn liebe, knusprig braun,
 am Fasttag sollen mir Kampreten schmecken —
 mir is', als sollt' ich gleich die Rippen lecken.“
 So wandelte Freund Paul mit frommem Sinn
 und froher Hoffnung voll zum Kloster hin.
 Der Mittag kam, im Kreuzgang roch es gut,
 noch aber fand der Prior mit den Mut
 den Magen Pauls mit Braten vollzusacken —
 so gab es diesmal Kas in Teig gebacken.
 Am dritten Tage Käsefloß mit Rauch,
 am vierten Käsesuppe, schwarz von Rauch,
 am fünften Plinsen, die mit Kas gefüllt,
 am sechsten Kas in Kattich eingehüllt.
 Doch als der siebte Tag gekommen war,
 und wieder Kasbrei angeschwommen war, —
 spricht Paul: die Welt als Käse, das is' böß,
 er merkt im Bauch ein wunderbarlich Getös.
 So geht er hin am siebten Tag und ruht
 von seiner Arbeit, ihm is' weh zu Mut.
 Er ruht den achten auch und kehrt nit wieder
 zum Kloster; Käseweid sind seine Glieder.
 Drei Wochen suchen ihn umsonst die Brüder, —
 Paul läßt sich finden nie und nirgendwo,
 versteckt im Stall sich stundenlang ins Stroh.
 Doch eines Tags erwischt ihrer Two
 ihn, wie er eben um San Marco schleicht.
 Paul aber reißt sich los, entspringt, entweicht,
 macht Sätze, wie ein Fohlen im Gelände;
 vergebens, denn die Münchlein sind behende,
 sie nehmen beide ihre Kutteln fest,
 und hinterdrein, bis er den Atem läßt.
 Dann packt ein jeder ihn an einem Arm,
 und Bruder Felix kench: „Daß Gott erbarm'!
 was kannst du hopfen! . . Puh! du Schalk, du Ganch,
 enthopsen deinem Dienste leider auch.
 Sprich, Paul, warum läßt du uns im Stich?“

der Dominus seufzt jeden Tag um dich.
 wann gehst du wieder an die Schildelei'n?
 es scheint, sie werden ganz vernünftig sein.“
 „Nie! — stöhnte Paul — nie! nimmer! Lieber gleich
 ins Fegefeuer; ins Gespensterreich!
 wenn ich ans Kloster denke, wird mir äbel;
 mein Thränensack plagt auf, — oh Kas und Zwiebel!
 Oh, dieser Dominus! zum Zeitvertreib
 hat er vergiftet Leben mir und Leib,
 so weit ist's schon, daß mir die Kniee brechen,
 will mich der Tischler einmal sprechen — —
 habt ihr mich doch mit Käse so traktiert,
 daß all mein Eingeweide liegt verschmiert;
 mein Blut ist Käse, Käse jedes Glied,
 wer mich von weitem riecht, stürzt ab, entflieht;
 noch heute nacht hab ich im Traum gesehn
 als Käse mich im Ladenwinkel stehn —
 glaubt mir, wenn Tischler Nello mich ertappt,
 macht er aus mir den Keim, mit dem er pappt;
 als Fleisch erblickt' ich einst das liebe Licht,
 nun muß als Kas ich vor das Weltgericht.
 Das also nennt ihr Patres: euch Kas—teien!
 ich fürchte, jeder nennt mich künftig hier
 statt Paul den Kas—par oder Kas—imir,
 und Maden werden in mir hausen, schmausen, freien.“

* *

So schluchzte Paul. Die Münchlein aber lachten,
 daß ihre Wänstlein wackelten und trachten.
 Sie schleppten Paul alsbald ins Kloster mit,
 und gaben vor dem Abt die Rede wieder;
 der lachte, daß er aus dem Stuhle glitt —,
 dann aber sprach er: „Paul, laß dich nieder!
 ich hab 'ne Medizin für deine Pein:
 spül' dir mit Verdua den Magen rein!“
 Und nahm ihn drauf an seinen eignen Tisch,
 und legt' ihm vor die allerbesten Gaben:
 San Colombarer Kirschen, süß und frisch,
 gebratne Wachteln und Salat und Fisch, —
 wie sie den geistlich Armen Gott beschenkt.
 Er halt uns stets der gleichen Gnade wert,
 und woll' uns stets mit Klosterpeiße laben!“

* *

Donato endete. Du aber mal'
 dir selber aus, wie sich der Schwarm bemühte,
 dem wackren Meister all die Käsequal
 noch einmal vorzusehen, bis er sprühte —
 und bis ein neues Liedlein ihn befreite.
 Denn die Geschichtchen flogen kreuz und quer,
 ein jeder gab sein Anekdotchen her,
 und schwur, daß es kaum halb erlogen wär',
 und keiner hielt mit seinem Wiß beiseite:
 den Pfaffen und den Weibern ging es schlecht,
 ich selber that das Meine im Gefecht.

* *

Indessen schlug Castagno, der meist stumm
 und finster vor sich brütet, eifrig sich herum
 mit Bruder Kippi. Beide stritten wild,
 ob man mit Gold belegen soll das Bild,
 ob man im Rock die Heiligen malen soll,
 ob nackt, wie einen heidnischen Apoll?
 ob man Natur am besten wiedergiebt —
 mit jedem Fleck, mit jedem Dreck beschwert?
 oder zur Schönheit jeden Zug verflärt,
 wie sie die Seele, die verträumte, liebt?
 Es war zuletzt ein wirres, grelles Schrein,
 Masaccio, der sonst scheu für sich allein,
 und auch Ghiberti mischten sich hinein.
 Man hörte nur noch: „Pah! du hast kein Mark . . .
 Du malst mit Mondschein . . . du mit saurem Quarz . . .
 und durcheinander klang's von „Gold“ und „nackt“,
 von „Dreck“ und von „Natur“, von „Licht“ und „Uft“.

* *

Da schlug auf einmal Ser Filippo dröhnend
 auf seinen Tisch, und alles übertönend,
 schrie er: „Das ist ja Schnack mit Drum und Dran,
 in allem kommt's nur auf das Eine an.
 Das hat die Mona Cella schon gewußt,
 die schlankte Bäurin mit der runden Brust.
 Der Pfaff vom Dorfe strich um sie herum
 und tuschelte: „Mein Cellchen, sei nit dummi!
 halt dich an mich, ich mein' es gut mit dir;
 erhörst du mich, bist du die Königin hier!
 Was ist dein Bauernkerl denn gegen mich!
 trägt er ein Hemd so zart und fein wie ich?
 kann er wie ich das sanctum panem weihen,
 kann er von allen Sünden dich befreien?
 weiß er das Paternoster auf Latein?
 kennt er Sanct Augustinum aus und ein?“

Das schlanke Weibchen blieb 'ne Weile stumm,
 beguckte sich das Männlein um und um,
 und brachte fichernd dann hervor: „Nein! nein!
 was nützt mich, Euer Gnaden, der Latein?
 und mit dem Augeſtin bleibt mir vom Leib!
 das kenn' i net, i bin ein ehrlich Weib.
 Das alles brauch' i net bei meinem Mann, —
 Sell aber weiß i, was im — Bett er kann . . .“
 So ist es, Kinder! Ob ihr flecht und pinselt,
 ob boffelt, verselt, in den Saiten winselt —
 ihr alle schafft. Und schaffen heißt begehren,
 heißt brünstig lieben, zeugen und gebären.
 Es ist Frau Kunst, um die ihr werbt und freit, —
 kein Bauerntalk, nein, eine Königin,
 und doch ein rechtes Weib mit Weibersinn;
 fragt nit, ob einer tapfzig, ob gescheit,
 nach Sünde lüſtern, oder Heiligkeit,
 ob mit Scherwenzeln du sie minnen willst, —
 ihr Auge sieht durch alles drum und dran,
 sie guckt sich jeden auf das Eine an:
 ob er gesunde Kinder zeugen kann.“

* * *

Genug! genug! hab' ich dich krank gemacht
 mit all dem Zeug? So ging's die halbe Nacht.
 Ich kam im Frührot heim, — durchglüht von Kuchen
 und süßem Wein. Das war ein fröhlich Wachen
 Doch ob's ein weises war? Was gilt mir das!
 Ein Tropfen Freude gilt ein Weisheitsfaß.
 Mehercle! müßt' ich wählen, — lieber toll
 mit Jauchzen, als mit Grämen weisheitsvoll!
 Erst als ich stolpernd auf der Schwelle glitt,
 sprach ich zu mir, ein bißel reuevoll:
 du fällst, Battista, das gefällt mir nit.
 Du aber sorg dich nicht de mea fama, —
 ich bin der Alte.

Vale meque ama!

Florentiae, diebus XXII.—XXVII.
 mensis Augusti 1434.





Was weiß Georg Brandes von Polen?

Frage und Antwort von Hermann Münzer.

(Kemberg.)

Mit seinem Buche über Polen wollte Brandes, der gefeierte europäische Kritiker, der Lesenden europäischen Welt einige interessante Mitteilungen über Art und Wesen jenes Volkes machen, das nunmehr im europäischen Kultur-Jahrmarkt nur die Rolle eines beunruhigenden Phantoms spielt. Da und dort weiß man über Polen nicht mehr zu sagen, als daß es gewesen ist. Nur Liebhaber interessanter Altertümer weisen Polen einen gebührenden Platz in ihrer Sammlung vergangener Herrlichkeiten an und überlassen sich in freien Stunden Stimmungen, die sie unter die Rubrik „polnische Träume“ setzen. Ein gefeierter Kritiker darf es sich leisten — besonders in unserer sensationslüsternen Zeit —, auch das sonst mißliebige Polen als Sujet zu einer Neuheit für den Büchermarkt zu gebrauchen. Da es nun einmal eine exotische Neigung ist, der man sich hingiebt, so wird es doch kein noch so befangener Leser dem guten Europäer Brandes verargen, wenn er dem Stoffe zu seinem Buche — in diesen Falle: den Polen — zu Ehren, seinen wirkungsvollsten Kling-Klang aufführt. „Polen liebt man, wie man die Freiheit liebt.“ Ein boshafter Rächterling könnte sich an dieser Stelle die Andeutung erlauben: „Da man aber heutzutage weit davon entfernt ist, die Freiheit zu lieben, so . . .“ Brandes legt für Polen eine Liebe an den Tag, die, stilistisch tadellos ausgedrückt, als ein glücklicher künstlerischer Effekt auftritt. Man möchte es ihm dabei gerne glauben, daß er sich das Versenken in die polnische Volkseigenheit angelegen sein ließ und die eigentümlichen Schöpfungsgaben des polnischen Geistes ganz zu erfassen bestrebt war. Was man aber im Brandes'schen Buche liest, ist nur dazu geeignet, diesen guten Glauben zu zerstören. Man erfährt daraus, wie ein berühmter Kritiker ein Volk mit einer Jahrhunderte alten, großartigen Tradition, mit seiner ganzen

Selbständigen Kultur — studiert. Er richtet sich bei einer wohlhabenden polnischen Familie für kürzere Zeit häuslich ein, sitzt fleißig im Salon herum, führt mit den Personen — hauptsächlich sind's Damen —, mit denen er zusammentrifft, eifrige Gespräche über alles und jedes, beobachtet mit feinem künstlerischen Auge die weiblichen Toiletten, läßt sich beim dampfenden Thee von der allwissenden Hausfrau „spezifisch“ polnische Anekdoten erzählen, informiert sich auch bei dieser höchst gebildeten Frau über die tiefsten Kulturfragen der polnischen Nation und steht nicht an, alle Aussprüche dieser zufälligen Umgebung als unbestreitbare Thatfachen hinzustellen. — Über diejenige Epoche der polnischen Litteratur, in der die herrlichsten Schöpfungen des polnischen Geistes entstanden sind, die in Folge der politischen Lage Polens leider nicht dazu kamen, den größten Kunstwerken der Weltlitteratur zugezählt zu werden — weiß Brandes daher nur Landläufiges zu sagen. Ich möchte es nicht bestreiten, daß er einige Fragmente polnischer Litteratur in schlechter Übersetzung gelesen hat; daraus dürfte ihm aber nicht viel einsichtige Kenntniß erwachsen sein. Aber vielleicht kann man das bei einem Schriftsteller von Weltruf und Routine füglich entbehren, wenn er bereits eine ganze Reihe von Bänden über die verschiedensten Litteraturen Europas geschrieben hat. Und so kann solch ein Mann ja auch ohne weiteres die „romantische“ Litteratur eines übrigens wenig europafähigen Volkes sogar aus Reporternotizen herstellen.

Es würde zu weit führen, alles, was Brandes falsch gesehen und gesagt hat, zu berichtigen. Aber meine Einwände gelten ja nicht einem gründlichen kulturgeschichtlichen Werke, sondern einer Reihe von Feuilletons, die in Buchform gebracht wurden. Wir leben jetzt in der Zeit der Essays und der geistreichen Aphorismen, der psychologischen Skizzen und der lyrischen Momentbilder, so genügt es also für derlei Zwecke einem der Fürsten im papiernen Gebiete des Feuilletons, Polen von der Perspektive eines Schlachzigenhauses mittlerer Güte zu schildern. Die polnischen Mitarbeiter Brandes' gehören jener Sorte von Menschen an, denen die Kunst nicht viel mehr als ein Sport ist. Die Begeisterung, die sie unter Umständen markieren, tragen sie mit einer Geste oder einem spezifischen Tonfalle in der Stimme zur Schau. Freilich erweisen sich beide Aushilfsmittel bei genauem Zusehen als entstellte und starr gewordene Erbstücke aus alter Zeit. Vom ganzen polnischen Volke kennen sie einzig ihre Koterie, ihre Sphäre, züchten mit Vorliebe ihre eigenen Berühmtheiten, kurz — sie führen jene vornehm thurende Treibhaus-eristenz, die in „Welt“kreisen den besten Eindruck macht, aber so viel

verlogene Perfidie in sich birgt, wie in jeder Menschengruppe aufkommen muß, die nicht mehr schafft und Ideale großzieht und doch nicht auf eine gewisse, bevorzugte Stellung verzichten will. Daß moderne Polen kennt Brandes nicht, weil die Koterie, zu der seine Dolmetscher gehören, es nicht kennt. Brandes möchte Polen ein wenig modern wissen; dieser Wunsch richtet sich an jene Familie, bei der Brandes Gastfreundschaft genöß, Jung-Polen betrifft er nicht. Was meint Brandes unter „modern werden“? Berliner oder Pariser Abklatsch? Dessen haben wir in Polen übergenug. Es wird oben und unten europäisiert. Was aber den jungen, aufstrebenden Kräften Polens zu wünschen wäre, ist, daß sie sich endlich aus dem Schlepptau mitteleuropäischer Stilllosigkeit und mit Industriewaren beschönigter Unfruchtbarkeit befreien möchten, um eigenste, reichhaltige, großzügige Schöpfungen hervorzubringen, ihre selbständige Kultur zu entwickeln und fortzuführen und — modern nach eigenem Maße zu sein!



Dresdener Kunst und Leben.

Sehr verehrter Herr Redakteur!

Sie waren so freundlich, mir die Berichterstattung aus Dresden für diesmal zu übertragen, da Ihr ständiger Korrespondent durch seine berufliche Thätigkeit vorübergehend am Brieffschreiben verhindert ist. An Stelle eines Berichtes über einzelne Kunstereignisse möchte ich Ihnen lieber einmal über Dresdener Kunst und Dresdener Leben im Allgemeinen plaudern. Da muß ich nun vor allem einige Worte über die Dresdener und die Sachsen sagen.

Dresdener und Sachsen — diese Ausdrücke decken sich natürlich keineswegs. Die meisten Dresdener Kunstpersönlichkeiten sind keine geborenen Sachsen; sie stammen aus allen Gegenden des Deutschen Reiches, z. B. stellt Oesterreich ein sehr starkes Kontingent. Doch ist es diesen „Fremden“ bis jetzt kaum gelungen, dem Dresdener Kunstleben einen modernen und großdeutschen Charakter zu verleihen. Tonangebend bleibt im Grunde doch der sächsische Dresdener.

Die Gutmütigkeit und Höflichkeit, die früher mit Recht den Sachsen in erster Linie zugeschrieben wurden — diese prächtigen Eigenschaften sind leider, wohl insofern des täglich wachsenden Daseinskampfes, vielfach im Schwinden begriffen. Die deutsche Einheit hat auf den Charakter der Sachsen nicht durchweg günstig eingewirkt. (Es wäre interessant, zu untersuchen, inwieweit dies auch bei anderen Bevölkerungen der Fall ist?) Einfachheit, ein vergnügtes Sichbeschränken im Sinne Jean Pauls, war früher der lebenswürdige Grundzug des Dresdener Wesens. Ludwig Richter hat diese Altdresdener Art künstlerisch ausgeprägt und dabei zum Allgemein-Deutschen erhoben. Die Rehrseite dieser idyllischen Neigungen des Dresdeners ist eine gewisse Kleinlichkeit.

Die ist leider geblieben, während erstere dem Großstadtkensel zum Opfer gefallen sind. Und dieses Kleinliche, das in Richters Zeichnungen, in E. L. A. Hoffmanns Philisterschuldnerungen („Der goldene Topf“) so ungemein anheimelnd wirkt, das zeigt sich jetzt im Neudresdener Kunstleben als ein Hang zum Niedlichen, Spielerischen, Untiefen, Äußerlichen, Sentimentalen. Was für ein Entzücken herrschte da erst neulich, als Frida Schanz ihre wässerigen Dichtungen vorlas! Es war wirklich „zu schœne!“

Die berühmte Dresdener „Konzerttolleheit“ ist nun allerdings hauptsächlich als ein Sport der wirklich en „Fremden“, der Amerikaner, Engländer, Russen u. s. w. zu betrachten. Allein der Kultus, den man mit der Keblengymnastikerin Frau Erika Bedekind treibt, ist doch wiederum echt dresdenerisch. Man ist bei uns eben noch lange nicht so weit, Virtuositentum und wahre Kunst unterscheiden zu können.

Was die bildende Kunst anbetrifft, so ist allerdings, wie die „Gesellschaft“ schon wiederholt festzustellen Gelegenheit hatte, ein entschiedener Fortschritt in moderner Richtung zu bemerken. Aber leider ist diese Bewegung schon so sehr eine Clique nsache geworden, daß unabhängige Beurteiler, Leute, die gern ihre eigene Meinung haben, sich mit Unwillen gegen die Diktatur gewisser Kunstpápste auflehnen müssen. Im Frühjahr waren in einem hiesigen Kunstsalon, der von den Diktatoren nicht „genehmigt“ ist, einige recht gute Bilder älterer Richtung (von Her m. Schöffser) zu sehen. Die Kritiker, die es wagten, die Bilder nicht ganz „miserabel“ zu finden, erhielten von dem kunstkritischen Dalai Lama einen gedruckten Wsch, in welchem sie eines Besseren belehrt und sogar indirekt der — Bestechung beschuldigt wurden! — freilich in einer Form, die es möglich machte, das wenig geschmackvolle Vorgehen des betreffenden Herrn zu ignorieren. Ich will heute nicht näher auf diese Verhältnisse eingehen, gedanke aber gelegentlich vielleicht noch darauf zurückzukommen. Der großstädtische „Kampf ums Dasein“ hat hier die in vielen Charakteren latente Unaufrichtigkeit dermaßen entwickelt, daß man sich oft nichts weniger als „gemiehblich“ fühlt. Mögen diese Intriguen vorläufig noch im Dunkeln bleiben, damit unser schönes Elbflorenz und sein Kunstleben nicht in allzu unfreundlichem Lichte erscheinen!

Ein Künstlerleben wie etwa in München giebt es hier natürlich nicht. Am allerwenigsten versteht die jün gere Kunstwelt, etwas zu „arrangieren“. Da veranstalteten unlängst die hiesigen Kunstakademiker einen Ausflug nach Pirna. Es sollte dort ein „Schützenfest aus der Biedermeyerzeit“ gefeiert werden. Pirna ist keine unmalersche Stadt; der Rathausplatz ist sogar einer der hübschesten Sachsens. Aber wie mangelhaft war alles in Szene gesetzt! In den meisten Blättern fand man es nicht „opportun“, den † † † Lokalpatriotismus anzutasten, und das ganze Fest erschien in idealster Beleuchtung. Ich nehme dies den Kollegen natürlich nicht übel und bedaure nur, daß sie einen von blassen Herrlein und frierenden Damen in Trachten vom Koko bis zum Biedermeyer (wohl aus Kostümhandlungen zusammengelieben?) ausgeführten Festzug mit daran sich schließendem „Vereinsball“ als ein herrliches Künstlerfest preisen mußten, in dem die „jungen Künstler“ wiederum „ihren Geschmack und ihr Talent be thätigt“ hätten. Aber so lange man sich bei uns nicht entschließen kann, mit unbarmerherziger Schärfe die Schäden unseres Kunstlebens bloßzulegen, solange ein falscher Lokalpatriotismus alles gut heißt und entschuldigt, wird Dresden niemals seinen alten Ruf als Kunststadt wiedererobern.

Diese Vorkommnisse sind typisch, sie schildern unser „künstlerisches Leben“ besser als hundert einzelne Kritiken. Ich möchte nur noch hinzufügen, was eigentlich selbstverständlich ist, daß ich Dresden auch als Kunststadt liebe und das viele Gute, das hier

geboten wird, dankbar würdige. Im Gegenteile, mein heißer Wunsch ist es, Dresden einmal zu den stärksten Bollwerken gegen die alles nivellierenden Zentralisationsbestrebungen in der deutschen Kunst rechnen zu dürfen. Aber bis dahin hat es noch gute Wege! Vor allem müßte ausgeräumt werden mit dem Cliquenwesen und den Kunstbistaturen, mit der Unaufrichtigkeit und ortspatriotischen Beschönigung; kurz mit allem, was die freie Entwicklung der Individualitäten hemmt.

Wir wollen eine Dresdener Kunst mit besonderer Physiognomie, nicht aber eine sächsische Lokalkunst. Der Begriff „Sächsische Kunst“ ist überhaupt ein Un Ding. Der Partikularismus sollte in Kunstfachen schon gar nicht mitsprechen dürfen. Fast alles, was in Dresden schön und bewundernswert ist, was der Stadt ihr eigenes Gepräge verleiht, ist nicht von Dresdener Sachsen, sondern von „Ausländern“, zum Teil sogar von Nichtdeutschen geschaffen worden. *) Wie wenig Verständnis die Einheimischen dafür haben, bezeugt schon die Thatfache, daß man jetzt durch Erbauung des Ständehauses an der Brühl'schen Terrasse — durch einen die sanftgeschwungenen Linien des Stadtprofils brutal verpaßenden Würfel! — das Bild der Stadt für immer seiner weltberühmten Anmut entkleiden will.

Und um wieder auf andere Kunstgebiete zu kommen: In keiner Metropole Deutschlands steht man der wahrhaft modernen Litteratur so verständnislos gegenüber wie in Dresden. Ich will es zur Ehre Berlins und Münchens hoffen, daß in keiner dieser Städte die bereits erwähnte Befubelung einer Frida Schanz möglich wäre. Aber ich vergesse eins: es genügt hier, ein „Dresdener Kind“ zu sein, um als unantastbar zu gelten. Für die andern hat der Autochthone die charakteristische Bezeichnung: „ä lump'ger Fremder!“ Das gilt aber nur für den zugewanderten Deutschen. Amerikaner, Engländer, Polen, Russen, die sind nicht „lumpig“, Gott bewahre! An Internationalismus in diesem Sinne thun es die Elbflorentiner andern Deutschen noch zuvor. — Wer Dresden wirklich liebt, wird mit mir ausrufen: „Gott besser's!“

Gabriel Hennet.



Von Düsseldorf'er Kunst.

Man ist in München und Karlsruhe, ja selbst in Berlin und Weimar gewohnt, über Düsseldorf als Kunststadt stets nur mit einem mitleidigen Lächeln zu sprechen. Das ist zum Teil gewiß unbedeutend. Auch in andern Kunststädten wird viel Schund gemalt, nur nicht in dem kolossalen Maße (prozentualer natürlich) wie in Düsseldorf. Der Grund hiervon liegt sehr viel darin, daß jenes launlustige und launfräftige Publikum, das den Düsseldorf'ern seine Bilder abnimmt, eben nur Schund haben will! Ist es nicht bezeichnend, daß das doch gewiß nicht von übermäßigem Kunstverständnis geplagte Berliner Kultusministerium die Ausmalung der neuen evangelischen Kirche zu Düsseldorf für 100 000 Mark G. v. Gebhardt überträgt und die ebenso originellen, wie vielleicht gewagten Ideen dieses Künstlers ohne Zaudern annimmt, während der Düsseldorf'er Stadtrat die Ausmalung des Rathauses von einem Klein-Gebalter anfertigen läßt? Oder daß zur selben Zeit, wo die Nachbarstadt Köln für ihr Museum

*) Man wird mir hier den genialen Erbauer der wundervollen Frauenkirche, Georg Bähr, entgegenhalten. Wer Bähr stammte vom Stamme des Ergebirges, von der böhmischen Grenze, aus einer hohen und freien Gebirgsgegend, war also auch kein „Dresdener Kind“.

100 000 Mark für Murillo's Portiuncula bezahlt und zugleich einige Kugelsaal, van Dyk, Tenlers u. s. w. erwirbt, die „Künstlerstadt“ Düsseldorf für seine Galerie in der prächtig verbauten Kunsthalle liebe Bildchen von Dupendmalern, wie Ruche, Erdmann u. s. w. ankauft?! Welche Bildchen jener „Düsseldorfer Schule“, die Düsseldorf immer dem Gesächter und Gepötte der sogenannten Kunstwelt preisgegeben hat!! — Aber das Publikum will es so. Und das Publikum bezahlt. Und der Maler muß Geld haben. Ja, Geld macht ein Maler in Düsseldorf heute sehr leicht! In München hat der alte Künstlerwag, daß sich der Maler für Geld sehen lassen könne, der schon ein Bild verkauft habe, noch immer seine Berechtigung, in Düsseldorf aber könnte sich der „hungerige Mäler“ früherer Zeit für Geld sehen lassen! Künstlerelend ist hier zur Fabel geworden! — In dieser Stadt, in der man die Waren der beiden Achenbach noch immer für Meisterwerke allerersten Ranges hält und mit Gold aufsteckt, in der man nicht begreifen lerni, daß diese Maler zu ihrer Zeit und für ihre Zeit gewiß Bedeutendes leisteten, heute aber, wo die Kunst gewaltige Fortschritte gemacht hat, vollständig zurückbleiben mußten, in dieser Stadt, wo jeder Industrielle und jeder Schwetnemeßger als Mäcen „seinen Künstler“ protegirt, wo der jammervolle „Künstlerhumor“ der 70er und 80er Jahre im Wallaßen immer noch obenauf ist, wo der Dilettantismus der Malkulen die ungeheuerlichsten Früchte treibt, — da muß ja die wahre Kunst arg darniederliegen! —

Das sahen vor einigen Jahren eine Reihe junger Düsseldorf'er Künstler ein, man versuchte bei den März-Jahresausstellungen in der Kunsthalle eine etwas strengere Jury einzuführen, um wenigstens die allergefährlichste Fabrikware auszuschließen. Aber die „alten Düsseldorf'er“ kämpften pro domo, sie wehrten sich mit Hand und Fuß und behielten die Oberhand. Da entstand die „freie Vereinigung“ der Jungen. Es liegt auf der Hand, daß unter den „Jungen“ sich natürlicherweise auch ältere Künstler befinden, wie der famose Gregor v. Hofmann, übrigens der einzige Düsseldorf'er, der mit der Münchener Sezession ausstellt, während zu den „Alten“ wieder auch jüngere Maler gehören, z. B. der berühmte Rathhausmaler Klein - Chevalier, die dort ausstellen, wohl in der richtigen Voraussetzung, daß man ihnen in der „Freien Vereinigung“ doch alle Bilder zurückweisen würde. — Aber die „Freie Vereinigung“ ist ein sehr lozes Gebilde; jeder kann ihr beitreten, jeder mit ihr ausstellen, wenn er sich nur der Jury unterwirft. So schlossen sich denn zu derselben Zeit eine Reihe der besten jungen Düsseldorf'er zusammen in dem Künstlerklub St. Lukas, wie in Berlin die „Eise“ gethan hatten. Es waren: die Schwäger Eugen und Arthur Kampf, Willi Spay, Alexander Freng; an sie schlossen sich einige Freunde an: Gerhard Janßen, Rocholl, Henke, Wendling, Fernberg, D. Herrmanns, Piesegang und Zimmermann.

Der St. Lukasklub stellt regelmäßig zu Weihnachten gemeinsam bei Schulte aus. Henke und Zimmermann sind in diesem Jahre nicht vertreten, ersterer ist leider sehr schwer erkrankt, letzterer von Düsseldorf'or fortgezogen. — Die Lukasmitglieder stehen nunmehr fast alle in den vierziger Jahren, sie sind alle als Künstler ausgereift, sie machen den Anspruch und verdienen ihn auch, ernst genommen zu werden; das will viel heißen in Düsseldorf. Sie bilden auch heute noch, wenn auch inzwischen eine Reihe talentvoller Jüngerer hervorgetreten ist, in ihrer Geschlossenheit die Elite der Düsseldorf'or Künstlerchaft; daher darf man den Maßstab, mit dem man an eine Besprechung ihrer Werke herantritt, schon groß nehmen.

Arthur Kampf ist diesmal der einzige, der große Figurenbilder bringt, einen „niederheintischen Schügenkönig“ und „Abschied“, eine Sterbehausezene. Es ist überflüssig, über die Technik Arthur Kampf's zu reden, er versteht zu beobachten, sieht und

hat den Pinsel vollkommen in der Gewalt. Er hat entschieden wieder große Fortschritte gemacht: gemalt sind diese Sachen meisterhaft. Die Gesichtsausdrücke (namentlich bei dem „Schützenkönig“) sind prachtvoll, die Zeichnung fehlerlos, die Behandlung einzelner Stücke, z. B. des Totenkranzes, frappierend. Ja, A. Kampf ist ein sehr guter und sehr strebsamer Maler — aber — er ist kein Künstler und wird es auch nie werden! Er ist in allem langweilig. Das macht nichts, solange er Bilder malt, die innerhalb der bourgeoisen Beschränktheit seines künstlerischen Horizontes liegen, sowie er aber diese enge Linie zu überschreiten versucht, wird er lächerlich. Man sehe sich nur die kleine Grisaille „Abendstimmung“ an, oder die Studie „Chambre séparée“ — da nützt ihm alle seine Technik nichts, sein Pinsel versagt. Es fehlt ihm der schwer definierbare „Funke“, jenes „Etwas“, das da sein muß und das sich auch durch die angestrengteste Arbeit und das starke Auge nie erreichen läßt! Ich möchte sagen, er kann das, was er sieht, nicht übersehen. — Dies versucht wenigstens Willi Spag. Spag hat vor Jahren vorzügliche Sachen geschaffen, was er aber jetzt leistet, ist schlimm. Über diesen herben Tadel mag er vielleicht die Achseln zucken; er sollte dann doch einmal zu Schulte gehen und sich das Lob aller weiblichen und männlichen Gartenlaubentanten anhören, diese „Wie süß!“, „Wie nett!“, „O, wie reizend!“ Ich denke, das müßte ihm die Augen öffnen. Spag kann etwas leisten; aber sein Künstler kann hervorragendes schaffen und zugleich Vorstand in Künstlervereinen, literarischen und musikalischen Vereinen sein, Musikschulen halten, Rosenmontagszüge und andern Krimskrams arrangieren! Könnte doch Spag auch sein Wortswede finden! — Was er da bringt, ist Poke und Koketterie, oft noch verzeichnet — das einzige lobenswerte und ehrliche an diesen Sachen ist vielleicht ihre Intimität. Auch die Flächenwirkung verdient manchmal Anerkennung. — Es würde jedoch ungerecht sein, wollte man vergessen, daß seine Entwürfe für die ihm übertragene Ausmalung der „Burg an der Wupper“ sehr tüchtig sind. Ja, Spag kann schon! — Weit bedauerlicher sind die Rückschritte bei Alexander Frenz. Neben einem schlechten Porträtköpfchen bringt er seine Zeichnungen zu dem jüngst erschienenen Nachwerke „Trifolium“, Gedichte von Moritz Leiffmann, Musik von Engelbert Humperdinck, Bildwerk von Alexander Frenz. Über die Komposition vermag ich ein Urteil nicht abzugeben, wenn es auch nicht gerade sehr für Humperdincks Künstertum spricht, daß er sich herbekümmert, solche Gedichte in Musik zu setzen. Die Verse des Bankier Leiffmann sind miserabel. — Und die Zeichnungen von Frenz? — Frenz hat, wie der Münchener Bankof, eine originelle Maske, die sehr viel Interessantes zeigt und die einen über die meist bösen Verzeichnungen gern hinwegsehen läßt. Aber, was schlimmer ist, Frenz versteht es nicht mehr, das zum Ausdruck zu bringen, was er sagen will. Ich greife ein beliebiges Blatt heraus. Frenz zeichnet zu einem Gedicht (oder einer Reihe von Gedichten): „Flattern“. Er bringt die Überschrift „Flattern“ ganz passend in vom Winde verwehten Buchstaben. Unten eine Schmetterlingsleiste, dann eine Hand, die im Netz ein geflügeltes Eischen fängt. Auch der nach oben gewehrte Wedel, der große Schwalbenschwanz, sowie die kleine Halbelandschaft versinnbildlichen das Flattern ganz entsprechend. Dann aber durchschneidet er das Ganze mit festen, scharf konturlierten Gänseblümchen, deren plumper, schwerer Stengel vollständig den Charakter der Zeichnung verdirbt. Mit andern Worten: in allem äußerlichen, leicht greifbaren, findet er sich zurecht, sowie er aber tiefer gehen soll, setzt er aus: auch für Raumverteilung fehlt ihm jedes Verständnis. Wie anders würde das der Amerikaner Aubrey Bradley oder der Engländer Anning Bell behandeln!

Gerhard Janßen bleibt immer der Alte. Dabei sind seine „Musikanten“,

sein „Intérieur“, sein „Gouachekopf“ interessant, talentvoll und eigenartig, wie immer. Er wird stets in den ersten Reihen stehen, vielleicht uns noch einmal eine große Ueber-
raschung bereiten. Ueber Kocholl, der seine Arbeiten aus dem griechisch-türkischen
Kriege bringt, ist es wirklich nicht der Mühe wert ein Wort zu verlieren: Robeit wird
künstlerisches Unvermögen niemals verdecken.

Wendling und H. Hermanns sind die erfreulichsten Erscheinungen der
diesmaligen Lukas-Ausstellung. Wendling bringt neben kleineren, seinen Strand-
bildern zwei holländische Intérieurs, die prächtig sind; den Vorzug möchte ich dem Kir-
chen-Innern geben. Die ruhige, stille Feiertlichkeit ist meisterhaft zum Ausdruck gebracht.
Dieser Künstler wird noch von sich reden machen. Gleich erfreuliche Fortschritte hat
H. Hermanns gemacht. Er hat die „Fleckenwirkung“, mit der er im vorigen Jahre
zum ersten Male operierte, diesmal zur Vollendung gebracht. Wohl ist etwas Rache
in diesem sonnendurchschienenen „Eichenwald“, aber die Wirkung ist eine vorzügliche.
Ebenso wirkungsvoll sind die „Intérieurs“, die „Straßenzenen“ u. s. w. dieses vielseitigen
Künstlers; nie fällt ihm ein Bild auseinander. Sollten wir dem Künstler einen Rat
geben, so wäre es der, noch prägnanter eine Stimmung herauszuarbeiten. Eugen
Kampff ist klug genug, sich nicht, wie etwa Hermanns oder Wendling, an etwas ander-
res, als an seine oben flamischen Stimmungslandschaften heranzumachen, hier brillirt
er, während er sonst leicht scheitern möchte. Freilich sind alle diese Stimmungen lang-
weilig, aber die Langeweile paßt hier und geht zusammen mit der öden Schwermut der
Landschaft. Das ist nicht der Fall bei Liesegang, seine Langeweile wirkt nicht ange-
nehm. Auch er ist gewiß — wie alle Landschaftler des St. Lukas — ein tüchtiger Maler,
der sich hoch über den Düsseldorf'er Durchschnitt erhebt, aber auf der Stufe, auf der er steht,
verdient er nicht Lob, sondern Tadel; er hat die Versprechungen nicht gehalten, die er
mit einem schönen Anlauf vor einigen Jahren gemacht hat. — Jernberg steht eben-
falls nicht auf der Höhe seines Könnens. Seine große Wolkenlandschaft hat er offenbar
im Freien gemalt und sie gleich, ohne sie im Atelier gesehen zu haben, sofort in die Aus-
stellung gebracht. So fällt das Bild vollständig auseinander, Luft und Landschaft sind
ohne jeden Zusammenhang. Man muß die Augen ein wenig zukneifen, um diese „Luft“
überhaupt verstehen zu können. Besser sind Jernbergs kleinere Bilder, obwohl wir auch
hier den Schöpfer des „Kohlselbes“, das die neue Pinakothek beherbergt, kaum wieder-
erkennen. —

Im allgemeinen ist die Ausstellung des St. Lukasflubs wenig erfreulich; und
wenn man bedenkt, daß das im Großen und Ganzen das Beste ist, was Düsseldorf zu
leisten vermag, so erscheint es sehr fraglich, ob unsere Stadt das schlechte Ansehen, das sie
in andern Kunststädten genießt, in nächster Zeit zu verbessern im Stande sein wird.

Dr. Hanns H. Ewers.





Lyrik.

Eva-Lieder von Hedwig Vogel. Berlin, W. J. Heib. 290 S. Mit dem Bildnis der Dichterin.

Hedwig Vogel hat ausgesungen. Ein Liebling der Freien und Starken in Deutsch-Amerika, fuhr sie in der Fülle der Kraft und Hoffnung über den Ozean, ihr Glück in der alten Heimat zu erfragen — und als Antwort fand sie den plötzlichen Tod. Ein heißes, glühendes Herz hat mit ihr ausgeschlagen. Hedwig Vogel hat gesungen wie der Vogel singt, der in den Zweigen wohnt: einfach, ungekünstelt, wie's ihr in die Kehle kam. Die Artisten mögen daran zu mäkeln haben, die wahren Lyrischen Menschen nicht. Nach ihrem Bilde war sie ein stattliches, gesundes, liebes Weib, begehrend und begehrenswert. So auch ihre Lyrik. Nicht die Spur von Artistenpoesie und Kellerspielerei. Sie hat nicht mehr Kunst, als in der naiven Natur selbst steckt. Deswegen darf sie mit einer „Naturdichterin“ vom Schlage der Johanna Ambrosius noch lange nicht auf eine Linie gerückt werden. Hedwig Vogel hat nicht nur ein großes, gutes Herz, sondern auch ein großes, gutes Hirn und den Mut des Helben. Und mit allem traf sie das Rechte. So ist sie auch in ihren Liedern ein herrliches Stück Weib's Natur, prachtvoll freie Menschen-Offenbarung.

M. G. Conrad.

Der alte Gotta'sche Verlag hat mit seinen neuen Dichtern kein Glück. Er hat von den wirklichen Könnern unserer Litteratur keinen entdeckt und wird hierin

von einer Anzahl kleiner und kleinster Verleger übertroffen. Erst wenn sich ein junger Poet durch die Opferwilligkeit junger Verleger einen Namen gemacht hat, legt die Kaufkraft des Gotta'schen Kapitals Beschlag auf ihn. Nicht geistige Interessen leiten ihn, sondern die brutale Kraft des Geldes. So war's bei Gustav Falke, Carl Busse, Philipp Langmann, Carl Hauptmann, Lou Salomé u. a. m. Die Rettigkeiten Ernst Müllerbach, Rudolf Preßler z., die Gotta „entdeckt“ hat, zählen nicht mit.

Jetzt führt der Verlag wieder zwei Lyriker ein: Zuerst Otto Liebmann („Weltwanderung.“ Gedichte, 8^o, 196 S.). Der Jenenser Professor und Geh. Hofrat Otto Liebmann ist jetzt fast 60 Jahre alt. Seine philosophischen Werke werden geschätzt, sein Name erfreut sich eines tiefgehenden Ansehens an den Universitäten. Auf seinem Wege zur Erkenntnis der Welt hat er nicht nur zur dürren Prosa dickleibiger Gelehrtenbände gegriffen, sondern seine ernstgestimmte Seele auch zur Lyrik gezwungen. Leider! Seine Gedanken sind durch die Verse nicht klarer geworden, die Lyrik unserer Tage hat durch die Vergleichenng mittelst Abstraktionen nichts gewonnen. An seinen Gedichten kann man lernen, wie man Gedankenbildungen nicht schreiben soll. Reim und glatter Rhythmus thun's nicht; Stoffe wie: Die Systeme, Sein, Geschehen, Dauer im Wechsel, Atom und Form, Form und Zweck, Skrupel, Gegenkrupel, deutliche Metakritik, kategorischer Imperativ, Pan-tonismus, Kranioskopie u. s. w. bedür-

fen einer anthropomorphischen, lebensgefüllten Behandlung, wie Goethe sie in seinem „Prometheus“ und Carolath in seinen Gebanendichtungen anwendet, sie werden schön und tiefwirkend, wenn sich Schillers Rhetorik hinzugesellt, aber so blut- und leblos, so ganz nur auf den Intellektwert gestellt, wie bei Liebmann, machen sie den Eindruck dürftiger gereimter, knapper Abhandlungen. Ein Beispiel: „Treibende Kräfte des wachsenden Keims, Urformen der Dinge, dunkel bleiben sie uns. Und die alles verneinende Steptis lächelt, mit Achselzucken den eifrigen Forscher verhöhrend. Doch im ganzen — (merke wohl auf und such' es zu fassen!) doch im ganzen erscheint vernünftig geordnet das Weltall, menschlichem Denken gemäß; so daß dem menschlichen Denken, falls es richtig erschließt aus wahren Prämissen den Schlußsatz, muß die Natur gehorchen.“ Wenn das „Lyrik“ ist, dann habe ich die gereimten lateinischen Genußregeln doch zu unrecht verachtet. Ein Mann, der ausging, Weiten zu heben, und nicht im Stande ist, eine einzige Blume zu pflücken. Also ein deutscher Philosoph! Jetzt Niesche nicht zitteren, heißt Liebmann ehren. Und ich ehre ihn!

Ganz in den Niederungen des Dilettantismus bewegt sich das zweite Buch des Cotta'schen Verlags. Er sollte sich nach einem ordentlichen Lesekomitee umgucken, damit er nicht eine Banalität, wie die „Gesammelten Gedichte“ von Karl Schoenhardt herausgibt. Der kleinste Dichter aus der Tafelrunde der „Gesellschaft“ kann mehr als dieser Mann. Es scheint ein guter, braver, treuer Schwab zu sein, der schon jenseits der Mittagshöhe des Lebens steht, aber wer hieß ihn, die schlichten Reimerellen seines Stübchens der Öffentlichkeit übergeben? Es wäre leicht, ihn an seinen eigenen Versen aufzuspießen, aber hinter seinem Dilettantismus steckt soviel Gemüt und schlichte Menschlichkeit, daß ich nicht den Mut dazu habe. Man

lese nur ein Gedicht wie „Abschied“. Aus den Reimen Orte, Band, Pforte, Hand, wird von selber ein „Gedicht“: „Nun heißt es scheiden von dem Orte, wo sich geknüpft so manches Band...“ Das dichtet wie ein Seifensieder! Wenn die Braut heimgeführt wird, findet Schoenhardt nur solche Töne: „Sie ist mein, o süßes Weib, . . . laß noch einmal Hand in Hand, Teure, diesen Pfad uns walken.“ U. s. f.

Im Vergleich zu dieser Talent- und Leblosigkeit ist der Band „Gedichte“, den Felix Lorenz (Berlin, Hermann Feil & Co. 8°, 175 S.) soeben veröffentlicht hat, ein Jungbrunnen an Leben. Aber sein Leben ist eigener Art, gefüllt mit sanften Klängen, süßen Farben, mildem Rausch. Ganz Elegie, Stimmung, Flöten-ton am ausdämmernden Tag. So eine Art Schaukal, den er auch antwidmet. Seine Verse sind fein ziseliert; er strebt lieber nach reichtönender Sprache, denn nach Schlichtheit. Er ist lieber Ästhet, denn Naturpoet. Und seine Rhetorik ist immer glänzend, reich, goldbemalt. Ein wirklicher Dichter, nicht einer zwar, der hinreißt, sondern der freundlich anmutet. Er ist arm an Ideen, ein wenig dumm, wie alle diese reinästhetischen Lyriker. Wenn es wahr ist, daß in jedem Künstler gewisse fremde Künste wie eine Art Unterstrom wirken, so gravitiert Lorenz's Begabung gar nicht nach der bildhauerischen, sondern mehr nach der malerischen, noch stärker nach der musikalischen Seite hin. Trotz aller schönen Strophen ist Lorenz aber kein Eigentöner, sondern nur schöner Nachhaller. Er ist schon ein Epigone der Moderne. Das schönste Gedicht des Buches (S. 14) kann nur alte Stimmungen mit alten Mitteln heranzubern: Wenn die stillen Träume nahen, muß ich die Hände ans Haupt legen. Es schweigt die Zeit. „Raum ein Flüstern, kaum ein Regen, nur ein wundervoller Segen strömt durch meine Einsamkeit.“

Ludwig Jacobowski.

Romane.

Kurt Martens: Roman aus der Dekadenz. Berlin, F. Fontane & Co. 286 S.

Diese Sitten- und Seelenschilderung in der Gestalt eines Ich-Romans oder einer in Kapitel eingeteilten Tagebuch-Aufzeichnung gehört zu den wenigen ausserlesenen modernen Werken, die man sich so vollkommen wünscht, daß auch der spitzfindigste oder empfindsamste Kunstfreund keine irgendwie berechtigte Kritik mehr übrig hat. Dieser „Roman aus der Dekadenz“ ist eine so gelungene und köstliche Schöpfung, daß einem der geringste Schönheitsfehler leid thut. Mir wenigstens. Ich lese in solchem Falle mit einer unglaublichen Sorgfalt, keine Feinheit darf mir entgehen. Mein Genuß soll so reich und rein wie nur irgend möglich sein. Und da ist es komisch, daß mich der geringste Verstoß, das unscheinbarste Versehen im Textlichen geradezu betrüben kann.

Irgend eine lächerliche Geringsüchtigkeit, z. B. S. 243 „Er reichte mir von seinem Siege aus die Hand, die sich feucht und schlaff anföhlte“ — der handreichende Kavaliere trug aber in diesem Augenblicke gang fraglos Kuttschierhandschuhe! — suggeriert mir den Gedanken: Aha, siehst du, dein vielgeliebter Künstler war wieder einmal nicht ganz bei der Sache, seine Anschauung war nicht vollkräftig, drum mußt du dir jetzt diese unmögliche konventionelle „feuchte und schlaffe Hand“ gefallen lassen von einem, der vom Kuttschuh aus feurigste Vollblut tadellos zügelt! Schlaß! — Und nun ist meine Ruhe hin, mein Mißtrauen rege. Wer im Körperlichen sündigt, sündigt auch im Seelischen.

Nichtig, da haben wir's: diese Rückkehr aus allen Irrtümern und Jämmerlichem zur vollen psychischen Gesundheit mit Siebenmeilenstiefeln — nein, dieses Tempo ist mir verdächtig. Der Autor ist in diesem Augenblicke nervös, er hastet, er galoppiert.

Gerade an diesem hochwichtigen Wendepunkt darf er mir nicht mit summarischen Referaten kommen, hier muß er mit der minutösesten Feinkunst, mit der göttlichsten Geduld und Gewissenhaftigkeit arbeiten, hier darf er mir absolut nichts schuldig bleiben. Einer, der so viel giebt! Einer, der so viel kann, wenn er sich zusammennimmt!

Und so ist es nun schon bei diesem sabelhaft begabten Romancier Kurt Martens: wir wollen nicht Höhepunkte, wir wollen mit ihm durchweg auf der Höhe sein. Sein „Roman aus der Dekadenz“ ist, etwa neben Bierbaums „Stilpe“, die stärkste Leistung in der Schilderung des jungen Übergangsvolks auf dem Schauplatz der Leipziger Bourgeois- und Beamtenkultur am Ausgange dieses Jahrhunderts.

Grenzte sich aber Bierbaum auf das Litterarische ein oder blieb er aus notwendiger Beschränkung seiner Natur und Weltanschauung am Litterarischen und Künstlerischen haften, so zeigt sich in Kurt Martens ein wahrhaft universaler Geist, der dem Ersahrensten noch mit seinen scharfen Perspektiven auf das soziale, das politische und kirchliche Gebiet mächtig imponieren kann, denn mit seiner weiten Fassungs- und Beurteilungskraft verbindet sich so seiner weltmännischer Takt und so souveräne Beherrschung der Ausdrucksmittel, wie sie nur die reifste und sicherste Kultur gewähren. Dieses Buch ist nicht bloßes Litteratenwerk, es ist Menschenthat. Wer Freund von Vergleichen und Abrechnungen ist, mag noch Otto Moras viel zu wenig gewürdigten Leipziger Roman „Überreif“ heranziehen. M. G. Conrad.

Ästhetik.

Im Neysche-Verlag, getreu dem Äußerer der Neyschebände entsprechend, hat Heinrich Driesmans soeben ein Buch veröffentlicht, das den sonderbaren

Titel führt „Die plastische Kraft in Kunst, Wissenschaft und Leben“. (Leipzig, C. G. Raumann. 8°. 215 S.) Ehe man dieses fürchterliche Buch aufschlägt, reinige man sich von allen Vorurteilen. Man vergesse, daß dieser Mann eben erst ein Jambenstück „Judas“ geschrieben hat, das so gut gemeint, so ernst gedacht und so komisch ausgefallen ist; man vergesse, daß man einen Mann vor sich hat, der sich redlich um die Poesie bemüht und keine Besitzt.

Vielleicht ist sein Bemühen um die Wissenschaft und Ästhetik ebenso redlich; aber erfolgreicher? Das Register mit der Fülle seiner Überschriften verheißt unerhörte Lektürebissen, Lösungen von Menschheitsfragen, die schon tausende von hellen Köpfen dunkel gemacht und keinen dunklen jemals hell . . .

Also!

Das Vorwort freilich reißt aus allen Himmeln. Ein Mann, der Menschheitsfragen, Fragen der Kunst, der Wissenschaft, des Lebens anwirft und „löst“ und dabei — Moriz von Egibj als „Napoleon der sozialen Revolution“ feiert — als den einzigen Mann, der . . . Die Ergänzung dieses Sazes ist nicht leicht. Versuchen wir den teigartigen Stil Driesmans zu durchschauen: Von den verschiedenartigsten Geißern ist heute die Forderung gestellt worden, alles im lebendigen Menschentum zu verwirklichen, „was man bisher nur mühsam erlernt, einstudiert, erdacht, erarbeitet, geschaffen, verehrt, angebetet hat.“ Ein Mann nur hat diese Forderung erschöpfend vertreten, und das ist — Moriz von Egibj.

Es ist schwer, bei solch einer geschwollenen Platttheit ernst zu bleiben. Entkleiden wir die Driesmans'sche Phrasologie ihrer Hüllen, so bleiben die Sätze übrig: Alle Menschen wollen, daß die Welt glücklich ist. Besonders will das Herr von Egibj.

Diese Egibjaner sind beschriebene Leute. Sie begnügen sich mit den Sätzen, die für geistig Besserbemittelte geradezu beleidigend richtig sind: Alle Menschen müssen gut sein; jeder muß Religion haben u. s. w.

Aber das Buch ist schlimmer als sein Vorwort. Ein Dilettant hat es geschrieben, der sein im Fluge zusammengerafftes Wissen selbstgefällig ausbreitet, der alle Probleme der Kunst und des Lebens aus dem Handgelenk löst, weil die nie versagende Egibj'sche Phrasologie wie Staub überall hindringt. Nicht um zu erhellen, sondern zu verfinstern. Man weiß nicht, wo anfangen in dieser Heerschau beleidigender Wahrheiten, anspruchsvoller Trivialitäten. Nur ein Blick ans das litterarische Urteil dieses würdevoll einhergehenden Dilettanten. „Seit Goethes Tode ist kaum mehr etwas hervorgebracht worden, was von wirklicher dichterischer Gestaltungskraft zeugte.“ Freilich Driesmans' „Judas“, diese heillose Stümperlei! Das ist dichterische Gestaltungskraft! Über Gerhart Hauptmann ist nie etwas Dämmeres gesagt worden als hier: Die klassischen Helden weisen auf die Sterne, und Hauptmann zeigt auf den Kot. „Der Kot ist doch da, hier schaut!“ ruft er unermülich hohnlachend aus: „So viel ihr euch über ihn erheben mögt und ihn leugnen wollt, er spricht euch doch ins Antlitz. Wohl, der Kot ist da und er wird immer da bleiben u. s. f. . .“ Driesmans ist entrüstet, weil Hauptmann sich den Beifall der Menge gefallen läßt, und die 20—30 Auflagen seiner Werke buldet. Him, soll er sie denn aus dem Buchhandel ziehen und dem „Judas“ Driesmans' Platz machen? Für diesen Schalkstreich wäre Judas selbst zu klug gewesen. Dann geht er gegen Schlaf los, gegen Hartleben. „Ein Schriftsteller Namens Johannes Schlaf . . . ein Schriftsteller Namens Hartleben“ . . . Und ein unfähiger Mensch namens Heinrich Driesmans meint zu

Hartlebens „Sittlicher Forderung“: „Es schließt mit einem Hohngelächter auf jedes weibliche Ehrgefühl.“ Aber die „ideelle Keuschheit rein bewahrt“ haben — Wilhelm Jordan und Felix Dahn.

Es lohnt sich nicht, weiter auf dieses öde Nachwerk einzugehen, das niemandem zu Dank, nur einem zu Leide geschrieben ist, dem Verfasser selbst.

Ludwig Jacobowski.

Deutsche Litteratur im Ausland.

Das Nov.-Heft der Straßener Monatschrift „Przeglad Poiski“ (Polnische Rundschau) bringt einen referierenden Artikel von Józef Flach über „Die neuesten deutschen Dramen“; er behandelt in eingehenden Inhaltsangaben und Besprechungen: „Judas“ von S. Driesmanns, „Themistokles“ von E. Rosmer, „Gutenberg“ von R. von Gottschall, „Agnes Jordan“ von G. Hirschfeld, „Das neue Ghetto“ von Th. Herzl, „Götendienst“ von L. Hirsch, „Der Entehrte“ von R. Bauer, „Die Leute von Strandoog“ von Holger Drachmann, „Wahrheit“ von Sophie von Rhuenberg, „Ehrliche Liebe“ von G. von Dampsted und endlich „Der Komödiant“, romantisches Spiel von Alois Wohlmutz.

In demselben Hefte finden wir auch einen Artikel zu Ehren Theodor Fontanes, gleichfalls von Józ. Flach; er erachtet es für eine Pflicht der polnischen Nation, auch eine Scholle auf das noch frische Grab zu werfen, und gibt an der Hand von Fontanes autobiographischen Aufzeichnungen einen kurzen Lebensabriß des Dichters. G. A.

In der „Humanité Nouvelle“ (Sept.) bespricht L. Gumplovicz Richard Dehmel's „Erdösungen“ mit Begeisterung. „Dehmel ist ein Centauren-Mensch, der das wunderbare Schauspiel einer mächtigen Intelligenz darbietet, die

Leibenshaften von unerhörter Kraft zähmt und beherrscht.“

Nouvelle Revue (15. Sept.) L. von Keymeulen bespricht die pangermanische Bewegung in Belgien. Diese wird von alldeutschen Elementen, Elementen wie Fritz Bley und S. von Pfister-Schwalghusen unterstützt. — Im Ausland scheint man wirklich die Broschüren dieser Männer mehr zu beachten als im Inland.

Im „Maygar-Szalon“ ist die Novelle „Parfüm“ aus Ludwig Jacobowski's Novellenband „Satan lachte“ übersetzt. Dieses Buch, so führt eine Fußnote aus, sei die „Sensation“ des diesjährigen Büchermarkts. (Wenn's wahr wäre!) L. J.

In der tschechischen Revue „Literari Listy“ (Nov.) findet sich eine ausgezeichnete Studie über Gerhart Hauptmann von Maria Krzymska. Eine Übersetzung seiner „Weber“ ist jetzt auch erschienen.

Über Wagner's „Meisterfinger“ spricht J. Tiersot in dem Journal „Ménestrel“ (31. Juli und 7. August.)

Gumperbind's „Hänsei und Gretel“ bespricht G. Desfranges in der „Revue internat. de Musique“. (Paris, 1. Aug.)

Über Friedrich Nietzsche (Federico) hat G. G. Zeccoli in Modena bei Vincenti e Nepoli erscheinen lassen.

In der Römischen „Rivista Politica e Letteraria“ werden einige Werke Ludwig Jacobowski's im Zusammenhang besprochen. Er wird darin zu den „ersten litterarischen Berühmtheiten Deutschlands“ gerechnet, und der Wunsch ausgesprochen, seine Werke ins Italienische übersetzt zu sehen. H. T.

Henri Albert bespricht im „Mercure de France“ an der Spitze seines Monatsberichtes über die Neuerscheinungen des deutschen Büchermarktes Paul Ernst's „Lumpendogasch“ und „Im chambre séparée“ sowie das „Polymeter“ betitelte Gedichtbuch desselben Autors. Es begreift sich ohne weiteres, daß der Kritiker von seinem französischen Stand-

punkt aus den Ernst'schen Arbeiten keinen Geschmack abzugewinnen vermag, die, zumal die beiden Finakter, zu tief in deutschen Verhältnissen wurzeln, um sich dem Verständnis eines Beurteilers, der diesen Verhältnissen fernsteht, zu erschließen. So darf es uns denn auch nicht wundern, daß Henri Albert in vollständiger Verkennung der Absichten des deutschen Autors der Vermutung Ausdruck giebt, es handele sich hier um eine „œuvre de propagande socialiste“ zum Zwecke der Aufregung der Massen. (!) A. G.

Vermischtes.

J. B. Jacobsens, des herrlichen Dänen, Werke, die einer der geschmackvollsten aller Verleger, Eugen Diederichs in Leipzig, herausgiebt, werden bald vollständig zu haben sein. Bd. III (3 M.) enthält „Niels Lyhne“ in wundervoller Übersetzung von Marie Herzfeld. Der Buchschmuck Müller-Schoenesfelds, der die Ausgabe ziert, die Wahl der Typen, des Papiers, die äußere Anordnung, alles ist so mit dem Text zu einer Einheit verwoben, daß man diese Ausgabe schon rein äußerlich als Kunstwerk genießen kann. Und das Werk selbst! Jacobsen noch loben, ihn preisen, wo er mitten im Glanz europäischen Ruhmes steht, wo die litterarische Jugend Europas ihn bis zur Schwäche anbetet, ist überflüssig. Ich verehere diesen Dänen sehr, zum „Lieben“ kann ich's nicht bringen. Dazu ist er mir nicht „herolsch“ genug. Aber von seiner Meisterschaft

können und sollen wir alle lernen. Man überwindet ihn, wenn man ihm sich vollständig amalgamiert. L. J.

Als „frohen Festgruß“ zu Weihnachten hat mir Fr. v. Dppeln-Bronikowski seine deutsche Ausgabe von M. Maeterlinck's „Schäfer der Armen“ (Leipzig, E. Diederichs) auf den Tisch gelegt. Fröhlich stimmt dieses melancholische Buch der Geheimnisse und der — Heimlichuerei (die Maeterlinck-Berehrer vergehen mir diese Steherei!) nicht, denn das Buch ist aus Schmerzen geboren und strebt vergessens nach Trost für sich und Tröstung für andere. Diese Essays stehen nicht alle auf gleicher Höhe. Manchmal ist man am Ende einer Studie „so klug als wie zuvor“. Aber immer spürt man den Flügelschlag einer geängsteten Seele, die gegen die Thore der Finsternis, des Metaphysischen flattert. So ist's ein melancholischer Festgruß geworden. Und die Ausstattung! Das ist das Reizvollste, was ich seit langer Zeit gesehen. Melchior Lechter, der den Druck übermacht und alle Wignetten zc. gezeichnet hat, hat hier ein Werk geschaffen, das auf den ersten Blick an alte Drucke des 16. Jahrhunderts gemahnt. Nicht immer freilich versteht es dieser barocke Künstler, schlicht zu bleiben. Buchstaben, so sollte ich meinen, sind dazu da, daß man sie lesen kann. Es sollen keine Rätsel sein. Das Wörtlein „Autorisierte“ las ich nach langem Buchstabieren als „Gut Frisiert“. „Muß das sein?“ fragt die Alte in Halbbes „Mutter Erde“. L. J.



Büchertisch.

Dauthenden, Elisabeth, Im Lebensdrange. Roman. Minden i. B., J. C. C. Bruns. 8°. 180 S. M. 2,25, geb. 3 M.

Driesmann, Heinrich, Die plastische

Kraft in Kunst, Wissenschaft und Leben. Leipzig, C. O. Naumann. 8°. 215 S.

Engl, J. B., Hundert lustige Bilder und Wize. München, Albert Langen. Band 4. M. 3,50.

Ermattinger, Dr. Emil, Meleagros von Sabara, ein Dichter der griech. Delsdenge. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. 8°. 48 S. M. 0,80.

Grotthuß, Jeannot Emil Freiherr von, Gottfuchers Wanderlieder. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. 8°. 181 S. 4 M.

Hartleben, Otto Erich, Die Befreiten. Ein Einafter-Opus. 8°. 184 S.

Herzog, Franz, Die Brüder. A. d. Ungar. Leipzig, F. C. Neuperts Nfl. 8°. 197 S. 2 M.

Hirschfeld, Leo, Die Lumpen. Komödie. Berlin, S. Fischer. 8°. 137 S.

Hofmann, C., Erlauchtes und Erträumtes. Leipzig, Paul List. 8°. 260 S. 3 M.

Huggenburger, Josef, Afforde. München, Hermann Lufschid (G. Franz). 8°. 96 S.

Jalovsek, Wladimir, Simfonije (Kroatisch). Prag. 4°. 48 S.

Jbsen, Henrik, Sämtliche Werke in deutscher Sprache. Bb. III. (Nordische Heerfahrt; Komödie der Liebe; Kronpräsidenten.) 8°. 351 S. 4 M.

Kelland, Alexander L., Zwei Novellen. (Treuhertz-Karen.) A. d. Norweg. von Dr. Leo Bloch. Berlin W. 8, Harmonie. 80 S.

Lewy, Alexander, Zur Genese der heutigen agrarischen Ideen in Preußen. Stuttgart, J. G. Cotta. 8°. 141 S. 3 M.

Milskáth, Koloman, Humoristische Romane u. Novellen. Autor. Übersetzung a. d. Ungar. von Andr. von Sponer u. J. J. Graf Jamoyski. Bb. I. Das Gespenst in Lublau. Roman. 8°. 131 S.; Bb. II. Intimes aus dem Menschenleben. Novellen. 8°. 156 S.; Bb. III. Die Kavaliere. 8°. 136 S. à M. 1,20, geb. 2 M.

Müller, Clara, Mit roten Kressen. Ein Gebichtbuch. Großenhain, Baumert und Ronge. 8°. 162 S. 2 M.

Paschis, Moriz, Osteuropäische Geschichten. 2 Nov. Leipzig, Georg Heinrich Meyer. 8°. 257 S. Gleg. geb.

Perfall, Anton Freih. v., Die Sonne. Roman. Berlin W., Richard Taendler. 8°. 393 S.

Runge, Prof. Dr. Max, Das Weib in seiner geschlechtlichen Eigenart. 3. Aufl. Berlin, J. Springer. 8°. 39 S. 1 M.

Schmidt-Häßler, Walter, Die Wunder der hl. Cäcilia. Märchenspiel in 3 A. Rubinerlag, München. 8°. 111 S.

Schnitzler, Arthur, Das Vermächtnis. Schp. in 3 A. Berlin, S. Fischer. 8°. 191 S.

Schott, Fritz, Im Winkel der Großstadt. Ein Geschichtsbuch. Leipzig, Georg Heinrich Meyer. 2. Aufl. 8°. 256 S. 3 M.

Schücking, Ludwig Levin, Der Sommerkönig. E. erzähl. Gedicht. Göttingen, Lüder Horstmann. 8°. 139 S. 2 M.

Stray, Dr. C. H., Die Schönheit des weiblichen Körpers. 2. Aufl. Mit 72 Abbildungen. Stuttgart, Ferdinand Enke. 8°. 195 S. 7 M.

Stray, Rudolf, Die letzte Wahl. Stuttgart, J. G. Cotta. 8°. 396 S. M. 3,50.

Strauß, Emil, Menschenwege. Erzählungen. Berlin, S. Fischer. 8. 233 S.

Wagenhofen, Franz, Partett u. Bohème. Neue Novellen. Leipzig, F. C. Neuperts Nfl. 8°. 261 S. 2 M.

Weltrich, Richard, Christian Wagner. E. Studie. Stuttgart, Strecker & Moser. 8°. 497 S.

Wilbrandt, Adolf, Vater Robinson. Roman. Stuttgart, J. G. Cotta, 8°. 259 S. 3 M.

Zapp, Arthur, Mutterohn. Roman. 2. Aufl. Berlin, Richard Taendler. 8°. 278 S.

***, Der Adel oder Ursprung und Entwicklung des Wahnes angeblicher Geburtsvorzüge . . . München, D. Th. Schell. 8°. 127 S.



Die Entwicklung der deutschen Geschichtswissenschaft vornehmlich seit Herder.

Von Karl Lamprecht.

(Leipzig.)

(Fortsetzung.)



Es ist eine der herrlichsten Aufgaben deutscher Geschichtsforschung, klarzulegen, aus welchen geistigen, politischen, sozialen, wissenschaftlichen Voraussetzungen und Zusammenhängen dies neue Zeitalter hervorging: und der Nachweis, in welchen einzelnen Stufen sich der Prozeß aus dem Nationalismus zu dem allseitigeren Seelenleben schon der Zeitgenossen Klopstocks vollzog, würde eines der reizvollsten Probleme psychologischer Untersuchung bilden.

Wir aber schreiten weiter. Daß, was aus dieser ganzen Bewegung zunächst für die Geschichtsbetrachtung gewonnen ward, war ein folgenschwerer Begriff: der der Umwelt. Man mußte jetzt, da man sah, wie das geschichtliche Leben von Mund zu Mund, von Willen zu Willen pulsierte, wohl erkennen, daß mit der isolierten Einwirkung großer Personen und dem Begriff eines Staates nach den Aufnahmen der individualistischen Vertragstheorie die Rätsel der Geschichtswissenschaft wahrlich nicht erschöpft seien. Und ich werde bald zu berichten haben, in welch revolutionären Vorgängen sich diese Einsicht kundgab.

Allein die einfachste und am frühesten abgeklärte Wirkung des neuen Geistes auf geschichtswissenschaftlichem Gebiete erfolgte zunächst in anderer Richtung. Sie trat zu Tage in der Methode der unmittelbaren Benutzung der historischen Quellen. Wir entsinnen uns, daß hier die Einsicht des früheren Zeitalters schon so weit geführt hatte, daß man zur Feststellung der Begebenheiten nur primäre Quellen, keine abgeklärten, keine zeitlich später stehenden, in erster Linie heranzog. Jetzt aber ging man weiter. Man sah zunächst die primären Quellen, dann auch

die anderen, als Ganzes an. Man glaubte nicht mehr einfach der einzigen, aus ihnen für eine bestimmte einzige Begebenheit in Betracht kommenden Stelle, sondern stellte deren Sätze in die Umwelt, in den Zusammenhang der ganzen Quelle, um sie aus dieser zu erläutern. Jetzt traten Fragen auf, wie die nach dem persönlichen geistigen Horizont des Verfassers und nach dem Horizont der Zeit und des Ortes, da er geschrieben hatte. Jetzt erst begriff man die Sagenbildung als einen natürlichen, psychologischen Vorgang und kam von der Theorie des Rationalismus ab, daß alle Sage Erfindung sei. Jetzt erst wurde, um es mit einem Worte zu sagen, die moderne Methode der Quellenbenutzung aufgestellt, wie sie jetzt erst psychisch möglich ward.

Diese Methode ist zuerst auf den beiden Gebieten der Philologie, die man noch im vorigen Jahrhundert unterschied, entwickelt worden, dem der *philologia sacra* und dem der *philologia profana*. Sehr begreiflich: beide Gebiete waren die am stärksten bearbeiteten. In der *philologia sacra*, der die Geschichtswissenschaft seit Flavius und den Centuriatoren so unendlich viel verdankt, waren es die Forschungen über den Pentateuch und die Schöpfungsberichte der Genesis, die den Ausschlag gaben, in der *philologia profana*, ein Jahrzehnt später, die Forschungen über Homer. Michaelis, Eichhorn und Fr. A. Wolf sind die großen Namen, die hier von unsern Lippen fallen. Dann folgte, von der Philologie stark berührt und in Anwendung auf das römische Altertum für die allgemeine Geschichtswissenschaft bahnbrechend, Barthold Georg Niebuhr (*Römische Geschichte* 1811). Niebuhr steht also nicht am Anfang, sondern am Schluß einer wichtigen Entwicklung; er ist nicht der Vater unsrer heutigen geschichtlichen Methode, sondern fast schon deren Vollender: denn wenig methodisch Entscheidendes ist seiner Lehre noch später hinzugefügt worden.

Die fernere Entwicklung vollzog sich vielmehr, nachdem die historische Quellenmethode des neuen Zeitalters früh gewonnen war, auf den anderen, an sich höheren Gebieten, denen der Auffassung und der Konstituierung der quellenmäßig festgestellten Ereignisse, zu einer Kette von Begebenheiten.

Hier wurde nun das neue Zeitalter der subjektivistischen Geschichtswissenschaft eingeleitet durch die Betrachtung des geschichtlichen Geschehens nicht mehr vom Standpunkt allein der isolierten, sondern auch der vereinigten Individuen und von dem Standpunkt nicht nur des vereinzelt Thuns, sondern auch der allgemeinen Zusammenhänge: Umwelt und weitreichende Abfolge der Ereignisse traten in den historischen Blickpunkt.

Das ihnen gemeinsam zu Grunde liegende methodische Element ist das des Vergleiches. Waren bis dahin die geschichtlichen Ereignisse, jedes für sich, als singulär, als nur einmal geschehen und darum jedes als durchaus nur von seiner Art und mit andern unvergleichbar aufgefaßt worden — eine Auffassung, die hier und da noch heute als die einzig zulässige angesehen wird —, so erscheint es als der innerlichste Ausdruck des Seelenlebens des neuen Zeitalters, wenn man sie von nun ab als durch den allgemeinen geistigen Zusammenhang der lebenden Individuen verbunden und mithin in gewissen Punkten vergleichbar betrachtete.

Die Vergleichbarkeit erstreckte sich nach zwei Richtungen, gleichsam in eine historische Tiefe und in eine historische Breite. Man konnte die Ereignisse in ihrem Ablauf innerhalb einer bestimmten menschlichen Gemeinschaft auf ihnen zu Grunde liegende, identische Elemente hin betrachten, und man konnte den Zusammenhang verwandter Ereignisreihen in verschiedenen, nebeneinander lebenden oder geschichtlich nebeneinander stellbaren menschlichen Gemeinschaften auf ihre gleichartigen Momente untersuchen. Von diesen beiden Aufgaben war die erste nach Lage der bisherigen Entwicklung der Geschichtswissenschaft sowie an sich offenbar die leichteste. Wenn man in der Periode der pragmatischen Staatengeschichte dazu übergegangen war, die einzelnen Thatfachen dadurch, daß man ihnen die Eingriffe großer Persönlichkeiten als bewegende Kräfte unterlegte, zu Motivenzusammenhängen auszugestalten, so braucht man jetzt diesen Weg nur weiter zu verfolgen, indem man in den aufeinanderfolgenden Motivenzusammenhängen nach gleichmäßigen Momenten forschte und diese nunmehr als objektive, wiederum die Motivenzusammenhänge beherrschende Kräfte über sie hinaus hob. Auf diese Weise erwuchs aus erweiterter Handhabung der Methode der neueren geschichtlichen Komposition der tiefste, fürderhin unzerstörbare Keim der Ideenlehre: als eine Idee, als etwas geistig objektiv Gegebenes wurde nunmehr die Kraft angesehen, deren Äußerungen man in den übereinstimmenden Momenten zahlreicher, zueinander gehörender Motivenzusammenhänge finden wollte und fand.

Freilich: nur die eine Wurzel der später, seit den 20er und 30er Jahren des 19. Jahrhunderts zu höherer Blüte entfalteten Ideenlehre liegt hier vor; eine andere, nicht minder wichtige werden wir erst später kennen lernen.

Aber neben dem Vergleich in die Tiefendimension stand jener in der Breite. Indem ich im Verlauf der Entwicklung großer menschi-

her, vor allen nationaler Gemeinschaften gewisse aufeinander folgende und durch tiefe Wandlungen des allgemeinen Kulturlebens voneinander getrennte Perioden unterscheidet und diese Perioden mit den entsprechenden Perioden anderer nationaler Entwicklungen vergleicht, erhalte ich erst einen höheren Einblick in das eigentliche Wesen aller dieser Perioden: dies Wesen, die tiefsten Ursachen und Grundlagen der Entwicklung sind in dem gegeben, was in jenen Perioden überall als gemeinsam gefunden wird; erst daneben stehen dann die abweichenden, die singulären Züge, durch welche die Erscheinung jeder einzelnen Periode für sich charakterisiert wird. Und indem ich weiterhin die gleiche Aufeinanderfolge dieser Perioden an den verschiedensten Stellen wahrnehme, erhalte ich eine Reihenfolge von Kulturzeitaltern, die für die Entwicklung der großen menschlichen Gemeinschaften, vor allem der Nationen, als typisch erscheint.

Wir sehen also, die vergleichende Methode ergibt für die weiter-ausschauende historische Betrachtung zwei große geschichtliche Anschauungsformen, die der Idee und die des Kulturzeitalters.

Aber diese Anschauungsformen waren um 1750 und auch noch um 1800 weit davon entfernt, schon klar entwickelt zu sein. Vor allem galt das für die des Kulturzeitalters, für deren Aufstellung es schon einer außerordentlich eindringenden Einsicht in das Material eines sehr ausgedehnten geschichtlichen Thatfachenbestandes bedarf. Aber auch die Anschauungsform der historischen Idee hat sich erst später entwickelt: ihre klassische Einführung in die historische Methode ist erst mit Wilhelm v. Humboldts Abhandlung über die Aufgabe des Geschichtschreibers vom Jahre 1821 erfolgt.

In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts aber trug man die vergleichende Methode, wie sie das neue Seelenleben aufdrängte, gleichsam erst unbewußt hinein in die flutende Masse der geschichtlichen Begebenheiten; und enthusiastisch, feurig, leidenschaftlich war der Charakter der ersten, von ihr durchgeistigten Darstellungen.

Durchaus die führende Stellung unter ihnen nehmen ein Herders Ideen zur Geschichte der Menschheit (1784 bis 1787). Herder sieht die natürliche Welt wie die geistig-geschichtliche an als einen gewaltigen Kosmos webender göttlicher Kräfte. Diese Kräfte sind in die Formen der natürlichen Organismen gebannt seit den Tagen der Schöpfung; in ihnen, in ihrer allmählich und lückenlos vom Unorganischen zum Organischen übergehenden, aber schon von Anbeginn vollständig abgeschlossen gegebenen Menge wirken sie sich aus, suchen sie sich in jeder

Form, jedem Typus immer mehr zu verfeinern, um schließlich die Hülle der Form zu sprengen und eine neue Welt, einen neuen Himmel und eine neue Erde herbeizuführen. Über der natürlichen aber steht die geschichtliche Welt, die Welt des Geistes. Der Mensch, geschaffen mit den natürlichen Organismen, erhielt noch in einer zweiten Schöpfung von dem Elohim das, was ihn erst der Welt des Geistes anschließt, die Vernunft. Ursprünglich vollkommen, rein und erhaben, wie sie aus der Hand des Schöpfers hervorging, ist diese Vernunft in den Anfängen des geschichtlichen Verlaufs verdunkelt, aber in der zunehmenden Tradition der Geschlechter wirkt sie sich von neuem immer stärker aus: bis sie am Ende der Dinge zum vollem Siege, zum Siege der Humanität und der Güte führen wird.

Der geschichtliche Weg aber ist bezeichnet durch das Schicksal von Nationen, die im Reihentanz der Jahrhunderte die verschiedenen Ideale der Humanität in sich verwirklichen. So haben die Griechen das Ideal aller denkbaren menschlichen Kunst, die Römer das des Rechts zur Darstellung gebracht, verwirklicht; und anderen Nationen werden andere Pfunde zufallen, mit denen sie wuchern; bis das ganze, allgemein menschliche Ideal im geschichtlichen Gesamtleben verwirklicht erschaut wird.

Das System Herders, in wunderbarer Weise vorgetragen, im einzelnen von geistreichen und treffenden Charakteristiken historischer Vorgänge überquellend, hat außerordentlich gewirkt. Noch heute denken wir vielfach mit seinen Gedanken. Methodisch aber beruhte es auf den ersten, leisen, tastenden, nur die größten Erscheinungen ins Auge fassenden Versuchen der Vergleichung. Die ganzen Nationen sind verglichen, nicht ihre einzelnen Kulturzeitalter, um den Charakter des weltgeschichtlichen Ablaufs zu bestimmen, und dieser Ablauf wiederum ist in die Beleuchtung einer Idee gestellt, die eine an Bibel und mittelalterlichen Geschichtsglauben angelehnte Metaphysik enthält.

Aber neben den universalgeschichtlichen Versuchen Herders und anderer hat diese erste Periode moderner Geschichtsentwicklung, die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts, auch noch Errungenschaften begrenzterer Art von dauerndem Wert und außerordentlichen Folgen hervorgebracht.

Nur den Verlauf der antiken Kunst im Verhältnis zum Staatsleben und zur Entwicklung der Idee der Freiheit bei Griechen und Römern betrachtete Winkelmann. Es geschah noch vor Herder; Winkelmanns Geschichte der antiken Kunst erschien 1764; sie ist das erste

moderne deutsche Geschichtswerk gewesen. Unübersehbar aber fast war trotz aller Anfeindung des Details, die dem Autor nicht erspart blieb, ihre Wirkung: auf ihrem Grund erhebt sich das stolze Gebäude der modernen klassischen Archäologie.

Und fast noch stärkeren Einfluß auf die Folgezeit hatte ein anderes Buch dieser Jahrzehnte: Möser's Osnabrückische Geschichte (1768 ff.). Gewiß ist Möser noch halb Rationalist; ganz im Mittelpunkt seiner Betrachtung steht der Staat, wenn er auch den für einen schlechten Scribenten erklärt, der nicht aus der allgemeinen Entwicklung der Kultur beizubringen weiß, was zur Aufklärung der Staatsmoden förderlich sei. Aber den Staat faßt er als lebendigen Organismus der Gesellschaft und keineswegs nach der Vertragstheorie des Rationalismus: schon erkennt er die Wichtigkeit des sozialen Zusammenhanges für das Verständnis der Verfassung, wenn er ihn auch noch durchaus einseitig agrarisch konstruiert. So wird er der Vater der modernen Verfassungsgeschichte; von ihm ist K. Fr. Eichhorn beeinflusst, und einige seiner Grundgedanken tönen noch wider in den frühesten Arbeiten Waigens.

Im übrigen aber ist die gährende Arbeit dieser ersten, in sich vielfach unabhärlarten Periode der modernen Geschichtsschreibung für die fernere Entwicklung nicht von stärkerer Bedeutung gewesen; wer lieft und schäht heute noch Schmidts Geschichte der Deutschen, diese historische Hausbibel unserer Urgroßväter, wer auch nur die Schweizergeschichte Johannes v. Müllers, dem Schillers Vers im Tell ein bleibenderes Denkmal gesetzt hat, als seine Werke! Vergessenheit deckt sie, und schon während sie erschienen, wandte sich das allgemeine Interesse, seit den 80er und 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts, einer ganz anderen Disziplin zu, die man heutzutage noch in geraden Gegensatz zur Geschichte zu stellen gewöhnt ist: der Philosophie.

Ein neues Seelenleben war, wie wir wissen, seit etwa 1750 entstanden, und fast genau schon seit dieser Zeit, seit dem Versuch v. Creuzens über die Seele, hat man versucht es psychologisch zu verstehen. Indes erst das 19. Jahrhundert hat haltbarere Psychologien des neuen subjektivistischen Seelenlebens gebracht. Nicht psychologisch, in allen seelischen Aktionen, nur erkenntnistheoretisch, in den Ergebnissen des Denkens und allenfalls im Denkprozeß lernte noch das 18. Jahrhundert die neue Welt begreifen; und der Columbus der Entdeckungsfahrten in dies neue Land war Kant.

Kant besitzt den Januskopf des erfolgreichen Reformators. Er schaut vorwärts und rückwärts, und selbst in seinen erkenntnistheoreti-

schen Schriften wechseln rationalistische und subjektivistische Elemente. Fast die Wage aber halten sie sich, wenn nicht gar unter Überwiegen der rationalistischen, in seiner praktischen Philosophie. Nun hat aber Kant Grundzüge einer Vorstellung des universalgeschichtlichen Verlaufs, die für die weitere Entwicklung der Geschichtswissenschaft von entscheidender Bedeutung geworden sind, eben im Zusammenhang mit seiner praktischen Philosophie aufgestellt.

Indem Kant die Versöhnung des Gegensatzes von Freiheit und Notwendigkeit im Verlauf der Geschichte suchte und fand, und indem er die Notwendigkeit als staatlich, die Freiheit aber als individuell begriff, ward ihm die Geschichte zum Ablaufprozeß des gegenseitigen Verhältnisses von Staat und Individuum. Er kannte in diesem Zusammenhange im Grunde nicht die Gesellschaft; er kehrte zurück zu dem alten Gegensatz des Naturrechts und der auf ihn aufgebauten pragmatischen Staatengeschichte. Und er verquickte diese Auffassung sinngemäß und konsequent mit der rationalisierteren historischen Metaphysik des Mittelalters. Als Ziel aller Geschichte erschien ihm damit ein Zustand, in dem allgemeiner Friede herrschte, und die Staaten so vervollkommenet sind, daß in ihnen dem Individuum die möglichste Freiheit des Handelns gewährleistet ist. Der Weg aber zu diesem Ziele, mithin der geschichtliche Verlauf, war ihm in einer immer stärkeren Entwicklung der Staaten zur Vollkommenheit gegeben.

So waren denn die großen kulturgeschichtlichen Gedanken Herders vergebens gedacht worden! So sollte nicht mehr eine allgemeine Vollkommenheit des Staates das Ziel aller immer noch teleologisch gedachten Entwicklung sein! Der Gegensatz zwischen Kant und Herder entlud sich in überaus scharfer Polemik; für die nächste Zukunft aber behielt Kant das Feld, und seine Lehre wurde noch genauer von den großen Vertretern der Identitätsphilosophie, von Fichte, von Schelling, von Hegel ausgebildet.

Hierbei begegnet es ihr aber, daß sie von Schelling ab mit einer Lehre verknüpft wurde, die ein anderes, uns schon bekanntes Element der vergleichenden Zusammenfassung historischer Thatfachen von anderer Seite her plausibel machte: die Idee. Indem nämlich Schelling die geschichtliche Entwicklung zu dem Kant'schen Ziele im einzelnen zu erklären suchte, konnte er sie, gemäß dem teleologischen Charakter der zugrunde liegenden Spekulation, nur ableiten aus höheren, transcendent eingreifenden Kräften, die sie im einzelnen vorwärts schoben und bestimmten. Nun standen seinem Denken, das sich an alle Mystik der

Vergangenheit und namentlich auch an die Neuplatoniker angeschlossen, hierfür ohne weiteres die durch die Neuplatoniker hypostasiierten Ideen Platons zur Verfügung: Kräfte, die aus dem Göttlichen hervorgehen, in die geschichtliche Welt eintreten und diese beherrschen, bis andere Ideen, wiederum aus dem Göttlichen nach unerforschlichem Ratsschlusse hervorbrechend, sie ablösen und Geltung gewinnen zu ihrer Zeit. In dem Schelling diese Ideen, gleichsam verobjektivierte Gedanken Gottes, in die Geschichte einführte, lag es nahe, sie mit jenen Gedanken zu identifizieren, die sich den Historikern auf dem neuen Wege des Vergleichs aus der Betrachtung größerer Summen von Motivenzusammenhängen ergeben hatten.

Es ist hier nicht die Aufgabe, genauer auszuführen, bis zu welchem Grade das bei Schelling schon geschah: genug, daß die ersten Jahrzehnte unseres Jahrhunderts philosophisch und historisch zugleich in hohem Grade die geistige Anlage zeigten, diese Kombination in sich aufzunehmen, und daß diese sich darum allgemach als gleichsam denknotwendig verbreitete. Ihr Theoretiker aber ist Wilhelm v. Humboldt geworden. Bei ihm, in dem ausgereiften Denken des Auffasses vom Jahre 1821, erscheinen die Ideen als Äußerungen des Absoluten in der geschichtlichen Welt; sie kommen und gehen nach uns unbekanntem Gesetze; aber die menschliche Intuition, die Verückung der Einbildungskraft kann sie als über den Motivenzusammenhängen stehende Momente einer höheren Ordnung der geschichtlichen Welt erkennen und gläubig ahnend zur Darstellung bringen. Es ist die Ideenlehre, wie sie bis in die 40er und 50er Jahre unsres Jahrhunderts, vereinzelt auch noch länger, erhalten geblieben ist: ein Erzeugnis des mystischen Elements in der Spekulation unserer Identitätsphilosophie, ohne methodische Durchbildung, ohne erkenntnistheoretische Fundamentierung von größerer Klarheit.

Die 20er und 30er Jahre unsres Jahrhunderts sahen damit für die konkrete Weiterentwicklung der Geschichtswissenschaft folgende Kombination vor sich: aus der ersten Periode der modernen Geschichtsschreibung her die noch wenig genau umgrenzte, aber mit der Sicherheit einer dem Kulturzeitalter unentbehrlichen Forderung sich ausdrängende, kulturgeschichtliche Betrachtung, aus der mit Kant einsetzenden zweiten Periode her aber die Zurückführung der historischen Probleme wesentlich auf die Aufgaben der Staatengeschichte, und für die Formulierung allgemeiner Zusammenhänge die mystisch gehaltene Lehre von großen, in die Geschichte von oben her einfließenden Ideen.

In den Reichtum dieser Kombination hinein wurde Ranke geboren.

Zudem ich diesen Namen ausspreche, nahen wir uns voll Ehrfurcht dem gewaltigsten historischen Genie dieses und vieler anderer Jahrhunderte, dem Geist, dem es vergönnt war, einen großen Augenblick in der Entwicklung unsrer nationalen Geschichtswissenschaft gerecht zu werden und ihm durch ein 90jähriges Leben hindurch zuzurufen: Verweile doch, du bist so schön. Ranke, ganz ein Schüler Niebuhrs und ganz ein lebendig durch die philosophischen Strömungen seiner Zeit angeregter Geist, ein Christ zudem, dem die tiefsinnige Teleologie des Mittelalters in bester und feinsten Raffinerung nicht fern stand, verband, was ihm die Zeit darreichte, mit einem überaus empfindlichen historischen Denken und voller künstlerischer Freude an dem bunten Treiben der geschichtlichen Welt: und so ward er zu dem größten Rhapsoden der kulturgeschichtlichen Gesichtspunkten nicht fernstehenden Staatengeschichte und zu dem weitstichtigsten Deuter der Gedanken Gottes in der geschichtlichen Welt, den unser Jahrhundert erzeugt hat. Unermüßlich thätig — labor ipse voluptas war sein Wahlspruch —, hat er die neueren Zeiten der europäischen Geschichte in ihren tausenden und abertausenden von politischen Verwickelungen für uns und kommende Geschlechter tiefsinnig durchmessen und noch im höchsten Alter die Fäden rückwärts gezogen hin über den weiten Bereich dessen, was den europäischen Nationen bis zur Gegenwart als Weltgeschichte gegolten hat. (Schluß folgt.)



Die Feindlichen.

Drama in vier Aufzügen von Johannes Schlaf.

(Magdeburg.)

(Fortsetzung.)

Dritter Aufzug.

Dasselbe Zimmer. — Es ist wieder um dieselbe Zeit.

A sit (liegt auf der Chaiselongue; liegt nach Aufgang des Vorhanges einen Augenblick ruhig, wendet sich von der Seite auf den Rücken und kreuzt die Hände im Gesicht. In dieser Stellung liegt sie eine kleine Weile. — Plötzlich rafft sie sich auf,

preßt in fixer Stellung beide Hände gegen die Schläfe und stöhnt. — Läßt die Hände wieder sinken, starrt einen Augenblick vor sich hin, springt dann auf und begiebt sich hastig zum Tisch, auf dem eine Mappe liegt. — Sie öffnet sie und beginnt ihren Inhalt zu betrachten. — Ihre Augen haften starr auf den Zeichnungen. — Plötzlich wendet sie mit einer lebhaften Bewegung das Gesicht von den Blättern in die Höhe. (Seufzt): Der Bild! — Der — Bild!

(Wie in einer Vision starrt sie eine Weile vor sich hin. Dann bringt sie mit einer jähen Bewegung die Hände an die Schläfe. Gepeinigt): Ah mein Gott!

(Wieder in tiefen Gedanken vor sich hinstarrend): Der — Bild! — Und doch: nein! — der Arme! Arme! — — — Was sollte er gemeint haben? — (Dann nach einem starren Nachdenken): Ich — ihn lieben?! — (Ausschreien): Ah!! —

(Schaubert in sich hinein. Dann verzweifelt ausbrechend): O mein Gott, das ist nicht zu ertragen!! —

(Läuft von einem plötzlichen Entsetzen getrieben auf die Flügelthür zu; bleibt aber auf halbem Wege stehen. — Hände ins Gesicht gepreßt, Kopf aufwärts gerickt, Augen halb geschlossen, den Mund in die Breite gezerrt, stöhnt sie tief und schmerzlich auf.)

Helene (steht durch die Flügelthür ins Zimmer): Asta! — Du bist wieder auf? — (Sie tritt ins Zimmer, eilt auf Asta zu, umfaßt sie. Mit Teilnahme): Sind die Kopfschmerzen wieder schlimmer geworden? Wie?

Asta: Nein, nein! — Aber — ich lege mich nicht wieder hin. — (Immer in Verwirrung): Ich habe eine Weile — geschlummert. — (Bestiger): Willst Du nicht hierbleiben und mir ein bißchen Gesellschaft leisten? — (Seufzt, streicht sich über die Stirn.)

Helene: Aber natürlich! — Du Arme! — (Rüht sie auf die Stirn.)

Asta (steht einen Augenblick verloren da; dann plötzlich, mit einem verwirrten Lächeln): Hehe! — Nein, Du! Komm nur mal! — Sieh nur mal! — (Faßt Helene beim Arme, führt sie zum Tisch): Findest Du — nicht auch? — Hehe! — (Schlägt die Mappe auf.) Das — ist alles so furchtbar — lebendig? — (Mit verhaltenem Schauer und einem krampfhaften Lächeln): Die Augen! — (Helenes Hand mit einem hastigen, wie hilfseuchenden Griff erfassend): Die — Blicke! — Du! — Hehe! — Wirken sie nicht — geradezu — lebendig?! — Als wenn sie — einem — etwas sagen wollten?

Helene (leicht verängstigt): Ach, ich — mag die Bilder nicht! — Sie — sind so sonderbar.

Asta (mit weiten Augen und einem starren Lächeln, den Blick auf den Blättern haften lassend): Was das alles — bedeuten soll? — (Liest mechanisch): „Et tout est effrayant lorsqu'on y songe.“ . . . Sieh nur! — Nacht! — Und — der Feuerbrand! — Und der Mann mit dem Schürbaum! — Und wie er immer, immer so im Kreise herum-

läuft! — Die vielen Stapsen! — Und diese schrecklichen — Angstaugen! — Du! Immer alles so tief und bis in den letzten Grund hinein denken zu müssen! — (Mit einem Schauer) Ah!! — (Schlägt die Mappe schnell zu. — Facht Helene nervös beim Arm, zieht sie zur Chaiselongue hin.) Komm! — Wir wollen uns was plaudern! Nicht?

Helene (blickt sie an, umarmt sie zärtlich besorgt, ein wenig geängstet): Asta! — Wie bist Du nur?

Asta (nimmt sich zusammen, streicht ihr übers Haar, lächelt): Nun, Kind! — Eben ein bißchen nervös! — Ein bißchen — verlatert wohl von unserer Becherei gestern! — Komm!

(Sie gehen miteinander zur Chaiselongue, wo sie sich niederlassen.)

Hm! — Sag mal! — Wie gefällt Dir eigentlich der — Doktor? Wie?

Helene: Der Doktor? — (Gedehnt): Ah! —

Asta: Wie?

Helene: Ich — weiß nicht?

Asta: Weißt nicht? — Und was bedeutet das „weiß nicht“?

Helene: Ah, er könnte was Besseres thun, als einem so überspannte Zeichnungen zu Weihnachten schenken! — Ueberhaupt: ich weiß nicht, was er da neulich Abend alles sprach? — Von dem Bär da . . . Und von — Suggestion —

Asta (mit abgewandtem Blick, hastig): Jaja! — Das war Dir — langweilig? Wie?

Helene: Gott! ich hab' es gar nicht verstanden. — Ich weiß nicht; mir war so — Er ist mir eigentlich ein bißchen — gruselig . . .

Asta (mit einem krampfhaften Lächeln): Ah, gruselig . . .

Helene (erröthend): Ah, es war so eine eigentümliche Stimmung! — (Kleine Pause; dann nachdenklich): Rärrisch! ich habe nun immer, wenn wir unterwegs sind, so ein merkwürdiges Gefühl, als wenn irgendwo in Berlin irgend etwas ganz Absonderliches und — Mysteriöses wäre.

Asta (mit einem gedehnten Lächeln, legt sich über die Stirn streichend): Ah so! — Hehe!

Helene (blickt Asta an, lacht plötzlich munter auf, etwas à la Backisch): Nur 'n Schnurrbart müßt' er haben! — Manchmal sieht er doch geradezu aus wie 'n Zunge! — (Lacht.) Nicht?

Asta (in Gedanken): Ja. -- Und hat doch so tiefe und männliche Gedanken! —

Helene (lebhaft): Ah, komm! — Wir wollen von was Anderem

reden. — (Rückt näher an Asta heran und umfaßt sie): Hihihi! — Denke Dir, neulich hab' ich meinen ersten Korb gegeben!

Asta (mit gezwungenem Interesse): Ah!

Helene (blickt sie mit schalkhaft forschendem Blicke an): Kannst Du Dir vorstellen, wem?

Asta (wie vorhin): Nun?

Helene (sucht eine würdige Bassstimme zu imitieren, die flüstert): Dem Herrn Professor! — Unserm sehr ehrenwerten Vetter Kurt! —

Asta: Sieh!

Helene (mit humoristischem Vorwurf): Wie?! Da fällst Du nicht mal vom Stengel? — Also natürlich — (Pathetisch) — Kollmops im Frack! — Aber, ich konnte mir nicht helfen: selbst seine drei Durchzieher vermochten mein Herz nicht zu bewegen.

Asta (lächelt): Du, du! —

Helene: Puh! Ree! — Der arme Papa hielt gerade sein Nachmittagschläfchen. — Du kannst Dir vorstellen, wie bedeutend er sich geehrt fühlte!

Asta (lacht).

Helene (mit humoristischer Genugthuung über den Erfolg ihrer letzten Worte): Siehste?! — Nein! So weit war ich also natürlich leider noch nicht über die Backfischromantik hinaus. — (Ihre Fingerspitzen betrachtend.) Zur Zeit noch Prinz! — Ein feiner, schmuder Junge! — Patent! — Auch ein bißchen — romantisch! — (Errödet, sehr verlegen): Ah, papperlapapp! —

Ernst (tritt durch die Flügelthür ins Zimmer. — Nähert sich den Beiden, langsam, bequem; Hände in den Jaquetttaschen): Na?!

Helene: Langschläfer!

Ernst (lacht. — Geht leger, ein Sähen hinter der Hand verbergend, auf den Tisch zu, schiebt die Mappe, schlägt sie auf, blättert): Hm! — (Schüttelt den Kopf.) Er ist und bleibt doch ein sonderbarer Mensch, der gute Heinz! — Wie kann man nur Geschmack finden an so einer Zeichnerei! — So à la Munch übrigens wohl? — Nur mit einer slavischen Nuance, so ins Dostojewskihast-Berschrobene hinein! — (Klappt die Mappe zu.) Nu, wer's mag, mag's ja wohl mögen! — (Zündet sich eine Zigarette an.)

Asta (müde): Ah nun! — Höllenbreughel ist freilich patentierter! —

Ernst: Ja! Wirklich! Gewiß, Kind! — Und Goya, par exemple, hat weit mehr Kraft und weit raffinirtere Teufelei! — Und dann, unterschiedliche Hochachtung! hat er dann doch seinen ganz

prächtigen niederländischen Rassehumor. — Aber weiß der Teufel! was für müd' hypochondrisches Zeug einem diese Strichelei suggeriert! — Man könnte reinweg von einer geistigen Bazilleninfektion sprechen. —

Asta (mit Zeichen von Unruhe): Jaja. — (Seufzt, streicht sich über die Stirn.)

Ernst: Na, es ist eben mal wieder einer von seinen Geniestreichen. — Was er sich eigentlich bei so was denkt, mag der liebe Himmel wissen! — (Wacht.)

(Schweigen.)

Helene (sich erhebend): Ach, wißt Ihr? ich werde frische Bichter auf den Baum stecken. — Wir brennen doch heute Abend noch mal an?

Ernst: Ja! — Machen wir, Vene! —

Helene: Bon! — Und dann werd' ich ein bißchen auf dem Klavier klumpern! — So lange?

(Schaut aus dem Zimmer.)

(Schweigen.)

Ernst (geht auf und ab): Aber sonst hat er sich ja ganz erstaunlich zu seinem Vorteil verändert! — Ich weiß nicht, findest Du nicht auch? Er wirkt ordentlich als Mann von Welt. — Und so adrett, so elastisch, geradezu — gräßlich macht er sich! — (Wacht.) — Weiß der Skudud! Was mag nur mit einem Mal über ihn gekommen sein? — Sollte etwa unsre Vene diesen veredelnden Einfluß auf ihn ausüben? — (Wacht.) — Sag' mal, Kind! ich wundre mich: Du bist so reserviert gegen ihn? Er muß doch jetzt eigentlich mehr nach Deinem Geschmack sein? — Na, es wird Dir eben noch zu überraschend sein! —

Asta (erhebt sich mit Unruhe; Hände nach dem Kopf, stöhnt): Ach! Ich — ertrag' es nicht mehr!

Ernst: Liebe! Was ist Dir?

Asta (auf die Mappe zu, die sie wieder aufschlägt, mit Unruhe): Du! — Komm her! — Sieh! — Findest Du nicht auch? — An diesen Bildern . . . So etwas — Besonderes . . . So etwas Unheimliches . . . (Sequält): Ach! Ich — kann es nicht sagen!

Ernst: Asta! — Was ist Dir?

Asta (hastig): Du! — Glaubst Du, daß man Jemand, auf einem indirekten Wege, etwa so, mit derartigen Zeichnungen, etwas Bestimmtes — suggerieren kann?

Ernst: Etwas — suggerieren kann? — Du meinst — er . . .

Asta (verzweifelt): Ja! — O mein Gott, ja! Ja! —

Ernst: Liebste! Beste! — Du meinst, er habe . . . Heinrich habe Dir . . .! — Mit diesen Bildern . . .! . . .

Asta (verwirrt): Ah nein, nein! — (Streicht sich über die Stirn.)

Ernst: Liebste! Ich bitte Dich! — Wie kommst Du auf diese — Idee?! —

Asta (wie vorhin, vor sich hinstarrend): Ja. —

Ernst: Asta! — Was ist das?! — Was — hat das zu — bedeuten?!

Asta (stürzt an seine Brust, geängstet): O, befreie mich davon!! — Ich — ertrag' es nicht mehr!! — Ich — kann es nicht mehr ertragen!! —

Ernst: Beste! — Asta! — (In großer Besorgnis): Komm! — Setz' Dich! — Beruhige Dich, Liebste! — Sprich! Sprich Dich aus! — Die — Bilder . . . Du meinst . . . Mein Gott! — (Er hat sie zur Chaiselongue geführt, wo er sie sanft zu sitzen nötigt. Läßt sich neben ihr nieder.)

Asta (nach einer Pause, in der sie sich zu sammeln gesucht): Du entfinnst Dich — vor ein paar Tagen, eh' Du mit Helene zurückkamst — Er war während Eurer Abwesenheit gekommen und war so anders — so merkwürdig . . .

Ernst: Wie — merkwürdig?

Asta: So — so verändert, wie Du vorhin sagtest. — Es war mir so — ungewohnt, so — überraschend — Und dann — hatte ich — etwas Kopfschmerzen . . .

Ernst: Ja? Und?

Asta: Er wollte sie mir — weghypnotisieren. — Und ich — ich weiß nicht . . . Mir war so . . . Ich gab nach —

Ernst: Ja ja! er sagte: er hätte Dir Kopfschmerzen gebüht . . . Nun, und?

Asta: Und wie ich aufwachte . . . Ich war so . . . In so einem — Zustande! — So . . . So — — Und — da sah ich, für einen Moment, seine — Augen . . . O mein Gott! Ich werd' es nicht mehr los! — Sie waren so . . . Der Ausdruck! — (Wie von einer Vision gepackt, in sich hineinschauend) O mein Gott!! — Und in dem Augenblicke spürt' ich, war es mir . . . Da hatt' ich eine Empfindung . . . (Verzweifelt): Ah, ich kann es nicht — sagen!!! —

Ernst: Liebste! — Beruhige Dich! — Hörst Du?! — Beruhige Dich!

Asta (halb ohnmächtig den Kopf an seine Schulter gelehnt): Ah, ich werd'

es nicht mehr los! — Es ist vor mir wie eine — fortwährende — Vision!!

Ernst: War . . . War der Kopfschmerz vorbei? Wie?

Asta: Ja. — Es war mir so leicht geworden! — So eigentümlich leicht. —

Ernst (lächelt): Aber Liebste! Es ist eine Einbildung! — Sieh mal: was soll es denn gewesen sein! — Du meinst, er habe Dir, in dem Augenblick, als Du seine Augen sahst, etwas suggeriert? Wie?

Asta (hastig): Ja ja. —

Ernst: Aber Beste! — Ich bitte Dich! — Was soll er Dir wohl suggeriert haben?

Asta: Du! Kann man jemand nicht auch ohne Worte . . .

Ernst: Ach, glaub' doch nicht an solche Thorheiten! — Ich weiß nicht, was der Wissenschaft in dieser Beziehung möglich ist: aber der gute Heinrich, wenn ich auch zugeben will, daß er so ein bißchen Dilettant ist . . . Nein, nein! — Sieh mal, es ist doch eigentlich ganz erklärlich! — Seine Augen: er wird eben seine Aufmerksamkeit noch auf Deinen Zustand konzentriert haben und Du erwachst! Sein Blick muß Dir natürlich ungewöhnlich sein . . . Ich bitte Dich! laß Dich auslachen! — Was für Thorheiten sind das! — So eine große, kluge Frau und macht sich solche Gedanken! — (Streicht ihr übers Haar.) Und nun soll er gar mit den — Bildern . . . Wohl gar so eine Art Sympathie?! — Ich bitte Dich! — Übrigens kannst Du mir das Zeug geben! — Es ist eben eine unbegreifliche Geschmacklosigkeit von ihm! — Wie ich schon sagte: so recht einer von seinen — Geniestreichen! — Habt Ihr vielleicht mal über so was gesprochen?

Asta (müde): Nein! — Nein! —

Ernst: Merkwürdig! Und da bringt er Dir so ganz unvermutet und unvorbereitet diese edlen Kunstwerke auf den Hals? — Na, er ist eben in gewisser Beziehung ein ganz kurioser Sonderling! — Im übrigen aber: laß Dir das ausreden, Liebste! — Ich bitte Dich um alles in der Welt! Mag unser lieber Heinz — so problematisch sein, wie er will: aber Du wirst ihm doch unmöglich eine Schurkerei zutrauen können! — Ist Dir nun die ganze Grundlosigkeit Deiner Einbildung offenbar? — Wie?

Asta (wie in einer Vision): Es sind Worte, die Bilder! — Wie Worte ist's dazwischen! — Sie sprechen!

Ernst: Wie! — Sie — sprechen? — Aber Liebste! Was? Was sprechen sie?!

Asta: Er ist diese Bilder! — Es sind seine Augen; es ist sein Charakter! In hundert Verwandlungen! — Er selber! — Das Bild mit dem Feuerbrand! — O, wie ich das fühle! Wie ich das bis in den tiefsten Grund hinein fühle! — Der Arme! Arme! — Arme!! — O mein Gott!! — (Schlägt die Hände vors Gesicht.)

(Schweigen.)

Ernst (mit einem schweren Seufzer, gedrückt, betroffen): Aber Beste! Gewiß! — Was Du da sagst, ist doch in einem gewissen Sinn nur selbstverständlich! — Die Bilder repräsentieren nach einer gewissen Richtung seinen Geschmack, und sind in diesem Sinne ein Teil seines Wesens! — So meinst Du es doch! — Nicht wahr?

Asta: Nein! — Ja! — Ich — kann es nicht sagen! — O Gott, ich . . .

Ernst: Aber natürlich! — Nur so meinst Du es! — Da die Bilder Dich aber, weil sie so ungewöhnlich sind, so eindringlich beschäftigen, und weil sie gerade so trübe, unterirdische Gedanken in einer so unbestimmten Weise lebendig machen, nicht wahr? wirken sie eben auf Deine Nerven, und — nicht wahr? — (Mit ärgerlichem Nachdruck): Es ist eben eine ganz unverantwortliche Dummheit von ihm, Dir diese Dinger mitzubringen!

Hm! — Ja, aber was sprechen die Bilder, Liebe? — Wie?

Asta (erröthend, hastig): Ah, ich — weiß nicht!

Ernst: Gott, sie sprechen eben, was sie darstellen! — Recht herzlich dummes, verschwommenes und verwachsenes Zeug! — Wir wollen sie eben in einen Winkel werfen und damit gut! — Im übrigen wirst Du doch aber unserem guten Heinrich unmöglich irgendwelche Teufeleien zutrauen wollen. — Nicht wahr? — Lache Dich doch mal aus! — Er, bei all seinen Verschrobenheiten, der wirklich gutherzigste Mensch von der Welt.

Asta (auffpringend, nervös, sich die Ohren zuhaltend): Ach, ich bitte Dich! Hör' auf mit diesem ewigen Refrain von seiner — Gutherzigkeit! — Sag doch, er ist ein Idiot! — Nicht wahr, er ist ein Idiot?! — Ich will nicht, daß Du so von ihm sprichst! Es ist zu blind, zu — (mit sinkendem Tonfall): gut von Dir!

Ernst: Ja, aber Liebe! mag er sein, was er will: merkst Du nicht, daß Du ihn — zu einem Schurken machst mit dem, was Du ihm zutraust?!

Asta (verwirrt): Wie? — Ein — Schurke! — O Gott!

Ernst: Nun, ich bitte Dich! — Es ist doch aber geradezu — absurd?

Asta (sieht einen Augenblick, verloren vor sich hinstarrend, eilt dann auf den Sessel zu, wirft sich drüberhin und bricht in ein lautes, verzweifeltes Schluchzen aus.)

Ernst (starrt sie einen Augenblick betroffen an, tritt dann zu ihr, umfaßt sie, beugt sich zu ihr): Asta! Liebste! — Beste! — Was ist Dir nur?! — Asta! Komm zu Dir! — Hörst Du!

Asta (richtet sich auf, nimmt sich zusammen).

Ernst: Arme! Wird Dir besser?

Asta! (sieh von ihm freimachend): Es ist gut — Es ist gut! — Laß mich! — Du — hast Recht! — Es sind eben — natürlich! — Einbildungen! — Ich bin — in der ganzen letzten Zeit etwas nervös gewesen . . . Beunruhige Dich weiter nicht . . . Es wird sich ja . . . Entschuldige! — Ich will — gehn und etwas Morphium nehmen und mich — ein paar Augenblicke ruhen . . . Ich komme dann . . . (Ght dann durch die Thür links aus dem Zimmer.)

Ernst (geht auf und ab.) — (Im Nebenzimmer Gespräch.)

Ernst (wendet seine Aufmerksamkeit der Flügelthür zu.)

(Es ist dunkler geworden. Kaminslut über dem Fußboden.)

Heinrich (tritt mit Helene durch die Flügelthür ins Zimmer.)

Ernst: Ah, Du?

Helene: Wo ist — Asta?

Ernst: Sie ist in ihrem Zimmer! — Sie will sich etwas ruhen!

Heinrich: Asta ist nicht wohl?

Ernst: Nein! — Sie ist sehr — nervös. —

Helene (geht durch die Thür links aus dem Zimmer.)

Heinrich: Sie ist — nervös? — Oh! —

Ernst (stunkt müde, mit einem schweren Seufzer in einen Sessel): Ah ja! — willst Du Dich nicht setzen?

Heinrich (läßt sich schweigend nieder.)

Ernst: Ja! — (Seufzt.) — Hum! — Eh — Du weißt ja, wie sensibel sie ist. — Es ist sonderbar, wenn ihr etwas Neues, Ungewöhnliches entgegentritt, so hat sie's mit Zufällen dieser Nervosität. — Ich denke noch an die Zeit, wo ich ihr so allerlei religiöse, dogmatische Vorurteile zerstören mußte! — Diese Krisen ergreifen ihr ganzes Wesen, ihre ganze Konstitution. — Du kannst Dir denken, daß ich sie zu schonen versuchte; aber sie hat eben keine Ruhe, ehe sie sich so etwas gründlich assimiliert hat. — (Schweigt eine Weile. Dann zögernd): Ja, und nun weiß ich eigentlich nicht mit Bestimmtheit, worauf ich ihren augenblicklichen

Zustand zurückführen soll. — Unzweifelhaft ist ja wieder so etwas Neues, ihr Ungewöhnliches im Spiel. — *Hm!* —

(Er erhebt sich und geht unruhig auf und ab, wie mit einem Entschluß kämpfend.)

Heinrich: Ach, das ist — interessant! — (Nervöses Spiel der Finger auf der Sessellehne.) Aber — es ist dann doch wenigstens — eine Beruhigung . . .

Ernst (haftig): Jaja! — Sie hat ja so ein erstaunliches Assimilationsvermögen. — Aber, Du kannst Dir denken: Diese Zustände! — Diese Krisen! —

Hm! — Na ja! — Eh — vielleicht geh' ich nun nicht fehl, wenn ich ihren Zustand diesmal eigentlich — auf — Dich zurückführe! — Du mußt mich nicht mißverstehen . . . eh! . . .

Heinrich: Hehe! — O durchaus nicht! — Es ist sogar bestimmt so! — Ich bin selbst bereits zu diesem Resultat gekommen, und unzweifelhaft würden wir uns auch bei nächster Gelegenheit darüber ausgesprochen haben. — Hehe! —

Ernst (erleichtert): Jaja! — Nicht wahr! —

Heinrich: Zumal da ich schon Gelegenheit fand, mit Asta selbst zu sprechen.

Ernst: Ah! — So! — Du hast . . .

Heinrich: Ja — hehe! — als ich sie da neulich allein traf! — Du entfinnst Dich?

Ernst: Jaja. — *Hm!* —

Heinrich (immer mit einem ruhigen, ironischen Lächeln): Du befinnst Dich auch auf den Abend, als ich mich verabschiedete, um für die Feiertage nach Hause zu reisen? — Ich gestehe, daß ich den Abend in einer tiefen Depression von Euch fortging; denn eigentlich kam ich — der Abend war für mich eben auch so eine Art Krise — hehe! — durch die Vorgänge zu einer recht niederdrückenden Empfindung gewisser — wie soll ich sagen? — Charakterunzulänglichkeiten in mir, mit denen ich schon lange in Konflikt gelegen hatte. — Hehe! — Du weißt, der Gelehrte, der Zauderer, der Hamlet! — Hehe! —

Ernst (lächelnd): Dem Du hoffentlich inzwischen nicht so durchaus den Garaus gemacht haben wirst?

Heinrich (lächelnd): Hoffentlich ist er mit gewissen seiner — Untugenden so tot als nur möglich! — Hehe! — Nun, die ganze Zeit war für mich eben so eine Art — Charakterrevolution. — Hehe! — Asta kann sich in gewisser Hinsicht mit mir trösten! — Aber, Du weißt ja: was vermag nicht der — Wille! — Hehe! —

Ernst (erstreut): Jaja. — Ich muß Dir zugestehn: ich habe mich gewundert! — Du bist ja in vieler Beziehung geradezu ein anderer geworden.

Heinrich: Ja! Gewiß! — Hehe! — Und ich hoffte, Asta würde, nicht minder wie Du, mit dieser — Wendung zufrieden sein. —

Ernst: Hm!

Heinrich: Das heißt, mißversteh' mich nicht! — Ich gab mich keinen Illusionen hin, daß ihr das für die ersten Augenblicke nicht schwer werden würde. — Es muß sie ja im höchsten Grade frappieren, und es ist nur zu selbstverständlich, wenn sie nicht sofort den Ton finden kann . . . Nicht wahr? — Hehe! —

Ernst: Ja! — Gewiß, gewiß! . . . Hm!

Heinrich: Sie hat mir das ja auch selbst gesagt. — Aber immerhin gab mir nichts bei unserer damaligen Auseinandersetzung die Veranlassung, anzunehmen, daß ihr das, wie es scheint, geradezu unmöglich ist? —

Ernst: O! — (Räuspert sich.)

Heinrich (steht eine Weile vor sich hin): Hehe! — Ja, deshalb, wie ich nun hörte, daß sie sich in diesem — nervösen Zustand befindet, und wie Du mir nun Deine Vermutung mitteilst: hm! — da halte ich's ja nur für selbstverständlich, daß — so schwer mir das ja — in gewisser Hinsicht . . .

Ernst (hastig): Daß der Verkehr mit uns, meinst Du . . . Ah nein, nein, nein! mein Lieber! — (Auf und ab.) Hm! — Nicht doch! Nicht doch! — Es ist nur, wenn ich's überlege . . . Nicht wahr? Hm! — Ich glaube wohl gar! — Wo wir so lange und nah miteinander verkehren! — Und wo Asta . . . Eh! Siehst Du! — Es hat sich eben nur in diesen Tagen alles so zusammengedrängt . . . Aber . . . Nun ja! — Hm! — (Auf und ab.)

Heinrich (erhebt sich): Gewiß! Und gerade deswegen — nicht wahr? — hehe! — Ganz selbstverständlich! — Unter diesen Umständen ist mein Aufenthalt hier nicht gut möglich . . .

Ernst: Oh . . .

Heinrich: Hehe! — Hm! Ja, und eigentlich, in der nächsten Zeit werd' ich dann wohl auch kaum von meiner Arbeit loskommen können. — Der Verleger drängt; ich muß mit meinem Manuskript zum Abschluß kommen und habe alle Hände voll zu thun.

Ernst: Jaja! — O, wie schade, wie schade! — Ich hatte mir

nun gerade von den Feiertagen so viel versprochen . . . Hmhym! —
Ne! —

Heinrich (nach einem Schweigen, finster, trübe): Auch mir thut das
alles von Herzen leid! — Leb' wohl, mein Lieber! — (Reicht ihm die
Hand und sieht ihm in die Augen.) Leb' — wohl! —

Ernst: Auf Wiedersehn! — Auf Wiedersehn! —

Heinrich: Hm! — Hehe!

Ernst: Ja, wie gesagt! — Sieh mal, es ist ja . . . (Sie gehen durch
die Flügelthür ab.)

Jetzte (kommt durch die Thür links mit der brennenden Lampe, nähert sich
mit ihr dem Tisch, brummt vor sich hin): Ju, ju! — Die . . . Die sehn's
nich! — Die Könn's nich sehn! — Das is 'n Schuft! — Das
is 'n ganz heemlicher, nichtswürd'ger Schurke is das! — (Setzt die
Lampe auf den Tisch; schraubt verdrücklich daran herum.) Ne! — Na! — Der
meent's nich so wie e's sa't! — (Wendet sich wieder der Thür links zu und
geht, mit den Händen an ihrer Schürze herunterstreichend, verdrücklich brummend, eis-
fertig ab.)

Ernst (tritt wieder ins Zimmer; zündet sich eine Zigarette an, geht in
Sorgen hin und her).

Asta (tritt mit Helene ins Zimmer).

Ernst: Nun?

Asta (mit Haltung; bleibt stehen, sieht Ernst groß und verwundert an):
Wo — ist Heinrich?

Ernst: Wo . . . Du fragst, wo . . .

Asta: Du hast ihn fortgeschickt?

Ernst: Nein, Liebe! — Er ist selber wieder gegangen. —

Aber . . .

Asta: Warum?

Ernst: Ja, nun . . . Hm! — Als er hörte . . .

Asta: Ah! Du hast ihm — gesagt . . .

Ernst: Ja, ich habe allerdings . . .

Asta: Ah!! — Unmöglich!! — Du — hast — ihm . . .

Ernst: Aber nein doch, Liebe! — Mißversteh' mich doch nicht!
— Ich — Hm! — Er fragte natürlich nach Dir . . . Und ich konnte
ihm doch nicht . . . Nicht wahr?

Asta: So! — Nun ja! — Und warum ist er — fortgegangen?

Ernst: Mein Gott! Du kennst ja doch seine Hypochondrieen!
— Er bildet sich natürlich ein, daß seine Gegenwart, bei Deinem
Zustande . . .

Asta (lacht laut auf).

Ernst: Aber . . . Nun ja: sieh mal! Am Ende ist es doch wohl auch wirklich besser, wenn er — überhaupt . . . Das heißt, er bebauerte selbst; der Verleger drängt ihn wohl, und er hat wohl sein Manuskript noch zum Abschluß zu bringen . . . Kurz: er hat sich eben auf längere Zeit verabschiedet . . .

Asta: Er hat sich — verabschiedet . . .

Ernst: Ja, nicht wahr? — Es ist . . .

Asta (ausbrechend): Aber ja! Natürlich! — Ich bin ja halb verrückt! Ich habe mich ja wohl durch seine — Hypnose da ganz und gar ins Boddhorn jagen lassen! — Ich habe ja wohl . . . Hahahaha! —

Ernst: Ja aber, Beste! was soll ich nun dazu sagen . . .

Asta: Köstlich! Köstlich! — Mein Gott, wie — Iachhaft!! — Er hat ja nun wohl so eine — dämonische Gewalt über mich! — Aber wie großmütig! — Wirklich! — Er hat sich verabschiedet! — Der Verleger drängt ihn! Er muß sein Manuskript zum Abschluß bringen! Was für eine — Großmut! — Hahaha! — Nein, es ist ja zu komisch! Zu komisch! —

Ernst: Na! Mag's nun sein, wie's will: für alle Fälle, mein' ich, ist es sehr gut, daß es so gekommen ist! — Denn wenn Du, selbstverständlich! diese nervöse Einbildung auch überwinden mußt; Du wirst zugeben müssen, daß Dir sein Verkehr im Hause nun mal in mehr als einer Beziehung ein sehr unbequemer gewesen ist. — Ich sehe wirklich nicht ein, weshalb Du Dir fortgesetzt einen Zwang auferlegen solltest, der Dich nachher doch in derartige Krisen bringt.

Ober, Asta! sollten wir uns vielleicht nicht mehr — verstehen?

Asta (steht ein paar Augenblicke starr vor sich hin; sinkt dann auf einen Sessel und bricht in ein heftiges Schluchzen aus). (Schluß folgt.)





Die schönste Liebe des Don Juan.

Von J. Barbey D'Aurevilly.

(Paris.)

Der schönste Bederbissen für den Teufel
ist eine Unschuld.

I.

„Er lebt also noch — dieser Glende?“

„Gewiß! Und ob er lebt! — und zwar nach dem Ratschluß Gottes, gnädige Frau,“ fügte ich mich verbessernd hinzu, da mir einfiel, daß sie sehr fromm sei.

„Der König ist tot! Es lebe der König!“ hieß es im alten Königreich, ehe man es zertrümmerte, wie zerbrechliches, dünnes Sevres-Porzellan. Don Juan ist der einzige Fürst aus jenen Tagen, der aller Demokratie zum Trotz blieb und bleiben wird.“

„Das mag sein, ist der Teufel doch unsterblich,“ sagte sie, als ob sie diese Thatsache begründen wollte.

„Vor einigen Tagen hat er sogar . . .“

„Wer? . . . der Teufel? . . .“

„Nein, Don Juan . . . in bester Laune zu Abend gespeist . . . raten Sie, wo? . . .“

„Natürlich in Ihrem abscheulichen Maison d'Or . . .“

— „Sie irren, gnädige Frau, Don Juan geht niemals mehr dahin . . . da giebt es keine Opfer mehr für ihn. Er hat nämlich etwas mit dem berühmten Mönch Arnold von Brescia gemein, der, wie die Chronik erzählt, von dem Blute der Seelen lebte. Don Juan braucht es allerdings nur, um damit seinen Sekt zu röten — doch würde er im Hause der Halbwelt kaum je etwas von dem kostbaren Safte gewinnen.“

„Da wird er wohl“, meinte sie ironisch, „im Kloster der Benedictinerinnen gespeist haben, mit den Damen . . .“

— „der ewigen Anbetung — allerdings, meine Gnädigste — denn es scheint mir, daß die Anbetung, die dieser Dämon einmal entfacht — von ewiger Dauer ist.“

„Als Katholik reden Sie ziemlich unehrerbietig,“ sagte sie lang-

sam und etwas gezwungen unwillig, — „und ich bitte Sie, mich mit den Einzelheiten der Soupers Ihrer leichten Bekannten zu verschonen, wenn Sie mir, statt von Don Juan zu erzählen, mit Neuigkeiten über diese Personen aufwarten wollen.“

„Das will ich durchaus nicht, gnädige Frau. Die Leichtfertigen Teilnehmerinnen des fraglichen Soupers — wenn wir sie schon leichtfertig nennen wollen — stehen in gar keiner Beziehung zu mir — leider —“

„Genug, mein Herr!“

— „Gestatten Sie mir diese Verschönerung, es waren . . .“

„Die ‚mille è trè‘? . . .“ fragte sie neugierig, fast wieder liebenswürdig.

— „Oh, nicht alle, meine Gnädigste . . . Ein Duzend nur, aber auch das ist schon ganz anständig . . .“

„Oder auch — nicht anständig,“ warf sie dazwischen.

„Überdies wissen Sie so gut wie ich, daß das *Salon* der Komtesse von Chiffrebas nicht allzuviel Personen faßt. Es können sich ja wohl große Dinge in ihm abspielen, aber der Raum selbst ist klein.“

„Wie,“ rief sie erstaunt, „sah denn dort das Souper statt?“

„Jawohl, meine Gnädigste — und warum auch nicht? Auf Schlachtfeldern soll es sehr gut schmecken. Man wollte dem Granden ein ganz außergewöhnliches Abendessen geben, und da war es ein würdiger Gedanke, das Fest auf dem Schauplatz seiner Thaten und seines Ruhmes zu veranstalten, da, wo Erinnerungen an Stelle des Lorbeers blühten. Und es war in der That eine entzückende, pietätvolle, sanft wehmütige Feier — wenn auch nicht gerade der „Tanz der Opfer“, so doch ihr Souper.“

„Und Don Juan?“ fragte sie, wie Orgon fragt: „Und Tartuffe?“

„Don Juan hat die Veranstaltung in ihrer ganzen Wichtigkeit wohl begriffen, würdig geleitet . . . und sehr gut soupiert.“

„. Er, ganz allein, vor ihnen und zwar in der Gestalt eines Mannes, den Sie kennen, und der kein Geringerer ist, als der Graf Jules Amédée Hector de Ravisa de Ravisès.“

„Wie! Er? Dann war es allerdings Don Juan selbst, —“ rief sie aus.

Und obgleich sie längst über das Alter sanfter Schwärmerei hinaus war, versank sie doch, diese Fromme mit Raubtierschnabel und -krallen, in Träumerei über den Grafen Jules Amédée Hector — über

diesen Mann vom Stamme Don Juans, dem Gott kein Reich verleiht, ohne den Teufel zu hindern, es ihm zu geben.

II.

Was ich nun der alten Marquise Guy de Ruy erzählte, war die lauterste Wahrheit.

Es war kaum drei Tage her, daß zwölf Frauen des tugendhaften Faubourg Saint-Germain (sie mögen übrigens vollkommen ruhig sein, ich werde keine Namen nennen), die sich sämtlich mit dem Grafen Navila de Navilès ausgezeichnet verstanden hatten (entzündende Umschreibung), auf den eigentümlichen Gedanken gekommen waren, ihm, als dem einzigen Manne, ein Souper zu geben, um — was zu feiern? Das sagten sie nicht! Es war ein ziemlich gewagtes Unternehmen, — aber so feig die Frauen einzeln sind, so kühn werden sie, sobald sie sich zu mehreren wissen. Wahrscheinlich hätte nicht eine dieser Damen gewagt, tête à tête mit dem Grafen zu Hause zu speisen; aber vereinigt zögerten sie nicht, sich zu ihm zu bekennen, wie Eisen zum Magnet, — zu ihm, dem anziehenden, anzüglischen Manne, dem Grafen de Navila de Navilès.

„Wie merkwürdig schon sein Name ist!“

„Er ist bedeutungsvoll für den Träger, gnädigste Frau.“ Der Graf, der übrigens immer durch die That die Berechtigung auf seinen stolzen Namen bewies, war der vollkommenste Typus des Verführers, wie ihn uns die alten Romane und die Geschichte überliefern, und die Marquise Guy de Ruy, eine alte Unbefriedigte mit kaltem, kritisierendem Blick, der immer noch wärmer war, als ihr Herz und gutmütiger als ihr Gemüt — behauptete selbst, daß in unserer Zeit, da die Frage um den Besitz einer Frau immer mehr von ihrer alten Bedeutung verliert, er allein uns noch eine Vorstellung des Don Juan geben könne — leider nur noch des Juan im fünften Akt.

Dem Fürsten von Ligue wollte es absolut nicht in seinen geistvollen Kopf, daß Alcibiades jemals fünfzig Jahre alt wurde. So konnte es einem auch mit dem Grafen von Navila ergehen. Wie D'Orsay, dieser Lebemann mit dem Außern einer Michel Angelo'schen Bronze, besah auch er die nur der Rasse Don Juans eigene, geheimnisvoll dauernde, starke, fast unvergängliche Schönheit, die sich nicht wie sonst vom Vater auf den Sohn vererbt, sondern mit Unterbrechung hier und dort einmal wieder unter den Menschen auftaucht. Es war eine her-

vorstehende, freudige, gebieterische, kurz eine wirkliche Don Juan-Schönheit. Das sagt alles und macht jede weitere Beschreibung unnötig. Und so unverklich war sie, daß es fast schien, als habe er einen Vertrag mit dem Teufel, der ihm ihren ewigen Besitz sicherte. Und dennoch kam eines Tages auch der liebe Gott auf seine Rechnung. Die Tigerkrallen der Zeit begann leise seine prachtvolle Stirn zu durchfurchen, und an den trohigen Schläfen erschienen die ersten weißen Haare, Vorboten des Einfalls der Barbaren und des Endes seines Reiches. Zwar waren sie nicht imstande, sein stolzes Machtbewußtsein zu beunruhigen, aber die Frauen, die ihn geliebt hatten, betrachteten ihn oft voll Melancholie. Wer weiß, ob sie nicht auf seiner Stirn die Stunde, die ja auch für sie geschlagen hatte, deutlich erkannten? Ach — für sie wie für ihn war es die Stunde des schrecklichen Mahls mit dem marmornen Komtur, auf das unabwendbar die Hölle folgt, die Hölle des Alters, das nur ein Warten auf den wirklichen Ort der Qual ist. Und dies ist vielleicht auch der Grund, warum sie, statt mit ihm sein grausiges Abschiedsmahl zu teilen, selbst eins für ihn veranstalteten und ein Meisterwerk schufen, — ja ein Meisterwerk von Geschmack, Auserlesenheit, Luxus und reizenden Ideen. Es war das köstlichste, lederste, be rauschendste und vor allen Dingen das originellste Souper. Bedenken Sie doch nur, — gewöhnlich ist die Freude, oder das Verlangen sich zu amüsieren, der Urheber eines gemeinsamen Essens; aber hier war es die Erinnerung, der Schmerz, ja fast die Verzweiflung, allerdings die Verzweiflung in Toilette, verborgen unter Lächeln und Lachen, eine Hoffnungslosigkeit, die sich noch eine Freude, eine letzte Thorheit gestatten wollte, noch ein Schwelgen in der Jugend, die sie für ein paar Stunden zurückgerufen hatten . . . eine letzte Trunkenheit . . . um das alles es nachher geschehen war! . . .

Die Gastgeberinnen dieses seltsamen Abendessens empfanden sicher Ähnliches wie Sardanapal, als er auf seinem Scheiterhaufen seine Frauen, seine Sklaven, seine Pferde, seine Edelsteine, alles, was sein Leben so reich gemacht, mit sich verbrennen ließ. Sie brachten zu diesem Souper ja auch alle Kostbarkeiten ihres Lebens mit, all ihre Schönheit, ihren Geist, ihren Geschmack, ihre Macht, um auf einmal alles in ein großes Opferfeuer zu werfen. Der Mann, vor dem sie sich in diese letzte Flamme stürzten, galt ihren Augen mehr, als dem Herzen Sardanapals ganz Asien. Seinetwegen waren sie so kokett, wie noch nie eine Frau gegen einen Mann, ja gegen einen ganzen Salon voll Männer es war, und sie schürten ihre Seelen noch mit der Eifersucht, die

sie hier nicht, wie sonst immer, verbergen mußten: denn sie wußten es ja, daß der geliebte Mann jeder von ihnen gehört hatte, und fühlten, daß geteilte Schande — keine Schande mehr ist. Sie kannten ja auch nur noch einen Wunsch und eine Hoffnung: ihren Namen seinem Herzen am unauslöschlichsten eingegraben zu haben.

Und er, er empfand an diesem Abend die ganze satte, feinschmeckerische Wollust des Beichtvaters von Nonnen, oder des Vertrauten eines Sultans. In diesem pfirsichfarbenen, oder vielleicht paradiesapfelfarbenen Douboir (ich bin in dieser Hinsicht nicht genau orientiert) thront er als Herr und König des Festes, an der Mitte der Tafel, gegenüber der Komtesse von Chiffrebas. Seine Augen, in denen ein blaues Höllefeuer loderte, daß so manches arme Wesen für Himmelsazur gehalten, schweiften stolz über den strahlenden Kreis erlesener gekleideter Frauen, die vom Purpur der eben erschlossenen Rose bis zum matten Gold bernsteinfarbiger Trauben seinen schwelgenden Blicken alle Nuancen voller Reife enthüllten.

Keine einzige zarte Frühlingsfarbe schimmerte matt, keins jener kleinen Fräulein war da, die Byron so haßte, jener jungen Mädchen, die nach Zucker und Törtchen riechen, und deren Bewegungen an eben ausgeschlupfte Kücheln erinnern. Hier war alles strahlender, köstlicher Sommer, reicher, fruchttragender Herbst, üppigste Entfaltung und Fülle, stolzes Wogen leuchtender Busen, nuter edelgemeißelten Schultern schwebende Arme mit der Muskulatur jener Sabinerinnen, die mit den Römern kämpften, und die, um den Wagen des Lebens aufzuhalten, kühn in die Spelchen seiner tausenden Räder greifen würden. Eine reizende Idee war es, die Speisen nur von Kammerfrauen servieren zu lassen, damit nichts die Harmonie dieses Frauenfestes störe. Don Juan von Navila konnte also seine Augen in einem Meere schimmernden Fleisches haben, das warm und üppig, wie sonst nur noch auf einem Bildte Mubens' vor ihm auf und ab wogte, aber auch sein ganzer Stolz durfte in dem Bewußtsein schwelgen, Herr zu sein über all diese mehr oder weniger heißen Herzen. Denn so unglaublich es auch klingen mag, — er war im Grunde seines Herzens Spiritualist, und wie dem Teufel selbst, lag auch ihm mehr an der Herrschaft über die Seele, als am Besitz des Körpers.

Trotz des vornehmen, aristokratischen Tones der Damen herrschte bald eine reizende Ugezwungenheit und Heiterkeit. Man unterhielt sich mit unvergleichlichem Wit und prickelndster Lebhaftigkeit. Sie fühlten heute Abend ihr Leben reicher, genossen das Gefühl ihrer Schönheit

intensiver als je an ihren schönsten Abenden. Ein bis dahin unbekanntes Machtgefühl erfüllte sie mit Entzücken und berauschte sie.

Das Glück dieser Entdeckung, der Genuß dieser verdreifachten Lebenskraft und nicht zum wenigsten die für sensible Naturen so entscheidenden physischen Einflüsse: der Lichtglanz, der köstliche Hauch der Blumen, die in dem warmen Raume ihre glühendsten Düste verstreuten, das heiße Fluidum all dieser schönen Frauenleiber, der Reiz berauschernder Weine, und die ganze Feier mit dem pikanten Beigeschmack des Verbottenen, den jene bekannte junge Neapolitanerin von dem Sorbet verlangte, damit er die rechte Würze erhalte: Alles das erhöhte die Lebhaftigkeit der Gesellschaft, die jedoch immer eine Gesellschaft aus dem Faubourg Saint Germain blieb und äußerlich so untadelhaft, daß keine Nadel fiel und kein Schmuckstück sich verrückte. Zimmer voller erklang die geheimnisvolle Harfe, die jede der wunderbaren Teilnehmerinnen in ihrer Seele trug, immer süßer vibrierte sie bis zu den höchsten, feinsten Tönen, die sich zu unaussprechlich süßen Accorden und Harmonieen verbanden. —

Ich habe mich oft gefragt, ob der Graf von Navila diesen merkwürdigsten Tag seines Lebens wohl in seinen Memoiren aufzeichnen wird. Er allein könnte ihn beschreiben, denn wie ich der Marquise Guy de Ruy schon erzählte, nahm ich nicht teil an dem Souper. Dennoch kenne ich alle Einzelheiten, und auch die Erzählung, mit der die Feier schloß, da De Navila mit der traditionellen echten Don Juan-Indiskretion mir eines Abends selbst alles mittheilte.

III.

Es war spät geworden, das heißt früh — der Morgen kam! Am Plafond und an einer Stelle der rosa-seidenen Fenstervorhänge erschien ein opalschimmernder Kreis, der sich wie ein erstaunendes Auge langsam vergrößerte. Es war der erste Blick des jungen Tages, der neugierig forschte, was in dem erleuchteten Boudoir noch vor sich ging. Reife begann eine Mattigkeit sich der lebhaften Ritterinnen dieser Tafelrunde zu bemächtigen. Jeder kennt ja diesen Augenblick, da nach der Erregung und Fröhlichkeit der Nacht ganz plötzlich eine Ermüdung eintritt und sich mit weichem Druck auf alles legt — auf die Frisuren, die auf einmal nicht ganz in Ordnung scheinen, auf die erröteten oder bleichgewordenen, heißen Wangen, auf die müden Blicke in den schwarzumringelten, schweren Lidern, ja, die sogar hinaufkriecht bis zu den Nie-

fenlichtsträuben der bronzenen oder goldenen Pandelaber. Die allgemeine Unterhaltung, die so lange im lebhaftesten Schwunge gewesen war, hatte sich zerteilt, kein einzelner, deutlicher Laut klang mehr heraus aus dem allgemeinen harmonischen Geräusch aristokratischer Stimmen, die da zwitscherten wie Vögel in der Morgenröthe am Waldbrand, bis eine von ihnen, — eine gebieterische, herrschsüchtige, fast herausfordernde Stimme, die zum Befehlen geschaffen schien, über alle andern hinweg, dem Grafen von Navila folgende Worte sagte, die ohne Zweifel die Folge und der Schluß einer Unterhaltung waren, an der nur sie beide teilgenommen hatten:

„Da Sie nun mit soviel Recht als der Don Juan unserer Zeit gelten, wäre es doch sehr interessant, von Ihnen zu erfahren, welche Ihrer vielen Eroberungen Ihren Stolz am meisten entzückte, und welches Erlebnis Sie in diesem Augenblick für Ihre schönste Liebe halten.“

Diese Frage und der Ton der Stimme, die sprach, endeten mit einem Schlag all die zerstreuten, halblauten Unterhaltungen, und ein Stillschweigen entstand. Die Herzogin von *.* hatte gesprochen. Ich sagte schon einmal, daß ich nicht beabsichtige, Namen zu nennen, aber vielleicht erraten Sie ihn, wenn ich Ihnen sage, daß ich die blondeste Dame des Faubourg St. Germain meine, die blondeste Dame mit dem weißesten Teint und den schwärzesten Augen unter ambrasarbigen Wimpern. Sie saß, wie eine Auserwählte zur Rechten Gottes, zur Rechten Navilas, des Gottes dieses Festes, der übrigens seine Feinde niemals zum Schemel seiner Füße erniedrigte, sie saß schmiegsam und schlant wie eine Arabeske, zart und vergeistigt wie eine Fee. Silberschimmern, grüner Sammet umhüllte sie und wand sich in langer Schleppe um ihren Stuhl, sodas er sehr wohl die Schlange versimuliren konnte, die den köstlichen Leib der Melusine beschließt.

„Das ist ein ausgezeichnete Gedanke“ — rief die Komtesse von Chiffrebas, um in ihrer Eigenschaft als Gastgeberin den Wunsch der Herzogin zu unterstützen, — „ja, erzählen Sie uns Ihre schönste Liebe, gleichviel ob empfangen oder gegeben, die Liebe, die Sie, wenn es möglich wäre, noch einmal wieder durchkosten möchten.“

„Oh, noch einmal genießen möchte ich jede Liebe meines Lebens,“ rief Navila mit der Unerfättlichkeit eines römischen Kaisers oder eben eines unendlich blasirten Kindes unserer Zeit, und er erhob seinen Champagnerkelch. Es war nicht jene häßliche, plumpe Schale, die man leider neuerdings immer öfter antrifft, sondern das hohe, zarte Spitzglas unserer Väter, das einzig würdige Sektglas, das auch „Flöte“ ge-

nannt wird, wahrscheinlich wegen der wundervollen Melodieen, die es oft in unserm Herzen erklingen läßt. Und ein leuchtender Blick aus Don Juans Augen grüßte noch einmal alle diese Frauen, die in köstlichem Kranze diesen Tisch umgaben. Und mit einer Melancholie, die bei diesem Nebukadnezar, der noch niemals anderes Gras als den ‚salade à l'estragon‘ geessen hatte, sehr erstaunlich war, setzte er sein Glas leise nieder und fügte hinzu: „Dennoch duftet unter den Liebesblüten meines Lebens eine süßer als alle andern, und für ihren Glanz gäb' ich gern die ganze reiche übrige Ernte dahin!“

— „Sie ist also die Perle in der Krone,“ murmelte gedankenvoll die Komtesse von Chiffrebas, die vielleicht gerade ihren Armschmuck betrachtete.

— „Der Diamant in dem Märchen meines Heimatlandes,“ sagte die Fürstin von Sable „er liegt im Schoße des Ural, dieser berühmte, sagenhafte Stein. Anfangs ist er rosenarbig, dann wird er schwarz, — doch bleibt er immer Diamant und ist noch herrlicher in seiner Finsternis, als in seinem hellsten Licht.“ Sie sagte das mit dem eigentümlichen Reize, den alles, was sie spricht und thut, ausstrahlt, diese Zigeunerin. Sie ist nämlich eine wirkliche, echte. Ein ausgewandertes polnischer Prinz heiratete sie aus Liebe, und nun ist sie so vornehm und fürstlich, als hätte ihre Wiege im Hause der Jagellonen gestanden.

— Und nun flammte es auf wie eine Explosion. „Erzählen Sie uns, Graf,“ hielten alle erregt und inständigst, vor Neugierde bis in die Nackenlöcher zitternd und sich Schulter an Schulter eng aneinanderschmiegend, die einen das schon etwas müde Köpfchen bequem in die Hand gestützt, andere weich in die Sessel zurückgelehnt und alle ihre forschenden Augen fragend auf ihn gerichtet.

— „Wenn Sie durchaus wollen . . .“ — sagte der Graf, mit der Gelassenheit eines Mannes, der wohl weiß, daß die Erwartung den Wunsch nur reizt.

— „Durchaus,“ bestätigte die Herzogin mit dem Blick eines türkischen Despoten, der die Schneide seines Säbels untersucht.

— „So hören Sie denn,“ — begann Ravila, immer sehr gelassen.

Die schönen Zuhörerinnen vergingen fast vor Erwartung, sie verschlangen ihn beinahe mit ihren Augen. Jede Liebesgeschichte interessiert die Frauen, aber diese hier hatte noch ihren besonderen Reiz, jede von ihnen hoffte nämlich im stillen, er werde ihr gemeinsames Erlebnis erzählen. Sie wußten nur zu gut, daß er zuviel Weltmann war, um

Namen zu nennen, oder allzu verräterische Einzelheiten unverhüllt zu erzählen. So waren sie also zwiefach auf seine Erzählung gespannt und erwarteten begierig einen letzten Triumph für ihre Eitelkeit, einen letzten Sieg über alle Rivalen aus diesem an Erinnerungen überreichen Leben. Noch einmal sollte der alte Sultan das Taschentuch werfen. Seine Hand würde es mehr aufheben, aber weich und warm würde es das Herz, für das es gefallen, an sich herniederwehen fühlen.

Da war es denn erklärlich, daß das, was nun folgte, wie ein kleiner Donner in all die horchenden Ohren scholl:

IV.

„Ich habe sehr oft von Moralisten und von großen Lebenskennern sagen hören, daß weder die erste noch die letzte, sondern die zweite Liebe die stärkste und gewaltigste sei. Für mich trifft diese Beobachtung nicht zu, auch glaube ich, daß in Bezug auf die Liebe alles richtig und alles falsch ist. Das, um was Sie mich fragen und was ich Ihnen erzählen will, führt mich zurück zu den schönsten Momenten meiner Jugend. Ich war noch nicht vollständig das, was man ‚Mann‘ nennt. Dem Jüngling näher, hatte ich eben, wie mein Onkel, ein alter Maltheser-ritter, sich ausdrückte, ‚meine Kreuzzüge hinter mir‘. Ich stand aber im Vollbesitz aller Lebenskraft und -Freude und — der Gunst einer Frau, die Sie alle kennen und wie ich bewundert haben.“

Die Blicke, die sich nun diese Frauen in demselben Augenblick einander zuwarfen, und die ganze Gruppe, wie sie dasaß und gierig die Worte der alten Schlange aufsaugte, — man muß es gesehen haben, um sich eine Vorstellung davon machen zu können; es war unbeschreiblich.

„Diese Frau“, fuhr Navila fort, „war die Bornehmtheit selbst und distinguiert im letzten Sinne des Wortes. Sie war jung, reich, von ausgezeichnetem Namen, schön, geistvoll, von höchster künstlerischer Intelligenz und dabei von einer Natürlichkeit, die man nur in diesen Kreisen findet. Übrigens verlangte sie nichts weiter von der Welt, als mir zu gefallen, die zärtlichste Geliebte und beste Freundin zu sein.“

Ich glaube, ich war nicht der erste Mann, den sie geliebt: Schon einmal hatte ihr Herz in Flammen gestanden und zwar nicht für ihren Gatten; aber es war nur eine platonische, utopische Liebe gewesen, eine, die den Gefühlen des Herzens mehr nimmt als giebt und nur eine Art Übung und Vorbereitung auf die echte Liebe ist, die ihr gewöhnlich bald folgt. Ich möchte es eine Liebe zur Probe nennen und mit der ‚leeren‘

Messe vergleichen, die neugeweihte Priester lesen, um ohne Irrtum und Fehler die wirkliche, die heilige Messe darbringen zu können. . . Als ich in ihr Leben trat, war sie noch bei der ‚leeren‘ Feier, ich war ihre wahre Messe und sie celebrierte dieselbe pomphaft und feierlich und mit allen Ceremonien wie ein Kardinal.“

Wie ein Steinwurf die ruhige Oberfläche eines Sees kräuselt, so lies bei diesen Worten ein reizendes Lächeln über die Lippen des entzückenden Frauenkreises, flüchtig, aber hinreißend.

„Sie war in der That ein ganz besonderes Wesen,“ begann Ravilla wieder, „niemals mehr fand ich herzlichere Güte, aufrichtigeres Mitgefühl, vornehmere Gesinnung — Eigenschaften, die Sie selbst in den Augenblicken höchster Leidenschaftlichkeit, die ja, wie sie wissen, durchaus nicht immer gut ist, nicht verließen. Ihre Art, sich zu geben, kannte nichts von Prüderie oder Koketterie, und doch findet man im Herzen der Frauen gerade diese beiden Eigenschaften oft so untrennbar verbunden, wie die Fäden eines Knäuels, mit dem die Kage gespielt hat. An ihr war eben garnichts lagenhaftes. Sie war, was die nichts-nutzigen Bücherreiber, die uns unsere Ausdrucksweise nur verderben, eine primitive, von der Zivilisation geschmückte Natur nennen würden, aber sie hatte nur die edelsten Einflüsse der Kultur in sich aufgenommen, keine ihrer kleinen Verderbtheiten, die uns fast noch reizender erscheinen.“

— „War sie brünett?“ unterbrach ihn erwartungsvoll die Herzogin, die sich längst bei all diesen Umschreibungen langweilte.

— „Ah, Sie haben nicht ganz richtig geraten,“ antwortete Ravilla sein, „denn sie war brünett, das heißt, ihr Haar war dunkel wie der schwärzeste Jett, wie das finsterste Ebenholz, das je den glänzenden Spiegel eines Frauenantlitzes umrahmte. Aber sie war hell von Teint, und dies allein entscheidet, ob eine Frau blond oder brünett ist,“ fügte der große Beobachter hinzu, der die Frauen nicht nur studiert hatte, um Porträts von ihnen machen zu können.

„Es war eine Blondine mit schwarzem Haar.“

Alle blonden Köpfe um den Tisch machten eine leise, fast unmerkliche Bewegung. Offenbar verminderte sich für sie das Interesse an der Geschichte schon bedeutend.

„Ihr Haar hatte die Farbe der Nacht, aber auf ihrem Gesicht lag die Morgenröte. Es schimmerte in einem wundervoll rofigen, seltenen Inkrnat, das schon lange Jahre den Anstrengungen des nächtlichen Lebens in Paris, dessen Skandalaber so manche Rose entfärben,

siegreich widerstanden hatte. Ja, fast schien es, als ob ihre Blüte sich täglich frisch entfalte, so leuchtete der Purpur ihrer Wangen und Lippen. Ihr Glanz ging wunderbar über in den Schein eines großen Rubins, den sie gewöhnlich an der Stirn trug — man friesterte sich damals noch mit goldenen Stirnbändern — und der mit ihren feurigen Augen wie ein leuchtendes Dreieck blinkender Steine wirkte. Hoch und schlank gewachsen, voll Kraft, ja voll Majestät, hätte sie die Gattin eines Kürassierhauptmanns sein können (ihr Gatte war übrigens nur Eskadronchef der leichten Kavallerie). Trotzdem sie auch in ihrer Erscheinung absolut die *grande dame* erkennen ließ, besaß sie die Gesundheit einer Bäuerin, die den ganzen Tag und mit allen Poren Licht und Sonne trinkt. Ja, sie hatte in der That Sonnenscheinwärme im Blut und in der Seele, und dennoch — hier beginnt das seltsame — dennoch war dies schöne und kluge Wesen, diese Natur, so gesund und rein wie das Blut, das ihre Wangen so reizend rötete, — dennoch war sie — sie werden es kaum glauben — ungeschickt in Liebesbezeugungen.“

Hier senkten sich ein paar Augenlider, erhoben sich aber bald wieder mit malitiösem Winkeln.

„Ungeschickt in Liebeslungen, wie unvorsichtig im Leben,“ fuhr Navila fort. „Der Mann, den sie liebte, mußte ihr fortwährend zwei Dinge, die sie nie gelernt hatte, beizubringen versuchen: sich nicht fortwährend der bösen immer lauern den Welt zu verraten, und im traulichen Beisammensein die Kunst der Liebe zu üben, die große Kunst, die die Liebe stets neu belebt und vor dem Welken bewahrt. Die Liebe selbst besaß sie, aber die Kunst der Ausübung war ihr fremd, — im Gegensatz zu soviel Frauen, die nur die Mären der Leidenschaft kennen. Auch muß man, um wahrhaft fürstliche Politik treiben zu können, schon ein Borgia sein, der einen Macchiavell zur Seite hat; ein Borgia des wahren, tiefen Gefühlsgehalts und ein Macchiavell des feinen, klugen Ausdrucksvermögens. Sie aber war keine Borgia, nur ein gerades, liebendes Weib und trotz ihrer großlinigen Schönheit naiv wie irgend ein kleines Mädchen draußen, das, um seinen Durst zu löschen, mit der hohlen Hand am Quell Wasser schöpft und verwundert sieht, wie es ihm wieder durch die Finger entrinnt.“

Übrigens war es manchmal fast hübsch, diese Verwirrung und Unbeholfenheit bei einer so reifen und leidenschaftlichen Frau zu beobachten, die in der Welt schon so manchen Menschenkenner getäuscht und die alles von der Liebe empfing, ohne die Macht zu haben, das was sie nahm, auch zu geben. Ich war jedoch damals noch nicht beschaulich

genug, als daß mir diese schöne Nicht-Künstlerin hätte genügen können. So kam es, daß sie zuweilen heftig, unruhig, eifersüchtig war, kurz alles, wozu einen argwöhnische Liebe machen kann; und sie liebte mich in der That! Aber Heftigkeit, Unruhe, Eifersucht, alles versank in den bodenlosen Abgrund ihrer Güte bei dem ersten Schmerz, den sie mir zufügte; oder vielmehr zuzufügen meinte, denn sie war zum Verwunden wie zum Stieflosen gleich ungeschickt. Sie war eine Löwin ohne Krallen, die selbst, wenn sie kratzte, doch immer nur den Sammet ihrer weichen Tagen fühlen ließ.“

„Wo will er eigentlich hinaus“? — fragte die Komtesse von Schiffrebas ihre Nachbarin — „dies kann doch unmöglich seine schönste Liebe sein!“ Auch niemand von den andern konnte eine solche Einfalt von ihm glauben.

„Wir lebten also“, begann Ravila wieder, „in einer Vertraulichkeit, die manchmal von Gewittern, doch nie von einem Blitzschlag gestört wurde, und unsere engen Beziehungen waren in dem Provinzstädtchen, das man Paris nennt, niemandem ein Geheimnis. Die Marquise, — sie war nämlich Marquise . . .“

Es waren ihrer drei an der Tafel und obendrein drei brunette, aber keine suchte auch nur mit einer Wimper; denn sie wußten nun genau, daß er nicht von ihnen sprach. Der einzige Sammet, den sie drei zusammen besaßen, lag weich, wie mit dem Wischer hingezeichnet, auf der stolzen Oberlippe der einen und kräuselte sich jetzt in nicht kleiner Geringschätzung.

— „und zwar dreifach Marquise, wie ein Pascha Pascha von drei Pferdegeschwänzen sein kann,“ nahm Ravila, der sich immer mehr in Wärme redete, wieder das Wort. „Sie war eine von den Frauen, die nichts verbergen können, selbst wenn sie wollten. So wenig konnte sie ihren Empfindungen Zwang anthun, daß sogar ihre Tochter, ein Kind von dreizehn Jahren, trotz ihrer Unschuld gar bald die Gefühle erkannte, die ihre Mutter mir entgegenbrachte. Ich weiß nicht mehr, welcher Dichter einmal die Frage aufwarf, was wohl die Töchter, deren Mütter wir geliebt, von uns denken mögen. Oft sann ich darüber nach, wenn ich den schwarzen, forschenden, ja fast drohenden Blick der großen Mädchenaugen auf mich gerichtet fühlte. Das Kind war mir gegenüber von unangenehmer, scharfer Zurückhaltung, meistens verließ es den Salon, sobald ich eintrat, oder wenn dies nicht anging, setzte sie sich so entfernt als möglich von mir nieder und bezeugte auf jede Weise gegen meine Person einen fast krampfhaften Abscheu, den sie allerdings mit größter

Anstrengung zu verbergen suchte, der sich aber in allerlei kleinen Details immer wieder verrät. Selbst die Marquise, die doch absolut keine Beobachterin war, bemerkte diese Abneigung und sagte mir oft: „Wir müssen vorsichtig sein, mein Freund, ich glaube, meine Tochter ist eifersüchtig auf Sie.“

„Und ich war so viel vorsichtiger als sie. Die Kleine hätte der Teufel selbst sein müssen, um mir in die Karten sehen zu können — aber das Spiel der Mutter lag ja offen vor ihren Augen da. Jeden Gedanken konnte man auf dem purpurnen Spiegel ihres so oft erregten Antlitzes lesen und ich konnte mir den Haß des Mädchens nur damit erklären, daß es irgend eine zu lebhaftes Anteilnahme, irgend einen zu zärtlichen Blick mir gegenüber belauscht und richtig gedeutet habe. Es war, wenn es Sie interessiert, ein ziemlich dürrtisches Wesen, seiner schönen Bildnerin absolut unähnlich, ja, selbst in den wohlwollendsten mütterlichen Augen häßlich. Sie liebte es darum jedoch nicht weniger, dies Figürchen aus gebranntem Topas oder besser dies Bronzemodell für eine kleine Hege.“

Nachdem er endlich dies Licht in seine Erzählung gebracht, hielt er etwas an, als wolle er es wieder verlöschen, oder als habe er zuviel gesagt. Das Interesse war allgemein geworden, es lag auf all den bewegten, horchenden Gesichtern, und die Komtesse hatte eben zwischen den Zähnen das Wort der befriedigten Ungebild gemurmelt: „Eublich.“

V.

„Im Anfang meiner Beziehungen zu der Mutter“, erzählte der Graf weiter, „verbanden mich mit dem kleinen Mädchen alle jene Vertraulichkeiten, wie sie der Verkehr mit Kindern mit sich bringt. Ich brachte ihm Bonbons, nannte es ‚kleines Fräulein‘ und amüsierte mich oft damit, seine Stirn mit einem Band aus seinen schwarzen, franken, wie Zunder glanzlosen Haaren zu umwinden. Aber die kleine Frage, deren großer Mund für jeden ein Lächeln hatte, war für mich regungslos und steif und wurde zu einer wahren Karyatidenmaske, die unter dem Druck meiner Hand wie unter einer Felsenlast schwachtete. Da ich übrigens immer die gleiche Unfreundlichkeit, ja, Feindseligkeit bei ihr fand, beschäftigte ich mich immer weniger mit dieser übersensitiven, liebeslosungsfeindlichen, kleinen Dame und sprach zum Schluß fast nicht mehr mit ihr.“

„Sie fühlt sehr wohl, daß Sie sie bestehlen,“ sagte die Marquise,

,instinktiv fürchtet sie, einen Teil meiner Liebe zu verlieren;‘ und manchmal fügte sie in ihrer offenen Weise hinzu: ,Dies Kind ist mir wie ein böses Gewissen, und seine Eifersucht quält mich wie ein ewiger Vorwurf.‘ Eines Tages hatte sie den Grund dieses schweigenden Hasses erforschen wollen und bekam als Antwort nur ein paar eigensinnige, kleine, dumme Worte, wie man sie Kindern, die sich vorgenommen haben, nichts zu sagen, mühsam mit dem Korkzieher von Kreuz- und Querfragen abzurufen versucht.“

— „Ich weiß nicht‘ — ,ich habe nichts‘“ — das war alles, was sie herausgebracht hatte, und da sie die Härte der kleinen Bronze sah, blieb ihr nichts übrig, als die Anstrengungen aufzugeben und den Dingen ihren Lauf zu lassen.“

„Ich vergaß, Ihnen zu sagen, daß dies bizarre Kind sehr fromm war, von einer mittelalterlichen, finstern, abergläubigen Frömmigkeit. Sein mageres Leibchen war mit allen möglichen Stapulieren behangen, auf der flachen Knabenbrust, auf dem Rücken und um den braunen Hals trug es eine Menge Kreuze und Medaillen zu Ehren der Muttergottes und des Heiligen Geistes. ,Sie sind leider ziemlich gottlos,‘ meinte einstens die Marquise; sicher haben Sie die Kleine einmal, ohne es zu wollen, durch eine Redensart verletzt. Ich bitte Sie, seien Sie in ihrer Gegenwart ein wenig vorsichtig und erschweren Sie nicht mein Unrecht in den Augen dieses Kindes, dem gegenüber ich mich schon strafbar genug fühle.“

„Später, als sich das Betragen des Kindes garnicht ändern wollte, seine Abneigung eher stärker als geringer wurde, meinte sie voller Unruhe: ,Sie werden sie noch hassen, und ich könnte Ihnen noch nicht einmal böse deshalb sein.‘ Aber da täuschte sie sich: der kleine Unhold war mir höchstens gleichgültig, machte mich höchstens ungeduldig.“

„Ich hatte zwischen uns beiden eine Höflichkeit eingeführt, wie sie zwischen Standespersonen, die sich nicht besonders gouteren, üblich ist. Ich behandelte sie höchst zeremoniell, nannte sie lang und breit: ,Gnädiges Fräulein‘, und sie antwortete mit einem eifigen ,Mein Herr‘. Sie war nicht zu bewegen, in meiner Gegenwart irgend etwas zu thun, was für sie in meinen Augen hätte vorteilhaft sein können. Sie war durch keine Überredung zu bestimmen, uns eine ihrer Zeichnungen zu zeigen oder ein Stück auf dem Klavier vorzuspielen. Wenn ich einmal unversehens dazu kam, wie sie mit Fleiß und Eifer übte, schloß sie möglichst schnell und verließ schleunigst ihren Platz. Einmal

jedoch, als die Mutter sie in Gegenwart auch noch anderer Personen zum Spielen aufforderte, konnte sie sich unmöglich noch länger sträuben. Mit ihrer gewöhnlichen Opfermiene, die absolut nichts Süßes und Weiches hatte, setzte sie sich vor das geöffnete Instrument und begann mit gräßlich widerspenstigen Fingern ein Stück vorzutragen. Ich stand am Kamin und sah schräg zu ihr hinüber. Sie drehte mir den Rücken zu, und es war kein Spiegel in der Nähe, in dem sie hätte bemerken können, daß ich sie beobachtete. Plötzlich knickte sie, die sich immer sehr schlecht hielt, sodaß die Marquise sie öfters warnen mußte, ja, schon eine Brustkrankheit für sie befürchtete, tief zusammen, als ob mein Blick eine Kugel sei, der ihr Rückgrat getroffen. Heftig warf sie den Deckel des Pianinos zu und entfloß aus dem Salon, und man sah sie den Abend nicht wieder.“

„In manchen Fällen scheinen uns hinterher ja auch die klügsten Menschen noch immer nicht klug genug, aber ich muß wohl ganz blind gewesen sein, denn ich vermutete hinter dem sonderbaren Betragen dieses verschlossenen Kindes auch nicht das geringste von den Gefühlen, die ich ihm vielleicht erweckt hatte; die Marquise war natürlich ebenfalls vollkommen arglos. Eifersüchtig auf alle Frauen, die in ihrem Salon verkehrten, war sie es so wenig auf ihre kleine Tochter, wie ich verliebt in das Mädchen, bis sich mir ganz plötzlich das Geheimnis dieser Seele enthüllte, und zwar war es die Marquise selbst, die, in ihrer bodenlosen Vertrauensseligkeit, noch bleich von dem ausgestandenen Schreck und doch schon wieder über denselben lachend, unklug genug war, es mir zu offenbaren.“

Er unterstrich das Wort „unklug“ wie ein geschickter Schauspieler, und als Mann, der wohl wußte, daß das Hauptinteresse an seiner Geschichte nun auf diesem Worte ruhte.

Aber das genügte auch augenscheinlich, denn die Gesichter seiner zwölf Zuhörerinnen strahlten wie das Antlitz der Cherubim vor dem Throne Gottes. Die Blut der Neugier bei den Frauen ist sicher ebenso heiß, wie das Feuer der Anbetung bei den Engeln Gottes. Er betrachtete sie alle, diese Engelsgestalten, die nicht wie die wirklichen seligen Geister von der Schulter ab wesenlos sind, und da sie ihm in der rechten Stimmung schienen für das, was er ihnen zu sagen hatte, begann er wieder, ohne sich noch einmal zu unterbrechen.

„Ja, sie lachte sogar dabei, die Marquise, ohne die geringste Nachdenklichkeit, als sie mir die Sache erzählte. Doch hatte sie nicht

von vornherein Lust dazu gehabt. ‚Stellen sie sich vor,‘ rief sie, (ich bemühe mich, ihre eigenen Worte anzuführen), ‚daß ich dort säße, wo Sie momentan sind.‘“

„Ich saß auf eine jener Kaufeufen, die man dos à dos nennt; es ist übrigens das entzückendste Möbel, um zu schmollen und sich wieder zu versöhnen, ohne den Platz wechseln zu müssen.““

„Aber Sie saßen glücklicherweise nicht da, als man mir meldete — raten Sie, wen? Aber Sie werden es bis ans Ende der Welt nicht herausbringen — nämlich den Pfarrer von Saint-Germain-des-Près. Kennen Sie ihn? Aber nein, Sie gehen ja bedauerlicherweise nie zur Messe. Also, er ist ein ehrlicher, alter Geistlicher, fast ein Heiliger, der nie seinen Fuß in das Haus einer Frau setzt, außer um ein Almosen für seine Armen oder seine Kirche zu erbitten. Ich dachte zuerst auch, er komme zu diesem Zweck. Meine Tochter ist bei ihm zur ersten Kommunion gegangen und hat ihn, da sie oft die Sakramente empfängt, als Beichtvater behalten. Ich habe ihn auch schon öfters zum Diner geladen, aber immer vergeblich. Als er eintrat, bemerkte ich gleich, daß er außerordentlich erregt sei. Auf seinen sonst so friedlichen Zügen lag eine so echte und große Verwirrung, daß ich sie unmöglich der Schüchternheit allein zuschreiben konnte. Unwillkürlich begrüßte ich ihn mit dem Ausruf: ‚Mein Gott, Herr Pfarrer, was ist denn geschehen?‘ ‚Gnädige Frau,‘ antwortete er mir, ‚Sie sehen es mir wohl an, daß ich ganz bestürzt und betroffen zu Ihnen komme. Ich bin nun schon mehr als fünfzig Jahre in meinem heiligen Amte und dennoch habe ich nie eine Pflicht zu erfüllen gehabt, die mehr Hartgefühl verlangt und mir schwerer zu erlebigen ist, als die, die mich heute hierhin geführt hat. Er nahm Platz und bat mich dann, während der ganzen Zeit unserer Unterredung die Thüren zu schließen. Sie können sich wohl denken, daß mich diese Feierlichkeit ein wenig erschreckte. Er schien es zu bemerken. ‚Erschrecken Sie nicht allzusehr, gnädige Frau,‘ bat er mich, ‚denn Sie werden Ihre ganze Kaltblütigkeit nötig haben, um mich anzuhören und mir die unerhörte Sache, um die es sich handelt, verständlicher zu machen.‘“

„Ihre Tochter, auf deren Wunsch ich komme, ist, Sie werden es so gut wie ich bemerkt haben, ein Engel an Frömmigkeit und Sitte. Ich kenne ihre Seele, denn seit ihrem siebenten Jahre trage ich sie ja in meiner Hand, und ich bin überzeugt, daß sie sich täuscht, vielleicht sogar aus übergroßer Unschuld — ihre Tochter bekannte mir heute morgen in der Beichte, daß sie — Sie werden es nicht glauben, gnädige Frau,

so wenig wie ich, aber ich bin gezwungen, es ihnen zu sagen, — daß sie guter Hoffnung sei.“

Ich stieß einen Schrei aus

„Auch ich“, fuhr der würdige Geistliche fort, „schrie auf, als sie mir mit allen Zeichen Schrecklichster, aufrichtigster Verzweiflung diese Erklärung machte. Ich kenne dies Kind ja von Grund aus und weiß wie unerfahren ihre Seele in Bezug auf die Welt und das Böse ist; ja, von allen jungen Mädchen, die bei mir beichten, ist sie dasjenige, das mir die Verantwortung vor dem Throne Gottes am leichtesten macht.“

Das ist alles, was ich Ihnen sagen kann. Wir Priester sind Wundärzte der Seelen und müssen sie mit reinen, weichen Händen von aller verborgenen Schmach und Schande reinigen. Ich habe mein Weichkind also mit aller nur möglichen Vorsicht ausgefragt, ich habe kreuz und quer geforscht, aber nachdem sie mir einmal ihren Fehler, ihr Verbrechen, ihre ewige Verdammnis, wie das arme Kind es nannte, gestanden, schwieg sie hartnäckig auf alle Fragen. Nur bat sie mich noch, Ihnen ihr Bekenntnis mitzuteilen, denn es sei nötig, daß Sie alles wüßten, und ihr selbst fehle der Mut und die Kraft, das Geständnis selbst zu machen.“

„Sie können sich wohl denken, mit welchen Gefühlen ich den Pfarrer anhörte. Noch fester als er glaubte ich der Unschuld meiner Tochter gewiß zu sein. Aber auch die Unschuldigen können fallen und vielleicht gerade ‚aus Unschuld‘. Was sie dem Beichtvater gesagt hatte, war nicht unmöglich — ich glaubte es nicht, ich wollte es nicht glauben, aber dennoch, unmöglich war es nicht. Sie war zwar erst dreizehn Jahre alt, — aber sie war reif, und grade diese Frühreife hatte mich schon oft erschreckt. Es ergriff mich eine angstvolle, fieberhafte Neugier.“

„Ich will und werde alles wissen,“ antwortete ich dem gutmütigen Geistlichen, der ganz bestürzt und voll Verlegenheit den Rand seines Hutes zernitterte. „Lassen Sie mich handeln, ich bin sicher, daß sie mir alles gestehen wird, und daß wir bald klarer sehen werden.“

„Sobald der Geistliche sich verabschiedet hatte, ging ich hinauf zu meiner Tochter. Ich war zu ungeduldig, sie erst rufen zu lassen und zu erwarten. Ich fand sie vor ihrem Kruzifix, nicht knieend, nein hingeworfen, totenbleich, mit rotgeweinten Augen. Ich nahm sie in meine Arme, zog sie auf meinen Schoß und sagte, daß ich nicht glaube, was mir soeben ihr Beichtvater mitgeteilt habe. Aber sie unterbrach mich und versicherte mir mit herzerreißender Bekümmernis, daß es dennoch wahr sei; und als ich dann, doch immer mehr beunruhigt und erstaunt,

nach dem Namen dessen fragte, der . . . da konnte ich nicht vollenden, so schrecklich schien sie zu leiden. Sie verberg ihr Gesicht an meiner Schulter, aber ich sah an ihrem Hals ein dunkles Erröten und fühlte das Zittern des kleinen Körpers. Aber sie schwieg, wie sie auf die Fragen des Geistlichen geschwiegen hatte. Sie schien unburchbringlich wie eine Mauer.“

„Es muß wohl jemand sein, der tief unter Dir steht, da Du Dich so furchtbar schämst,“ sagte ich, um vielleicht ihr beleidigtes Ehrgefühl zum Reden zu bringen.“

„Doch alles schien vergeblich. Dasselbe Schweigen, dasselbe Schluchzen, eine ganze Zeit lang, bis sie plötzlich, ohne sich aufzurichten, murmelte: ‚Schwöre mir, Mama, daß Du mir verzeihen wirst.‘ Ich schwur alles, was sie wollte, auf die Gefahr hin, hundertmal meineidig zu werden. Die fürchterlichsten Sorgen quälten mich, ich zitterte vor Ungeduld, ich fieberte vor Angst; es schien mir, als berste meine Stirn und mein Gehirn läge offen.“

„Nun denn,“ sagte sie leise und ohne sich in meinen Armen zu rühren — ‚es ist der Graf von Kavila.“

„O Amédée, hätten Sie die Wirkung dieses Namens verspürt! Ich büßte in dem einen Augenblick den großen Fehler meines Lebens restlos ab. Sie sind ja in Bezug auf die Frauen ein so gefährlicher Mann und oft schon hatten Sie mir Grund gegeben, Rivalen fürchten zu müssen. Darum schrie auch jetzt das gräßliche ‚Warum nicht?‘, das uns Frauen so oft wegen des Geliebten, dem wir mißtrauen, quält, mit lauter Stimme in mir auf.“

„Doch suchte ich mich möglichst zu fassen, um mich diesem grausamen Kinde nicht zu verraten. ‚Herr von Kavila,‘ wiederholte ich mit bebender Stimme — ‚aber Du sprichst ja nie mit ihm, — Du fliehst ihn‘ — fügte ich schnell hinzu, denn ich fühlte, wie ein grenzenloser Zorn in mir aufstieg. Sie waren also beide falsch — beide falsch — beide Heuchler! Doch zwang ich mich zur Ruhe, denn ich wollte jede Einzelheit dieser abscheulichen Verführung erfahren. Und mit einer Sanftmut, an der ich selbst zu ersticken glaubte, fragte ich weiter, bis sie mir endlich, endlich alles bekannte.“

„Es war eines Abends, Mutter, — er saß auf dem großen Behnstuhl an der Ecke des Kamins, gegenüber der Kauseuse . . . sehr lange . . . und als er sich erhob, hatte ich das Unglück, mich hineinzulehnen. Oh, Mama, da war es mir auf einmal, als sei ich ins Feuer gefallen,

ich wollte aufstehen und konnte es nicht, der Atem stockte mir . . . und da, Mama, da fühlte ich es, — was ich hatte, das war ein Kind!“

Die Marquise hatte gelacht, wie Ravila sagte, aber keine der zwölf Frauen um den Tisch hatte Lust dazu, Ravila selbst am wenigsten; ernsthaft fügte er hinzu:

„Und dies, meine Damen, ist die schönste Liebe, die ich je in meinem Leben entfacht habe . . .“

Er schwieg. Seine schönen Zuhörerinnen waren nachdenklich geworden Hatten sie ihn verstanden?

Als Joseph bei Potiphars Frau Sklave war, erzählt die Bibel, war seine Schönheit so groß, daß die Frauen, die er bei Tisch bediente, in seinen Anblick träumerisch versunken, sich mit ihren Messern in die Finger schnitten. Aber wir leben nicht mehr zu Josephs Zeiten, und unsere Gedanken bei der Mahlzeit sind auch nie mehr so tief von einem Gegenstand gefesselt.

Man ward bald wieder lebhaft. „Welch unglaubliche Beschränkung von Ihrer geistvollen Marquise, Ihnen eine solche Sache zu erzählen“ — rief die Herzogin, die es sich gestattete, cynisch zu sein, aber die sich niemals mit dem goldenen Messer, das sie stets in der Hand hielt, die feinen Finger rißte.

Die Komtesse von Chiffrebas blickte aufmerksam auf den Grund ihres Glases Rheinwein, das wie ein Smaragd geheimnisvoll schimmerte.

— „Und ‚die kleine Maske‘?“ — fragte sie.

— „O, sie wurde sehr jung in die Provinz verheiratet und war schon tot, als ihre Mutter mir diese Geschichte erzählte,“ — antwortete Ravila.

„Also ohne daß Sie“ — — sagte gedankenvoll die Herzogin.

Verdeutsch von Hedda Moeller-Brud.



Der Wächter.¹⁾

Von Wilhelm von Scholz.

(München.)



Gustav Falke zu eigen.

Auch in die Traumwelt, die das Märchen schafft,
Mit ihrem Duft und stillen Wunderschein,
Ragt oft, geredt von tieferer Kraft,
Ein feller Wirklichkeit hinein . . .

Der Wächter schreitet vor dem König her,
Und seine Augen flammen ins Gedränge.
Er überragt das Volk um Haupteslänge;
Sein rauher Eisenschritt klirrt schwer —
Und auseinander klappt die Menge.
Auf seiner Schulter ruhend wie zur Wehr
Spiegelt sein nacktes Schwert das Kriegsgepränge.
Dahinter unterm roten Baldachin,
Den Reiter tragen, folgt ein weißes Pferd.
Drauf sitzt der bleiche König ohne Schwert —
Des Königs Blicke bohren sich in ihn.

Der König hat hinabgesehn vom Turm,
Zu dem die Seelen der Gefall'nen stehn,
Als stieg' ein Geistersturm
Die Mauern hinan.

Der König schrie um Sieg den Zauber an.
Thaßlos die Zauberfrist verrann,
Als stünde in dem Wächter Widerkraft,
Der — groß wie ein eiserner Fahnenstang,
Doch an des Königs Schatten gebannt,
Hinüberfah ins ferne, blaue Land . . .

Da befahl der König ins Schloß zu ziehn
Und stieg von der hohen Zinne herab.
Und die Reiter hoben den Baldachin,
Der dem bleichen König Schatten gab.

Nun sehen sich seine Blicke wie Mücken
Auf des Wächters breiten Panzerrücken.
fern glänzen ihm die Farben ringsumher.
Das Rufen rauscht ihm wie ein fernes Meer,
Das Wog' um Woge rollt mit seines Pferdes Schritt.
Er starrt und lauscht nur auf des Wächters Tritt.

¹⁾ Aus einem noch unvollendeten Cyclus „Königsmärchen“.

Im Geiß des Königs glüht ein Zauberspruch —
Doch machtlos bricht an jenem sich der Fluch.
Der schreitet vor des Königs Pferd
Still durch die Menge mit dem Schwert.

* * *

Der König ruht in silbergrauer Saal.
An dichtverhangne Fenster fließt die Stille
Der weiten Nacht wie ein verträumter Wille.
Am Saalende atmet ein flackerstrahl,
Der dunkelt und sich wieder neu entfacht
Auf seinem hohen Silberhänder.
Die Vorhangsfalten fallen wie Gewänder
Von Schattenriesen in verstaubter Pracht.

Am Lager hocht der Narr. Die bleiche Hand
Des Königs folgt den Schatten an der Wand.

Jetzt aus der Ferne wächst ein Schritt,
Der näher werdend bis zur Thüre geht,
Dort atemholend stille steht —
Es ist, als ob ein Aug' ins Zimmer späht,
Als ob etwas den Saal betritt,
Als zög' es kalt —
Kaut wieder weiter geht der Schritt
Und verhallt.

Der König horcht gespannt.
Schwer auf des Narren Kopf sinkt seine Hand.
Der Narr erwacht an des Lagers Wand
Und grunzt schlaftraumlig: „Euer Wächter!“

Da durch den Saal schallt höhnisches Gelächter.
„Mein Wächter! Ja! Weißt du, der mich bewacht!
Ich fühle seine Blicke jede Nacht.
Ich will ihn los sein.“ „Wenn ihr könnt!“
Verflammt des Königs Auge brennt.
„Der Zauberbücher heilige Siebenzahl
Schlug sich mir selber auf, sobald ich sann;
Woher erwuchs mir dieser Mann,
Der alles das zerstört mit einem Mal?
Das Schloß der Bücher öffnet keine Kraft,
Als hielte sie sein blauer Blick in Haft.
Und niedrig flackern nur die heiligen Flammen,
Die hoch sonst stehn, mit brandigem Geruch.“

Und wieder glüht in ihm der Zauberspruch,
 Doch wieder aus der Tiefe wächst der Schritt.
 Des Königs wehe Augen wandern mit,
 Als sah' er leuchten andrer Augen Flammen.

Er hält; und vor der Stille bricht der Fluch zusammen.

Der König sinkt erschöpft in seine Kissen,
 Er will schlafen und nichts mehr wissen.

Der arme Narr ist einmal aufgeschreckt;
 Des König Grauen floß auf ihn herab.
 Jetzt ist's noch einsamer; denn, müd' gereckt,
 Schläft tief der König wie im Königsgrab.

Noch jetzt aus seinem Traum flieht Grau'n herab.
 Und immer stiller brennt das graue Licht.

Der Narr zu dem schlafenden König spricht:
 „Du bist jetzt fern und schüttest mich nicht!“

Dann lacht er sichernd: „Der König ein Narr,
 Kann da der Narr nicht ein König sein?“
 Die Diele giebt ein leises Geknarr,
 Und der Narr schleicht in dem silbernen Schein
 Zu den Pfählen, drauf die Kleinodien liegen —
 In den Purpurmantei hüllt er sich ein,
 Seine Schritte wiegen,
 Die Krone nimmt er aus gläsernem Schrein
 — Bleich funkelt der weiße Edelstein —
 Er drückt sich den Keif in die Stirn hinein.
 Aus den roten Falten, die schwer sich schmiegen,
 Holt er den Stab mit Schellen und Bändern,
 Legt ihn zu den Königsgewändern
 Und nimmt das Scepter. Sein Auge blinzelt —
 Oft — auf dem schlafenden Schädel sieht
 Die Narrenkappe.

Der Narr macht ein Weinerliches Gesicht
 Und mit mückenfeiner Stimme spricht
 Er zu seinem Gefolge in den Saal:
 „Wer unterhält mich? Mein Narr ist eingeschlafen.
 Wer kann es von euch, meine lieben Grafen?
 Ihr, guter Freund? Versucht es einmal! —
 Schlecht, schlecht!
 Wie abgeschmackte Sachen ihr sprecht!
 Vorzeiht, ihr seid — zu dumm!“

Der Narr sieht sich nach dem König um.

„Ihr dürft mir meinen Narren nicht wecken!
Dem sei sein bißchen Schlaf gegönnt!
Pß! — Versteckt euch in den Ecken
Und seht nicht her! Weil ihr's nicht könnt,
Will ich selber mein Narr sein — —“

Er tänzelt vor das Spiegelglas
Und verneigt sich: „Verstehest du Spaß,
Mein König? Nein? Fürwahr!
Dann bist du der Narr!
Du zeigst auf mich? Ich sei der Narr?
Dann verstehst du ja Spaß —
Mache mich nach! So — ganz wie ein König,
Ganz wie du selber — —“

Weißt du, daß ich dich ganz ergründet?
Von deinen Gedanken kenn' ich jeden
Und denke ihn selber. — — Aber, was ich so seltsam finde —
Daß wir beide nur einmal reden — — —“

Wie der Narr auf des Spiegelkönigs Krone sieht,
funkelnd ein Augenpaar drüber glüht —
Er bückt sich erschreckt, um besser zu sehen,
Kaum wagt er es, den Kopf zu drehen —
Den Wächter sieht er im Spiegel stehen.

Erst stüchzet er vor, dann schreckt er zurück,
Nun wieder vor in den Spiegelblick —
Ganz nah am Glase dreht er sich um
Und starrt auf den Wächter. Der wartet stumm —
Und zitternd trägt der Narr Stück für Stück
Alle die Kleinodien zurück.
Er steigt auf den Felsen,
Des Wächters Atem hört er dazwischen,
Kaum wagt er zu gehen,
Wie im Traum kommt er mühsam nur von der Stelle.

Hui! Jetzt kann er zur Thür entweichen —
Aber mit leisem, großem Schritt
Kommt ebensofast der Wächter mit
Und hat ihn hinter der Schwelle.

So. Den armen Narren hält seine Linke.
Seine Rechte langt in den Saal hinein
Und zieht behutsam die Klinke
Unhörbar ins Schloß.

Jetzt ist der König drinnen allein . . .

Dem Narren graut. Unsichtbar sind jetzt des Wächters Hände,
Kaum sieht er die langen Sturzgangwände.
Nur rechts, wo fern der Gang schmal endet
Und sich winklig nach Osten wendet,
Liegt eines Fensterkreuzes bleicher Schein.

Der Narr mit den Händen im Leeren steht,
Der Wächter schüttelt den armen Wicht:
„Verhöhnst du die heilige Majestät,
Paß auf, daß dir's nicht schlimm ergeht!“
Dann läßt er ihn los.
Der Narr ist vor Angst erst regungslos —
Dann schiebt er den langen Gang entlang.

Ganz hinten bei der Biegung hält er an,
Im Fensterchein schimmert sein flimmerleid blank,
Er lacht, klirrt und klingelt, so sehr er kann;
Dann ruft er hinunter den langen Gang:
„Was kann dir das nützen?
Wächter, bewachst du die Majestät,
So mußt du sie vor sich selber beschützen!“
Und fort ist er, wie ein Wölkchen verweht.

* * *

Stufen. Steile Sonnensäulen.
Hohe Abendfeuer lohen.
Tief am Felsen rauscht die Stadt.

Vor der freien Tempelhalle
Steht der König, der dem Heulen
All der Sterbenden vom Walle,
All der Hungernden der Tiefe,
All der schreienden Gefühle
Einsam in der Höhenkühle
Landesweite Luft gestoh'n.

Alles Land liegt wie ein Garten.

Und der König will zum Falle,
Weil er alle Blut verlor
Vor dem roten Tempelthor
Betend seine Kniee beugen,
Wie ein todesmüder Fechter.

Still. Die Priester drinnen warten . . .

Wachend vor dem Säulenthor
Schweigen große Flügel breitet.
Doch es wehrt dem Schatten nicht,
Der lang durch die Säulen gleitet
Dort und in die Tempeltiefe
Schwindet . . .

Still. Die Sonnenfuge legt
Auf das Dach die Strahlenkränze . . .

Rufe drinnen. Aus der Halle
Sich ein Marmorschritt bewegt.
Und geblendet von der Sonne
Tritt der Wächter
Zwischen seine Säulenbrüder.
„Herr, den Priester drin erschlug ich,
Weil er vor der Majestät,
Die vor seinem Hause steht,
Nicht am Thor sich niederwarf,
Wozu das Gesetz ihn zwang.“

Und der König schauernd geht
Und nickt seinem Diener Dank.

Wie von Korn umwogt eine sonnige Gemeinde,
So von Kriegern umwogt ist die Königstadt,
Als wüchsen, eine eiserne Saat,
Aus zertretenen Äckern zahllos die Feinde.

„Gold biet' ich, Gold!“ von des Thrones Stufen
Hat es der König hinabgerufen.

Der Narr, der neben dem Throne hockt,
Sieht grinsend den Wächter an und frohlockt.

Der Wächter ballt die Faust wie im Krampf —
Dann geht er ruhig vor den Thron:
„Wird dem Feind für seinen Sieg noch Lohn?
König, entsende heut' mich zum Kampf!“

Des Königs Auge leuchtet auf,
Vor Freude die bleichen Wangen brennen.
Er sieht zwei Wege, die sich trennen . . .
Er nickt.

Und nun zum erstenmal

Verläßt ihn der Wächter wie ein düster Gescheid.
 Über des Schwertes langer, bleicher Strahl
 Bleibt noch blank in des Königs Blick,
 Als der Wächter schon längst verlassen den Saal.

* * *

Dunkles Flammenzauberwort!
 Wie verwandelt ist der Saal.
 Alle Wände weichen fort
 In der Flammen weichem Strahl.
 Und der bleiche König steht
 Unter Flammen, Büchern, Schlangen
 In des Zaubers Majestät.
 Vögel, deren Flügel hängen,
 Hocken still auf hohen Sesseln . . .

Und da löst es sich wie Fesseln
 In der Feiler freiem Drangen.

Heißer Sonne Funkensprühn
 fällt in all das Flammenglähn.
 Lebende Blumen sehn die Lichter,
 Weiß durchleuchtet von der Sonne,
 Still in eigener Flammenwonne —
 Und der König wird ein Dichter.

Aufgerolltes Purpurtuch,
 Eine Flamme faßt das Buch.
 Klirrend springt das Schloß entzwei,
 Und die Seiten blättern frei.
 Und das Feuer wird zur Schrift,
 Die des Königs Auge trifft.
 Jubelnd starrt der König hin:
 Deine Flammenkönigin,
 Die des Sklaven Blick gebannt,
 Wartet dein im Zauberland. —

An der Wand schaut er empor,
 Hinter der das weite Morden
 Stundenfern am Brückenthor.
 Wie vor des Gedankens Lauf,
 Thut sich weit die Ferne auf.
 Luft ist Kalk und Stein geworden.
 Groß, als stünd' er dicht daran,
 Lebenstief ist das Bild,
 Aber lautlos all das Ringen.

Wirbelstaub deckt dort den Mann,
Den sie tot zur Seite bringen,
Dessen Leben angefüllt . . .
Und sein dunkles Blut nur quillt
Aus dem Staub und rinnt heran.

Ha, jetzt stürmt der Wächter wild
Mitten in das blut'ge Bild
Und starrt weit den König an,
Kehrt' Sonn' auf Helm und Schwert — —

Lächelnd steht der bleiche Mann,
Nicht ihm leise zu — und dann
All den Flammen, wie verflärt.

In den Dämmer Schatten wacht
Dunkel schon das Aug' der Nacht,
Und sie steigen höher an
Um die Felsen.

Und der König lacht.

Keine stechen seine Augen,
Wie um Flammenblut zu saugen,
Einzeln in das Herz den Flammen.
Und die Lantern klein zusammen
Und verlöschen still in Nacht.

Dunkel, versunken ist all die Pracht . . .

* * *

Der Vollmond senkt sich nach Westen bald;
Der Wächter träumt ihm durch das Fenster nach.
Und wieder durch die langen Gänge hallt
Sein Schritt vorbei am silbernen Gemach.
Doch schwer und müd' ist heut sein Tritt;
Wie schon das Dunkel von den Dächern glitt,
Erst ist er spät, bestaubt hereingekommen,
Hat rasch sein langes Mahl genommen
Und sank zwei Stunden tief in Schlaf.
Als ihn der Mitternacht rostiger Uhrschlag traf,
Ging er auf seinen Posten.

Ein grauer Schatten lehnt am Pfosten
Der hohen Thür. Der Narr. „Nun, hatt' ich Recht?“
Der Narr dämpft seine Stimme schlecht.
„Nein! Aber dafür, daß ihr leiser sprecht,

„Will ich schon sorgen!“ — „Ich? Eifer? Warum?“ —
 „Stell dich nicht dumm!
 Du sollst den König mir nicht hören!“
 Laut lacht der Narr. „Der wird es so nicht hören!“
 Nun aber spricht er heiser und ernst:
 „Ich wette, Wächter, daß du noch lernst,
 Wie ich recht gehabt! Schau her! —“

Er öffnet die Thür. Und weit und leer
 In dem einsam glimmenden, grauen Strahl
 Liegt des Königs Ruhesaal —

„Wo ist der König?“ „Entflohn
 Vor dir und vor seinem Thron!
 Als ich die Krone mir aufgesetzt,
 Mir den roten Keil in die Stirn gepreßt,
 Da warst du zornig! — Und jetzt,
 Wo der König die Krone liegen läßt?“

Das Scepter, der Krone stiller Brand,
 Das dunkelrote Purpurgewand,
 Er steht grau all den Königstand. —

In den Mantel hüllt er die Krone ein.
 Wie wiegt sie so leicht in der Männerhand!

Er läßt den Narren im Saal allein.
 Mit einer Fackel flackerndem Schein
 Steigt er in die Schloßgewölbe hinein.

* * *

Der Nachthimmel will grau verfallen
 In große Wolkentrümmer. Steigend wallen
 Nachtdünste auf aus weitem Nebelland
 Und tanzen um den Brunnenrand,
 Der weit draußen liegt in tiefem Sand,
 Von Wuchergesträuch umringt,
 Das Kletternd in seine Rundung dringt.

Jetzt kommt ein Feuerschein herauf vom Grund.
 Steigritte bröckeln. Es zischt und lüsch im Schlund.
 Ein Wesen steigt grau aus dem Brunnenrund
 Und biegt durch das Gestrüpp sich Bahn,
 Das schlafend Zweige ihm entgegenstreckt.
 Mit blauem Mantel ist es angethan,
 Von der Kapuze tief der Kopf verdeckt.

Grau, morgentief sich steht es auf dem Feld
 Wie ein emporgestiegener Schatten.
 Es breitet Arme, die Kapuze fällt,
 Und frei hebt es den Kopf, den Kronenmatten,
 Der König! — — —

Er ruft: „Der Zauber grüßt dich, freie Welt!“

Dort geht ein Zickzackweg weiß in der Irre
 Und sieht. Das Schuttfeld: Köpfe, Blechgeschirre,
 Schmutz, Steine, Klumpen, — kaum zu überschauen —
 Grant auf im ersten Morgengrauen.

Schon kommen blaue Flammen übers Feld
 Zu ihrem König, der in hohen Händen
 Winkend das Zauberzepter hält.

Der König schreit auf wie ein todwundes Tier,
 Dem der Weg verstellt zum stillen Verenden.
 Noch ein Schatten steht auf dem Feld . . .

Aus dem Purpurtuche gerollt
 Hat der Wächter langsam den Reif von Gold.

Da sieht der König in tollem Lauf;
 Schutt und Steine halten ihn auf.
 In entfesseltem Ungeflüm
 Fliegt der Wächter dicht hinter ihm.
 So jagen sie nach der Straße hinüber.
 Jetzt entfaltet der Wächter den Mantel ganz
 Mit beiden Händen, hält ihn hoch wie zum Tanz
 Und wirft ihn als Fangnetz dem König über.
 Er hält das Netz um den König fest
 Mit der Linken wie mit Panzerschnallen.
 Und die freigewordene Rechte läßt
 Auf den verzerrten Schädel die Krone fallen,
 Die sich kalt um des Königs Stirne preßt.
 Ein Schlag. Mit leisem Geflüster
 Rollt Krone und Kopf an ein rostig Geschirr.
 Castend die toten Hände greifen.
 Der Wächter drückt mühsam den Kopf aus dem Reifen,
 Hebt die Krone und fügt sie — — —





Der Katholizismus und die neue Dichtung.¹⁾

Einleitung.

Seit der Zeit der Reformation hat die katholische Kirche in Deutschland niemals eine solche Macht repräsentiert, wie im gegenwärtigen Augenblick. Ihre Partei, die durch die vereinte Wirkung einer genialen, man darf sagen staatsmännischen Führung und zahlloser Kurzsichtigkeiten ihrer Gegner groß geworden ist, entsendet heute mehr als hundert Abgeordnete in den deutschen Reichstag. Sie ist nicht, wie es prophezeit ward, nach Windthorst's Tode zerfallen, sondern hat sich, zweifellos durch rücksichtslose Abstosung eines abligen Flügels (der schlesischen Klerikalen unter Frh. v. Huene), stärker geeint, als je vorher. „Zentrum ist Trumpf!“ „Wir sind die regierende Partei geworden!“ So verkünden es wüchtig ihre Führer und Pressorgane, und es liegt keine Übertreibung darin. Der Ultramontanismus steht heute im Brennpunkte des deutschen politischen Lebens.

Wenn man unbefangen die Haltung betrachtet, die er in so einflussreicher, aber auch verantwortungsschwerer, in so bevorzugter, aber auch exponierter Stellung bisher beobachtet hat, so wird man sich nicht verhehlen können, daß die Prüfung entschieden vorteilhaft ausfällt im Vergleich etwa zu einem Rückblick auf jene Periode unserer Politik, die in der Geschichte als das nationalliberale Zeitalter fortleben wird. Die Leute, die dem Zentrum eine Vorliebe für den politischen Schwacher mit Konzeptionen nachsagen, sollten an die Jahre denken, wo die Fraktion des nationalen Liberalismus aus Heißhunger nach dem Einsengericht

¹⁾ Ein katholischer Schriftsteller hat unter dem Namen „Beremundus“ eine Broschüre veröffentlicht, die in einer scharfen Verurteilung der katholischen Belletristik gipfelte. „Beremundus“ Büchlein hat wie ein Funke im Pulversack gewirkt. Wir haben in anbetracht der Wichtigkeit dieser Frage einem Protestanten das Wort erteilt, der eine Reihe von Studien in der „Gesellschaft“ veröffentlichten wird.

der Gewerbefreiheit und Goldwährung willig die demokratischen Erstgeburtsrechte hingab, oder wo der geistvollste Doktrinär des manchesterlichen Kapitalismus, Ludwig Bamberger, das polizeiliche Einschreiten gegen den „Kathederkommunismus“ — so nannte er die unbequemen Regungen der sozialen Neugeburt der Nationalökonomie — forderte. Es wird sehr schwer sein, dem Zentrum solche Verfündigungen nachzuweisen. Seine Verteidigung der politischen und wirtschaftspolitischen Rechte des Volkes ist von rühmlicher Energie; und aus seinen gefährlichen Forderungen, etwa eines Volksschulgesetzes oder der lex Heinke, war es stets so ehrlich, nicht das geringste Hehl zu machen. Es muß gesagt sein: wenn der Ultramontanismus hätte pharisäische Selbstgerechtigkeit zur Schau tragen wollen, man hätte es nicht unbegreiflich finden dürfen. Er hat auch das nicht gethan. Die maßgebenden klerikalen Kreise haben sich nicht geschaut, zur Selbstkritik fortzuschreiten. Nicht in geheimer Beratung, sondern auf der feierlichen, großen Musterung ihrer Scharen, der 45. Generalversammlung deutscher Katholiken in Krefeld, vor der denkbar unbeschränktesten Öffentlichkeit, hat sich jene merkwürdige Diskussion abgespielt, die unter dem Namen der „Inferioritätsdebatte“ einen wichtigen Denkstein in der Geschichte des deutschen Katholizismus darstellen wird. Es handelte sich um die Frage: ob der äußeren Machtstellung des Katholizismus auch eine innere Überlegenheit entspreche, oder ob hier nicht in der That ein Mißverhältnis bestehe, indem der Anteil des katholischen Volkes an der Geisteskultur ein allzugeringer, das Niveau seines geistigen Lebens ein entschieden niedrigeres sei, als das der protestantischen Kreise.

Man würde freilich fehlgehen, wollte man nun den Schluß ziehen, diese Selbstkritik habe in der idealen Wahrheitsliebe des Katholizismus ihre Wurzeln. Das ist hier sowenig wie irgendwo sonst der Fall. Selbstbesinnung und Selbstkritik setzen im Völkerverleben erst dann ein, wenn gewisse mit Bestimmtheit berechnete Erfolge entweder garnicht eintreten oder doch unter dem erhofften Minimalwert bleiben. Ja, auch da sucht man gern die Ungunst der gegebenen Konstellation als tröstende Begründung des Fehlschlags heranzuziehen, und erst wenn die Mißerfolge sich unter andern gearieteten Verhältnissen wiederholen oder die Mindervertigkeit des Erreichten durch wechselnde Gruppierung aller übrigen Faktoren hindurch fortbauert, beginnt das Selbstvertrauen zu wanken, zunächst leise und uneingestanden, dann stärker und bewußt, aber immer noch verhüllt, bis ein paar geradsinnige Köpfe die Fenster aufreißen und das Licht der Kritik hereinlassen. Dann ist es meist noch

von der Machtstellung, dem Ansehen dieser ersten Ehrlichen abhängig, ob man sie verflenet oder sich entschließt, ihrem Beispiele zu folgen. Diese Entwicklung läßt sich ziemlich ausnahmslos für alle Verzweigungen von Parteien und Interessengruppen im wirtschaftlichen, politischen, religiösen, wissenschaftlichen und künstlerischen Leben und Treiben nachweisen, und es liegt kein Grund vor, für entsprechende Vorgänge innerhalb des Katholizismus eine abweichende Form des Ursprungs und der Ausbreitung vorauszusetzen. Darum wird es unumgänglich sein, von einem hinreichend weit zurückliegenden Punkte der Vergangenheit aus in großen Zügen den verschiedenen Phasen öffentlicher Geltung und Machtstellung nachzugehen, die der Katholizismus in Deutschland bis zu dem Eintritte der im Inferioritätsvorwurf sich darstellenden Selbstkritik durchlaufen hat.

Die Reformation hatte der katholischen Kirche gezeigt, daß bei innerer Zersetzung auch die scheinbar unerschütterlichste äußere Macht vor gewaltigen Überraschungen nicht zu schützen vermag. Diese Erkenntnis ist der eigentliche Niederschlag des tridentinischen Konzils, das zwar die Forderung der ergebnislosen Versammlungen von Pisa, Konstanz und Basel, „an Haupt und Gliedern zu reformieren“, sehr bescheiden verwirklichte, immerhin aber der Auslegung und Ausübung der katholischen Lehre festere Grenzen setzte, sodas Entartungen, wie sie den auslösenden Reiz für die lauge gärende Mißstimmung bei der Reformation dargestellt hatten, sich künftighin unmöglich wiederholen konnten. Gleichzeitig ward durch die Begründung und Anerkennung der „Gesellschaft Jesu“ ein neues Ferment in den Katholizismus gebracht, einer Clique Einfluß gesichert, die zwar mit strupploser Realpolitik der Kirche die Beherrschung aller Lebensgebiete erobern und sichern zu helfen bemüht war, gleichzeitig aber eine feinere Witterung für das besaß, was man der durch die religiösen Emanzipationskämpfe mindestens aufmerksam gewordenen Masse bieten durfte. Im dreißigjährigen Kriege entsfaltete dann der Jesuitenorden seine Diplomatie im großen Stile; wie er durch seinen Einfluß in Wien den gehörig ausgenutzten Wallenstein im geeigneten Moment zu beseitigen wußte, so würde er auch der katholischen Partei die Friedensansprüche diktiert, d. h. den deutschen Protestantismus für alle Zeit vernichtet haben, wäre dieser nicht durch das Eingreifen Frankreichs und Schwedens gerettet worden, sodas er im westfälischen Frieden unverhältnismäßig günstig abschneit. Bei der kleinstaatlichen Zerrissenheit des römisch-deutschen Reiches bietet für die folgende Zeit, die naturgemäß in allen Gegenden der wirtschaftlichen

Sebung gewidmet ward, die religiöse Entwicklung nichts Bedeutsames. Während der Katholizismus über die kompakten Ländermassen der habsburgischen und wittelsbachischen Krone verfügte, krystallisierte sich die protestantische Kultur immer enger um den noch kleinen, aber schon unvergleichlich festen Grundstock der brandenburgisch-preussischen Macht, eine Gliederung, die sich in der Erwerbung Schlesiens durch Friedrich den Großen nur fortsetzte. Das propagandistische Treiben der Gesellschaft Jesu hatte in diesem Fürsten einen unerbittlichen Gegner, und erst als sein Nachfolger mit dem berüchtigten Religionsedikt des Ministers Wöllner für die evangelische Orthodoxie Ähnliches proklamieren wollte, wie die Jesuiten es für Rom anstrebten, die totale Unterwerfung aller Gebiete des geistigen Lebens, erst da mochten auch die klerikalen Hoffnungen in Preußen neuaufleben — denn kirchliche Reaktion pflegt zum mindesten innerlich stets beiden Bekenntnissen orthodoxer Färbung Nutzen zu bringen. Da stieg das Gestirn Napoleons I. auf, und im Jahre 1803 versetzte der Reichsdeputationshauptschluß der katholischen Kirche in Deutschland den schwersten Schlag, den ihre weltliche Machtstellung seit Jahrhunderten erlitten, durch die Säkularisierung der geistlichen Fürsten. Allerdings war gerade durch sie, wie Hermann Schell treffend bemerkt, für die betreffenden Landstriche der Anstoß zu reger Ausnutzung der Bodenkräfte und damit zu bedeutendem wirtschaftlichen Aufschwung gegeben; aber für den Augenblick empfand doch Rom nur die ungeheure Machtentkleidung, die in diesem Akte ausgesprochen war. Die Befreiungskriege drängten für die nächste Zeit alle andern Interessen in den Hintergrund; der nationalen Erhebung aber folgte die tiefgreifendste innerliche Katholisierung, die im deutschen Norden je zu beobachten gewesen ist. Auf die klassische Periode deutscher Dichtung, die in ihren bedeutendsten Gestalten eine aus Heidentum und Protestantismus gemischte Weltanschauung erkennen ließ, folgte nach dem kurzen Zwischenspiel der politischen Lyrik die Romantik, die in die dunklen Tiefen des Mittelalters flüchtete und anfangs mit bedeutsamer Kraft die nationale Vergangenheit der hellenischen des Klassizismus entgegenhielt, dann aber sich mehr und mehr in mystische Glaubensformen einlebte und endlich ihre hervorragendsten Vertreter in den Schoß der katholischen Kirche führte, sofern sie nicht überhaupt aus ihm hervorgegangen waren. Das katholische Habsburg legte die eiserne Faust nicht seines schwachen Kaisers, aber des jesuitisch schlauen und festen Fürsten von Metternich über Deutschland, jeden freien Hauch des protestantischen norddeutschen Geistes

grausam ersiekend. Friedrich Wilhelm III., der für Geistesfreiheit nicht übermäßiges Verständnis besaß und zudem in Österreich seinen besten und treuesten Freund sah, ließ alles das ruhig sich entwickeln, und erst gegen Ende seiner in wirtschaftlicher Hinsicht durchaus lobenswerten Regierung beschwor die Frage der Wischehen einen schweren Konflikt zwischen ihm und den Erzbischöfen von Köln und Bosen heraus. Er ward jedoch durch den Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV., der unter dem Einflusse von Radowiz und Bunsen stark zu einer romantisch-katholischen Anschauung neigte, zu gunsten der Kirche beigelegt, und vom Jahre 1848 an drängt die gewaltige Einheitsbewegung des deutschen Volkes bis zur Aufrichtung des neuen Reiches alle andern Fragen in den Hintergrund.

Mittlerweile hatte die innere Entwicklung des Katholizismus eine Bahn eingeschlagen, deren Ziele keinem noch so optimistischen Beurteiler Roms verschleiert sein konnten. Am 16. Juni 1846 war der Erzbischof von Spoleto, Graf Johann Maria von Mattai-Ferretti, als Pius IX. auf den päpstlichen Stuhl erhoben worden. Während er in seiner äußeren Politik die nationalen Einigungsbestrebungen Italiens anfangs unterstützte und durch diese Haltung überschwängliche Hoffnungen weckte, ließ er in den rein kirchlichen Fragen vom ersten Tage an keinen Zweifel über seine rein jesuitische Auffassung von Lehre und Organisation. Wenn er schon repräsentativ die ganze pompöse Prachtentfaltung der Kirche zu nützen wußte, so stellte sich das doch nur als Mittel zu einem höchsten Zweck, der Creierung der päpstlichen Infallibilität, dar. Langsam aber sicher schritt er, von Erfolg zu Erfolg, diesem Ziele entgegen. Dem Dogma der unbefleckten Empfängnis Mariä folgte die fulminante Verbammung der modernen Ideenwelt durch den Syllabus; und 1869 durfte er den entscheidenden Schritt thun, die Spitzen der internationalen Hierarchie zu einem Vatikanischen Konzil nach Rom zu laden, auf dem die päpstliche Verkündigung ex cathedra in Fragen des Glaubens und der Sitte für infallibel erklärt werden sollte. Zwar rief diese Ladung unter den deutschen Bischöfen samt ihrem Klerus alle möglichen Äußerungen der Opposition von kopfschüttelndem Staunen bis zu hitzigem Widerspruch hervor; die Sezession der Altkatholiken aber, zu der die Mißbilligung des linken katholischen Flügels sich verdichtete, blieb seltenhaft im kleinsten Stile, und allen voran tritt der Erzbischof von Mainz, dessen Gestunung in diesen Fragen schon längere Zeit bekannt war, begeistert mit der ganzen Kraft seiner mächtigen Persönlichkeit für das Dogma,

daß die Träume des Thomas von Aquino in Wirklichkeit umsetzen sollte.

Es war kein Zufall, daß diese vorvaticanische Hälfte der pianischen Epoche in Deutschland starke Reflexe weckte. Zwar hatte die erste Ausstellung des heiligen Rockes zu Trier gezeigt, daß auch ohne einen jesuitisch denkenden Papst der krasseste Aberglaube in den katholischen Massen gehorsamen Zulauf findet; aber vor allem war es der Syllabus, der das deutsche Geistesleben im engeren berührte. Denn gegenüber der Trägheit der romanischen Völker — abgesehen von Frankreich — war gerade die germanische Welt die Vertreterin großer moderner Ideen. Und auch in Frankreich zehrte man mehr von den Traditionen einer espritreichen Vergangenheit, wie sie in den Männern des Salons Holbach sich verkörperte, und die ersten wissenschaftlichen Vorkämpfer der von Goethes Genius vorgeahnten Evolutionsidee, Geoffroy St. Hilaire und Lamarck, waren dem übermäßigen Gegengewicht eines Cuvier und Agassiz unterlegen, in denen die anthropozentrische Anschauung ihre letzten hervorragenden Stützen fand. Charles Darwins revolutionierendes Buch über die Entstehung der Arten aber fand in Deutschland seinen ersten und feurigsten Jünger in der phantasiereichen Künstlergestalt Ernst Häckels; und während in Frankreich die neue Lehre nur sehr langsam, in die südlichen Länder fast garnicht (um jene Zeit wohl nur durch Jakob Moleschott) Eingang fand, zogen in England und Deutschland Huxley, Hæckel, Vogt, Wallace und andere ihre letzten und kühnsten Konsequenzen. Während aber in England wiederum versucht wurde, auch diese noch mit dem positiven Glauben zu vereinen — Darwin selbst hielt den Glauben an einen persönlichen Gott für nicht gefährdet durch seine Ideen —, bedeutete der Darwinismus für das deutsche Geistesleben den in seiner rasenden Geschwindigkeit beispiellosen Sieg des philosophischen Materialismus und religiösen Atheismus, der in den Schriften der Junghegelianer Ludwig Feuerbach und David Strauß herangereift war und nun in Vogt, Büchner, Czolbe und Moleschott teils cynische, teils seltsame, teils geistvolle Vertreter fand, denen allen die „Hypothese eines Gottes“ überflüssig, und alles, was an Religion erinnerte, selbst der blasseste Pantheismus, als rückständiger Aberglaube erschien. Die Ethik dieser Richtung proklamierte den „freien“ Konkurrenzkampf, wie er dem politischen Liberalismus als Ideal vorschwebte, und wengleich die meisten Lehrer des Stoffevangeliums sich in die Lappen brüderlicher Phrasen hüllten, so ist doch um jene Zeit praktischer und philosophischer Materialismus in der Masse

der Gläubigen, d. h. der nationalliberalen Bourgeoisie, kaum noch zu trennen. Man kann sich vorstellen, mit welcher ähndem Hohn die „Thaten“ Pius IX. in diesen Kreisen überlaugt wurden. Die Inferiorität der Katholiken war etwas ganz Selbstverständliches, über das es keine Diskussion gab; galt doch alles als rückständig, was nicht bedingungslos auf das atomistische Lehrgebäude schwor.

Indessen hätte die Stimmung des Bürgertums nationalliberaler Richtung gegenüber der römischen Kirche den Kreis souveräner Verachtung wohl nicht durchbrochen, wenn nicht Erscheinungen eingetreten wären, die sich den atheistischen Schichten als Gefahren ernstester Art darstellten. Die kapitalistische Entwicklung, auf der Proletarisierung des Kleinbürgertums fußend, hatte neben dem Unternehmer den Lohnarbeiter geschaffen, und den früher nur utopisch aufgetauchten sozialistischen Ideen war nun ein mächtiger Hebel zum Angriff gegeben. Einer der seltsamsten Zufälle fügte es, daß fast um die gleiche Zeit dem Sozialismus sein größter Theoretiker in dem unerbittlich konsequenten Denker Karl Marx und sein größter Agitator in der hypnotisierenden Persönlichkeit Ferdinand Lassalles erstand. Die Bourgeoisie unterschätzte die rasch zu mächtigen Wogen anschwellende Bewegung, mit der sie immer noch im rechten Augenblick fertig zu werden meinte, als etwas ganz Wertwürdiges geschah. Derselbe Mann, den man als den glühendsten Verfechter jesuitisch-pianischer Wünsche in Deutschland kannte, Erzbischof Ketteler von Mainz, interessierte sich lebhaft für Lassalles Erfolge und proklamierte dann in einem glänzend geschriebenen Buche den katholischen Sozialismus. Und ein erlesener Stab von Priestern, an der Spitze der gewandte Mousfang, nahm des Prälaten Ideen zu eifriger Verbreitung auf.

Das Hohnlachen der Bourgeoisie klang wenig echt. Sie hatte damit gerechnet, daß das Infallibilitätsdogma der Kirche in Deutschland den Hals brechen würde; sie hatte gejubelt, als die Einigung Italiens der weltlichen Herrschaft des Papstes ein jähes Ende bereitete. Jetzt erblickte sie in Kettelers Bekenntnis einen Trick, der die unter die Unfehlbarkeit gezwungene Masse von den durch die altkatholische Sezession geweckten Gedanken ablenken, wie man so sagt: mit einem Zuckerbrot entschädigen sollte. Wir haben hier nicht zu untersuchen, ob dieser Vorwurf begründet war — für Ketteler selbst traf er keinesfalls zu —, sicherlich bangte dem Bürgertum vor den Erfolgen dieses Einschwenkens ins soziale Lager, und es wußte die preussische Regierung zum Kampfe gegen Rom zu treiben. Der Verlauf dieses unseligen Wagnisses •

interessiert und in seinen einzelnen Phasen nicht. Die Antwort der angegriffenen Kirche war nicht weniger bodenlos, als die Behandlung, die man ihr zubachte; und alle Brutalitäten der Staatsgewalt werden durch die maßlose Frechheit ausgeglichen, die aus dem Briefe Pius IX. an den Kaiser sprach und zu einer geradezu fessellosen Heze der Kapläne in ihren Kreisen das Signal gab. Schließlich unterlag der Staat. Die Nationalliberalen hatten Ende der siebziger Jahre abgewirtschaftet, Bismarck brauchte neue politische Kombinationen und war gern bereit, mit dem liebenswürdigeren Leo XIII., der nach Pius Papst geworden war, Frieden zu schließen. Durch den fünfzehnjährigen Kampf aber hatte er eins bewirkt: der deutsche Katholizismus, in dem sich nach dem vatikanischen Konzil bedenkliche Divergenzen bemerkbar machten, war in kompakter Masse ultramontan geworden. Er stellte nunmehr die Macht im Staatsleben dar, die wir eingangs schilderten. Die sozialistischen Ideen empfingen durch die berühmte Encyclika *Rerum novarum* ihre genaue Umgrenzung, die ein sympathisches sozialreformerisches Programm gestattete und der klerikalen Partei nicht nur das katholische Kleinbürgertum und die Arbeiterschaft, sondern auch das Recht sicherte, von den sozialgesinnten Parteien in allen derartigen Fragen als das kleinere Übel im Vergleich zu der konservativ-nationalliberalen Bourgeoisie betrachtet zu werden. So hatte der römische Katholizismus zwanzig Jahre nach der tiefsten Demütigung seines Oberhauptes in dem nicht mehr habsburgischen, sondern protestantisch-hohenzollernschen Deutschland sich eine Stellung geschaffen, die ihn zu einem maßgebenden Faktor des öffentlichen Lebens stempelte.

Und nun forderte dieser Faktor kategorisch seine Berücksichtigung auf allen Gebieten des staatlichen Lebens, nicht nur parlamentarisch; und in diesem Augenblicke zeigte es sich, daß die Rechnung und Berechnung nicht stimmte. Dem Schrei nach Parität kam eine bittere Antwort. Achselzuckend mußte die Regierung durch die offiziöse Presse erklären lassen, daß sie die Katholiken nicht nach Maßgabe ihres Prozentsatzes berücksichtigen könne, weil die katholischen Kreise in der Wahl höherer Verufe sichtlich im Rückstande seien. Auf die deutschen Gymnasien entsendeten 2,77 pro Mille die Protestanten, 17,37 pro Mille die Juden, aber nur 2,14 pro Mille die Katholiken von ihrer vollen Bekennerzahl. Und als die Zentrumspresse erwiderte: das kommt daher, daß die katholischen Eltern ihre Söhne keiner aussichtslosen, durch staatliche Imparität aussichtslosen Laufbahn ausliefern wollen — da konnte ihr der Bescheid werden, daß für die Juden die Imparität doch eine weit

ausgemachtere sei, daß vor allem aber in den unabhängigen, sogenannten „liberalen Berufen“ das Verhältnis noch weit ungünstiger für die Katholiken ausfalle, daß ferner die Realschulen ein ebenfalls viel ungleicheres Verteilungsbild mit katholischem Minus aufwiesen, als die vollberechtigten Gymnasien. Und die „Münchener Neuesten Nachrichten“ widmeten, wohl nicht ohne Billigung der Regierung, der Paritätsfrage den folgenden Satz: „Die Katholiken werden trotz aller Deklamationen mit mathematischer Sicherheit allmählich aus den bedeutenderen und einflußreicheren Stellungen des Geisteslebens und Erwerbslebens der Nation verdrängt werden. Sie werden zunächst verarmen, und infolge dieser Verarmung werden sie immer weniger in der Lage sein, ihre Kinder in höhere Schulen zu schicken. Das bereits bestehende Mißverhältnis wird sich noch steigern, und schließlich wird kein Mahnruf mehr helfen, da die Mittel fehlen, ihm Folge zu leisten.“

Das war eine trübe Prognose: hier stellten sich Parität und Inferiorität als zwei Momente dar, die, unaufhörlich aufeinander zurückwirkend, die Tendenz zur gegenseitigen Steigerung in sich trugen. So ernste Worte hätten der ultramontanen Welt die Augen öffnen sollen über das, was für sie zu thun war. Noch aber verharrte man in hartnäckigem Pharisäismus. Mit dem Hinweis auf die Geistesarbeit, die im Laufe der Zeit allein der Jesuitenorden geleistet habe, verband sich die immer erneute Forderung seiner Rückberufung, mit der die Inferiorität der Katholiken ein Ende haben würde. Inr Abwechslung folgten wohl auch Drohungen mit der parlamentarischen Macht des Klerikalismus, die den Katholiken das Versagte zu erzwingen wissen werde. Da kam das Jahr 1896, und mit ihm der haarsträubende Abschluß des Diana Vaughan-Schwindels, auf dessen Glatteis Leo Taxil die höchsten römischen Würdenträger zu locken gewußt hatte. Noch nie hatte der Jesuitismus so entlarvt am Pranger gestanden. Zwar brüstete sich die klerikale Presse Deutschlands, von vornherein das Treiben verurteilt zu haben; allein man fühlte, daß ihr nun doch selber bange ward um das Ansehen einer Kirche, die so wahnwitzigen Aberglauben nicht einmal gebührend von sich abzuschütteln wagte und doch auf Parität Anspruch erhob. Vielleicht hätte man aber auch jetzt noch trotzig geschwiegen, schon um vor den protestantischen Gegnern sich keine Blöße zu geben. Da fand sich eine mutige Stimme, die den deutschen Katholiken die halb gefürchtete, halb ersehnte Wahrheit sagte. Der Rektor der Universität Würzburg und Professor der Apologetik Dr. Hermann Schell leitete mit seiner Broschüre über den „Katholizis-

muß als Prinzip des Fortschritts“ die Selbstkritik des katholischen Deutschland ein. Das Signal zur offenen Debatte über die Inferiorität unter den Katholiken selbst war endlich gegeben.



Fidus.

Don Rudolf Klein.

(Berlin.)

Daß die deutsche Kunst, das deutsche Geistesleben überhaupt, nach 1870 bedenklich gestockt hat, das einzusehen, mühten sich selbst die eifrigsten Fürsprecher der Modernen bequem, sofern ihnen nicht jede Einsicht mangelt. Jenen guten Durchschnitt, der von einer stattlichen Anzahl hervorragender Persönlichkeiten um ein bedeutendes überragt wird, wie ihn und jene die modernen Kunstströmungen in allen außerdeutschen europäischen Ländern gezeitigt, haben wir nicht zu verzeichnen. Es ist nur zu charakteristisch, daß z. B. in der bildenden Kunst neben kümmerlichen Ansätzen die drei markantesten Typen der Gegenwart, Böcklin, Thoma, Klinger, außerhalb jeder Schule stehen und entstanden sind, als Einzelpersonifikationen des Volksgeistes zu betrachten, nicht aus dem Zeitgeist, sondern trotz dieses entstanden sind. Vielleicht ist es aber gerade ein Vorzug für die deutsche Kunst und wird ihr nun, nachdem die übrigen Länder sich ausgegeben, das kommende Jahrhundert gehören! — In ausgeprägten Persönlichkeiten unter den gegenwärtig Schaffenden ist freilich kein Überfluß. Zu den wenigen, die uns etwas Eigenes zu sagen haben, deren Eigenheit aber ungünstiger äußerer Umstände wegen nicht in das Gesamtbewußtsein zu dringen vermag, gehört einer, dem in diesen Wochen ein Zimmer im Berliner Salon Gurlitt gewidmet war: Fidus. —

Wenn ein Künstler aus ökonomischer Mißlage seine Kunst in irgend einen Dienst stellen muß, der ihm die besten Seiten beschneidet, so ist dies schon höchst bedauerlich, bedauerlicher ist jedoch noch, wenn die Gegenwartsverhältnisse an sich so liegen, daß ein volles Bethätigungsvermögen ausgeschlossen ist. Dies scheint mir bei Fidus der Fall zu

sein. Fibus, der hauptsächlich leider nur in litterarischen Kreisen bekannt ist und seine Anhänger zählt, weil er seine Kunst in den Illustrationsdienst ihrer Werke stellt, muß oft den Vorwurf, daß ihm die Kraft zur Größe mangle und er nur ein „Zeichner“ sei, hören, obgleich dieser Bethätigungsweig für ihn doch eigentlich nur ein notwendiges Übel ist. Seine Kunst, so „klein“ sie sich bisher in der äußeren Form gegeben hat, scheint mir ihrem Wesen nachgerade in das Gebiet der „großen“ Kunst, der al fresco-Kunst zu fallen, sie scheint eine Kunst, die ohne Architektur unhaltbar, der eine schwebende, entsprechende Architektur die Entwicklungsfähigkeit wie Geltungsmöglichkeit nimmt. Innerlich wie äußerlich vollständig verschieden, berührt die Kunst Fibus' sich in diesem Punkt mit der eines anderen Malers, der schon der Sterilität zu verfallen droht, da es keine Wände für seine Bilder giebt — Sascha Schneider, der ebenfalls zum Freskomaler prädestiniert scheint. — Die Unmöglichkeit einer architektonischen Verwendung der Kunst beider Maler beruht auf ihrer individuellen Eigentümlichkeit. Sie bedürfen einer Architektur (Fibus hat sich eine solche selbst konstruiert), die unserem Klima völlig widersprechend. Beide Künstler scheinen ein geographischer Irrtum. Ist die Kunst Sascha Schneiders slavisch, mongolisch, ja assyrisch, so wirkt die Fibus' indisch. Seine Kunst hat etwas Klares und Lichtes, so daß wir sie uns eigentlich nur unter der Sonne des Ostens denken können. Tempelwände müßte sie schmücken. Sie gehört in eine lichte Atmosphäre, in die freie Luft. Seine Menschen, denen jedes Kleidungsstück zu viel ist, müssen sich in unseren Zimmern höchst unbehaglich fühlen. Es ist eine Sonnenaufgangskunst. Das ganze Wesen seiner Eigenart finden wir in seinem Menschen — vor allem Weibtypus konzentriert. Das Wesen seiner Menschen hat etwas Vorsintflutliches und Jenseitiges. Ein Ewigkeitsring von Lust scheint ihr Dasein, da der Tod, den es nach unserem Begriff für sie nicht giebt, ihnen kein Schmerz ist. Sein Mensch ist der Mensch, wie ihn die Natur sich gedacht, als sie sich zengungslustig fühlte — und wie er nicht geworden ist. Ein Hauch aus dem Garten Eden umweht ihn. Sein Mensch ist ein Vegetarier und Antivivisektionist, der sich von köstlichen Früchten nährt, in dessen Adern nicht das dicke, saulende Blut der Fleischesser fließt, das so leicht in feilische Krebsrosen ausschlägt — die Adern seiner Menschen scheinen geschwellt von weißblauem Oblicht, das sie kreisend ausstrahlen. Sie kennen keine Furcht und, so schwächlich sie sind, sind sie den Elementen gewachsen, nicht dem Schicksal, das es für sie nicht giebt, wie es keinen

Tod für sie giebt. Nichts ist ihnen ferner als die Sünde! Und das Lustgefühl der Zeugung unterscheidet sich bei ihnen in nichts von dem jeder Stunde — wie bei Gott und Tier! —

An ausgeprägten Persönlichkeiten hat die gegenwärtige Kunst keinen Überfluß, Fibus ist eine solche, und wenn seine Kunst nicht zur vollen Entwicklung gelangt und noch nicht in die Gesamtheit überzugehen vermag, so sollte man die Gründe hierfür nicht in ihrem Wesen und der Begabung des Künstlers suchen, sondern in den Gegenwartverhältnissen, denen sie fremd ist.



Aus dem Münchener Kunstleben.

Lange schwieg ich von der Münchener Musik. Wenig Erwähnenswertes lag vor. Felix Weingartners Einzug in den Kaisersaal, Stavenhagens in das Hoftheater als Richard Straußens Nachfahre. Weingartner ist ein Taktiker. Er besetzt sich erst durch virtuose Klassiker-Aufführungen in der leicht zu erobernden Gunst des Münchener Konzertpublikums, ehe er Farbe bekannnt und zeigt, daß bei ihm die Jungdeutschen Trumpf sind. So lugte in seinen ersten vier Konzerten kaum einmal Liszt und eine Wagner-Üvertüre aus seinen respektabel konservativen Programmen hervor. Man kann im übrigen jetzt schon die Anzeichen eines bald im üppigsten Flor prangenden Weingartner-Kults herausfühlen. Nicht der objektiven Kritik aber ist es, über dem hellen Licht auch des Schattens nicht zu vergessen. Weingartner ist der größte Subjektivist und Stimmungsmensch, der je vor einer Partitur stand; brennt ihm aber jenes heilige, stillglühende Feuer in der Brust, wie etwa Ferdinand Löwe, der mit edler Selbstverleugnung und absoluter Hingabe seines Ich gewissermaßen unpersonlich seinen Meistern gegenübertritt? Interessant war ein Vergleich zwischen den Auffassungen Weingartners und Kellermanns, die beide Liszts „Préludes“ dirigierten, wobei der Pianist und Laien-Dirigent den Vogel abschob. Kellermann hat mit einer Gesamtauführung der 12 sinfonischen Dichtungen eine That vollbracht. Die Liszt-Partei-päpste stürzten aus einem Entzücken in das andere. Die Bedmeßer saumerten von einer „Überflutung Münchens“.

Richard Strauß riß als Nachfolger Weingartners in Berlin die Gemüter der Reichsintelligenzentrale durch einen einzigen „Tristan“ mit sich fort, Stavenhagen, der Nachfolger Straußens, schläferete uns dafür mit einem temperamentlosen „Hans Heiling“ ein. Freilich brachte er auch mit kühnem Wagemut im letzten Akademiekonzert Strauß' Till-Eulenspiegel für allergrößtes Orchester heraus. Das lebensfrühende Werk, das dem innersten Wesen eines Stavenhagen fremd sein muß, kam etwas grobschlächtig aus der Partitur. Alfrede-Geffke, grobe Pinselführung für

zierlichen Schwung der Linie und intime Detailweberel, die in keiner finsonischen Dichtung Straußens so not thut, wie in diesem genialen Schelmenrondo. Tamen est laudanda voluntas! Der Saal hallte wieder von stürmischen da capo-Rufen.

Des großen, verkannten Alexander Ritter tapirere Tochter Vertha gab jüngst zu gunsten eines Münchener Richard Wagner-Denkmales einen Lieberabend, der moderne Lyrik von Thuille, Strauß, Hausegger, Ritter, Stavenhagen, Mauke, Wagner auf dem Programm hatte, ein Programm, das noch vor 5 Jahren hier unmöglich gewesen wäre. Auch des den Lesern der „Gesellschaft“ bekannten Violinkünstlers Oskar Biehr Konzert, das uns die Bekanntschaft mit Moszkowski's Violinkonzert op. 30 vermittelte, sei anerkennend hervorgehoben aus der Flut der belanglosen, kleinen Solistenkonzerte.

Die Münchener Pitterarische Gesellschaft brachte in ihrer ersten Matinee gleich zwei Premieren heraus: „Der Thor und der Tod“ von Hugo von Hofmannsthal und das dreiaktige Schauspiel „Niemand weiß es“ von Theodor Wolff, dem Pariser Korrespondenten des „Berliner Tageblattes“. Beide Werke, aus verschiedenem Geiste geboren und von sehr ungleichartigem Wesen, wurden sehr verschieden aufgenommen. Des 24-jährigen „deutschen Maeterlincs“ fein gearbeitete Allegorie errang sich einen impulsiven und rein künstlerischen Erfolg. Wolffs platte Burleske wider Willen wurde schweigend zu Grabe getragen. Der Grundgedanke des teils in Jamben, teils in freien Rhythmen geschriebenen dramatischen Gedichts des feinsinnigen Wiener Symbolisten ist wohl in der Weltliteratur schon hier und da einmal aufgetaucht, aber durch Hofmannsthal jedenfalls in eine bannende, volltönend poetische Form gebracht. Der Zauber seiner Wortmusik umstrickt den Hörer, wir fühlen die Seele wie von einem fremden Hauch erzittern. Stimmungskunst, in Wohlklauten schmelzend! — Eine faustisch veranlagte Natur — im eigentlichen Sinne ein Defabent — windet sich unter der Schalkheit des Lebens, bis der herbeigewünschte Tod ihm beweist, daß er das Leben gar nicht kannte, es nicht genos, in eitlem Nichtigkeit dahinständelte. Im Augenblicke des Todes erkennt nun der Thor, was er verliert. Bei Hofmannsthal spielt sich dieser philosophische Gedanke, obgleich auf einem eigentlich zeitlosen Hintergrund, äußerlich in einem Byron-Manfred'schen Rahmen ab. Nur dem geläuterten Kunstgeschmack eines wahren Dichters konnte das heikle Problem gelingen, den Tod in persona und die Schatten dreier Verstorbenen sprechend einzuführen, ohne das Erhabene ins Lächerliche zu verkehren. Als ein ernster, schöner Jüngling im schwarzen Gewand, die Geige in der Hand, mit rotem Mohngerante die Stirn umschattet, tritt der Tod dem Claudio entgegen, da er nicht vermochte aus dem Chaos seines Lebens einen Garten zu formen. Dem mystischen Klange der Geige des Todes gehorchend, nahen nacheinander die Schatten seiner Mutter, die der wilde Knabe oft verkehrte, ohne sie zu lieben, des jungen Mädchens, dessen Herz sein Wankeimut brach, des Jugendfreundes, den sein Eigenbüßel zurückstieß. Nun, da der Löser alles Leides vor ihm steht, erschauert der Thor unter der Erkenntnis „wie schellenlaut und leer sein Leben war“. Mit den Worten: „Da tot mein Leben war, sei du mein Leben, Tod“ empfängt er willig die tödliche Verührung des nächtlichen Spielmanns.

Das Gedicht ist voll intimster Reize und starkpersönlicher Stimmung. Es eignet sich deshalb wohl mehr zur Rezitation als zur Aufführung, zumal, wenn die Darsteller mit dem hohlen Pathos der alten Schule arbeiten, wie es hier zum Teil der Fall war. Unser neuer Hofkapellmeister Stavenhagen hatte eine zarte, melodramatische Musik für die Fiedel des dunklen Besetzers geschrieben.

Über das Produkt Theodor Wolffs kann ich mit wenigen Worten hinweggehen. Er behandelt das unsäglich abgenutzte Motiv aus dem europäischen Sklavenleben von dem Mädchen, das den einen liebt und den anderen heiratet, um versorgt zu sein. Der eine kommt und setzt dem anderen Hörner auf. Fluchtplan, Entdeckung, Duell. Diese Ingrebtenzien sind alle in der urprosaischen Sprache eines Berliner Tageblatt-Reporters, der auf seinen Wallfahrten einige neue Objektivta fand, wie „purpurne Gedanken“, und an möglichst unpassender Stelle Reiseschilderungen zum besten giebt, zu einer Reihe von zusammenhanglosen Szenenbildern verdichtet worden. Als erfahrener Journalist wußte Wolff wohl, daß dieses Motiv, im modernen Salonmilieu abgewandelt, zum Einschlafen langweilig wirken werde. Er übersehte es demnach flugs ins Erotische und schuf einen äußerst schlechten japanischen Rahmen darum. Oder schuf er vielleicht eher die sogenannte Handlung für den Rahmen? „Niemand weiß es!“ Alle aber wissen es, daß, trotzdem die ersten Japanwaren-Geschäfte Münchens sich mit heißem Bemühen um das brutale Ausstattungsstück verdient machten, Herr Wolff dennoch sein aufdringliches Spiel verlor.

Nun zu Ludwig Ganghofer's „Meerleuchten“. Warum konnte sich Ganghofer mit der Anerkennung, die einige seiner Lobenswerten Romane gefunden, nicht begnügen? Die bösen „Modernen“ haben's ihm angethan, und so wollte er durchaus auch mal tragisch, mal modern kommen. Aber o weh! ganz so leicht ging das doch nicht, wie es sich der „bairische Anzengruber“ wohl gedacht hatte. Was da herauskam, triefte von Anfang bis Ende von falscher Sentimentalität und rührfelliger Verwaschenheit. Der Moderne wußte mit dem „Jugend-Motiv“ nach Halbe'schem Muster nichts anzufangen, und auch der tragische Schwanz nach Hauptmann'schen Muster („Einsame Menschen“), als Elisabeth mit ausgebreiteten Armen hinab zum anleuchtenden See wankt, zum See, wo „die fetten Karpfen haufen“, ist nur eine plumpe Krönung der ganzen larmoyanten Familienblatt-Geschichte. Das künstlerische Fiasko dieser gefühlvollen Theater-Mache, in der auch nicht der leiseste Anlauf zu jener freien Eisellerkunst, die gleichsam die Seele bloßlegt, genommen wurde, konnte selbst Herr Verstein mit seiner Hymne in den „M. N. Nachr.“ nicht aus der Welt schaffen.

Und gleich darauf war ihm selbst, Herrn Verstein nämlich, im Residenztheater ein gleiches, ja, noch viel greifbareres Fiasko beschieden. Ein unantastbares Fiasko — trotz der sonderbaren Erfolg-Depeschen verschiedener Blätter! Daran ist nichts zu rütteln und zu deuteln! Max Verstein, dessen juristisch-rhetorische und advocatorische Thätigkeit zu seinem Bedauern weit mehr Anerkennung findet, als seine theatralischen Experimente, seien es nun dramatische Salonplaudereien oder Märchenspiele in Fulda'schen Renaissance-Versen, kalkulierte mit dem Blick in der Richtung auf Erfolg nicht unrichtig, es werde zweifellos zur Verbesserung seiner Lage beitragen, wenn er mit dem in deutschen Landen zumeist ausgeführten Lustspielfabrikanten Blumen-thal in geschäftliche Verbindung trete. Und sie gründeten eine neue literarische Firma: „Blumenthal und Verstein“. Ihr gemeinsames Produkt nannten sie „Mathias Gollinger, ein Schwank aus dem Münchener Bierdrauermilieu“. Verstein hatte den Vokalton geliefert und Blumenthal die läblichen Verse dazu. Nein, ganz so nannten sie es nicht, der Titel lautete ominös: „Lustspiel“, und das Agl. Residenztheater trug keinerlei Bedenken, diese leichte Poffenreiherei mit allen Präntationen eines wirklichen Literatur-Ereignisses dem Publikum auszuspielen. Viel Kraft wurde an dieses Jur-Geplänkel verschwendet. Alle Mitspielenden gingen mit einer Liebe und Verbe auf die Nichtigkeit ein, als ob es gelte, einer großen Sache und

einem wirklichen Dichter zum Siege zu verhelfen. Selbst Herr v. Poffart hatte nicht angestanden, die Regie zu übernehmen: kann man sich angesichts solcher Symptome der Vorahnung eines nahen Verfalls und einer groben Entartung unserer Bühnenkunst erwehren?

Daß Max Bernstein nach Kräften das Recht der freien Kritik zu beschneiden sucht und dem Referenten der „Gesellschaft“ den Eintritt zur Generalprobe von „Mathias Gollinger“ durch die Intendanz verweigern ließ, sei hier nur aus dem Grunde öffentlich angemerkt, weil es typisch ist für den keine Schlechwege scheuenden Geschäftssinn des Herrn Doktor.

Eines gewinnreichen Erfolges erfreuten sich vergangene Woche Direktor und Kassierer des Gärtnertheaters. Piff doch daselbst ein Vogel eine gar seltsame Lockweise. Helene Odilon als Zaza. Wer hätte es sich versagen können, die vielgenannte Wienerin zu sehen? Und jedenfalls war sie zu „sehen“ amüsanter, als sie zu „hören“. Selten wird man eine metallisch härtere, unbiegsamere, klangärmere Stimme vernommen haben. Ich weiß nicht, ob Helene Odilon auch anders sprechen kann, ob sie auch reiche, warme, innige Töne hat, — die Komettenrolle, die sie hier kreierte, ließ uns sowohl hierüber, als auch über ihren künstlerischen Geschmack im Unklaren. Ein Talent, wie das ihre, sollte Interpret einer besseren Sache sein. Das Pariser Unstückenstück von Ort zu Ort schleppen und daran seine Kräfte zu messen, heißt die Kunst prostituierten und dem verdorbenen Geschmack Konzessionen machen. —

Da versteht es Yvette Guilbert, die gleichfalls im gartenfarbenen angestrichenen Brackstempel gastierte, schon besser, sich in Bezug auf ihre künstlerischen Darbietungen zu inszenieren. Freilich haben Reflake und überreizige Schwärmer ihr mit scharfen Pfügen das Feld geackert, sobald die Samenkörner ihrer *fin de siècle*-Kunst auch ohne viel „Eigenes“ zu üppigster Frucht aufschließen mußten. Vermittels solcher Agrikultur vermag man zauberische Blüten zu treiben, auch wenn man nicht die Prophetin der sozialen Lyrik mit dem kraftgeschwellten Willen der Yvette wäre.

Aus einem Gefühl von Kraftsteigerung und Fülle giebt sie uns ihre Chansons und zwingt uns, sie von ihr zu nehmen nach ihrem Willen. Sie besitzt den höchsten Grad des verstehenden und erratenden Instinktes, den höchsten Grad von Mittelungskunst. Sie geht in jede Haut, in jeden Affekt ein und suggeriert uns so eine Erregung ohnegleichen. Wie sie mit schlaff herabhängenden Armen da stand und ernst und überlegen von den Nachtseiten des Pariser Lebens sang, mußte ich an die Lieber der *Abdage* denken. Beide haben die Hefe des Lebens trinken müssen und beide rangen sich mit zäher Energie ans Licht. Das gewaltige Entladen der Affekte, das ungeheure Herausstreifen der Hauptzüge haben beide Priesterinnen der sozialen Not und menschlichen Verderbnis gemeinsam. Aber die Italienerin düpiert uns nicht, wie die schlaue Französin. Allein, wenn letztere vorbildlich wirkte und nach und nach alle „Warrisons“ in „Guilberts“ umzuwandeln vermöchte, büßten wir ihr selbst die „Kapitalistin“ und die rauhe Hartbergigkeit, die sie ihren notleidenden Schwestern in Apoll entgegenbringt, verzeihen. Und wenn sie weiter vermöchte, auch die „Welt, in der man sich langweilt“, durch ihre neue, sublimale Kunst wenigstens eine kurze Spanne aufzurütteln, so wollen wir uns mit der blindgläubigen Welt gerne weiter von ihr „täuschen“ lassen und an ihre hypnotische Kraft glauben und uns nicht wieder von dem spontanen Verdacht, von einer „Autosuggestion“ genarrt zu werden, irritieren lassen. Wir Deutsche sind ja nun einmal schwerfällig und skeptisch von Natur. Es ist daher kein böser Wille, wenn die wabernde Lohse meiner Begeisterung für Madame Guilbert die-

mal durch leise Zweifel und ernüchternde Reflexionen herabgedämpft wurde. Trotz der Aureole, die brütende Phantasten, aufspürende Seelenrausch-Jäger und fanatische Sensationsgehirne um die rothhaarige, interessante Häßlichkeit entkammten. Ober vielleicht gerade deshalb. Es ist heraus! Mögen mich die geläuterten Kunstrichter einen Provinzler schelten und mich eines künstlerischen Mankos bezichtigen. Ich kann nicht anders, Erleuchtung komme über mich, Amen!

Wilhelm Raabe.



Kritik.

Lyrik!

Balladen von Eduard Stucken. Buchschmuck von Fibus. Berlin 1898, S. Fischer.

Mannigfache Zeichen weisen darauf hin, daß unsere Dichtung sich wieder der Ballade nähert. Noch herrscht die rein-subjektive Lyrik vor, der Frühlingsang der selbstbewußten Jugend, die das Ich in den Mittelpunkt der Welt stellt. Aber die Stunde kommt für jeden, da er seines Ichs müde wird, da er es als Staubkorn der Welt zurückgibt, da er sich nach der Teilnahme an den Leiden und Freuden aller sehnt. Dann wendet er sich dem Roman und Drama zu, oder, wenn er der gebundenen Form treu bleibt, dem Epos und der Ballade. Ich habe die Empfindung, daß unsere männlich gewordene Dichtkunst den Weg zur Ballade suchen und finden wird. Das neuerwachte Interesse an den Sagen und Geschichten unseres alten, großen Heldentums scheint mir ein beachtenswertes Zeichen der Entwicklung zu sein. Nicht mit subjektiven Stimmungen läßt sich diese Welt der mächtigen Persönlichkeiten, der großen Leidenschaften ausschöpfen — sie verlangt den schwererflirrenden Schritt der Ballade. Das Balladenbuch von Eduard Stucken hat

vielleicht im Zusammenhang der Entwicklung eine gewisse zukunftsweisende Bedeutung; als Kunstwerk für sich genommen, ist es eine minderwertige Schöpfung, weit davon entfernt, eine That der Erfüllung zu bedeuten. Ein schwaches Talent, das vernünftigt und klügelt, spricht kalt und fremd aus diesen Balladen zu uns und verstimmt uns auf Schritt und Tritt. Der Dichter ist seinen großen Stoffen nicht gewachsen und er sucht ihnen durch allershand spitzfindige Feinheiten in Sprache und Inhalt beizukommen. Umsonst, auch diese Feinheiten werden als Plumpheiten empfunden, da die verstimmende Absicht herausguckt. Die äußere Ausstattung des Werkes ist reich und stimmungsvoll; die Zeichnungen von Fibus gehören mit zu dem schönsten, was diese feine Künstlerhand geschaffen hat. Der innere Wert des Buches wird von seiner äußeren Pracht weit überstrahlt. Paul Kemmer.

Gedichte von Gustav Willgeroth. Bismar, Willgeroth & Menzel.

Gedichte eines linmodernen von G. Cuedensfeldt. Dresden, Belpzig, C. Vierzon.

Gustav Willgeroth ist der Harmlosere von beiden; bei unbestreitbarem Formalent bewegt sich seine Gedankenwelt in den bescheidensten Grenzen, das bekannte

weinumranke Häuschen mit Liebessfenster und Sonnenuntergang besingt er mit Vorliebe, aber das hat man leider schon zu oft und anderswo besser gehört.

Noch weniger hoffnungsvoll stimmt das lyrische Knabengewimmer Gustav Dudenfeldts, der die heilige deutsche Sprache in unerhörter Weise mißbraucht. Andersseits ist er wiederum von einer Ehrlichkeit, daß man ihm nicht zürnen kann; man lese nur, was er von sich selbst sagt:

„Das tollt und schwärmt, philosophiert,
Dieweil mein armer, leerer Kopf
Nur eitles Stroh gebiert.“ (S. 18.)

Martin Voelß.

Nahida Ruth Lazarus.

Eine Jüdin hat ein autobiographisches Buch geschrieben „Ich suchte Dich“ (Berlin, S. Cronbach. 8°. 3 M.). Die Gemahlin des bekannten Völkerpsychologen Prof. Lazarus hat das Bedürfnis gefühlt, der Welt zu erzählen, weshalb sie Jüdin geworden ist. Die Enkelin eines preussischen Majors, in aristokratischer und streng christlicher Umgebung aufgewachsen, trat sie als reife Frau zum Judentum über. Warum? Die Antwort bildet das vorliegende Buch.

Frau Nahida Remy hat sich bereits früher als geschickte Schriftstellerin einen Namen gemacht. Um aber eine solche Autobiographie zu rechtfertigen, um die Geschichte ihres Übertritts zu schreiben, bedurfte es weniger einer eleganten Feder, als feinsten Tactes. Und hier muß ich ihr uneingeschränktes Lob erteilen. Die Geschichte ihrer Jugend, die sie bei einer italienischen Gräfin verbrachte, wo sie heimlich und allein die Bibel las und nur in einer alten Jüdin eine Vertraute besaß, ist voller Reiz. Man folgt der Erzählung ihres an äußeren und inneren Ereignissen so reichen Lebens gern und teilt ihr Jugendleid ebenso wie die Jüden in ihrer nordischen Heimat. Ein Hauptteil

des Buches berichtet von den Seelenkämpfen der jungen Christin; üble Erfahrungen an christlichen, gute an jüdischen Priestern vervollständigen die innere Abkehr vom Christentum, und eines Tages fühlt sie, daß sie innerlich längst Jüdin gewesen ist. Und sie thut noch den letzten äußeren Schritt.

Eine Kritik dieser Handlung steht nicht diesem Blatte und noch weniger mir zu. Aber eine allgemeine Bemerkung möchte ich nicht unterdrücken. Nahida Lazarus' Buch ist ein Symptom für die tiefreligiöse Sehnsucht unserer Zeit. Nur ist sie noch vollständig romantikern, wenn sie die Frage aufwirft: „Welches ist die beste Religion?“ und die persönlichen Konsequenzen zieht. Eine andere Anschauung weiß, daß alle Religionen nur das Produkt einer lückenlosen Entwicklung sind. Von den 360 Glaubensformen der Erde macht jede den Anspruch darauf, die allein seligmachende zu sein. Angesichts dieser Thatsache erscheint der logisch unansehbare Satz: „Es kann doch nur eine richtige Religion, nur eine Wahrheit geben!“ unsinnig. Aus diesem Dilemma heissen die wundervollen Erklärungen Schleiermachers und Paul de Lagarde hinaus. Jener erklärt die Religion für den Inbegriff aller höheren Gefühle, denn es gäbe Empfindungen, die für den einen fromm, für den anderen unfrohm sind. Und Lagarde steht in der christlichen Religion nicht die Gattung, sondern nur ein Exemplar einer Gattung. Von dieser höchsten Warte aus wird man wohl künftighin den Hochmut einzelner Religionsformen betrachten müssen.

Christliche Leser werden der Verfasserin vorwerfen, daß sie aus einigen unliebsamen Erlebnissen mit christlichen Priestern allgemeine Schlüsse abgeleitet hätte. Und mit recht. Wie wäre es gekommen, wenn sie einen galizischen Wunderrabbi kennen gelernt hätte?

Ludwig Jacobowski.

Serbische Litteratur.

Das in Belgrad erscheinende „Delo“ (Werk), eine vorzügliche Monatschrift, bringt im Quartal Juli—September 1898 eine ganze Anzahl von Beiträgen, die abermals beweisen, welche aufmerksame Beachtung man in jenen jungen Ländern des fernem Südostens der deutschen Litteratur bis in ihre modernen Äußerungen zuwendet. So finden wir an Übersetzungen neben dem ersten Akt von Goethes *Ipheigenie*, in ansprechender Übertragung von Zmajova, eine von Maria J. Regedes „Frauen Geschichten“ und eine kleine Novelle von Ilse Frapan; ferner den Anfang eines längeren Artikels über Schopenhauers Leben und Philosophie von Dr. Branislav Petronijewic, und auch Kari Kautskys Auslassungen über den Nationalitätentkampf in Oesterreich erblicken wir in den Spalten des serbischen Blattes wieder; daneben eine würdige Betrachtung zum Tode des Fürsten Bismarck. An sonstigen Übersetzungen sind zu nennen Thackerays „Vanity Fair“ und Psychologische Studien über dramatische Dichter von A. Vinet und J. Passy, aus dem Französischen überseht von Arer. Zu dieser reichhaltigen, dem Auslande gewidmeten Reihe von Arbeiten kommen nicht minder interessante Originalbeiträge: die Fortsetzung eines sozialen Romans von Janko M. Veselesnowic unter demselben Titel wie Vermontoffos berühmtes Werk „Ein Held unserer Zeit“, stimmungsvolle Gedichte von Jovan A. Ducic u. a. m. Sodann eine auf eine Statistik über das Jahr 1896/97 sich stützende Darstellung der Lage der Serben und ihrer Schulen in der Eparchie von Skopje (Nistub), ein wichtiger Beitrag zur Erörterung der äußerst aktuellen Streitfrage, welches Anrecht die Serben und Bulgaren auf Makedonien besitzen; des weiteren ein Rückblick auf die serbische

Bewegung vor 50 Jahren und biographische Abhandlungen über den tschechischen Historiker Palacky, dessen Gedächtnisfeier bekanntlich im vorigen Jahr in Prag begangen wurde, und über den serbischen Dichter Simo Matavul, der sich durch treffliche Schilderungen des Lebens in Dalmatien und Montenegro in der serbisch-kroatischen Litteratur einen geachteten Namen geschaffen hat.

Neur der Unterhaltung gewidmet ist die in Karlowitz in Slavonien, im Gebiete der zur österreichisch-ungarischen Monarchie gehörigen Serben, von Prof. Raja Markovic Adamov herausgegebene Wochenschrift „Brankovo Kolo“. Die letzten Nummern derselben (bis zum 6. Oktober) bieten zunächst an Übersetzungen den abenteuerreichen Roman „Gold und Ehre“ des Dänen Otto M. Roeller, eine kleine Novelle von A. Theuriet, eine der wunderbaren Erzählungen aus Turgenjews „Tagebuch eines Jägers“, schließlich auch ein Feuilleton von Max Nordau (natürlich!); sodann Gedichte von J. Kerner, Otto Ludwig und Thomas Moore. Unter den Originalarbeiten fällt durch den Stoff, der behandelt wird, eine Skizze von Dragutin J. Jijic auf, die unter dem Titel „Hosanna!“ die Geschichte des Einzugs Christi in Jerusalem und seines Gerichts über die Ehebrecherin erzählt. Ferner sind zu nennen eine Erzählung des Russen Korable, eine solche von Anjuin und eine „Albumskizze“ von Milan Andric; Gedichte von Nikolajewic, Zmajova u. a. Auch wird des Grafen Tolstoj natürlich nicht vergessen, zu dessen Feier „Brankovo Kolo“ einen Artikel von Jedor Sologub bringt, der ihn in seiner Größe und in seiner Beschränkung zu würdigen trachtet. Einige recht interessante Abhandlungen endlich beschäftigen sich mit der Geschichte und Landeskunde Serbiens. Georg Adam.

Verantwortlicher Leiter: Dr. Ludwig Jacobowski in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 141.
Verlag und Druck der „Gesellschaft“ von J. G. G. Bruno in Minden i. Westf.



Variationen über das Thema: „Die Kuh“ aus der Oper: Unsere Zeit.

Von Curt Grottewig.

(Kapell.)

Ouverture à la Marlitt.



Die kleine, honigsammelblonde Dora band um ihre sphärische Taille die frischgewaschene, zierliche Schürze, um die Kuh auf die Weide zu führen. Komm, du liebes Mäuschen, wir wollen hinaus zur lieben Sonne auf die blumige Wiese. Und die schöne, kastanienbraune Kuh nickte mit dem Kopfe und guckte das bestrickend reizende Mädchen mit treuherzigen Augen an, gleich als wolle sie sagen: Ei, ei, wer weiß, an wen meine süße Herrin denken mag? Die kleine Dora aber neigte sinnig ihr zierliches Köpfchen und träumte eine Sekunde lang vor sich hin. Ob ich den hehren, liebtrauten Mann nicht heute wiedersehen werde? fragte sie. Ob er das süße Geheimnis meines sehnenenden Herzens erraten wird? Dann sprang sie plötzlich auf und umarmte die Kuh mit heißen Thränen: Du gutes, gutes Mäuschen!

Wie in dem armen, närrischen Kinde die Liebe brannte!

Forcissimo von Bolo.

Mager, die Seiten mit Dung beledt, die Beine drehend und mit dem Euter wackelnd, verließ die mausgraue Kuh ungelent den düstern Stall. Visette, mit verbrießlicher Miene sich in die grobleinene Schürze schnäuzend, folgte, indem sie mit einem alten Besenstiel die schwerfällige Kuh auf den Hintern schlug. Mach, du Kanaille, he, du, sollst machen, daß du rauskommst aus dem Stall, faules Luder. Und wieder schlug sie, mechanisch, mit verbrießlicher Miene, auf den Hintern der Kuh. Diese aber, das feuchte Wetter mit den Rüstern schnuppernd,

mit langgestrecktem Halse mühend, fröstelnd, drehte um und wandte sich wieder nach dem Stalle zurück. Lisette, aufgebracht, mit verdrießlicher Miene, erfaßte sie an der Quaste des langen, dünnen Schwanzes und hielt sie zurück. He, Kanaille, he, du, willst du gleich wieder umdrehen, faules Luder. Und wieder schlug sie die Kuh auf den Hintern, mechanisch, mit verdrießlicher Miene.

Duett von Ihsen.

Der weitgereiste Herr: Glauben Sie, daß die Kuh —

Wanebrod: Die Kuh?

Der weitgereiste Herr: Ja, die Kuh —

Wanebrod: Ja, es ist ja gewissermaßen eine Forderung mit ihr verknüpft.

Der weitgereiste Herr: Eine moralische?

Wanebrod: Ja, sozusagen eine moralische.

Der weitgereiste Herr: Ja, still, reden Sie nicht so laut. Wir wollen an die alte Geschichte nicht mehr rühren.

Wanebrod: Ist die Kuh — ?

Der weitgereiste Herr: Ja, die Kuh ist —

Wanebrod: Ja, können Sie beweisen, daß die Kuh — ?

Der weitgereiste Herr: Ja, ich will es Ihnen leise sagen (sagt ihm etwas leise ins Ohr).

Wanebrod: Ja, ja. Wir ahnten ja, daß ihr etwas fehlt.

Der weitgereiste Herr: Und jeder behandelte sie ja anders. Und jeder will bloß, daß man von seiner Art der Behandlung spricht.

Wanebrod: Und die Kuh ist ja jedem gleichgiltig. Ja, bloß die Behandlung. Es fehlt sozusagen der sittliche Ernst. Und es fehlt —

Der weitgereiste Herr: Ja, gut, daß Sie daran erinnern. Ja, die fehlt —

Wanebrod: Ja, die Forderung —

Der weitgereiste Herr: Ja, die fehlt —

Wanebrod: Meinen Sie die moralische — ?

Der weitgereiste Herr: Ich werde es Ihnen morgen sagen.

Wanebrod: Morgen?

Der weitgereiste Herr (geheimnisvoll): Ja, morgen.

Solo von Diekshje.

Das ist meine Rede: Die Kuh ist etwas, das überwunden werden muß. Ich lehre euch die Überkuh.

Auch die Überkuh muß überwunden werden. Ich lehre euch die Über-Überkuh. Ich lehre euch das Über-über-überwinden.

Ihr sollt keinen Respekt haben vor den Überkühen und vor den Überochsen. Ihr sollt überhaupt keinen Respekt haben, auch nicht vor dem Respekt.

Nun hört meine Rede: Was ich euch jetzt sage, ward noch nie gesagt: Ich bin die gute Kuh, denn ich gebäre Ochsen, schwarze und grüne, kleine und große.

Nie gab es eine Kuh, aus der größere Ochsen hervorgingen.

Ich glaube: ich selbst schon bin die Überkuh.

Nun will ich euch noch einige schwüle Seligkeiten sagen, da die Nacht kommt und die Zeit des Träumens naht:

Stecht alle Ochsen nieder, doch schlachtet die Kühe dazu. Denn wenn es Kühe giebt, wird es auch Ochsen geben. Und es ist besser, daß alle Kühe zu Grunde gehen, als daß ein einziger Ochse um der Kühe willen geschont werde. Überhaupt ist Schonung die Ethik der Hasen. Ich lehre euch den freien Schlächter, der vom frühen Morgen schlachtet bis zum Abend.

Man lehrte euch: Ihr sollt dem Ochsen, der da brischt, das Maul nicht verbinden. Ich sage euch: man soll das Rindvieh so lange breschen, bis ihm das Maul verbunden werden muß. Diese Verbindung gefällt mir, denn ich bin ein guter Philologe und Überphilologe.

Ihr nennt euch die Modernen? Warum nennt ihr euch nicht Kühe? Nie war die milchende Kuh moderner als jetzt. Ich aber sage euch: Die Kuh ist etwas, das überwunden werden muß. Hängt sie auf, hoch oben am Galgen, oder hängt euch an ihr auf. Kein Streben nach Höherem ist besser als dies.

Wo ist eure Freude, ihr mageren Kühe? Was nuhet ihr und uhut ihr, ihr allzu puhuigen Kühe? Warum verlacht ihr das Leben, ihr gar zu lachhaft Lächerlichen? Froh will ich die Kühe, froh sollen sie zur Schlachtbank gehen, mit Klee geschmückt. Denn süß ist es und angenehm, eine frohe Kuh zu schlachten. Gebt acht. Das ist nun meine Moral: Werdet alle frohe Kühe. Gern will ich euch dann schlachten. Ich bin der gute Schlächter. Ich werde euch aber auch schlachten, wenn ihr nicht froh seid. Freude macht es mir, euch zu schlachten. Denn ich bin Ich. Eure Ichs sind Ihrs. So wie ich ist kein anderes Ich. Ich bin das Über-Ich.

Romanze von Maupassant.

Eines Tages gehe ich mit meinem Freunde, dem Abbé Prédicord, die Seine entlang hinter Rouen. Es war ein feuchter, trüber Oktobertag. Leichte Nebelschleier verwischten die fahlen Herbstfarben zu einem blassen Weiß. Wir dachten beide ans Sterben. Vor zwei Tagen war ein guter Freund von uns gestorben. Es war ein so merkwürdiges, düsternes Zwielicht wie in der alten gothischen Kathedrale. Die Luft war so feucht, daß wir ganz naß wurden, ohne daß es doch regnete. Die Augen meines Freundes waren ganz naß. Ich wußte aber nicht, ob er geweint hatte, oder ob es nur die Feuchtigkeit des Wetters war. Wir setzten noch immer schweigend unsern Weg am Ufer der Seine fort. Das Wasser des Flusses war grün, jenes kalte Grün, wie es die Seine an rauhen Tagen hat. Ich kann diese Farbe nicht sehen, ohne daß ich an den Tod denke. Da plötzlich stößt mich mein Freund in die Seite, so wie er es gewöhnlich thut:

Du, Guu!

Äh?

Sieh dort, ruft er und zeigt mit dem Finger nach der Wiese, die durch eine Reihe Erlenbäume von unserm Fußwege abgetrennt war.

Ich sehe erst meinen Freund an, der ein verschmißtes Gesicht macht, und dann bemerke ich, daß auf der Wiese eine Kuh und ein Ochse stehen, sie unbeweglich, er im Begriffe, sehr zubringlich zu werden.

Da plötzlich sieht er uns, schrickt fast zusammen und läuft davon, um sich hinter einem Weidenbusch zu verstecken.

Sieh, wie er sich schämt, sagte der Abbé lachend.

Es war zu köstlich. Wir hatten nie etwas Lustigeres gesehen. Darauf gingen wir wieder schweigend nebeneinander und dachten an den traurigen Todesfall, der uns seit zwei Tagen beschäftigte. Da nach einigen Schritten stieß mich mein Freund wieder in die Seite:

Du, Guu!

Äh?

Weißt du, jetzt verstecken wir uns hier und warten, ob er wiederkommt.

Freudig schlug ich ein. Wir krochen hinter eine breite Erle und warteten. Der Abbé steckte seinen dicken Hals lang hervor. Ich atmete schwer vor Erwartung.

Wir waren zum Sterben traurig . . .

Arie der Symbolisten.

Hingefegt in den samtgrünen, wolksthaupfenden Grasteppich der Wiese, wo ein lichtweißgefleckter Falter flügelzappelnd, buntgefleckte Blumen, lag die buttergelbe Kuh mit auseinandergelassenem, fettem Leibe, in der stillen Musik des Wiederläuens, uncublichen Glücksbehagens und mit himmelherunterträumender Selbstvergessenheit da. Unbeweglich. Die buttergelbe Kuh schwelgte in der süßen Symphonie des Grünen, die als frühlingsmildes Gras in ihrem schwillernden Fünfnagen orgelhaft resonanzierte. Ein surrendes Gurgeln, wo die Rippen lagen, wallendes, schwallendes Weidenwallen, Weideneschwallen und in Ewigkeit so fort, böllerschuhgeknatterartig, in Futterwolustverzückung mit fieberhafter Fleischverbissenheit, bis die Klarheit anbricht und der Verstand in Harlekinsburlesken, süß erleuchtet in fortwährender Durchführung

Nocturno von Mackerlinck.

Der Prinz: Siehst du die Kuh dort? Siehst du die Kuh dort?

Die Tante: Nein, ich sehe sie nicht.

Der Prinz: Du siehst die Kuh nicht?

Die Tante: Nein, ich sehe sie nicht. Ja, jetzt sehe ich die Kuh.

Sie ist so ruhig.

Der Prinz: Sie ist ruhig und einsam. Man möchte sagen, sie ist still.

Die Tante: Ach, sie ist so still. Ach, sie ist so still!

Der Prinz: Hörst du sie brüllen? Hörst du sie brüllen?

Die Tante: Nein, ich höre sie nicht brüllen.

Der Prinz: Du hörst die Kuh nicht brüllen?

Die Tante: Nein, ich höre sie nicht brüllen. Ja, jetzt höre ich sie brüllen. Sie brüllt so ruhig.

Der Prinz: Sie brüllt ruhig und einsam. Man möchte sagen, sie brüllt still.

Die Tante: Ach, sie brüllt so still! Ach, sie brüllt so still!

Der Prinz: Riechst du die Kuh? Riechst du die Kuh?

Die Tante: Nein, ich rieche sie nicht.

Der Prinz: Du riechst die Kuh nicht?

Die Tante: Nein, ich rieche sie nicht. Ja, jetzt rieche ich die Kuh. Sie riecht so kindlich.

Der Prinz: Sie riecht kindlich und püppig. Man möchte sagen, sie riecht nach kleinen Püppchen.

Die Tante: Ach, sie riecht nach kleinen Püppchen. Ach, sie riecht nach kleinen Püppchen!

Finale von Tolstoy.

Ich behaupte, daß die Kühe gar keine Milch geben würden, wenn man sie ihnen nicht nehmen würde. Es geht daraus ohne Zweifel hervor, daß Melken Diebstahl ist. Was sollen wir also thun? Ich sage, wir sollen die Kuh nicht melken, weil der Himmel nicht wollte, daß sie uns Milch gebe, ohne daß wir sie nehmen. Wovon sollen wir uns nähren? Ich frage? Sollen wir uns denn überhaupt nähren? Es sagt uns auch kein ethisches Gebot, daß wir die Kühe nähren sollen. Wir haben kein Recht, ihnen Futter zu geben, da sie solches doch auf den Fluren suchen können. Die Gelehrten sagen: Das Wohlbefinden der Kühe wird am sichersten durch ausgiebige, chemisch rationelle Fütterung erreicht. Wozu aber müssen sich die Kühe wohlbefinden? Und wenn man sie rationell chemisch füttert, werden sie dadurch glücklich werden? Was nützt uns die Chemie und überhaupt die Kultur, wenn die Kühe nicht nach sittlichem Gebote behandelt werden? Das sittliche Gebot ist aber, daß wir die Kühe nicht melken sollen. Das ist Kraftvergeubung! sagen die Gelehrten. Die Gelehrten haben nichts zu sagen. Denn sie wissen nichts. Wir wissen aber, daß die Wissenschaft uns von diesem sittlichen Gebote ablenken will. Darum brauchen wir keine Wissenschaft. Wenn wir aber keine Wissenschaft haben, wozu brauchen wir dann die Gelehrten und die Schulen? Sind aber die Gelehrten und die Schulen nicht, so wird niemand mehr die Kühe melken. Ihr sagt: Dann werden viele Kühe sterben. Ich sage: Wozu sollen die Kühe leben? Ihr meint, dann würden auch viele Menschen sterben, die heute von Kühen sich nähren. Ich sage: Wozu braucht es Menschen zu geben, wenn die Kühe auch nicht leben?



Das Testament.

Von Franz Adam Beyerlein.

(Leipzig.)



Er legte die braunroten, mit enormen vergoldeten Druckknöpfen verschließbaren Handschuhe sorgfältig gefaltet auf die Tischplatte, nippte an dem Gläschen Kognak, das ihm der Kellner hingestellt hatte, brachte danach den peinlich gepflegten Schnurrbart, dessen hochgekämmte Spitzen ihm vor den Augen zitterten, wieder in Ordnung, begudte sich die spiegelblanken Fingernägel und erzählte, indem er seine Rede mit anmutig nachlässigen Geberden begleitete:

„Als ich mein Testament niederlegen wollte, erlebte ich ein Abenteuer auf dem Amtsgericht, und daß ich es dort niederlegen wollte, das kam so.

Ich hatte eine Liebste, die sich Miß Ellen Greensand nannte und Königin der Luft im Krystallpalast war. Sie produzierte sich am schlappen Drahtseil und turnte am schwebenden Trapez. Beides machte sie wirklich sehr hübsch.

Ihretwegen bekam ich einmal Streit und, da mein Gegner und ich uns gegenseitig Maulschellen angeboten hatten, sollten wir uns schießen. Man weiß nie, wie sowas abläuft — ich beschloß also, mein Testament zu machen.

Seit meinem zwölften Jahre bin ich allein in der Welt dagestanden, mein früherer Vormund und Großonkel war mein nächster Anverwandter, ergo auch Erbe. Dieser Mann nannte bereits genug Geld sein, und er hat mich in den späteren Zeiten meiner Unmündigkeit zuweilen wirklich wie einen Unmündigen behandelt. Grund genug, ihm einen Tott anzuthun.

Aber wer sollte dann der Erbe sein?

Mit einem Male fiel es mir wie Schuppen von den Augen: Ellen, meine Herzallerliebste, war die allein würdige. Wer hatte je meinem Herzen näher gestanden? Wie hatte ich im Zweifel sein können?

Ehe ich aber meinen letzten Willen niederschrieb, der sie zur Erbin einsetzte, nahm ich sie mir vor und befragte sie ernstlich nach ihrem gutbürgerlichen Namen, denn die Gute sprach gar zu schlecht englisch, als daß sie mit Fug hätte Miß Ellen Greensand heißen können. Aber

sie blieb dabei, in ihrem Falle sei das wirklich kein Artistenname und gab als ihr wahrhaftiges, echtes Nationale an: „Ellen Greensand, geboren am 23. Juli 1879 zu Southampton. Mutter: Konzertsängerin. Vater: vacat.“

Der so bezeichneten Person vermachte ich mein ganzes Hab und Gut, obwohl ich mir nicht genau bewußt war, daß dann wirklich auch Ellen, — meine Ellen —, es in Besitz zu nehmen berechtigt sein würde. Aber schließlich war es ihre eigene Schuld, wenn sie gelogen hatte, etwa weil sie sich schämte, Hulda Plekisch zu heißen, und wenn ihr dann der Großonkel das Erbe auf dem Prozeßwege streitig machte.

Um Rechtsgiltigkeit zu erlangen, mußte das Testament auf dem Gericht deponiert werden. Indessen das hatte seine vollen, harten Schwierigkeiten. Es war da stets eine solche Masse Leute da, die wahrscheinlich auch ihr Testament niederlegen wollten, daß ich mindestens hätte eine Stunde warten müssen, bis ich drangekommen wäre, und das war mir zu langweilig. Außerdem wurden die Leute grob, wenn man sie fragte, ob man endlich an der Reihe sei.

Ich fuhr deshalb nach Bornheim.

Bornheim liegt zwanzig Minuten Schnellzugsfahrt von der Hauptstadt entfernt, und es war mir gesagt worden, daß am Bornheimer Amtsgericht nur durchaus feine und wohlherzogene Herren angestellt seien, und daß es dort stets nur sehr wenig zu thun gebe.

Ellen nahm ich mit und hieß sie im „Abler“, dem fürnehmsten, recht passablen Gasthose Bornheims, harren, bis ich meine Angelegenheit auf dem Gericht geordnet haben würde. Daß ihr eventuell bevorstehende Glück verschwiege ich ihr, um bis zum — wenn es sein sollte — letzten Augenblick an die Uneigennützigkeit ihrer Liebe glauben zu können. Nach meiner Rückkunft wollten wir etwas frühstücken, zur Verdannung dann eine Nahnfahrt unternehmen, dann recht gut zur Nacht essen und abends nach Hause zurückkehren.

Das Bornheimer Amtsgericht war in einer alten Burg untergebracht. Die kühlen, stillen, gewölbten Gänge stachen vorteilhaft gegen die dunstigen, menschengefüllten Korridore des hauptstädtischen Gerichtsgebäudes ab. Selbst die Arrestzellen, durch deren vergitterte Thürfenster ich im Vorbeigehen einen Blick werfen konnte, entbehrten nicht eines klösterlich-ibyllischen Reizes.

Ein gefälliger Gerichtsdiener führte mich in ein Amtszimmer. Am Fenster saß ein noch junger Herr und las Zeitung. Ich trat auf ihn zu und nannte meinen Namen. Nach einer raschen Musterung schien

er mich als ebenbürtig anzuerkennen, er stand vom Stuhl auf und stellte sich seinerseits vor. „Referendar Knorr“, soviel ich verstehen konnte.

Ich gab ihm den Zweck meines Kommens an und überreichte ihm die notwendige Legitimation. Während er die erforderlichen Formulare ausfüllte, hatte ich Muße, ihn zu betrachten. Er war wohlgenährt und hatte frische Farben, seine Kleidung war modisch elegant, und sein Haar tabellos frisiert. Die linke Wange war von zahlreichen Narben durchfurcht, die sich zum Teil bis zur Nasengegend erstreckten. Alles in allem eine nicht üble Erscheinung.

Nach einer Weile hielt er mit Schreiben inne. Er sah kurze Zeit starr vor sich hin und begann nach einigem Räuspern: „Bevor Ihr letzter Wille von unserm Gericht in Verwahrung genommen wird und Rechtsgiltigkeit erlangt, liegt es mir ob, Klarheit darüber zu verschaffen, ob Sie jetzt, zur Zeit dieser gerichtlichen Handlung, in einem normalen Geisteszustand sich befinden.“

Ich spitzte die Ohren und erwiderte nichts.

Er wurde sichtlich verlegen und fuhr mit einem verbindlichen Lächeln fort: „Es ist ja natürlich nur eine Formensache, aber die Vorschrift verlangt es so.“

Ich verbeugte mich schweigend.

Er glühte purpurn, rückte mehrmals auf dem Stuhle her und hin und begann schließlich nach geraumer Zeit: „Haben Sie studiert, wenn ich fragen darf?“

„Jawohl.“

„Was wohl?“

„Im Grunde alles, — nach den laubläufigen Aufschauungen nichts.“

„Wieso?“

„Nun — ich habe Vorlesungen aller vier Fakultäten gehört.“

„Aha! Und wieso nichts?“

„Ich habe es leider in keiner zu einem bestandenen Examen gebracht.“

„Wieso? Und warum wohl?“

Jetzt wurde mir die Fragerlei bald zu dumm, aber ich bezwang mich und antwortete streng wahrheitsgemäß: „Es hat mir von je an der nötigen Kraft, mich zu konzentrieren, gefehlt.“

Als ich dies gesagt hatte, sah mich mein reichlich ein und ein halbes Lustrum jüngeres Gegenüber einige Sekunden lang bedauernd an, dann drückte sich plötzlich ein wahrhaft väterliches Wohlwollen in seinen Zügen aus, und er sprach mit einem von starker, innerer Über-

zeugung getragenen Tone: „Sie hätten müssen aktiv werden, in einem Korps natürlich. Die stramme Zucht der Korps hat schon manchen kuriert, dem es, wie Ihnen, an Macht fehlte, sich zu konzentrieren.“

Jetzt ärgerte er mich; ich entgegnete darum ziemlich obenhin: „Die akademische Freiheit erschien mir als das wünschenswerteste, nachdem ich das Gymnasium verlassen hatte.“

„Ja gewiß. Und wer hätte Sie darin gehemmt? Singen wir nicht: Frei ist der Bursch, frei ist der —“

„Sie verzeihen. Noch eben sprachen Sie von der strammen Zucht der Korps.“

„Natürlich, Zucht muß sein.“

Er war von dem Widerspruch etwas überrascht, bald aber leuchtete es in seinen Augen auf, und er hub siegesficher und nicht wenig selbstgefällig an: „Sagte nicht schon Schiller: Freiheit liebt das Tier der Wüste, frei —“

Wehe, da war ihm der Rest des schönen Zitats entfallen.

Es kam mir gar nicht bei, ihm auf die Sprünge zu helfen, ich bemerkte dagegen: „Unter der ‚Sitte‘, die dann in der Strophe vorkommt und die Sie wahrscheinlich meinen, hat aber Schiller wohl kaum Ihren Korpskomment verstanden wissen wollen.“

„Wenn er ihn gekannt haben würde, sicherlich.“

„Nein, es wär ihm im Traume nicht eingefallen,“ fuhr ich auf.

Mein Examinator nahm nun auf einmal einen sehr knappen, gewissermaßen militärischen Ton an; er stellte sich aufrecht hin, faßte mich scharf ins Auge und fragte, jedes Wort betonend: „Dann stehen Sie wohl überhaupt auf dem Punkte, mein Herr, den Korps sozusagen die Existenzberechtigung abzuspochen?“

Im Brustton des Felsenglaubens antwortete ich: „Allerdings.“

Mein Himmel, was hatte ich damit angerichtet!

Wie von der Tarantel gestoßen fuhr der Kleine in die Höhe: „Herr! Sie wagen es, den eminenten, fördernden, veredelnden und in jeder Beziehung erzieherischen Einfluß der Korps abzuleugnen? Sie wagen es?! Dann muß ich allerdings notgedrungen an Ihrem gesunden Menschenverstande zweifeln.“

Er stand vom Tische auf. An der Thür blieb er noch einmal stehen und schleuderte mir die Worte zu: „So etwas ist mir denn doch noch nicht vorgekommen. Ich ersuche Sie, zu warten.“

Nach kurzer Zeit kam er mit einem langen, mageren, etwas älteren Herrn zurück, dessen Neuhäres mutatis mutandis dem des

kleinen Dicken entsprach. Es war der Assessor Sondermann, der jetzt die Sache in die Hand nahm. Er hatte eine äußerst suffisante Miene aufgesetzt und begann mit leichter Ironie: „Mein Herr, mein Korpsbruder Knorr hat in der Unterhaltung, die er behufs Feststellung Ihres Geisteszustandes eingeleitet hatte, Dinge berührt, über die man — ich gebe es zu — leider verschiedene Ansichten haben kann. Lassen wir das also, und nur als alter Korpsstudent, also gewissermaßen pro domo, möchte ich Ihnen kurzer Hand einen schlagenden Beweis liefern, wie sehr Sie auf dem Holzwege waren. Sehen Sie unser Amtsgericht Bornheim an: es ist das begehrteste in unserm ganzen Lande, die Dienstgeschäfte sind minimal, die Stadt liegt reizend, man genießt einen ausgesetzten Verkehr bei den Herren Rittergutsbesitzern der Umgegend und bei den reichen Fabrikherren des Städtchens, außerdem ist Bornheim durch täglich je einunddreißigzüge in beiden Richtungen mit der Hauptstadt verbunden, mit einem Worte: es ist ein Paradies. Und nun bedenken Sie! An diesem Paradies sind seit langen Jahren nur Angehörige des hochangesehenen Korps angestellt, dem ich wie mein verehrter Korpsbruder, der Herr Amtsrichter von Pragschowitz, und mein lieber Korpsbruder Knorr, die Ehre hatten anzugehören. Sie dürfen mir ohne weiteres glauben, daß durch diesen Umstand sowohl in dienstlichen wie auch in außerdienstlichen Angelegenheiten eine Harmonie an unserm Amtsgericht herrscht, wie sie anderswo schwer zu finden sein wird. Aber genug davon. Ich darf wohl hoffen, daß Sie nun überzeugt sind, und habe jetzt die Pflicht, die Untersuchung, die mein Korpsbruder Knorr begonnen hat, fortzusetzen.“

Der Herr Assessor senkte die Augen und las flüchtig in der Zeitung, die auf dem Tische liegen geblieben war; dann fing er an: „Was denken Sie über Kiautschou?“

Während ich allein war, hatte ich auf meiner Uhr gesehen, daß es bereits Frühstückszeit war. Ich wußte, daß Ellen jede Verzögerung ihrer Mahlzeiten sehr ungern sah, und um möglichst bald loszukommen, nahm ich mir vor, niemand wieder zu verlegen, ich antwortete also diplomatisch: „Je nachdem.“

Daraufhin warf Sondermann dem Knorr einen bedeutungsvollen Blick zu; dann inquirierte er weiter: „Wieviel Sozialdemokraten werden nach Ihrer Ansicht in den nächsten Wahlen durchdringen?“

„So etwa hundert,“ erwiderte ich.

„Würde Sie das freuen?“

„Nein.“

„Es würde Ihnen also leid thun?“

„Nein.“

„Wieso meinen Sie das?“

„Es ist mir ganz egal.“

„Welcher Partei würden Sie wohl Ihre Stimme geben?“

„Keiner.“

„So? — Aber hören Sie, das muß man doch!“

„Nein, das muß man nicht.“

„Nun ja, gezwungen können Sie ja nicht werden, aber ich meine, es ist das die Pflicht jedes Staatsbürgers und wie vielmehr jedes anständigen Menschen, das Eindringen dieser alles zerschenden Umsturzelemente nach Kräften zu verhüten. Wenn man sich zu den anständigen Menschen rechnet, natürlich.“

„So?“ brummte ich ein wenig gereizt.

„Haben Sie mich verstanden?“ fing er nochmals an.

„Nein.“

„Das kann ich mir denken.“

Diese Impertinenz stieg mir trotz meiner Vorsätze zu Kopf. Mit erhobener Stimme rief ich: „Mein Herr Assessor, ich ersuche Sie sehr dringend, vor allem derartige Bemerkungen auszulassen und sodann mich mit Ihren Fragen zu verschonen. Ich bin ein gänzlich unpolitischer Mensch. Die Politik, die äußere sowohl wie die innere, ist mir fürchterlich schnuppe, ich pfeife darauf.“

Ich hatte die Absicht, noch ein weiteres zu bemerken, aber Sondermann und Knorr waren schon an der Thür. Der Herr Assessor wandte sich mit Amtsmiene mir zu und sagte eifrig kalt: „Mein Herr, wenn Sie pfeifen wollen, muß ich Sie sehr bitten, dies hier wenigstens nicht zu thun. Ich wäre sonst gezwungen, Sie wegen Ungehör vor Gericht in eine sofort zu vollstreckende Haftstrafe zu nehmen. Jetzt gehe ich, dem Herrn Amtsrichter Ihren Fall vorzutragen.“

Es dauerte nicht lange, so trat der Amtsrichter herein. Er schien ein jovialer Herr zu sein, mit dem ich schon zurechtzukommen wollte. Noch in der Thür begann er zu dem Assessor und Referendar, die nach ihm eintraten: „Es wird wohl nicht so arg sein.“

Dann zu mir gewendet: „Mein Herr, meine Korpsbrüder Sondermann und Knorr sind sich nicht recht klar darüber, ob Sie die zur Niederlegung eines Testaments erforderliche normale Geistesverfassung besitzen. Das wollen wir aber schnell heraus haben.“

Er ließ sich an dem Tisch nieder und sah auch seinerseits in die

Zeitung. Er bezeichnete eine Spalte mit dem Finger und fragte: „Bitteratur — kennen Sie sich da aus?“

„O ja, so ziemlich,“ gab ich zur Antwort.

„Nun also. — Sagen Sie mal, was ist Ihre Ansicht über Sudermanns ‚Ehre‘?“

Ich glaubte dem gemüthlichen Frager gleich gemüthlich erwidern zu dürfen und sagte kurzweg: „Oberfaule Sache!“

Der Amtsrichter sah von seiner Zeitung auf. Freundlich nickte er mir zu und meinte: „Sehen Sie, das freut mich von Ihnen. Ganz meine Ansicht. Es ist ja unglaublich, was für alberne Ansichten dieser Graf Trast über ‚Ehre‘ und so weiter ausspuckt, nachgerade unglaublich ist es.“

So hatte ich's zwar nicht gemeint, aber ich hütete mich zu widersprechen.

Die Prüfung nahm ihren Fortgang. Der Examinator erkundigte sich: „Wie finden Sie den König Heinrich.“

Mit onomatopoeischem Tone antwortete ich: „Deh—de!“

Wiederum hatte ich das rechte getroffen. Von Prakschwitz brückte mir sogar die Hand und bestätigte: „Ja, das war ein böser Abend, böös, sehr böös sogar.“

Jetzt war ich sicher. Dieser Amtsrichter war mein Mann. Aber noch stand mir eine Frage bevor.

„Wie urteilen Sie aber über den „Burggrafen“ von Lauff?“

„Stinfig langweilig.“

„Wie meinen Sie das? ‚Stinfig‘?“

„Nun es stinkt gen Himmel, wie langweilig dieser Burggraf ist.“

Eine Weile starrte mich der Amtsrichter groß an; plötzlich ließ er die Faust auf den Tisch fallen und brüllte mich an: „Herr, über dieses Stück sind die Akten geschlossen, und es ist eine Frechheit, noch daran zu kritisieren!“

„Oho!“ muckte ich auf.

„Sie haben gar nichts zu ohoen,“ fuhr mich jener an.

„Erlauben Sie,“ schrie ich nun auf, „ich habe mich jahrelang mit Bitteratur beschäftigt, und wenn Sie in Ihrem dilettantischen Unverstand sich eines Urtheils begeben, so —“

Weiter kam ich nicht; wie weiland Polyphem schrie von Prakschwitz jetzt auf: „Dilettantischer Unverstand? Ha!!“

Er eilte zur Thür und rief hinaus: „Gerichtsdienerr!! Der Mann

hier wird wegen Ungebühr an Gerichtsstelle zu einer sofortigen eintägigen Haft abgeführt!“

Indem er mich mit grimmigen Blicken maß, fügte er verächtlich hinzu: „Denn satisfaktionsfähig sind Sie doch nicht.“

Ich entgegnete kühn: „O, bitte, ich will mein Testament nur niederlegen, weil ich mich übermorgen schießen werde.“

„So? Sie sind also satisfaktionsfähig? — Gerichtsdienner! Der Mann wird nicht abgeführt.“

„Schon glaubte ich mindestens der Haft entronnen zu sein, da wandte sich der Assessor zum Amtsrichter und gab zu bedenken: „Lieber Korpsbruder, glaubst Du nicht, daß die Beleidigung des Menschen da Dir mehr als Amtsperson denn als Mensch gegolten?“

Von Pragschwiz überlegte: „Du könntest recht haben, lieber Korpsbruder Sondermann! Was denkst Du dazu, lieber Korpsbruder Knorr?“

Der Referendar antwortete: „Ich schließe mich der Meinung des Korpsbruders Sondermann vollständig an, lieber Korpsbruder.“

„So? Nun, und ich teile Eure Ansichten, lieben Korpsbrüder. Gerichtsdienner!! Der Mann wird doch abgeführt.“ — — —

Es blieb dabei. Erst volle vierundzwanzig Stunden später konnte ich dem ungestlichen Amtsgerichtsschlosse den Rücken kehren. Wie ich den Weg nach der Stadt herunter ging, freute ich mich auf ein lustiges Frühstück mit Ellen. Denn ich hatte die Sache schließlich von der heiklern Seite genommen und war nur traurig, daß ich mein Testament immer noch nicht hatte irgendwo niederlegen können.

Im „Abler“ zog der Kellner eine Beileidsmiene, als ich ihn nach Ellen fragte.

„Die gnädige Frau ist schon abgereist,“ antwortete er.

„Ohne mich? Ganz allein?“

„Nein, allein leider nicht.“

„Aber mit wem denn?“

„Oh, erschrecken Sie nur nicht, bester Herr. Mit dem Champagnerreisenden, der gestern hier logierte.“

Auch das noch! O Ellen!! O Ellen!!!

In der Hauptstadt erkundigte ich mich erst bei einem Rechtsanwalt, ob ich mich wegen der Bornheimer Affaire beim Minister beschweren könnte. Er riet mir davon ab und meinte: „Sehen Sie, der Minister und die Abteilungsvorstände, das sind alle Korpsbrüder von den Bornheimern; es kommt nichts dabei heraus.“

Am Ende hatte er recht.

Dann brachte ich mein Duell in Ordnung. Es fand wirklich statt. Mein Gegner und ich hatten verabredet, zwischen zwei und drei zählen möglichst gleichzeitig in die Luft zu schießen, und beim dritten Kugelwechsel war es in der That nur noch fast ein Knall.

Trotzdem ging es nicht ohne Blut ab.

Die Korpsbrüder, deren Waffen wir benutzt hatten, spielten auf dem Heimwege vom Kampfplatz mit den Schießgewehren, von denen eins los ging. Die Kugel drang dem Unparteiischen ins Hinterteil, aber da das ein sehr wohlbeleibter Herr war, konnte sie beim besten Willen keinen ernstern Schaden anrichten. Die Aerzte hatten Mühe, sie herauszuschneiden, und für den Unparteiischen erwuchs nur die fatale Unbequemlichkeit, daß er bis zur Heilung seiner Wunde in der Bauchlage verharren mußte.

Voilà, messieurs, — meine wahrhafte Geschichte.“

Damit stand er auf, zahlte sein Gläschen Cognak und ging. Das elektrische Licht spiegelte sich in seinem blanken Seidenhute, und der Saum des langen, braunen Ueberrocks, der fast bis zu den lackbeschuheten Füßen herabreichte, umspielte schmeichelnd seine gamaschenbelleibeten Knöchel.



Aus einem Vademecum für „Kriminaltäter“.

Von Robert Wechsler.

(Kottweiler.)

~~~~~  
Bist du auch im ganzen Jus zu Haus —  
Gerechtigkeit lernt sich nicht aus.

•  
Schlag nicht mit Worten zu, wie mit Knütteln;  
Steige nicht herab zu den Bütteln!

•  
Schlichten und sichten, nicht Stricke flechten,  
Richten sollst du, o Richter, nicht rechten!

•  
**Chemie mit der Binde.**

Glaubt ihr, mit meiner Binde wollt' ich sagen:  
Auch ihr sollt Binden vor den Augen tragen?

•



**Großer Praktiker?**

Bist du auch reich an Dienst und Lebensjahren,  
Dennoch bleibst du unerfahren,  
Hat's nur Akten für dich und Parteien gegeben,  
Nicht Welt und Menschen und Menschenleben!

\*  
**„In Erwägung.“**

„In Erwägung“, „In Erwägung“,  
Und so fort sechs volle Bogen,  
Ereßlich Satz in Satz geschachtelt, —  
Und doch nicht genug erwogen!

\*  
**Per „Schöne“ Beweis.**

Herausgeklaut,  
Herausgeschraubt,  
Herausgelockt, herausgequält,  
Aus dem Zusammenhang geschält,  
Natur der Sache zerhackt und zerrissen,  
Dann wieder nach Schablonenrissen  
Zusammengeleimt mit Müß' und Schweiß —:  
Das nennt man einen — „schönen“ Beweis!

\*  
**Kanzleisil.**

„Die diesseit'ge Antwort auf das Gesuch  
Jenseitig verehrter Stelle“ —:  
Verkehrt ihr zwischen Stuttgart und Ulm  
Oder zwischen Himmel und Hölle?

\*  
**Einem Anklagebaukünstler.**

„Aus Nichts hat Gott die Welt erschaffen!“ —  
Das sticht den Ehrgeiz manchen Nichts,  
Zu spielen unseres Herrgotts Affen:  
Mit Nichts zu bauen auf liebe Nichts!

\*  
**Ein Plaidoyer.**

Um Gotteswillen, wie bläst er sich auf,  
Wie holt er's brunnentief herauf!  
Hört ihr sein Jotern, hört ihr sein Schreien?  
Da muß nicht viel dahinter sein!





## Von der deutschen Litteratur.

### Reimschmied und Poet.

Wie die Kage schleicht um den heißen Brei,  
Aus Angst die Junge zu verbrennen,  
Drückt sich an der Liebe der Reimschmied vorbei,  
Wagt nicht das Kind beim Namen zu nennen.  
Er glaubt, daß viel zu heiß sein Blut,  
Und sucht die Leidenschaft zu mildern,  
Er traut sich nicht des Herzens Blut  
In Worten glühend heiß zu schildern.  
Die ganze Natur muß aufmarschieren,  
Muß säufeln, winzeln, stürmen, rühren,  
Frau Nachtigall ist auch dabei  
Und der wunderschöne Monat Mai.  
Weil Sonne, Mond und Sterne schweigen,  
Müssen sie den blühenden Unsinn bezeugen.  
Und diese Rührmilch, frisch vermischt,  
Wird, schön gebunden in Saffian,  
Als deutsche Kyril aufgetischt,  
Und jedermann erbaut sich dran.

Die Mutter Natur belächelt dieses Treiben,  
Denn sie — der Schöpfung Ugedicht —  
Wird ewig jung und ewig schaffend bleiben.  
Der Mensch allein versteht sie nicht.  
Was kümmert sie solch Kleinlich Getriebe,  
Sie atmet unendliche, ewige Liebe,  
Und wer ihren Pulsschlag zu fühlen versteht,  
Den weiht sie zum Priester, der ist Poet.

Schleißheim • München.

Schwabenmeyer.

### Was den Deutschen fehlt!

Nicht Verstand, nicht Vernunft, nicht Philosophie,  
Nicht zersetzender Witz und Ironie!  
Nicht Phrasentum und die bühnende Sucht  
Nach Majorität, die Bravo ruft,

Das fehlt uns nicht! In praktischen Dingen  
 Sieht man die Deutschen vorwärts springen.  
 In schönster Ordnung lebt ringsum  
 Der Staat und das biedere Publikum.  
 Die liebe Jugend wächst, schwimmt und plagt  
 Sich ehrlich ochsend, Tag und Nacht.  
 Die Kopfdressur steht in vollster Pracht,  
 Auch wie man am besten Karriere macht!  
 Was will nur mein Herz? Es pocht so schwer,  
 Die ganze Welt scheint so schal und leer,  
 Und das eigene Volk so fremd und so kalt!  
 Mich friert, denn dieses Volk wird alt.  
 Ihm starb der frische, kühne Schwung,  
 Mit einem Wort — Begeisterung!  
 Nicht ehrlich mehr in Lieb und Haß,  
 Kein Horneschrei, kein Thränenmaß!  
 Kein warmes Blut den Pulsschlag trägt.  
 Man fühlt nicht mehr — man überlegt.  
 Man sagt nicht „ja“, man sagt nicht „nein“,  
 Weil alles fein durchdacht will sein;  
 Nur Toleranz, nur stets gerecht!  
 Da giebt es nichts, was einfach schlecht,  
 Und nichts, was einfach gut kann sein,  
 Denkt gründlich man sich erst hinein.  
 Nur nicht der ersten Regung traun',  
 Halt' Horn und Jubel stets im Gaun!  
 Rings, wo ich hinsieh, stiert mich an  
 Herzmüde, wie ein alter Mann,  
 So greisenhaft, so lendenlahm  
 Das ganze Deutschland lobesam!

Verhtesgaden.

Ernst Clausen.

### Ähnlichkeiten?

Wenn ich manchmal denke, meine Lieder  
 könnten Hinz und Kunz und Kaspar gleichen,  
 möcht' ich gern den vollgereimten Plunder  
 in die Flammen meines Ofens werfen!

Und ich ging zu meinem Freund und Maler:  
 „Hast ja meine Lieder jüngst gelesen,  
 sprich, an wen erinnern diese Lieder?“  
 — Denkt er nach — dann sagt er: „An Rosetti!“  
 „An Rosetti? — Dem mag Swinburne gleichen,  
 dem Burne, Jones und Crane — ich gleich ihm nicht!“

Und ich ging zur nächsten Frau in Deutschland,  
 frug: „An wen erinnern meine Lieder?“

— Sprach die Dichterin der roten Kreffen:  
 „Wie es kommt, ich könnt es dir nicht sagen,  
 könnt dir kein warum, weshalb nicht sagen,  
 aber wenn ich deine Lieder lese,  
 denk ich immer —“

„Nun, was denkst du, Clara?“

„— Denk' an Shakespeare!“

— „Sacre nom de Dieu!

Über Kunstwerk soll man Kaien fragen,  
 keine Künstler! — Der spricht von Rosetti,  
 du von Shakespeare?! — Doch ihr seht durch Brillen,  
 durch verschliff'ne, buntgefärbte Gläser!“

Und ich ging zu meiner schönsten Freundin,  
 las ihr schnell die besten meiner Lieder:  
 „Sag mir, Liebste, sag mir du die Wahrheit,  
 wie du's fühlst — wem gleichen diese Lieder?“

„Wem sie gleichen?“ — und die Schönste lächelt,  
 lieblich lächelnd kost sie meine Wangen —:

„Nun, sie gleichen — — mir!“

Düsseldorf.

Hanns Heinz Ewers.

## Am Tag der Heimkehr meiner englischen Tante.

Eine Dichtungsgabe an der „Geheimgesellschaft für ewige Kunst“, die der Erkenntnis Boden zu schaffen sucht, daß ein großes Kunstwerk nicht durch Idee oder logische Gedankenfolge (anekdotisch), sondern im Gegenteil bloß und allein durch Wohlklang (rhythmisch) und vieljagende Dunkelheit zu wesentlicher Wirkung komme, wobei auch eine blutvolle Empfindung und billige Sprachart gar nicht am Wert sind. — —

(Dieser Satz ist wie auch das folgende sehr langsam und feierlich zu sprechen.)

Der Morgen blüht. Es duften die Gebiete.  
 Die reinste Bläue schlichtet eine Nacht.  
 Die Fraue, die kein Sterblicher erriete,  
 Hat mich mit ihrer Gift\*) zu mir gebracht.  
 Und steht erhöht auf meiner Wiese hinter  
 Dem glatten Wasser, einen Thonkrug links,  
 Die Schwermut rechts im Arm — und Quarz und Sinter  
 Erstrahlen tief; denn wie Beleben ging's  
 Von solcher Hoheit aus, der dunklen Rune,  
 So glänzt des Himmelswaldes Jauberglas;  
 Ich neige mich, es blendet die Lagune —  
 Und betend sinkt mein Arm ins laue Gras.

Georg Stefaun.

Mit Interpunktion und großen Anfangsbuchstaben versehen von Franz Ewers.

\*) Gift-Gabe, aengl. Mitgift.

## Die versöhnende Macht der Zeit.

## I.

(Der Kronenwirt spricht zum aud. phil. Pein:)

„Gehst außer, du verlumpt Schemie?!  
 Dös Saufen, ja' dös g'fällt dir — gelt?  
 Bezahlen — naa, dös thut er nie!  
 Jetzt hot's sei' mit der Kreid' g'schellt!  
 In drecketer Wäsch, grod wie a sack',  
 So schlampst daher, verscheuchst mir die Kunden!  
 Hier is kaa' Schnapskneip' für Stromerpad!  
 Gehst außer?! Oder i' pfeif' nach den Hundn!“  
 Auf Eacheerm Zimmer brüllen's und schrein's,  
 Als zahlten's täglich sieben Gulden.  
 Kaa Gost ko' schlaf'n bis um Uhr Eins.  
 J' derf dös G'thu net länger dulden.  
 Ihr Kofferl halt' i' für den Pump.  
 (Is eh' nig drinnen!) — willst di' packen?!  
 Sunst schmeiß' i' di' an die Stoaner, du Lump,  
 Daß dir die Knochen im Leibe knacken!“

\*

## II.

(30 Jahre später. Aus einem Interat des Sohnes des Kronenwirts,  
im „Reiseführer“.)

Befonders lohnend und interessant  
 Ist unser idyllischer Sommerfrischort,  
 Weil hier ein Meisterwerk entstand.  
 Es weilte vor dreißig Jahren dort  
 Der hochgefeierte Dichter Pein.  
 Er schrieb hier sein Epos „Kunz von Pfaffen“.  
 Im Kronen-Hotel der edle Wein  
 Begeisterte ihn bei seinem Schaffen.  
 Der „Pein-Bund“ baute ihm einen Turm  
 Nächst Hôtel Couronne auf dem „Kreidestein“.  
 Dort ruht, gerettet aus Zeitensturm,  
 Manch kostbar Erinnerungstück an Pein:  
 Konzepte, von Kennern als echt erkannt,  
 In seinem Koffer, dem altersmüden —  
 Eine Inschrift grüßt in der Felsenwand,  
 Wo er vom trauten Dörflein geschieden.

\*

## Bundelied der Litteratur-Gigerl.

(Nach bekannter Melodie zu singen.)

Kein Aufmarsch im Triumph —  
 Nein, knieknichtig stumpf.  
 Verjuckt ist uns're Derve.  
 Wir tragen als Verloque  
 'nen goldnen Ziegenbock  
 Und eine müde Nerve.  
 Wir halten Kettenfest zusammen —  
 Clique, clique — hurra! (2 mal)  
 Nie soll Begeiß'tung uns entflammen —  
 Clique, clique — hurra! (2 mal)

Wir sind die Ober-Gimpel,  
 Wir sind die höheren Simpel!  
 Das sieht man schon am Kleid:  
 Salon-Anarchisten-Stöcke —  
 Senfgelbe Überröcke  
 Mit Sammettragen breit.  
 Wir halten zc.

Wir sind die Über-Gigerl!  
 Gilet-Schlig — rotes Tücherl —  
 Plastron, gebläht von Weh;  
 Beleuchten uns von innen  
 Mit unsern heimlichen Sinnen  
 Durch audition colorée.  
 Wir halten zc.

Wir seh'n das Leben in Schönheit,  
 Verachten die Jemönsheit —  
 Mama hat's ja dazu.  
 Papa hat's hinterlassen,  
 Man füllt's der Drucker Kassen  
 Und der Verlag macht Schmutz.  
 Wir halten zc.

Wir können es uns leisten  
 Und sind mit jedem feisten  
 Zoll uns'res Banchs — Poet!  
 Uns ist's erlaubt, zu dichten.  
 Doch dichten darf mit nichten  
 Ein hungriger Prolet.  
 Wir halten zc.

Die Inädicke auf dem Divan  
 Sicht jeden Besucher schief an,  
 Der uns nur leis kritisiert.  
 Wir haben die Redaktionen,  
 Thronen darin als Drohnen  
 Und loben uns, wie sich's gebührt.  
 Wir halten zc.

Wir lassen keine „neuen  
 Talente“ in uns're Reihen.  
 Wir nennen uns exklusive —  
 Denn ausgeschlossen gänzlich  
 Bleibt, was ursprünglichsbrenzlich,  
 Was „einfach“, oder gar „tief“.  
 Wir halten zc.

Wir geben uns satanistisch  
 Und parfümieren uns mystisch;  
 Segen uns ist Bahr nur ein Zwerg.  
 Da hat doch and're forsche  
 Der wack're Stefan George  
 Und — Entzücken!!! — der Altenberg!  
 Wir halten zc.

München.

Franz Heid.





## Kleine Geschichten.

Gold - Else.

Von Richard Schaukal.

(Brünn.)

Die „Obstlerin“ drüben an der Kirchengede unter der großen Glastafel „Leo Wattred, Schriftenmaler“ verzehrt ihr Mittagmahl. Sie schlürft von dem Zinnlöffel ihre Suppe aus dem „Tüpfel“. Neben ihr auf dem dreibeinigen „Hockerl“ sitzt mit überschlagenen Beinen ihre Tochter Marie. Ein Mädel von vierzehn, fünfzehn Jahren. Sie ist aus der Schule gekommen. Ihre drei abgegriffenen Bücher und der „Zeichen-Block“ liegen auf den Trottoirsteinen unter dem Schemel. Sie schaut den Straßenspritzern zu . . . Ein Dragonerleutnant geht vorüber. Er läßt den Säbel schleifen, weil er Fensterpromenade macht und Ihre Aufmerksamkeit auf sich lenken will. Die kleine Marie im schwarzen Kleide denkt: „Ob der mich lieben könnte?“

Die Alte ist mit der Suppe fertig geworden. Die Tochter nascht Manikken. Sie spuckt die Kerne weit in die Straße . . . . .

Ein Jahr später . . . Die Obstlerin an der Kirchengede unter der großen Glastafel verzehrt ihr Mittagmahl. Sie schlürft von dem Zinnlöffel ihre Suppe aus dem „Tüpfel“. Neben ihr auf dem „Hockerl“ sitzt mit überschlagenen Beinen die fünfzehn- bis sechszehnjährige Marie. Sie hat ein helles, leichtes Kleid und Lackhalbschuhe an. Sie ist jetzt „Goldelse“ im Zaubertheater. Sie denkt: „Die Mutter mußte eigentlich auch nicht gerade auf der Gasse ihre Suppe schmazen.“ Oder so ähnlich . . . . .

Ein Mantelbett geht vorüber. Er bleibt stehen, zündet sich eine Zigarette an. Die „Goldelse“ denkt: „Mutter zehn Gulden geh' ich mit keinem Rabetten mehr“ . . . . .

### Jurare in verba magistri . . .

Eine Lebenserinnerung von Richard Maria Werner.

(Kernberg.)

Mein erster Schultag hat mich mit dem Zweifel an der Richtigkeit des Gelehrten bekannt gemacht.

Ich hatte zuerst im Hause den ersten Unterricht genossen und kam also gleich in die zweite Klasse der damaligen „Musterhauptschule“ meiner Heimatstadt, unter die Leitung eines gutmütigen aber sehr schwachen Lehrers mit dem duftigen Namen Rusziczka (Rösschen). Er sprach über das vierte Gebot und führte den Schülern zu Gemüte, daß unter den Eltern auch die Lehrer, die Vorgesetzten und alle bejahrten Leute verstanden seien; sie müßten wir ehren. Er schärfte uns Höflichkeit, gutes Benehmen ein und machte wenigstens auf mich einen mächtigen Eindruck, da mir schon von Hause Hochachtung vor allem Bedeutenden eingeflößt worden war. Dazu kamen die neuen Erlebnisse, die Schule mit ihren bunten Bildern, die Menge der mich umgebenden Knaben, alles, was ein empfängliches Kinderherz mit den Schauern des Ungewohnten, Neuen erfüllt. Meine gute, ach so gute Mutter, hatte mir ja auch eingeschärft, recht aufzupassen, fleißig zu sein und ihr Freude zu machen. Ich war eben ihr „Glücksbub“, wie sie mich nannte, ihr Erstgeborener, ihr einziger Sohn. Ich wurde daher durch die Worte des Lehrers tief gerührt und gelobte mir in meinem Innern feierlich, stets nach den Weisungen aus dem Munde des mir so imponierenden Mannes zu handeln.

Der Unterricht war zu Ende. Mir ist's noch, als sei es gestern gewesen, obwohl nun schon mehr als siebenunddreißig Jahre darüber hingezogen sind. Ich ging allein, ohne mich an einen der mir noch fremden Kameraden näher anzuschließen, aber in ihrer Schar durch die „Kleine Kreuzergasse“, wo die Schule lag, in die „Spitalgasse“, ging voll von der Erinnerung an die Ermahnungen des Herrn Rusziczka. Wir gingen an der linken Seite der Gasse, an der das „Theater“ lag, gegen den „großen Platz“ zu. Durch allzugroßen Straßenverkehr zeichnete sich unsere Vaterstadt nicht gerade aus, es wurde in der Spitalgasse, einer Hauptader des Ortes, nur lebhaft, wenn um 11 Uhr die Schüler aus der Musterhauptschule und um 12 Uhr die Arbeiterinnen aus der großen ärarischen Zigarrenfabrik herausströmten.

Als ich damals mit den andern auf der linken Straßenseite heimging, kam auf der andern Seite vom Platz her ein alter „Herr“ uns entgegen. Er hatte einen sehr langen, weißen Bart und stellte ganz das Bild jener bejahrten Personen dar, zu deren besonderer Ehrung uns Herr Rusziczka aufgefordert hatte. Bei mir stand es fest, daß ich nun sofort die heute vernommene Lehre praktisch verwerten müsse. Ich löste mich also aus der Schar meiner viel leichtsinnigeren Kollegen los, überschritt ehrfurchtsvoll die Straße und zog vor dem alten „Herrn“



mit dem imposanten, weißen Bart unter einem tiefen Büdling demütig meine Mühe.

„Schau, daß du kommst weiter, Du verfluchter Bub!“ so fing der alte „Herr“ zu wettern an. „Hast du gelernt in der Schul zu ver-spotten den alten Juden?“

Drohend kam er auf mich zu, ich aber muß doch ein so erstauntes Gesicht gemacht haben, daß er mir weiter nichts that. Nur meine Mitschüler lachten mich an.

Und ich hatte es doch so gut gemeint! hatte die Mahnungen des Lehrers so treulich befolgt! Und deshalb wurde ich beschimpft, ja, noch mehr, wurde mein so löbliches Thun geradezu als Folge sträflicher Unehreerbietung gegen einen alten Juden angesehen!

Ich war von da an vorsichtig geworden. Der erste Schultag hatte mich sofort darauf verwiesen, daß es nicht immer gut sei jurare in verba magistri.

### Die Versuchungen der Schweine.

Von Franz Himmelbauer.

(Wien.)

Zwei Schweine ergingen sich in den Pausen ihrer Mahlzeit in sehr ernstern Betrachtungen.

Das ältere begann: „Wenn ich nach den mühevollen Pflichten des Daseins manchmal in jener stillen Ecke Ruhe und Erholung suche, ist mein Geist nicht träge. Ich überdenke allerlei und finde viel Betrübendes, aber auch manch Erbauliches. So kann ich mich oft eines gewissen Stolzes nicht erwehren, wie weit wir in so vielem dem Menschen überlegen sind. Ist es nicht schmähslich für ihn, daß er fortwährend aus der Rolle fällt, die ihm die Natur angewiesen? Daß er sich bald uns nähert, bald zur Schlange wird oder zum Esel? Ähnliches giebt es bei uns Schweinen nicht. Wir kennen unsre Stellung, wir füllen unsre Rolle aus. Wir sind und bleiben Schweine für und für, oder, wenn man uns noch tiefer erfakt, Säue, aber Säue mit Konsequenz!“

„Auch ich fühle die ganze Erhabenheit, die in diesen Worten liegt,“ hub das junge Schwein wieder an, dem beim eifrigsten Schmausen nichts von dieser Rede entgangen war. „Vergebens suchen uns die Menschen von unsrer Art abzubringen. Ich erinnere mich noch mit Esel der neuen Futterträge, die man uns vor einigen Wochen vorsetzte. Pfui, wie waren die so furchtbar reinlich! Glücklicherweise konnten wir

ihnen bald ein anmutendes Ansehen verleihen. Aber noch heute leidet mein Behagen nicht unwesentlich, wenn ich daran denke.“

Unter die Nahrung, die die beiden zumeist aus einer benachbarten, der menschlichen Bequemlichkeit dienenden Stätte bezogen, war durch einen Zufall eine herrliche Ananasfrucht geraten, die die reichste Tafel geziert hätte. Das Schwein, das soeben gesprochen hatte, machte sich daran, indem es vergleichende Geschmacksstudien anstellte und dazu seufzte: „Eine neue Versuchung! Ach, wie schwer ist es, seinen Lebensweg zu gehen! Täglich giebt es neue Lockungen, und man muß seinen ganzen Stolz zusammennehmen, um nicht zu verzagen.“

„Nur den Kopf hoch! biblisch natürlich gesprochen,“ rief das ältere, indem es auch von der Frucht mit vielem Bedacht verkostete. Dann sagte es mit großer Bestimmtheit: „Nein, diese Lockspeise kann uns nicht im geringsten irre machen. Ich ziehe unsere angestammte Kost entschieden vor — schon der Konsequenz wegen!“

### Der Reiher.

Von Theodor Ekel.

(Düsseldorf.)

Von meiner Stubenbede fliegt ein Reiher herab — den Hals zurückgebogen wie ein Fragezeichen.

Was hat er mich zu fragen — ?

Vielleicht: warum hast du mich totgeschossen — ?

Vielleicht auch: hast du meine Eier nicht gesehen? wie geht es ihnen — ?

Ober: . . . hat dir dein weißes Mädchen noch keine Eier gelegt — ?

Er sah uns oft in den Teppichen liegen — nachts —, wenn meine Finger in ihren gelben Haaren spielten und Lösschen fringelten —; wenn wir den dunklen Südwein tranken im violetten Licht chinesischer Lampen aus schlanken, klingenden Gläsern . . .

Und wenn ich meiner Isis jungen, fröhlichen Leib in das Pantherfell hüllte, — dann machte der Reiher sein Fragezeichen.

Er dachte: das ist ein Menschennest. Jetzt wird sie ihm Eier legen . . .

Sein verzerrter Schatten auf der Stubenbede spiegelt seine fürchtende Seele wieder:

Wenn sie ihm Eier gelegt hat — wird er sie dann auch totschießen — — — ?

Der arme Reiher! Er hofft und fürchtet ewig — den Hals zurückgebogen wie ein Fragezeichen — und meint, sie sollte Eier legen . . .

Aber mein Mondmädchen hebt ihm in schlanken, schimmernden Fingern das schlanke Glas entgegen und trinkt ihm fröhlich zu — — und lacht mir schelmisch in die Augen:

— Du! so ein Vogel ist doch ein drollig Geschöpf!

Der Reiher kann sie nicht begreifen . . .



## Thespis redivivus.

Eine Knittelverfiade von Julius Knopf.

(Berlin.)

Ort der Handlung: Berlin, Gasthof „Zu den Neun Mäusen“.

Zeit: Jahrgang 1899.

### Menschen:

Thespis, Theaterdirektor a. D.

Schönherr, } Schriftsteller.

Wahrmut, }

Meier, Vorsitzender des Gesangsvereins „Wilde Rose“.

### Erster Vorgang.

Thespis (im griechischen Gewande):

Sechs Monde sind's, seitdem ich vom Parnas  
Herniederstieg auf diese Jammererde,  
Um zu betrachten ohne Unterlaß  
Die große, waffenstarrte Menschenherde;  
Um sie zu prüfen auf Kultur und Kunst:  
Ob sie in all' den vielen tausend Jahren  
Sich auch erhalten hat der Museu Gnuß.  
Und — großer Zeus! — was mußte ich erfahren!  
Ein Fürst beherrscht Europas Millionen,  
Es ist Herr Krupp, der Kaiser der Kanonen.  
Die Glinte knattert, und der Säbel klirrt,  
Des Volkes Mammon schön' verpulvert wird.  
Zerstört, versunken der Begeisterung Triebe,  
Das Ideal — auf Erden throni's nicht mehr.

Nicht in Paris, der Stadt der Ruffenliebe,  
 Wo hart im Kampf Justiz und Militär.  
 Auch nicht in Rom, wo man jetzt früh und spät  
 Dem Anarchismus arg zu Leibe geht  
 Durch Schwert und Flinte, Zuchthaus, Manifest,  
 Jedoch das Volk dabei — verhungern läßt.  
 Selbst nicht in Moskau, wo man nicht mehr schießt,  
 Weil man vor Friedensliebe überstiegt,  
 Doch nebenbei bedrückt das Volkesspäck,  
 Wo Einer nur als Mensch gilt — der Kosak! . . .  
 In Deutschland, wo die klugen Denker wohnen,  
 Fordert man wieder etliche Millionen —  
 für Volksschullehrer? Nicht doch, für Kanonen! — —

Sogar die Kunst ist jäh herabgefallen;  
 So daß die Bühne auf dem Nullpunkt steht.  
 Es tummeln sich in Deutschlands Musenhallen  
 Die Zirkuskünste und die Nudität.  
 Der Intendant Präsch zum Heil der Cassa,  
 Ward, höchst pervers, zum Tengel-Tausend-Fazja.  
 Wie wollte kühn — ein neuer Pettenkofer —  
 Die Lessing-Bühne säubern Neumann-Hofer,  
 Jedoch umschlang ihn bald die alte Fessel,  
 Der Calmi-Pegasus, das „weiße Röhl“.  
 Dieweil der Ruscha Hans in ungeschwächter  
 Moral heißt „Heimathaus für höhere Töchter“. —  
 So schaut es traurig um die Bühnenkunst  
 Und sie versinkt in Nebel, Schlamm und Dunst.  
 Nur Lautenburg hält hoch sie mit Applomb:  
 Il recevra une belle décoration. — —  
 Die hehre Kunst, sie ward des Mammons Raub,  
 Von den Sandalen schüttle ich den Staub,  
 Auf meinen Pegasus will ich mich schwingen,  
 Er soll nach dem Parnas zurück mich bringen.

(Er ruft zum Fenster hinaus.)

He, Pegasus! —

Dort seh'n der Menschen viel,  
 Und auch mein Roß erblick' ich im Gewühl.  
 Ein wirrer Knäuel, schier entbrannt in Fehde.  
 Horch! Was? Die allerneueste Kaiserrede?  
 Pegasus! Pegasus!

Zum heiligen Olympsdonnerwetter!

### Zweiter Vorgang.

Voriger. — (Unten auf der Straße) Meier.

Meier:

Sie, hören Sie nich die Leute aus dem Schlafe,  
 Das kostet Sie gleich drei Mark-Ordnungsstrafe.

Thespis:

Pegasus, mein holdes Mäusenößl!

Meier:

Sie, meine Herren, ranf zu dem alten Mann,  
Was ein Berliner ist, hilft, wo er kann.

Thespis:

Pegasus! Mein Zucker-Pegafüschen,  
Zurück, zurück ins Götterparadieschen!

### Dritter und letzter Vorgang.

Thespis. Wahrmut. Schönherr. Meier.

Wahrmut:

Erlauben Sie, Wahrmut, modern-realistisch-naturalistischer Proletarierdichter, reif fürs „Deutsche Theater“ — in einem Wort: Genie! — Schönherr — patriotischer Theaterstück-Fabrikant, schlecht genug fürs „Schauspielhaus“. —

Schönherr (Stolz):

Ritter des sächsisch-ernestinischen Hausordens für Kunst und Wissenschaft. —

Meier:

Meier, ehemaliger fürstlich-lippischer Hofopernstatistenführer — ooch Ritter — von de gelbe Centenar-medaille.

Thespis:

Ich bin Herr Thespis! (allgemeine Bewegung.)

Einß mit meiner Bande

Zog ich umher im ganzen Griechenlande,  
Von Theben bis nach Sparta und Athen,  
Nach Naxos, Delos, Rhodos, Mithylen.  
O, schöne Zeit! Die hohe Polizei  
Gab damals das Theater gänzlich frei.  
Nicht Polizeien für kann! Griechenland,  
Nuch nicht beschränkten Unterthanverstand.

Wahrmut:

Laßt, Herr, die Polizei, singt kein politisch Lied,  
Nicht weit von hier ist's bis nach Moabit.

Schönherr:

Genau Bescheid weiß er auf dem Gebiet.

Wahrmut:

Ich brummt' als Anatom, mit Kneipgefellen,  
Wir interessierten damals uns für — Zellen.

Schönherr (zu Thespis):

Recht habt Ihr, Herr; wenn der Zensoren Gunst  
Ein Stück nicht findet, gleich wird es verboten  
Und nicht gespielt. Man wirft es zu den Toten.

Thespis:

Gedeihen kann sie nur, wenn frei die Kunst!

Schönherr:

Was nützt uns Freiheit, haben wir kein Geld?!  
Um uns Poeten ist es schlimm bestellt.  
Die Hände habe ich mir wund geschrieben,  
Doch der Erfolg ist bisher ausgeblieben.  
Denn seht: der Haupt- und dieser Sudermann, —  
Uns andere haben sie zu Grund' gerichtet,  
Sie lassen ans Theater keinen ran,  
Weil jeder Jahr pro Jahr sein Drama dichtet.

Wahrmut (zu Thespis):

Sein Fehler ist, der Mann ist unmodern.  
Ihr seht in ihm den idealen Herrn,  
Er dichtet Reime, läßt die Reime drucken,  
Doch niemandem fällt's ein, sie anzugucken.  
Wer kümmert sich um lyrisches Gewinsel,  
Wer sowas dichtet, ist ein Einfaltspinsel,  
Quis leget haec? — Wer ließt den Dreck!  
Naturalistisch, modern muß man sein,  
So kommt man vorwärts, so nur allein!

Thespis:

Ich will nach Haus zurück, denn mit Vergunst,  
Zuwider ist mir die moderne Kunst.

Schönherr:

Dulgäre Worte und gemeine Thaten,  
Bis an die Knöchel in den Sumpf geraten,  
Mehr Bindestriche, als da Worte sind —

Wahrmut:

halt Deinen Rand, Du ideales Kind,  
Schlagfahne Du, Du süße Kindergärtnerfeie!  
Das Lied, das Deine Nachtigallentehle  
Erklingen läßt — Du singst es für den Wind.  
Leer bleibt drum Deine Kasse allemal,  
Wie ein Parteifonds nach der Reichstagswahl.  
Uns winkt ein neues, ruhmvolles Jahrhundert,  
Und was die Welt bisher als schön bewundert,  
Zerfällt, zerstäubt in nichts, weil nichts es ist.  
Weh Dir, daß Du ein Idealer bist! —

Wahrheit! Wahrheit! Wenn sie auch nimmer schön ist!  
 Wahrheit! Wahrheit! Wenn sie auch oft obfcon ist!  
 Der Wahrheit öffnet sich die deutsche Bühne.

**Thespis:**

Doch dafür zahlt sie eine schwere Sühne.  
 Denn die Theaterleiter sind in Nöten,  
 Sie stöhnen arg, ob der Kalamitäten,  
 Der Mammon ginge balde ihnen köten.  
 Sie seufzen, klagen immer mehr und mehr,  
 Daß ihr Theater wahrhaft hundeleer,  
 Trotz manchem schwer bezahlten Bühnenstern.

**Wahrmut:**

Das Volk fehlt uns, das Volk — des Landes Kern.  
 Wenn das sich erst an unsere Form gewöhnt:  
 Daß Wahrheit schön, sei sie auch noch so häßlich,  
 Dann ist das Eden da, groß, unermesslich —  
 Die Direktoren haben ausgeköhnt.

**Meier:**

Das Volk, das is nu mal nich für Guano.  
 Da sah ich neulich was: es hieß *Cyran o*.  
 Mit so 'ne Stücke müßt ihr uns beschenken,  
 Es reimt sich und man braucht nich bei zu denken. —  
 Doch davon abgesehn, des Volkes Kern —  
 Der bleibt auch sowieso der Bühne fern.  
 Wenn's von de Arbeit kommt, total zerschlagen,  
 Zermürbt und müde und mit leerem Magen —  
 Na, meine Herrn, den Kerl will ich mal sehn,  
 Der da noch gern möcht' ins Theater gehn.  
 Und Sonntags bleibt man mit de Frau alleine,  
 Und hat man keine — na, schnell find't sich eine.  
 Ihr meint, dem Volke thäte Kuchen not,  
 Und überhöret den tiefen Schrei nach Brot!  
 Ihr meint, es sei so'n Allerwelts-Vielliebchen —

**Wahrmut:**

halt Deinen Rand! Wir kämpfen um Prinzipien.  
 Du Trauerkloß, mit Deiner tristen Klage,  
 Du degradierst die Kunst zur Magenfrage.  
 Die wahre, echte und reale Kunst —  
 Die findet Aller, auch des Volkes Günst.  
 Und fehlt's an Mammon — glaub', die Sache kenn' ich —  
 Dann geht's auf den *Olymp* für funfzig Pfennig.  
 Drun vorwärts nur mit wehenden Standarten!

**Schönherr (in edlem Heldenfeuer):**

Nein, nein, zurüd ins Land der Poesie.  
 Wie dereinst sich die deutschen Dichter scharten

Um Schillers unvergänglich Kraftgenie —  
 So wird ins Reich der Ideale gerne  
 Die junge Dichtwelt ziehn, das jetzt sie sieht,  
 Auf daß, anstatt der Distel der Moderne,  
 Die Blaue Blume der Romantik blüht.

Thespis (mit noch edlerem Heldenfeuer):

Gemach, gemacht! Dein Wolkenkuckuckshorn  
 Ist süß und lecker zwar wie Honigseim,  
 Indes die Tage sind — ich merk's — entschwinden,  
 Da nur das Schöne unser Lob gefunden,  
 Da nur das Ideal die Kunst geweiht:  
 Ein neues Dichten heißt die neue Zeit!  
 Die neue Zeit, mit ihrem Kampf ums Leben, —  
 Die neue Zeit mit ihrem Vorwärtstreben!  
 Noch wogt der Kampf, es rauscht im Dichterwald,  
 Und durch die Lände tönt's: Hie Jung! Hie Alt! —  
 Laßt ab von diesem traurigen Idole,  
 Hie Jung und Alt! so laute die Parole.  
 Die Kluft zu schließen zwischen Stoff und Form,  
 In Einklang bringen Dichtung mit der Wahrheit —  
 Nicht nur Verstand — Gefühl, Empfindung, Klarheit:  
 Das einzig nur sei des Poeten Norm!  
 Daß Euch das Volk begreift — erfährt, erhört —  
 Dies sei Euch mehr, als Geld und Gloria wert,  
 Wird auch kein Kronenorden Euch besichert. —  
 Vor dem Gesamtwohl schweigen die Partei'n!  
 Poeten, prägt den Glaubenssatz Euch ein:  
 Die Kunst — die Kunst sollt Ihr dem Volke weih'n,  
 Das heut' im Lebensschauspiel nicht mehr Chor,  
 Das darin sich zum Helden schwang empor.  
 O, genus irritabile vatum.  
 Quod vobis dixi est probatum!

Meier:

Dem Volke weih'n! Wie's schön und klangvoll schallt,  
 Doch Thespis, Ihr vergeßt den — Staatsanwalt,  
 Dem ist der wahre Volksfreund ritterlich,  
 Und eh' Du Dich verstehst — bums! hat er Dich. —  
 Laßt Volk heut' Volk sein, laßt die Kunst in Ruh,  
 Eßt Pfannenkuchen und sauft Punsch dazu.  
 Und dann hinein — nehmt mich nur als Verater —  
 Ins Metropol- und Residenz-Theater!  
 Wo's immer Publikum die Menge giebt.  
 Dort findet Ihr, was der Berliner liebt.  
 Je nackter da das Wort, sowie das Weib —  
 Je schöner der Erfolg und Zeitvertreib.





Blatte gelegen ist, so wollen Sie, bitte, nie vergessen, daß wir grundsätzlich und auf allen Gebieten, nur das Ernsthafte, Tüchtige, solid Ersprießliche vertreten.

Hochachtungsvoll

Die Redaktion des . . . . .

### III.

(Ende der achtziger Jahre.)

Sehr geehrter Herr Kollege!

Wir müssen Ihnen Ihren Aufsatz über die Ausstellung der Boecklin'schen Bilder leider zurückreichen. Wir verkennen gewiß nicht, daß dieser Maser ein eigenartiges Talent, originellen Farbensinn und viel Phantasie besitzt, und das Aussehen, das seine Ausstellung macht, läßt es uns als journalistische Pflicht erscheinen, darüber zu referieren; aber das muß durchaus in einem andern Tone geschehen, als es der Ihrer Einsendung ist. Am liebsten wäre uns eine rein feuilletonistische Einleitung, witzig, amüßant, mit scharfer Hervorkehrung der vielen Wunderlichkeiten dieses Künstlers. Wenn Sie aber durchaus ernsthaft sein wollen, so müssen Sie wenigstens darauf Bedacht nehmen, daß es sich hier um Darbietungen eines von der ernsthaften Kritik noch sehr umstrittenen Talentes handelt, für dessen Bilder das Publikum im Grunde doch nur ein Kuriositätsinteresse hat. Sie sagen z. B. „der geniale Schweizer Boecklin,“ — wir meinen, es genügt zu sagen: der Schweizer Boecklin. Sehen Sie denn die vielen Verzeichnungen nicht? Fällt Ihnen denn nicht auf, wie geschmacklos bunt einige dieser Bilder sind? Das muß unbedingt hervorgehoben werden. Im übrigen können Sie ja ruhig bekennen, daß Sie nicht zu den Leuten gehören, die, wie der „Kritiker“ des . . . . ., alles Neue verurteilen, weil sie es nicht verstehen.

Hochachtungsvoll

ergebenst

Die Redaktion des . . . . .

### IV.

(Ende der neunziger Jahre.)

Geehrter Herr Doktor!

Ihre Besprechungen des letzten Werkes von Arnold Boecklin sind wir leider zu brütgen nicht in der Lage. Einem so überragenden Meister gegenüber scheint uns ein Ton rückhaltloser Bewunderung mehr am Plage zu sein, als eine Kritik wie die Ihre, die zwar auch voll des größten Respektes, aber in einzelnen, wenn auch wenigen Punkten, merkwürdig zurückhaltend ist. Unser Blatt möchte nicht zu denen gerechnet werden, die an die Größen unserer Zeit nur mit lauer Anerkennung herantreten. Auch in der Kunst verabscheuen wir den Rückschritt, auch in der Kunst dienen wir dem Vorwärtswange. Der große Schweizer Meister ist uns die Personifikation des sich machtvoll durchsetzenden Fortschrittprinzips in der Kunst. Er hat den Gipfel erreicht, uns ziemt es rückhaltlos zu ihm zu stehen. Also: streichen Sie Ihre Bedenken, geben Sie dem Ganzen einen mehr panegyrischen Charakter, und wir wollen dann den Aufsatz drucken.

Ihre ergebenste

Redaktion des . . . . .





## Der arme Heilige.

Von Gustav Gutzg.

(Wien.)

**M**itten im Wald, ganz abseits von der Straße, stand ein graues Kirchlein. Selten verirrte sich ein Wanderer dorthin, irgend ein Handwerksbursche oder ein Knecht, eine junge Dirne, die hinaus in die Welt zogen, um ihren harten Dienst zu suchen, und dort schickten sie in der Einsamkeit ihren schwersten Seufzer zum Himmel. Aber das waren arme Leute und sie trugen dem Kirchlein gar nichts ein, so daß es langsam, langsam verfiel.

Es war aber dem Heiligen, der darinnen stand, gar nicht recht, daß er bei jedem Regen tüchtig naß wurde, und daß man ihn so vernachlässigte. Der reizende Gesang der Vögel und der helle Schrei der Rehe in die Nacht hinaus waren ihm längst zuwider, er wollte reichlichen Besuch haben, sein Herz sehnte sich nach Weihrauchdunst, Kerzenhelle und Liedern. Aber sein Unglück war, daß er kein renommierter Heiliger war, wie der hl. Joseph, der hl. Sebastian oder gar der hl. Florian, der über einem jeden Hause war. Er war eben der hl. Vandelin, von dem kein Mensch was Rechtes wußte, was ihm zwar in Betreff seines Vorlebens ganz angenehm war, denn das war kein besonders gutes, wie das von seinem einzigen vis à vis und seiner Konkurrentin nicht, der hl. Magdalena. Überhaupt war er auf diese nicht gut zu sprechen, weil sie seinen Ehrgeiz verachtete, den er zwar sehr vor ihr verbarg; und dann, wenn einer in die Kapelle eintrat, so ging dieser immer eher zu ihr als zu ihm.

Ja, da konnte er sich besonders ärgern, wenn nicht jemand zu ihm hinkniete und ihn gleich hl. Joseph oder hl. Sebastian ansprach. Das war entschieden eine Nachlässigkeit, die Strafe verdienen konnte. Aber er war einmal verdammt dazu, im Dunkeln zu bleiben. Warum hatte er sich nicht früher um einen guten Ruf bekümmert? Er wollte ja gar nicht hoch hinaus, nur vier mal im Jahr wünschte er sich ein Hochamt, vier Wallfahrten dazu und dann noch immer einmal ein paar einzelne Pilger, daß doch die Kapelle nicht leer und ihm die Zeit nicht lang wurde. Er mußte sich wirklich um ein Wunder umschauen, um ein ganz bescheidenes natürlich, das aber doch auf die Bauern wirken konnte. Vielleicht für Viehkrankheiten, oder daß man ihn für Kopfweh

anrufen konnte oder beim Bauchweh . . . Er entschloß sich noch nicht endgiltig, denn es war ja noch Zeit. So schnell kam ja niemand, und er konnte sich noch tüchtig langweilen.

Inzwischen dachte er in wonnigen Träumen versunken darüber nach, wie es wohl kommen werde. Er sah deutlich die Lichter- und Blumen-prangende Wallfahrt, die kleinen, weißen Mädchen mit den eingedrehten Böckchen, und den Weihrauch spürte er zu sich heraufsteigen. Dann sah er sich auf einen neuen, festlichen Sockel gehoben, und die Toilette durch frischen Anstrich verschönt, so daß er sich noch ganz in die Vergangenheit träumte, wo er . . . Erschreckt sah er zur hl. Magdalena hinüber. Wenn die seine Gedanken erraten könnte! Aber eines freute ihn: daß sie dann vergessen und verstaubt sein würde in ihrer Ecke. Weil sie ihm aber auch die paar Leute noch wegnahm . . .

Uff! Er schwankte sehr bedenklich auf seinen alten Beinen und eine Reparatur war dringend notwendig, das fühlte er.

„Heute ist's wieder langweilig,“ meinte die hl. Magdalena gutmütig.

„Hm,“ brummte Vandelin zurück. „Es geht an.“ Sie ahnte ja noch nicht, wie er vergnügt war.

Schon legte der Abend seine tiefen Schatten in den kleinen Raum, den nur das Picken eines Holzwurms durchtönte. Die beiden Heiligen verschwanden in dem Dunkel ihrer Nischen. Letzte Lichter zuckten über den Boden. Da öffnete sich langsam die Thür, ganz zaghaft, und ein junges, hübsches Mädchen trat herein mit schweren Böpfen, rothigen Wangen und einem runden Leib, der einen ländlichen Don Juan schon in Aufruhr setzen konnte. Sie sah sich um, offenbar schwankte sie zwischen den beiden Heiligen, zu welchem sie ihre Zuflucht nehmen sollte. Der hl. Vandelin zitterte sehr, aber das Mädchen wandte sich wieder zur Magdalena hin, sank dort nieder und fing ihr allerschwerstes Leid zu klagen an. Nicht einmal die Weiber hatten zu ihm Vertrauen. Er grollte in sich hinein.

Da öffnete sich abermals die Thür, und ein älterer Mann schlich sich etwas bekümmert herein. Der Heilige dachte: „Der geht doch gewiß zu Magdalena hinüber, mit den Männern hat sie ja immer Glück gehabt.“ Aber es kam anders, der Mann trat an ihn heran und sank nieder. Ach, schau einmal! Der Heilige fühlte sich in allergnädigster Stimmung.

Der Mann richtete sich zum Beten. „Heiliger Sebastian,“ fing er an, denn er selbst hieß Sebastian. Dem hl. Vandelin gab es wieder

einen Stich, sodaß er knurrte und der Bauer — ein solcher war es — erschreckt auffuhr. Der arme Heilige war eben schon sehr wurmfützig geworden.

„Heiliger Sebastian,“ fing der Bauer nochmals inständig wieder an, so daß der Heilige doch zuhörte und die Erfüllung des Wunsches beschloß, weil der Bittsteller sich doch zuerst zu ihm gewendet hatte und nicht zur Magdalena. „Ich bitt' Dich,“ fuhr der Bauer fort, „hör' mich an. Du könnt'st mich schon kennen, denn mich kennt man im ganzen Thal herum, ich bin der reiche Huberbauer.“ — „Da geht's Dir besser als mir,“ dachte der Heilige, „mich kennt niemand. Und daß einer von Euch Bauern nicht so faul wär' und den Namen unten auf dem Brettel lesen möcht . . . fällt natürlich keinem ein. Freilich, wenn eine Kerze davor stände, ging's leichter.“ — „Also du weißt schon, heiliger Sebastian, auf vier dicke Wachskerzen und eine schöne Mess' kommt's mir nicht an . . .“ — Der Heilige schmunzelte und bebte in Wonne vor dem kommenden, süßen Duft. Um was der nur bitten wird? — „Siehst, mein Weib ist mir g'storben, und Kinder sind keine dagesewen. Jetzt geh' ich schon in die Fünfziger, und der Hof steht leer. Und wenn der Michel Ketter den Hof kriegen möcht', sakra —“ der Heilige schrak zusammen — „das möcht' mich ärgern. Ich weiß nicht, wer sich eher verheiraten könnt' als ich, im ganzen Thal kannst herumfragen, wie's mit mir steht.“ — Das war ein anmaßender Mensch, nach dem hl. Landelin fragte keiner. Aber wenn nur einmal das Wunder geschehen war . . . — „Also ich möcht' mich wieder verheiraten und halt recht gut, daß 's mich nicht reut, und wenn's Dir möglich ist, so schau halt, daß bald ein kleiner Sebastian, Dir zu Ehren benannt, nachkommt.“ — „Landelin,“ schrie der Heilige erregt, aber natürlich hörte der dickschäblige Bauer nicht. — „Und wenn das so kommt, sollst jedes Jahr Deine Mess' haben und jedes Jahr vier schöne Wachskerzen.“ Er verstärkte seine Bitte. Von einem Heiligen, der so nichts zu thun hatte, konnte man schon manches verlangen. Landelin mußte Ja sagen, ob er wollte oder nicht, was der Bauer freilich nicht verstand. Aber es war ja alles so gut wie erfüllt.

„Und dann . . .“ — der Bauer las das Täfelchen, — „ja, Du heißt ja Landelin, also liebster Landelin, gib mir ein Zeichen! Die erste Jungfer, die mir begegnet und wenn's von guten Eltern ist, soll halt Bäurin sein!“ Gewährt! Der Bauer rüdte in eine dunkle Ecke und betete seine Not fort.

Da näherte sich plötzlich dem Heiligen das hübsche Mädchen, das

er ganz vergessen hatte und das jetzt ein Zeichen werden konnte. Die hl. Magdalena lachte merkwürdig herüber. Was hatte sie nur? Und jetzt würde der Bauer natürlich das Mädchen heimsühren. Gewährt war gewährt, wenn er auch dem Mädchen zürnte, das ihn so vernachlässigt hatte.

Aber das Mädchen rückte näher an ihn heran, ohne den Mann zu bemerken, wie dieser sie in seiner Andacht nicht bemerkte. Leicht wuschte sie mit der Hand über das Täfelchen mit des Heiligen Namen. Wie ihm das wohl that! Dann buchstabierte sie langsam: St. Lan—de—lin! und erschrak dabei. Doch küßte sie ihm mit ihren warmen Lippen die Zehen, so daß es ihm wieder einen Stich gab und er bedenklich wackelte. O Landelin . . . Wo war denn seine Jugendzeit? Er schielte hinüber zur Magdalena. Aber die lächelte leise hinüber: „Landelin, Landelin, mit den Weibern hast Du doch immer Glück gehabt.“ Er entgegnete nichts darauf, das Mädchen sprach jetzt unten bittend zu ihm.

„O heiliger Landelin!“ — Er wußte nicht, ob er träumte. Endlich gleich sein Name! — „Du bist doch gewiß einer der größten unter allen Heiligen, Du mußt mir helfen! Viel kann ich Dir nicht geben, weil ich selbst nicht viel hab'. Aber eine große Wachskerze sollst bekommen.“ — Sie küßte dem Heiligen wieder die Füße, so daß ihm Hören und Sehen verging. Das Geschäft mit den Weibern konnte nicht so übel sein. Freilich, für sein Alter ein bißchen anstrengend, und er hätte sich ja mit der Heilung von Bauch- und Zahnweh begnügt, aber die Magdalena drüben hatte nicht Unrecht . . . Mit den Weibern hatte er immer Glück gehabt. Er wiegte sich wohlgefällig, krachte aber bedenklich dabei.

„Raum trau' ich mir's zu sagen, heiliger Landelin, aber es muß heraus. Denk Dir nur, er hat auch Landelin g'heißen, mit dem . . .“

— Der Heilige spitzte die Ohren und horchte aufmerksam, so etwas war ihm schon lang nicht mehr passiert. Und was war es denn mit dem, der auch Landelin hieß? — „Heiliger Landelin, jetzt muß ich halt heiraten, sonst geht's schlecht. Mußt mir schon helfen, der schlechte Kerl hat ja auch Landelin g'heißen. Wär' nicht übel, wenn du nicht besser auf die achtgeben mücht'st, von denen Du der Namenspatron bist.“ — Dem Armen wurde bei dieser Geschichte und Anklage schwül, er war doch gar nicht mit solcher Macht begabt. Aber die Geschichte schien sehr interessant zu werden. — „Und jetzt sig' ich da,“ fuhr das Mädchen fort, „wenn Du nicht für Deinen“ — seinen? — „Landelin einstehest. Das Kind hab' ich, jetzt fehlt halt der Vater dazu. Da wär's halt

Deine Pflicht . . .“ — Der Heilige stöhnte auf vor Qual. Er sollte mit diesem sauberen Patron Gemeinschaft haben und machen? Er? Ja, wenn's noch . . . Wie, und er sollte auch noch dafür können . . . Dafür bedankte er sich doch höflich. Er war doch nicht der junge Landelin mehr, Donner und . . . Ein gesetzter Heiliger war er.

„O, ganz gewiß will ich brav sein, wenn Du mich nur bald verheiratest, denn diese Schand' mücht ich nicht überleben . . . Zwei Wachskerzen bring ich Dir!“ — Und sie weinte bitterlich. Da wurde der Bauer auf sie aufmerksam und trat freudig erregt an sie heran.

„Was ist Dir denn, Jungfer? Ja, die Steinerresl . . . Was fehlt Dir denn?“

Ganz erregt stieß diese hervor: „Mir . . . mir fehlt ein Mann . . .!“

Der Bauer hob sie verwundert auf. „Ja, magst mich . . .?“

Sie sah ihn starr an und gestand purpurrot: „Aber . . . aber, wenn ich vom Landelin ein Kind krieg . . .“ Der Heilige barst vor Zorn.

„Macht nix, macht nix . . .“ schrie der Bauer verzückt und riß sie an sich, die vor Erstaunen ganz hilflos war. „In drei Wochen ist Hochzeit . . . Juchhe, heiliger Landelin! Das muß eine Schickung von Dir sein! Sollst leben!“

Damit zog er das Mädchen aus der Kapelle, und diese lag wieder einsam in der Nacht. Der Heilige stand ganz starr und hölzern über diese Fügung und er wußte sich nicht zu helfen. Dann aber sah er zur hl. Magdalena hinüber. O Du Magdalena, Du! An diesem Wunder war er gewiß unschuldig. Er hatte entschieden Unglück, und nichts bewies mehr seine Ohnmacht, als das. Und in was hatte er sich da hineingeritten! Natürlich war nur die Magdalena Schuld daran, die hatte ihm das Mädchen herübergeschickt. — — —

Inzwischen lag die Kapelle so leer wie früher und niemand sprach des Heiligen Namen an, und er selbst dachte, daß ihn diese zwei Leute wohl längst vergessen hätten. Wie konnte er auch nur so heißen; und dann stellte man so hohe Aufgaben an ihn! — Da auf einmal wurde es in dem Kirchlein lebendig. Zuerst nur eine Bittstellerin, die kaum aufstiel, dann mehr und immer mehr. Auf einmal brannten Wachskerzen um ihn, fromme Lieder wurden gesungen. Träumte er denn?! Und seine Füße wurden geküßt . . . und nun ging's los mit den Bitten. Dort hätte er den Mann bessern sollen, da einen verschaffen, dann kamen noch geheime Wünsche, und ehe er wußte wie, befand er sich mitten in der Arbeit drin. Der Huberbauer hatte ihn en vogue gebracht. Es ärgerte und genierte den Heiligen noch jezt. Da stand der Bauer

freundlich hinaufdankend vor ihm mit dem Kind und der jungen Frau.

„Ja, ich dan! Dir halt schön, heiliger Landelin, daß Du uns so glücklich gemacht hast!“

Aber Landelin protestierte! „Du Bauer, das sag' ich Dir nur gleich, das Kind ist nicht von mir, sondern vom . . .“

Aber der Bauer lächelte vergnügt: „Ja, ja, ich weiß schon, wenn Du reden könntest . . .“

Der Heilige fühlte seine Wangen brennen. Aber er hatte keine Zeit, sich mit diesem Einzelfall zu beschäftigen, schon stürmte eine neue Schar heran. Er war ein berühmter Heiliger geworden. Freilich, bei seinem Alter war die viele Arbeit bedenklich. Seine Füße wollten halt die dummen Leute nicht reparieren lassen. Man dürfte nichts an ihm ändern. Ja, sonst hatte er freilich alles, was er wollte, sogar die Magdalena war in den Schatten gestellt. Trotzdem gefiel ihm dieses Geschäft mit dem Frauenzimmer nicht. Dazu war er doch schon zu alt, und dann dachte er immer an seine eigene Vergangenheit . . . die war gefährlich!

Natürlich rickelte die Magdalena. „Ein schönes Gewerbe auf Deine alten Tage! Mußt Dir halt immer mit den Weibern zu schaffen machen!“ Sie hatte immer einen Hieb für ihn. Und dann, wenn er die Vorwürfe von allen hören mußte, denen er's nicht recht gemacht hatte. Da kam ihm oft ein Lebensüberdruß über die Plage an. Es war gar nicht leicht, ein berühmter Heiliger mit Wundern zu sein.

Aber es kam noch schlimmer. Ein mal abends huschte wieder ein Mädchen zu ihm, als er schon ruhen wollte. „Heiliger Landelin,“ bat sie, „nimm mir's nicht übel, daß ich nicht mehr brav bin, eigentlich bist ja Du nur Schuld.“ — Das machte ihm nichts mehr. — „Ich hab' auch von Dir da neulich gelesen, daß Du erst — nachher heilig geworden bist.“ — Der Arme stöhnte bedenklich. — „Siehst, einen Mann hab' ich freilich von Dir bekommen, aber — geheiratet hat er mich nicht. Dafür“ — sie schlug die Augen nieder, — „jezt ist's halt Deine Pflicht, daß Du auch das rückgängig machst . . . Du!“

Er taumelte. Das auch noch! Was sollte er denn noch alles! Er war doch ein anständiger Heiliger . . . und gerade er! Wie mußte er sich vor der Magdalena schon genieren! O er fühlte, wie alles vor ihm schwankte, und er bekam wieder eine Art Lebensüberdruß. Er hatte einmal kein Glück . . . Jetzt fühlte er einen heftigen Stich und . . . krach! fiel er zerschmettert vor das erschrockene Mädchen.



Drüben in der Ecke lächelte die Magdalena! „Armer Landelin, ich hab's ja immer gesagt, daß Du noch einmal an den Frauenzimmern zu Grunde gehst!“

Eigentlich war er nur wurmförmig, er hätte nur fester sein sollen . . .



## Stachelreime aus der Kunst.

### Dichterling und Dichterei.

Frug jüngst einen Poeten der Patron,  
Welchen Vereinen er zugehörig sei? —  
„Gegen der Mäcenaten Verarmung  
Und für Rezensionenbettelei.“ —

### Stimmung.

Ein Auserfrühstück mit rheinischem Wein,  
Kaffee mit Kognak, Havana fein,  
Dann auf dem Ruhebett eine Motion —  
Man nennt das: Dichtung und Disposition.

### Mea culpa.

Ich habe viel gesündigt mit der Feder,  
Doch darf ich sicherlich auf Nachsicht hoffen,  
Denn in der Bibel steht — das weiß ein jeder —:  
Dem reinen Sünder ist der Himmel offen.

München.

Eugen Kaspi.

### „Neue Kunst.“

Ihr lieben Leute, mit Vergunst,  
Schimpft tapfer auf die „neue Kunst“.  
Hat euch der Herr kein Amt gegeben:  
Von etwas muß der Mensch doch leben!

Berlin.

Martin Brelig.

**Hermann Bahr.**

Erst Weltmann, der alle Propheten belog,  
 Dann Dichter, jetzt Redaktionsgenos!  
 „Kopparbeit strengt an, sät de Oß“,  
 Doa treck he tum iersten Moal im Plog.“

**Ferdinand Ravenarius.**

Treu sichts du für Kunst und sächsische Kultur,  
 Du hellster der „Kunstwart“, Sterne,  
 Du großer Poet der „Weltliteratur“!  
 O Welt von — Dresden bis Bärne!

**„Heimatkunst.“**

'S ist leichter, aus der „Heimat“ eine Kunst begründen,  
 Als für die Kunst die Heimat aufzufinden.

**Neue Deutsche Rundschau.**

Herr Fischer ist ein großer Herr;  
 „Hauptmann“ geht täglich besser;  
 Der Moritz Heimann, Alfred Kerr,  
 Sie schwingen Weihrauchfässer.  
 Die „Neue Rundschau“ trieft von Lob,  
 Doch nur für Samis Dichter,  
 Die andern schlägt man über'n Kopf  
 Und gilt als großer „Richter“.

Bremen.

Hans Cast.

**Johannes.**

„Johannes! Johannes!  
 Paßt auf! selbst dies, er kann es!“  
 Er machte es dann auch dreißt!  
 Doch fehlte — — der heilige Geist.

**Glockengießer?**

„Ach, dieser Verse erzener Fluß!  
 Der Formen strenges Prangen!“  
 Und ist doch nur ein Zuckerguß,  
 Der aus der Form gegangen.

**Inferno.**

Der Teufel zwickt dich ohn' Unterlaß,  
 Drum schwörst du zu Swedenborgs Fahrn' —  
 Kein Wunder! War doch dein Weiberhaß  
 Schon reinster Verfolgungswahn.

**Variante.**

Ich bin sehr fern von Crug — Gezier,  
 Doch wird mir vor mancher Erotif bang —  
 C'est un con de la nature,  
 Vu par un tempérament.

**P. Altenberg.**

Hier leßt, was ein Backfisch, drei Käse groß,  
Mit mir thatsächlich korrespondiert;  
Es wäre kindisch, zweifellos,  
Hät ich ihm auch nicht die Hand geführt.

**Sprachforschrift.**

Aus dem sächsischen Kanzleistiil  
Wurde das Hochdeutsch einst gemauert —  
Ob es im 20sten Jahrhundert  
Wohl zu — Oberschleßisch veräuert?!

München.

Franz Heid.

**Richtung.**

Konservativ —  
Sonst geht's schief.  
Modern —  
Habt's mich gern.  
Schließheim.

Sezession —  
Hand davon.  
Impressionist —  
Miß.

Schwabenmayer.

**Deutsche Kunst.**

Man schirte an den Chespiakarren  
Ein weißes Köffel, mit Vergunst —  
Und läßt den Fuhrmann Henschel lenken —  
So komisch fährt die deutsche Kunst!

Croppau.

Ignotus.

**Das Volk der Dichter und Denker.**

Wir haben einen vortrefflichen Magen  
Und können herrlich viel Bier vertragen.  
Könnte man Bücher — kaufen,  
Wir würden uns darum raufen!

**„Gretchen“ auf der Bühne.**

Hier entfesselt sie Thränen und Klagen . . .  
Trifft man im Leben sie, wird sie erschlagen.

**Unsere Zensur.**

Halbes „Jugend“ verbietet ihr hochweises Walten . . .  
Die Barrisons müssen ja Platz erhalten.

**Empor.**

Ob sich beim Taumelzug der Dichtung  
Der Geist im Wolkengraun verlor —  
Bekümmert euch nicht um die Richtung,  
Empor heißt stets — zum Licht empor!

Graz.

Hilfred Möller.

**Pers.**

|                                    |  |                                    |
|------------------------------------|--|------------------------------------|
| Im Land der Dichter und der Denker |  | Im Land der Denker und der Dichter |
| Ist jeder jedes Schicksalslenker.  |  | Ist jeder jedes Sittenrichter.     |

**Der letzte Grund.**

Warum sie alles Mache vernichten?  
— Es würde ihr unkeusch Wesen richten!

**„Sonne neuer Kunst.“**

Des Himmels Sonn' ist doch ein Faulpelz ohne Frage?  
Die „Sonne neuer Kunst“ steigt zwanzigmal am Tage!

**Vergleich.**

Gehorsamkeit nach dem heut'gen Brauche:  
Ein Windhund mit eines Mopsen Bauche!

**Vom Publikum.**

„Ich könnte wohl auch Dichter sein — ich erlebe nur nichts“. — Du erlebst nichts, denn du bist eben kein Dichter!

O glückliches Publikum vorn und hinten:  
Man suggeriert ihm, — dann kann es empfinden!

Eins fühlt sich klar aus jeder Sprach' und Sache:  
Ob heißes Herz, — ob Mache!

Stuttgart.

Fritz Kerner.

**Epigramme von Christian Morgenstern.****Bismarck.**

„Bismarck war groß, doch ach, nicht gut.  
Nein, ich ziehe nicht meinen Hut.  
Ich bin besser als er, ich Wicht;  
nein, meinen Hut, den zieh ich nicht.

Und einst, ja einst bei der großen Parade,  
da wird es denn heißen ohne Gnade:  
Hinweg mit dem Bismarck, dem schlechten Tropf!  
Komm her, Michael Efelstopf!“

**Der Freiherr Hieronymus Karl Friedrich von Münchhausen  
dreht sich im Grabe um und spricht:**

|                                      |  |                                     |
|--------------------------------------|--|-------------------------------------|
| Hab manches Streichlein angericht,   |  | Nun kommt auf meinen Namen Schand'. |
| doch denunziert — das niemals nicht. |  | Pfui Teufel auch, ein Denunziant!   |

## Stadtkrone.

Er kommt' nie über etwas lachen.  
Wie kann ein Mann so tief verfluchen!  
Wer sich nicht selbst verspotten kann,  
das ist fürwahr kein ernster Mann.

## Die schlechten Autoren singen einer auf den andern:

Ach, es giebt so viel schlechte Autoren!  
Ach, es wird so viel Schund geboren!  
Ach, es giebt so viel schlechte Autoren!

## Berliner Gesellschaftsessen.

## Suppe.

Sie sind wohl nicht — nah oder fern —  
verwandt mit Eina Morgenstern?!

## Vorgericht.

Böcklin — das ist ein Mafer, wie?  
Welch' eigentümliche Phantasie!

## Fisch.

Zwar hab' ich eine Ente zu Tisch,  
aber ich halt mich mehr an den Fisch.

## Braten.

„Waren Sie schon in Norderney?“  
„Nein, aber in Salzburg!“

## „Ei!

Da war ja ich im vorigen Jahr.  
S' ist doch aber dort schön, nicht wahr?“  
„Ja, ja, besonders da und da!“  
„Die See, die ist aber auch schön!“

## „Ja,

das glaub ich Ihnen auf Ihr Wort.“  
„Der Dr. P., der war auch dort.“

## Nachtisch.

Sie haben doch das Stück gefeh'n —  
von wem doch gleich?! Kein Schimmer!  
Kurz, Kainz gab Den-und-den,  
und Sorna war wie immer.

## Eis.

„Die Kälte heute!“  
„Die armen Leute!“  
„Es sind wieder Unruhen.“  
„Ja, was soll man thun!“

ll. f. w.

c. gr. in inf.



## Von Königen und Prinzen.

### I.

#### Neue Weisheit vom alten Fritz.

„Was sagen Sie zu dem Manifest des Kaisers, worin er sich vor dem Publikum wegen des Friedens, . . . , zu rechtfertigen sucht? Es ist das meines Bedünkens das Abgeschmackteste und Lächerlichste von der Welt.“

„Die Könige sind nicht unsterblich; sie besitzen andere Vorrechte, die schmeichelhaft genug für ihre Eitelkeit sind und zur Ostentation dienen; hinsichtlich ihres Temperaments jedoch sind sie schwache Menschen, die nur Eine Zeit haben, nach deren Ablauf sie sich in der Menge, wo nicht in Vergessenheit verlieren. Nur Tugenden sind es, die ihre Namen auf die Nachwelt bringen, und in den Jahrbüchern der Völker, die von einer fast ununterbrochenen Folge von sechzig, oder siebenzigjährigen Königen regiert wurden, finden sich kaum drei, die, ihren Unterthanen teuer, vor den anderen ausgezeichnet zu werden verdienten.“

„Sagt man etwas Böses von dir, und es ist wahr, so bessere dich, sind es aber Lügen, so lache darüber. Ich bin mit der Zeit ein gutes Postpferd geworden, lege meine Station zurück und bekümmere mich nicht um die Kläffer, die auf der Landstraße bellern.“

„Meine Soldaten brauchen sich nicht heransputzen wie Pfingstochsen.“

„Ich kann keine teurere Einrichtungen machen, als wie ich sie bezahlen kann. Das geht in die Millionen. Wir wollen lieber mit den schlechteren Einrichtungen uns kontentieren, damit wir bei den besseren nicht bankrott werden.“

„Die Geistlichkeit mag für sich selber beten, daß Dummheit und Heuchelei nicht überhand nimmt. Ich bin schon mit dem Gebet zufrieden, das meine ungeistlichen Unterthanen für mich gratis thun.“

Friedrich der Große.

### II.

#### Die Prinzessin.

Ich saß einmal in der holländischen Stadt Arnheim in einem sehr guten Gasthof an der Table d'hôte. Da saß mir auch eine junge Dame gegenüber, der auch Dummere als ich angemerkt hätten, daß sie eine Prinzessin war. Sie trug ein weißes Kleid, hatte lange, blonde Haare, wie ich sie nie zuvor gesehen, und ihre Augen

waren blau wie der Morgenhimmel. Von den Spargeln schnitt sie nur die Köpfe ab, und die bekam ihr kleiner Hund. Ich gab ihr unter dem Tische einen leisen Critt; aber sie that, als ob sie es nicht bemerkte. Denn es schickt sich nicht, Prinzessinnen unter dem Tische zu treten. Die Dame, die bei ihr war, gefiel mir bedeutend weniger; es war ihre Gouvernante, und sie sah mich scharf an. Ich bemerkte, daß sie zwischen zwei Gängen den Wirt zu sich rief und mit ihm leise sprach; ich bemerkte auch, daß von mir die Rede war, und die Musikant muß gut ausgefallen sein, denn nachher sah mich die Gouvernante viel weniger scharf an. Ich glaube, er hat ihr gesagt, daß ich der geschickteste Mann von der ganzen Welt sei; und das bin ich auch. Nach Tisch wurde es durch den Wirt so eingerichtet, daß ich die Prinzessin und die Gouvernante in den Dom führen durfte, der eine sehr schöne Kirche ist, und ihnen die Bilder erklären mußte.

Als wir abends nach Hause kamen, theilte mir die Gouvernante folgendes mit: Die Mutter der Prinzessin sei tot, und der Vater habe nur Interesse für Kartenspiel und Essen; er überlasse daher ganz ihr, die Tochter zu verheiraten, an wen sie wolle, und da ich offenbar redliche Absichten hätte, könne die Verlobung gleich stattfinden. Das geschah denn auch, ich küßte der Prinzessin die Hand, und so waren wir verlobt.

Den andern Tag reisten wir in das Reich, welches dem Vater der Prinzessin, dem König, gehörte. Seine erste Frage war, ob ich Sechsendsechzig spielen könne; und als ich ja sagte, war er so recht vergnügt. Nun hatten wir einen schönen Brautstand. Mit den Geschwistern der Prinzessin machte ich die Schulaufgaben, denn das konnte ich sehr gut, und mit dem König spielte ich abends Karten. Ich hätte immer gewinnen können, weil er die dümmsten Fehler machte, aber das that ich nicht, stets ließ ich ihn gewinnen, und von Tag zu Tag hatte er mich lieber. „Sehen Sie,“ so sagte er zu seinen Besuchern, „mein zukünftiger Schwiegersohn ist der geschickteste Mann von der ganzen Welt, aber gegen mich verliert er jedes Spiel.“

Wenn die Prinzessin und ich zusammen waren, meinten die Leute, wir langweilten uns; wir saßen stundenlang beieinander, ohne zu sprechen. Ich unterhielt mich aber sehr gut: ein kleiner Kobold saß zwischen uns und erzählte alle die Geschichten, die ich jezt dir erzähle — denn woher wüßte ich sie sonst? Gewöhnlich saßen wir auf einem Balkon, an dem ein schöner, grüner Bach vorbeifloß. Ich war so glücklich wie noch nie und dachte, der Prinzessin gehe es auch so; aber sie, sie langweilte sich wirklich. Das wußte ich damals nicht, aber ich bekam es bald zu merken. Eines Tages nämlich saßen wir wieder auf dem Balkon, und ich war auf die Brüstung geklettert, um ein großes Blatt den Bach hinunter schwimmen zu sehen, als mir die Prinzessin einen Schupps gab. Ich flog hinunter in das Wasser und blieb mit dem Kopf in dem ziemlich schlammigen Boden des Baches stecken und die Füße streckte ich in die Luft. Es muß ungeheuer komisch ausgesehen haben; denn der ganze Hof, der in dem Saale hinter dem Balkon gerade eine Zwischenmahlzeit gemacht hatte, kam auf den Balkon, und alle schrien vor Lachen; am stärksten der König. Er warf nach mir, was er gerade erwischen konnte; zuerst die Serviette, zuletzt Reichsapfel und Szepter; er wollte mir auch die Krone nachwerfen, da war ich aber auf den Händen aus dem Bache herausgegangen und ins Gebüsch auf die andere Seite gekrochen. Dort lag ich, bis es Abend wurde.

Der liebe Mond und die Sternlein waren am Himmel zu sehen, und ich liebte sie noch mehr als sonst, weil sie jezt meine einzigen Freunde waren. Ich zog dem

Wache nach, weiter und weiter, bis ich in ein anderes Reich kam; dort kaufte ich mir am Wasser, das hier zu einem starken Strome angewachsen ist, ein Häuschen mit einem Balkon, auf dem ich jetzt sitze und dieses schreibe. Die Wellen erzählen mir von meiner ehemaligen Braut, was sie thut und wie es ihr geht.

Sie ist doch eine vortreffliche Prinzessin und hat inzwischen so viel Gutes gethan, daß alle Menschen sie lieben und ihr das wenige Schlechte, was sie gethan hat, vergeben sollten. Und das sollst du auch thun.

München.

Paul Nikolaus Cosmann.

## III.

## Das Morgengrauen.

Der Morgen lag mit Dunst und Stank  
Im weiten Hefersaale.  
Die Edlen schnarchen die Dielen entlang,  
Der König selbst schief in den Sessel sank,  
Es blühten die leeren Pokale.

Der König hat eine Regung gemacht,  
Beißtigt vom Sonnenlichte.  
Zu seinen Füßen der Narr erwacht,  
Gähnt wild und dehnt sich, daß es kracht,  
Und schneidet dem König Gesichte.

Drauf spricht der König verdrossen und kalt:  
„Hanswurst, halt deine Schnauze.  
Das Kneipgebrülle ist verhallt,  
Ich bin wieder wach in Königsgestalt,  
Unpassend ist dein Gefaue.“

Es spricht der Narr und gähnt noch einmal: —  
„Hurra, Majestät ist wach;  
So ein Kater-Früh-Ling ist doch scheußlich fatal!  
Und meine Ideen . . . Bitte, hören Sie mal . . .  
Oder ist Ihnen zu schwach?“

Verflucht, man kann kaum aus den Augen sehn.  
Majestät lasen den Goethe?  
„Der König soll mit dem Sänger gehn . . .“  
Ihm wird nur der Narr zur Verfügung stehn.  
Die andern sind ja zu blöde.

Dann — die Philosophie. Sie lasen den Kant?  
Ich auch nicht! Und Schopenhauer?  
Der und Nietzsche sind sehr verwandt . . .  
Worauf es ankommt, das ist der Verstand.  
Es kößt mir auf, süß-sauer.



Ich meine nur: mit Raum und Zeit . . .  
 Und endlich: Wozu das Geseire!  
 Die Logik ist heutzutage soweit . . .  
 Das Wesen macht es, was soll das Kleid —  
 Der König: „Hör auf das Gekiere!

Du dummes Tier, du betrunkenen Hund,  
 Erlaubst dir freche Vergleiche!  
 Doch trug ich ein Narrenkleid noch so bunt  
 Ich machte nur Königs-Späße und  
 Du fühltest sie, meine Streiche!“

Doch mürrisch sieht der Narr ihn an:  
 „Mach' ich so alte Witze?  
 Wenn ich mal nichts Besseres erfinden kann,  
 Dann fange du selbst mit Streichen an —  
 Erfasse die richtige Spitze!

Warum soll der Narr mit dem König gehen?  
 Du schnarchst? Dann will ich dir's sagen!  
 Weil beide als Träume der Masse bestehen!  
 Den einen will sie in Purpur sehen,  
 Der andre soll Schellengeng tragen.

Und gestern, als ich die Kappe dir  
 Ansetzte zum Jokus der Kunde —  
 Wem huldigte da das Massentier?  
 Dir, dem Narren? Nein! Dem König — mir!  
 Dem festen Zwillingherrs der Stunde!“

Der König hörte ja Gottseidank nicht.  
 Ihm ruhte das Haupt beim Nabel.  
 Zu schlummern versuchte der Schellenwicht,  
 Ihm träumte: War dies ein Tendenzgedicht  
 Oder 'ne Staatsparabel?

Berlin.

Hermann Häfker.

## IV.

## Wahre Geschichten von „Serenissimus“.

## 1. Der verantwortungsvolle Posten.

Serenissimus haben eine kleine Freundin, und diese besitzt wiederum einen recht überflüssigen Gatten. Serenissimus gerathen, ihm seine Huld zuzuwenden und ihn einem Konsulat einzufügen. Zufällig einem Konsulat in Spanien.

Die Abreise vollzog sich herzlich. Die junge, trostlose Strohwitwe blieb in der Heimat zurück.

Wein schon nach 14 Tagen trieb die Sehnsucht den zärtlichen Ehemann in die Arme seines Weibes.

Nun wurde ein größeres Konsulat in Amerika in Aussicht genommen. Der

so glänzend Bevorzugte genosß einen Monat lang seine Begünstigung. Eines Tages trat er unaugemeldet bei seiner Gattin ein . . .

Eine Woche später wurde er seiner Tüchtigkeit wegen auf einen ganz besonders verantwortungsvollen Posten geschickt, der durch eine sechswoöchentliche Reise und einen viertägigen Ritt auf hartem Esel zu erreichen war.

Es ist begründete Aussicht vorhanden, daß er sich dem äußerst schwierigen Posten gewachsen zeigen wird . . .

## 2. Die kleine Freundin.

Serenissimus besitzt eine reizende Freundin, mit der auch Serenissima zu verkehren gernhen. Eines Tages befindet sich die Dame bei den Hoheiten zu Gaste. Sie will nachmittags abreisen. Allein Serenissimus empfehlen eindringlichst, noch den Abend zuzugeben.

Das Fräulein weigert sich hartnäckig. „Es geht nicht,“ behauptet sie, „ich hab' mich mit keiner Abendtoilette vorgelesen.“

„Aber es ist ja nur meine Frau anwesend und ich . . .“ bemerkt Serenissimus.

„Ach so! Nun, wenn sonst niemand da ist, dann kann ich ja bleiben wie ich bin . . .“

## 3. Serenissimus als Wohltäter.

Serenissimus geht mit seinem Kammerherrn durch ein kleines Gebirgsdorf spazieren. Da tritt ein armes Weib vor ihn hin und bittet flehentlich um eine Unterstützung. Serenissimus trägt nie Geld bei sich, um nicht in die Lage zu kommen, den Gelüsten der Wohlthätigkeit allzu verschwenderisch nachzugeben. Er wendet sich daher an den Kammerherrn mit der Weisung, der Fremden zehn Gulden zu geben.

Am Abend dieses Tages — es war im August — denkt Serenissimus wie gewöhnlich über die guten Werke nach, die er tagsüber geleistet. Da fällt ihm die Alte vom Walde ein. Innig erfreut wendet er sich an seinen Kammerherrn:

„Es ist doch gut, lieber Wallhofen, daß wir der armen Frau die zehn Gulden gegeben haben. So ist ihr über den Winter geholfen . . .“

## 4. Die Geistesgegenwart von Serenissimus.

„Man kommt oft im Leben in die schwierigsten Situationen,“ sagte der Dienstkämmerer von Serenissimus. „Wir vom Hofe können blane Wunder davon erzählen. Staunenswert ist die Geistesgegenwart unseres allergnädigsten Herrn, die ihn auch in den kompliziertesten Lagen nicht verläßt. Um nur ein Beispiel zu erwähnen . . .“

Vor Serenissimus müssen die Flügelthüren stets geöffnet sein. Manchmal bringt es jedoch ein unglücklicher Zufall mit sich, daß Serenissimus sich einer geschlossenen Thür nähert. Wir Kammerherren sind dann in der tödtlichsten Verlegenheit, denn vorzuspringen gestattet uns die Etikette nicht. In furchtbarer Aufregung folgen wir Seiner Hoheit. Was wird geschehen? Allein Serenissimus bewahrt mit bewunderungswerter Ruhe seine Kaltblütigkeit und — stellen Sie sich vor — öffnet selbst die Thür!“

## V.

## Weisheit.

In einer englischen Zeitschrift erwähnt Marie A. Veloe einige russische Sprichwörter, von denen eines von Interesse ist: „Wenn der Czar ein Verleumdungsbild ist, haben es die Dichter schlimm!“

-0-

## Majestätsbeleidigung.

Welch' seelenzerstörte Höheit — denkt!  
Täglich fühlt sie sich gekränkt!

Stuttgart.

Freitag Januar.



## Mein Interview

bei Dr. E. H. Pistol, dem Theaterreferenten.

Von Otto Ernst.

(Hamburg.)

Schließlich ist Dr. E. H. Pistol, bekanntlich Theaterreferent an der täglich dreimal erscheinenden hauptstädtischen Zeitung „Der Rodberige“, doch der einzige zeitgenössische Journalist und Schriftsteller, der mir imponiert. In ihm ist endlich einmal ein Mann erstanden, der den redlichen und crusten Willen hat, nichts gelten zu lassen. Da ich ebenfalls ein unaufgeführtes Stück geschrieben habe, beschloß ich, ihn aufzusuchen und ihn mir womöglich warm zu stellen.

Dr. Pistol empfing mich mit einer Geringschätzung, als wäre ich der Verfasser von „Romeo und Julie“. Als ich aber erklärte, ich käme, um den Schöpfer einer neuen Kultur, den ich längst aus der Ferne angebetet hätte, nun auch persönlich kennen zu lernen, lud er mich sofort zum Sitzen ein und fragte mich, wie mein Stück denn heiße.

„Madige Liebe“, antwortete ich.

„Endlich einmal ein großer Stoff!“ rief er. „Wir beide müssen zusammenhalten. Schließlich sind wir beiden doch die einzigen Dramatiker, die ernst zu nehmen sind.“

Ich konnte dem nicht widersprechen. Das Gespräch entwickelte sich nun folgendermaßen weiter:

Ich: „Was halten Sie von unserm „berühmten“ Meyer?“

Er: „Meyer? Nun ja — als Kaffer sehr bedeutend. Entschieden eines der größten Rhinocerosse, die je Erfolg gehabt haben.“

Ich: „Sehr gut! Sehr scharf und sehr gut. Und was denken Sie über Schulze?“

Er: „Na, der giebt ihm nichts nach. Das glücklichste Rindvieh unter der Sonne.“

Ich: „Ganz meine Meinung. Und Müller?“

Er: „Ja, der übertrifft sie allerdings beide.“

Ich: „Das wollt' ich eben meinen. Und was halten Sie denn von Petersen?“

Er: „Na, wenn ich zu sagen hätte, wäre der arme Mensch längst in einer Idiotenanstalt untergebracht.“

Ich: „Aber Schneider?“

Er: „Ich bitte! Woll'n wir denn den ganzen zoologischen Garten durchgehen? Schneider hat ja eine gewisse Routine; er ist also meinerwegen ein routinierter Esel, und folglich hat er Erfolg. Erfolg haben sie ja überhaupt alle, diese Mikrocephalen. Jeder hat seine Clique, die ihn nicht sinken läßt und die besonders dafür sorgt, daß kein ernsthaftes Stück angenommen wird.“

Ich: „Haben Sie Ihr Stück denn schon einmal irgend einem Theater eingesandt?“ (Ich verschwieg schonender Weise, daß ich von 13 Ablehnungen wußte.)

Er (verbindlich lächelnd): „Nein! Wo denken Sie hin? Glauben Sie, ich werde meine Arbeit von Kretins und Gaunern beschnüffeln lassen?“

Ich: „Ja, was ist denn aber zu thun?“

Er: „Wir müssen eben kämpfen, kämpfen, mein Lieber, und nicht nachlassen, diese blödsinnige Schwindlerbande zu bekämpfen, bis wir einer wirklichen Dichtung Platz geschaffen haben.“

Ich: „Und wann denken Sie, daß für Ihr Stück Raum geschaffen sein wird?“

Er (verbindlich lächelnd): „In einem Jahre hoffe ich den einen oder andern Direktor zu der Einsicht zu bringen, daß es nicht richtig ist, die eigentlichen Dramatiker links liegen zu lassen. Vielleicht gründe ich auch inzwischen selbst ein Theater.“

Ich: „Haben Sie denn Geld?“

Er: „Wozu?“

Ich: „Ah pardon! Verzeihen Sie meine Indiskretion! Was erwarten Sie von der morgigen Premiere?“

Er: „Einen kolossalen Durchfall.“

Ich: „Warum?“

Er: „Nun, das ist ja selbstverständlich. Der Verfasser hat mit dem ersten Stück Erfolg gehabt und dies ist sein zweites — — Verstehen Sie nicht?“

Ich: „Rein.“ (Ueber sein Antlitz huschte so etwas wie „Hornochse“.)

Er: „Nun, mein Gott — also das Publikum weiß doch so viel: Lauter schöne Sachen machen, das kann keiner. Der Bequemlichkeit halber läßt es also abwechseln: gut — schlecht — gut — schlecht u. s. w. Das Publikum will außerdem Genugthuung dafür, daß es sich das erste Mal etwas hat gefallen lassen. Das zweite Stück ist immer schwächer, muß schwächer sein.“

Ich: „Könnte es nicht trotzdem einmal anders kommen, und auch das zweite Mal einen Erfolg geben?“

Er: „Das ist nicht zu befürchten. Bedenken Sie auch die Muzahl der zurückgesetzten und beleidigten Talente, die bei einer solchen Premiere anwesend sind. Wenn es auch nicht lauter Weltbürger und Zentralgeister sind —“

Ich: „O bitte! bitte!“

Er: „— immerhin haben die Leute ein Recht zur unerbittlichsten Kritik, und natürlich machen sie Gebrauch davon. Im Augenblick der höchsten Spannung macht z. B. einer „Hatschi!“, daß das ganze Theater lacht — das kann Paul Strangel besonders gut —, Friß von Gumpelstiel macht bei pathetischen Stellen „Huhu!“, was auch selten seinen Zweck verfehlt; andere husten die ganze Exposition nieder, wieder andere lassen von Zeit zu Zeit einen schweren Gegenstand fallen, Karl Bante prustet bei den tragischsten Stellen auf die wundervollste Weise los, und Emil Karpulinski kolportiert regelmäßig vor der Premiere einen Kalauer über das Stück, der so oder so die Stimmung verdirbt.“

Ich: „Ausgezeichnet! Wenn wir in dieser Weise zusammenhalten, muß schließlich die gerechte Sache siegen.“

Er: „Und zuguterletzt — wenn alle Stränge reißen, ist ja noch die Kritik da.“

Ich: „Haben Sie die Ihre schon fertig?“

Er: „Beinahe, ich habe schon so verschiedenes über das Nachwert gehört —“

Ich: „Nun, das schadet ja nichts.“

Er: „Na — es beeinträchtigt doch immer die Unbefangenheit.“

Ich: „Ach bitte — darf ich nicht hören?“

Er: „Wenn Sie es wünschen?“

Ich: „Ich bin ganz Schadenfreude.“

Er (lesend): „Herr Reimers hatte mit seinem ersten Stück viel Geld verdient. Böse Zungen sprachen sogar von 100 000 Mk. Herr Reimers wollte nochmals 100 000 Mk. verdienen. Die Aesthetik des Herrn Reimers lehrte ihn ganz richtig, daß 100 000 und 100 000 = 200 000 sind. Herr Reimers hatte aber gehört, daß jetzt das Naturalistische sehr beliebt sei. Du mußt also naturalistisch sein, sagte sich Herr Reimers. Herr Reimers hatte aber auch einen gefunden Geschäftsinstinkt, und dieser sagte ihm, daß die Marlitt jedenfalls sicherer sei als der Naturalismus. Herr Reimers kam zu dem Schluß: Machen wir naturalistische Marlitteratur. Wir müssen gestehen, daß Herr Reimers seine Aufgabe glänzend gelöst hat. Leider ist aber selbst der beschränkteste Teil unseres Publikums Herrn Reimers in der Entwicklung um vieles voraus; es ist allmählich hinter die Schliche der von Herrn Reimers vertretenen Branche gekommen. „Post festum“ heißt die haltige Ohnmacht des Herrn Reimers. Das Publikum fand diesen Titel sehr richtig, und so trug es denn bei der gestrigen Aufführung die verspätete Tragödie (oder war es ein Lustspiel?) des Herrn Reimers ohne Sang und Klang zu Grabe.“

Ich: „Aber das können Sie doch nicht wissen!“

Er: „Warum nicht?“

Ich: „Wenn nun doch geklatscht wird?“

Er: „Mein Lieber!! Seien Sie versichert: Wenn ich morgen schreibe, daß das Stück durchgefallen ist, dann will keiner geklatscht haben. Hören Sie weiter: „In dem Stück treten drei (vielleicht auch mehr) Personen auf: die eine hat braunes Haar, Pockennarben und Grundfähe, die zweite hat blondes Haar, Idealismus und einen Bräutigam, die dritte hat eine Schleppe, Brillanten und eine Vergangenheit!! — Weiter bin ich noch nicht.“

Ich: „Famos! Brillant! Das macht Ihnen keiner nach. An welchem Theater sähen Sie Ihr Stück am liebsten aufgeführt?“

Er: „Am Odeon-Theater.“

Ich: „Warum nicht am Shakespeare-Theater?“

Er: „Nun einfach darum, weil das Odeon-Theater 2000 Menschen faßt und 7% Tantième giebt, während das Shakespeare-Theater bei 1200 Plätzen nur 6% zahlt.“

Ich: „Da ist allerdings kein Zweifel möglich. Und würden Sie also —“

Er: „Verlassen Sie sich darauf: sobald mein Stück augenommen ist, trete ich auch für das Ihrige ein.“

Ich: „Herzlichen Dank.“

Um ganz sicher zu gehen, legte ich bei diesen Worten mit der Hand, die ich auf dem Rücken hielt, einen 50 Mark-Schein hinter mir auf den Tisch.

„Danke!“ sagte er.

„Welche Beobachtungsgabe!“ rief ich erstaunt.

„Übung! Übung!“ meinte er leichtthin. „Übrigens, warum geben Sie mir den 50 Mark-Schein nicht einfach in die Hand. Vom Verdienst müssen wir doch alle leben; warum soll man das nicht offen eingestehen?“

„Na — wenn es in die Öffentlichkeit bringt — es ist doch immerhin nicht angenehm.“

„Wieso?! Wozu hätte man denn schreiben gelernt, wenn man sich nicht mal gegen infame Verleumdungen verteidigen könnte! — Sie haben doch die 50 Mk. als Honorar für meine Vorlesung gemeint?“ rief er plötzlich angstvoll. „Oder sollten Sie — — eine Bestechung — —?“ In seinen Worten und Mienen lag etwas Unheimlich-Drohendes.

„Aber ich bitte Sie — wie können Sie —!“ stammelte ich, nach der Thür tastend. Ich schäkte mich glücklich, als ich draußen war. —

Dies, hochlöbliche Redaktion, ist mein Interview beim Dr. G. H. Pistor. Sollten Sie keine Verwendung dafür haben, so können Sie sicher darauf rechnen, daß ich im „Kobderigen“ eine unbefangene Kritik über Ihr Blatt veröffentlichen werde.





Von Anna Croissant-Ruß.  
(Ludwigshafen a. Rh.)

In den Hof eines grauen Hauses, das in einer ruhigen Fabrikstadt stand, fiel eines Tages ein Storch herab. Das Enten- und Hühnervolk, das sich schnatternd und gackernd im Hof herumtrieb, stob erschrocken auseinander und hub ein großes Geschrei an. Als es aber sah, daß der große Vogel mit ausgebreiteten Flügeln regungslos auf dem schmutzigen Grund des Hofes liegen blieb, kamen Huhn und Ente wieder näher, und das Gekacker und Geschnatter begann aufs Neue, nur war es jetzt ein zorniges, entrüstetes.

Was that dieser fremde, weiße Vogel in ihrem Hof? Und da er sich nicht rührte, sondern mit geschlossenen Augen liegen blieb, stocherten sie an ihm herum und begannen auf ihn einzuhacken. Da kam der Herr des Hofes und nahm den selten gesehenen, kranken Vogel mit ins Haus und pflegte ihn. Er hatte eine Schußwunde am Bein, die ihm wohl böswillig im Fluge beigebracht worden war, darum war er in den schmutzigen Hof niedergesunken. Die Wunde heilte wieder, und nachdem ihm die Flügel etwas beschnitten waren, ließ ihn der Herr frei umherlaufen unter dem andern Federvieh. Traurig hinkte der langbeinige, fremde Vogel in dem engen, ummauerten Hof hin und her; nur an einer Seite sah er gegen die Straße, dort war ein Gitter, und Kinder und Erwachsene standen dort und betrachteten ihn, weil sie noch nie solch sonderbares Tier gesehen. Sein Gefieder war schneeweiß gegen das der Enten, glänzend schwarz gesäumt, und Schnabel und Füße leuchteten rot. Voll Neid sahen die dicken Enten und die zornigen Hühner auf den Gast. Sie umkreisten ihn, sie stellten sich in seinen Weg, sie versuchten ihn zu reizen — der Storch bemerkte sie gar nicht. Er stand auf einem Bein und sah zu dem Stückelchen blauen Himmels auf, über das dicke Rauchwolken flogen, und dachte an den Sommer und grüne Wiesen und helle Bäche, an die weite Ebene und seine Freiheit. — So war er denn hier gefangen und mußte werden wie die andern! Wirklich, sein Gefieder wurde schwarz und auch wie das ihre, seine schönen, roten



Füße und sein langer, roter Schnabel überzogen sich mit einer dicken Kruste. Er ließ den Kopf hängen und machte einen krummen Rücken wie der Kater. Schön sah er nicht aus, der Storch; die Leute blieben auch nicht mehr stehen, eigentlich war kein so großer Unterschied zwischen ihm und den Enten und Gänsen! Höher war er, ja, höher schon, aber schmutzig war er geworden, wie sie auch. Nur die Kinder blieben ihm treu, drückten die Köpfe gegen das Gitter und schrien ihm zu:

„Storch, Storch, Schniebelkschnabel  
Mit der langen Heugabel,  
Rupf ich Dir a Federl aus,  
Mach' ich mir a Betterl draus,  
Pfeif ich alle Morgen  
Wie die jungen Storchen.“

Ging er aber auf sie zu, so stoben sie schreiend auseinander und er stelzte traurig wieder weiter. Der ganze Geflügelhof lachte über sein närrisches Gebahren. Warum stand er denn allein und starrte nach dem Himmel? Warum wollte er denn nicht ebenso friedlich in Schlamm und Ruß ruhn und sich in dem kleinen, runden Wasserloch baden wie sie? Warum stieg er denn unter ihnen herum, wie wenn er sie nicht sähe, dieser Ritter von der traurigen Gestalt? Hatte je einer solch entsetzliche Beine und solch langen, dünnen Schnabel gesehen?

Und die Enten sahen auf ihre breiten, soliden Füße und schnatterten mit dem dicken Schnabel darauf los, denn das konnten sie sich leisten. Ob er nur überhaupt reden konnte? Es hatte noch keiner einen Ton von ihm gehört. Und die Enten und Hühner verfolgten den traurigen Fremden so lange mit Hieben und Bissen und Schlägen mit den Schnäbeln, bis er eines Tages zornig mit den großen Flügeln schlug und laut zu klappern anfang. Zuerst erschrakten sie etwas vor seiner lauten, mächtigen Art, dann aber fingen sie an drüber zu lachen. Er konnte ja nicht einmal so hoch fliegen wie die Enten und was er sagte, war solch pudelnärrisches, unverständliches Zeug, daß es schon eine Beleidigung war, daß der Herr ihn überhaupt unter sie zu setzen gewagt!

Der arme Storch probierte darauffin nicht mehr mit den Flügeln zu schlagen und auch das laute Klappern gewöhnte er sich ab, er klapperte mehr innerlich, das war auch ein guter Ausdruck seiner Sehnsucht. — Im Winter hielt ihn der Herr mehr im Hause; es war eine öde, schreckliche Zeit, aber der Storch merkte, daß sein Fuß sich streckte und seine Flügel wuchsen, und er wartete.

Eines Tages, laue Lüfte wehten und trugen kräftigen Erdgeruch in die dumpfe Stadt, stand der Storch wieder mitten im Hofe unter dem Federvieh, das ihn wie eine lebendige, fortwährende Kränkung ansah. Und plötzlich, wie ihm die Sonne so warm auf den Rücken schien, fing er an, seine Flügel zu schütteln, breitete sie weit aus und brausend flog er über das Gitter, die Dächer, hoch in den hellen Himmel hinein mit dem lauten, fröhlichen Geklapper. Das Federvolk sah ihm starr nach, zuletzt stießen sie aber alle Seufzer der Erleichterung aus, blinzelten sich an und legten sich enggedrängt in den Kot. Es war doch viel schöner, wenn sie unter sich waren!

Die Kinder aber klatschten in die Hände und riefen dem Fremdling jubelnd nach:

„Storch, Storch, Schniebschnabel  
Mit der langen Heugabel,  
Kupf' ich Dir a Federl' aus,  
Mach' ich mir a Bitterl' draus,  
Pfeif' ich alle Morgen  
Wie die jungen Storchchen.“

Der Herr stand unter der Hausthür, hielt die Hand vor die Augen und wie er ihn nur mehr als kleinen Punkt weit draußen gewahrte, sagte er wehmütig: „Schade! schade! Man hätte ihm die Flügel mehr beschneiden sollen.“



## Aphoristisches.

### I.

Selten überschätzen wir uns selbst, aber wir unterschätzen die andern.

Die Natur verleihet manchmal feinen, unschuldigen Blumen das Aussehen von giftigen — zum Schutz gegen die Kähe, die sie auffressen möchten.

Der alte Babelstuch lastet noch immer auf uns. Niemals versteht einer den andern.

Nicht, daß es keine Fehler, sondern daß es Vorzüge habe, macht den Wert eines Kunstwerkes aus.

Die größte Heldenthat hat Der verrichtet,  
der auf des Schmerzes Süßigkeit verzichtet.

In jedem Menschenherzen steckt eine Wünschelrute, die zu klopfen beginnt, wenn sie auf Gold trifft.

Freie Menschen sollten sich den Formen der Gesellschaft anpassen, wie der Schmetterling das abgestorbene Blatt nachahmt, auf dem er sich zur wohlgeschützten Ruhe niederläßt.

Du schaust mir forschend tief ins Aug',  
Auf meiner Seele Grund zu sehn,  
Und weißt nichts als Dein eignes Bild  
In meines Auge Rund zu sehn.

#### Eitler Kritiker.

Wie vermöchte dee ins Innere eines Hauses zu blicken, der die Fenster desselben als Spiegel benutzt?

Berlin.

Anselm Heine.

## II.

Stein von Stahl gezeigelt giebt Funken, Gehirn von den Dingen gepreißelt Gedanken.

Wir Menschen sind die Gefäße, die mit Gott gefüllt sind. Je nachdem diese Biergläser oder herb und undurchsichtig sind, erkennt man Gott oder erkennt ihn nicht. Aber in jedem Menschen steht Gott.

Wer Kinder zeugt, nimmt die Zukunft auf die Schultern.

Nicht hinter jeder Stirn liegt Gehirn.

Der Zweck des Lebens: zeugen, damit eins von einem zenget.

Alles Kranksein hat Tendenz zum Himmel.

Die Erziehung — Öl auf die Wogen der Erbsünde.

Mensch geworden sein heißt ein Opfer geworden sein.

In rechten Winkeln kann man nicht durch das Leben kommen.

Die Eltern: die Ältern, aber nicht immer die Klügeren.

Das ganze Leben setzt sich aus Nachfolgern zusammen.

Es hilft dem Blinden nichts, wenn er auch noch so weit die Augen aufreißt.

Im schwangeren Weibe blüht sich die Zukunft an.

Wenn du wie ein junger Hund bist, dann fürchtest du dich natürlich vor einem Frosche.

Erst wenn wir unsere Jugend zerbrochen haben, hat sie Wert für uns.

Ein Individuum ist ein Anteilbares. Warum hant ihr dann so drauf ein?!  
Es ist doch ein vergebliches Bemühen.

Wenn der Mensch betet, spricht Gott mit sich selber.

Manchmal fliehen die richtigen Worte vor der Schreibfeder wie vor einer Pest.

Das Leben muß auch seine Claqueurs haben. Daher sind die leichtblütigen Menschen geschaffen.

Je tiefer jemand einmal im Dreck gesteckt hat, um so frecher ist er später, wenn er auf trockenem Lande ist.

Wenn zwei Kaiser einander nur anblicken, dann sind sie schon geistreich gewesen.

Kleider machen Leute — nur zu oft lächerlich.

Alle Geschichte ist nichts als ein systemisiertes Totschweigen der armen Leute.  
M ü n c h e n . H u g o O s w a l d .

### III.

Mancher setzt eine Narrenkappe an, nur, um bemerkt zu werden.

Hühnergehirnen dünkt der Düngerhaufen das höchste.

Die Milch der frommen Denkungsart ist oft sauer.

Die himmlischen Rosen der Dichter spricht,  
Doch irdisch ist ihr Dorn und sticht.

Die Ehre kommt ohne Uniform zur Welt.

Wie kümmerlich denkt sich den Schöpfer der Welt  
Der Mensch, der sich für sein Ebenbild hält!

Die Gegner des Alkohols mögen bedenken, daß er doch der Vater manch' guten Gedankens ist, der in nüchternen Gehirnen stecken geblieben wäre.

Ein Gerechter legt sich Grundsätze bei, die nur anderen wehe thun.

Lotterien sind Teufelswerk, sagen die Frommen und bauen Kirchen daraus.

„Des Volkes Stimme ist Gottes Stimme.“ Wer lacht da? Unser lieber Herrgott.

Gerade die Sittsamkeit kann über ein Feigenblatt stolpern.

Wenn man alle summieren würde, die sich selbst zu den oberen Zehntausend zählen, kämme eine hübsche Nummer heraus.

Der Weise hält auf dem steinig'n Stoppelfelde der Gedanken mühsam Ährenlese, während der Drescher die Tenne füllt.

Der Apfel stammt aus dem Paradies,  
Drum schmeckt er den Menschen von jeher so süß.  
Die Eva von heute kennt ihren Mann:  
Der alte Adam beißt immer noch an.

Der Geist des seligen Don Quixote lebt fort in den Rittern des Geistes.

Man kann auch mit attischem Salz versalzen.

Wenn man auf seinen Lebenspfad zurückschaut, stößt man auf manche Pfähe, die man nicht ein zweites Mal durchwaten möchte.

Schließeheim.

Schwabenmayer.



## Der Hund.<sup>1)</sup>

Von Ludwig Jacobowski.

(Berlin.)

Was für ein Leben ich künftig führen will, das habe ich oft durchdacht. Denn ich glaube fest an die Unsterblichkeit meiner Seele. Das hat so etwas hübsch Beruhigendes, und man vergeht förmlich vor Vergnügen dabei. Aber ich bin immerhin etwas gescheit. Ich glaube

<sup>1)</sup> Aus einem Büchlein „Stumme Welt“.

nicht mehr, daß die Seele in der Leber sitzt, noch im Kopfe, noch im Herzen, sondern als Mann meines Jahrhunderts weiß ich, daß jedes Atom in mir seine Seele hat und daß nur die Summe — ganz eitle Menschen sagen „Unsumme“ — der Erlebnisse und Erfahrungen das Ding — Pessimisten sagen „Un Ding“ — ausmachen, das sie „Seele“ heißen. Ich stelle mir immer die Sache vor wie einen Ofen, dem Holz zugetragen wird. Jeder Tag mit seinen Erlebnissen legt in den Ofen ein paar neue Scheite: so wächst seine Glut und seine Erfahrung mit den Jahren. So wird dann der eine ein guter, warmer Mensch, indeß der andere ein töpferner Hohlraum bleibt.

Ich weiß, daß ich voll Glut bin. Voll Gluten, die sich mittheilen und verteilen, die aber nie vergehen. Auch die Energie meiner Seele erhält sich und ist unsterblich. Nur sterbe ich vor Neugier, welche Gefäße sie sich einst aussuchen wird. Ein st . . . in künftigen Jahrtausenden . . .

Zu meinem Hause wohnen viel lebendige Wesen. Die stehen morgens auf und strecken sich abends aus. Und in der Zwischenzeit füllen sie die Oefen ihrer Seele. Aber man kann mit vielerlei Dingen einheizen: mit Gas und Wasserdampf, mit knisterndem Kien und runden, blanken Briquettes, mit schlechten Zeitungen und dem Manuskript von Goethes „Faust“ . . . Und es giebt thönerne Oefen, die ihre Flammen nicht behalten können, sondern sie mit Getöse hinausspeien. Und dann soll der Töpfer „Schuld“ haben, dieser dumme, täppische Handwerker und Pfuscher!

Wenn ich die Wahl hätte unter meinen Hausgenossen — wen würde meine Seele zu ihrem künftigen Heim wählen?

Den Grafen im ersten Stock nicht. Der ist zu dünn zwischen den Schultern und zu dick vor und hinter dem Gehirn. Und ein armer Teufel dazu. Der weiß seinen Diener nicht satt zu kriegen, da er selber nicht satt zu essen hat. Dem Jungen vom Portier gab er gestern einen Thaler, damit er für fünfzig Pfennige ein Telegramm auf die Post trug, und schenkte ihm den Rest, für den er und sein grauhaariger Johann dreimal Mittag gegessen hätten. Der hat eine vornehme Seele in schlechtem Gewande, ärnliche, hungrige Wünsche unter dem schwarzen Gehrock, dummen Hochmut über und unter der weißen Halsbinde und tiefsten Haß gegen die moderne Zeit in der ganzen Länge seines Ichs.

Meine Seele friert bei dem Gedanken, in solcher Hülle ein zukünftiges Leben zu verbringen.

Die junge Ratskochter oben? . . . Nein, ein Weib möchte ich

nicht sein. Ein schlimmes Loß, die Sinne für den keuschen Himmel vorzubereiten, während die Natur sie zur irdischen Lust geschaffen hat. Ganz in holder Rundung zu leben, um sie einst um den edigen Typus der Männlichkeit zu legen; nicht ein Ganzes für sich, sondern nur ein Teil für andere zu sein, in fahlen Schmerzen Kinder zu verschenken, an denen man nur selten ein bißchen Freude hat . . .

Die Waschfrau unten mit ihren neun Mädchen, ihrer Wasser-dunstspähre und ihren rissigen Händen, die der ganzen Menschheit Menschlichkeiten zwischen ihren Fingern kneten und säubern?

Nein, niemals!

Den Oberlehrer im zweiten Stock? Der mit den abgelegten Aesten seiner Offizierszeit sich eine Art höheren Daseins zurecht schneidert und die Tage als Feste feiert, da er seine Reserveoffiziersuniform anzieht . . . Der es als Schmach empfindet, kleine Kinderseelen zu erziehen, da er doch poladische und kassubische Banernjungen einst viel besser zu drillen verstanden hatte . . .

Den Schuhmacher im dritten Stock? Der sein bißchen Seele aushustet, inder er für fünfzig Pfennig Meister auf elende Schuhfragmente näht. Der vor lauter Scheu, die „Herrschaften“ im unteren Stock durch sein Hämmern zu stören, alte Lappen um das Eisen wickelt und nur auf Socken schleicht?

Kein lebendes Wesen im ganzen Haus, in das meine königliche Seele hineinschlüpfen könnte . . . in einigen Jahrtausenden.

Und da fällt mein Blick auf den schwarzen Kettenhund im Hofe.

Der hat eine dunkelgrüne, breite und hohe Hütte. Er kann sich in seinem Reiche umbdrehen wie er will, ohne befürchten zu müssen, daß seine Hinterfront die ästhetischen Instinkte der Nachbarreiche beleidigt. Und schlafen, so lange und so oft er will. Und in der Sonne liegen und im Schatten. Die Sterne sieht er gehen und kommen, die Bettler vorbeischieben, die Dienstmädchen am Waschtrog, wenn sie die weißen Arme zeigen und die runden Strümpfe. Er sieht alles, bemerkt alles, weiß alles — und ist still. Er ist ein Philosoph mit Gefühl. Ein Kettenhund mit Gemüt. Am wohlsten ist ihm, wenn er aus seinem Reiche die Vorderpfoten herausstrecken kann, wie um der anderen, fremden Welt die Hände zu reichen. Dann legt er seinen Kopf auf die rechte Vorderpfote und blinzelt von unten herauf. Mit humoristischem Blick. Als wollte er sagen: „Ich pfeife auf Euch!“ Oder er geht im Hofe spazieren mit dem Gleichmut einer in sich ruhenden, festen Persönlichkeit, die mit den großen Problemen des Daseins fertig ist.

Nur manchmal, in der Nacht, wenn aus der Stille fremde Schritte in seine stumme Welt hallen, dann hebt er sich hoch auf. In Kämpferstellung. Und reckt seinen Rücken und fletscht das Gebiß. Und knurrt über den Einbruch in seine Sphäre, ein echter König, der sein Land liebt und seine Grenzen verteidigt. Und in GröÙe streckt sich Seine Herrlichkeit wieder aus. Rings um sich die Stille seines Reiches . . .

Seine Seele schwillt über vor Entzücken. Aber da erschrickt sie. Die schwarze Ringkette an seinem Hals. Die stört. Die muß weh thun!

Bah, sag' ich mir, keine Erde ohne Eisen, kein Wesen ohne Kette. Man kann sie ja vergolden lassen, und sie so um den Hals schlingen oder um die FüÙe, daß sie wie leuchtender Schmuck glänzt. Und dann erklärt man die Kette für eine neue Mode . . . Und an das Klirren gewöhnt man sich. Man erklärt das für neue Zukunftsmusik . . .

Dankbar atme ich auf und streichle dem mächtigen Hunde den runden, stolzen Kopf.

Er wird meine nächste Station unter den Menschen sein . . .



## Kurze Geschichten.

Von Paul Scheerbart.

(Alleder-Schönhausen.)

### Die Welt von Eisen.

Ein großes Gebrumm.

**S**roÙe Sternvölker brummen plötzlich.

Es sind große, hohle, eiserne Sterne, die da so brummen.

Eine Schauerwår hat die eisernen Sternvölker grimmig gemacht — darum brummen sie.

Sie haben gehört — es ist kaum zu glauben — viele Milliarden großer Lichtmeilen von ihnen entfernt lebe auf einem kleinen Lehmkümpchen ein kleines Würmchen, das jetzt thatsächlich das Weltganze



erfaßt habe — das ganze Weltganze — von oben bis unten und nach allen Seiten.

Dies Würmchen auf seinem Lehmker!

Die eisernen Sternvölker brummen fürchterlich, daß es kaum anzuhören ist; die Büffelhorn- und die Schneckensterne sind ganz besonders laut.

Und so weit weg soll das Würmchen sein!

Eine Schauerma!

Eine Blickweile ist soweit, wie ein Strauß von tausend Mutter-sonnen für die scharfsichtigsten Sternaugen sichtbar ist.

Und das Würmchen ist viele Milliarden solcher Blickweilen entfernt!

Die eisernen Sternvölker grunzen vor Wut — sie haben das Weltganze immer noch nicht erfaßt.

Und das Würmchen soll ihnen über sein?

Jetzt vernehmen sie — die Trichtersterne flüstern's ihnen zu —, daß das Würmchen zwei kleine Beinchen haben soll und auch mit schier unendlich großen Glaslinsen beim besten Willen nicht sichtbar zu machen ist.

Wie das die eisernen Sterne hören, müssen sie morbdsmäßig lachen, daß der ganze Himmel dröhnt — als führten Billionen Glockensterne Krieg miteinander.

Es gehen doch noch lustige Geschichten in den Sternvölkern um.

Dieses Würmchen!

Dieses unsichtbare, zweibeinige Würmchen!

Die eisernen Sternvölker brummen bald nicht mehr.

Späße bebrummt man nicht.

### Der Radaubengel.

Nihilisten • III.

Eben waren die guten Hofmeister vom Tode auferstanden und wünschten sich gemächlich guten Morgen — da schlug der Blitz in eine gesunde Eiche, und der Donner schüttelte alle Himmel.

Das war aber noch garnichts, denn gleichzeitig stieg der nie besiegte General Hohnke aus seinem Grabe heraus und fing so fürchterlich über die Bedeutung der Freiheit zu reden an, daß die guten Hofmeister schleunigst wieder in ihr altes Grab krochen.

Hohnke jedoch schlug alles kurz und klein — auch die sämtlichen Himmel.

„Freiheit!“ brüllte er kanonenmäßig.

Dies Gebrüll war aber nicht mehr zu hören, denn die Himmel waren mit allem Zubehör nicht mehr am Leben — Hohnke stand im Nichts.

Er wunderte sich mächtig — half ihm leider nichts.

Was weg ist, ist weg!

Nichts kann so viel zerstören wie das Freiheitsgebrüll — sämtliche Himmel mit allem Zubehör bringt es einfach um.

Die Freiheit will eben weiter nichts als — Nichts.

Hohnke! Du kannst mir leid thun! Wo bist Du jetzt?

Hohnke ist wohl auch nicht mehr am Leben.

O Hohnke! General Hohnke!

### Krebsrot.

Ein Herren-Scherzo.

Auf der großen Freitreppe stand einer — der besann sich plötzlich auf sich selbst.

Er betrachtete sich und sah, daß alles an ihm Krebsrot war.

„Bin ich ein gekochter Krebs?“

Also kam's dem Besonnenen über die schmunzelnden Lippen.

„Gut!“ fuhr er aber fort, „dann sollen alle zu gekochten Krebsen werden!“

Und er ging hinauf in sein hohes Haus und wollte alle seine Freunde verwandeln.

Es gelang ihm aber nicht.



## Lebensweisheit.

### I.

Viel Frisur  
Und so wenig Haare:  
Viel Volumen  
Und so leichte Ware.

Wo die Gemeinheit auf dem Plan ist,  
Ist's eine Ehre, weit vom Plan zu sein,  
Und wo die Dummheit obend'ran ist,  
Ist's eine Ehre, hintend'ran zu sein.

## „Brave Buben.“

Zieht meinerwegen folgsame Kinder,  
Ihr Mütter, für die Kinderstuben,  
Aber erzieht uns Himmelswillen,  
Fürs Leben keine — „brave Buben“!

## Parabel.

Ein Esel berichtet über ein Pferd:  
Seine Sach' sei keinen Pfennig wert,  
Auch hab' es — viel zu kurze Ohren —:  
Das Pferd war in Eselstanden verloren!

Heilbronn.

Eurer Grobheit Schläge frommen mir,  
Seid, Dreschsegel ihr, willkommen mir:  
Aus den härtesten Hälsen euer Jörn  
Drischt er mir der Dichtung edles Korn!

## Zwei Köpfe.

„Schon wieder schämst du über —:  
Sieh', wie gesetzt ich bin!“ —  
„Dir freilich läuft nichts drüber —:  
Du hast ja nichts darin!“

Robert Wechsler.

## II.

Betreten sie ihre schmutzigen Stuben  
Putzen sie lang an den Stiefeln herum;  
Aber ins Reinste, ins Heiligtum  
Stolpern sie schmutzig, wie Straßebuben.

## Meinem lieben, guten Freunde A. A.

Werde ich einstmals anserlesen,  
Dann bist du immer mein Freund gewesen.  
Doch bin ich verkommen oder verfracht,  
Dann — hast du dir's gleich gedacht.

Bremen.

Alfred Walter Heymel.

## III.

## Falkstaff-Seuffter.

An keinem Kneipschild geh' ich vorbei? — Mein Lieber!  
Kein Kneipschild geht an mir vorüber!!

## Predigtglosse.

„Die Menschheit treibt es sündentoll,  
Doch naht Gericht dem Frevel!  
Schon hängt der Himmel Schwefels  
voll“ . . .  
— Und ach . . . mit welchem Schwefel!!

## Das Schmerzlichste.

Geduldetsein — du Schmerzlichstes von  
allen  
Notübeln in der Freiheit Wanderkreis!  
Kein Fels kann schwerer auf die Seele fallen  
Als Gnade, — die sich Gnade weiß!

Der Lebensstreit fordert Löwen, die Einsamkeit aber Heroen.

Stuttgart.

Fritz Krennar.

## IV.

Trag' die Nase noch so hoch,  
Schneuzen, Freund, mußt du sie doch.

Eine Hand wäscht die andere, besudelt aber auch die andere.

Die meisten sehen in ihren Nebenmenschen eben nur Nebenmenschen.

Was andere staunend still umstehn,  
Er geht vorbei, läßt's ungekehrt.  
Er findet kein Wunder wunderbar —  
Natürlich! Dem Dummkopf ist alles klar!

München.

J. Münz.

## V.

## Die Herren der Welt.

Recht, ihr Herren, ich schrie es auch:  
„Was, die Frau will sich erheben  
Trotz Natur und heil'gem Bruch? —  
Gott, wie seh'n wir dann daneben!“

## Chor der Starken.

Du hast nur dann Berechtigung zu leben, Weib,  
Wenn du dich mild entmündlgst, zart vergißt,  
Und wie der Kappenschwanz am Kappenleib  
Des Mannes anmutvolle Zierde bist!

Moskau.

Theo Heermann.



## Was große Geister zu thun gedenken.

Von Hans Troeste.

(Hamburg.)

Ein Dresdener Blatt, die „Deutsche Wacht“, hat seine Leser mit der verblüffenden Nachricht überrascht: Heinrich Vullhaupt „gedenkt“, einer Opernbichtung den Titel „Das goldene Blich“ zu geben. Diese Sensation, daß Vullhaupt denkt, hat eine Reihe angesehenen Männer veranlaßt, uns mitzuteilen, daß auch sie denken, und was sie zu thun gedenken. Hier einige Einsendungen:

Lilencron gedenkt, dem Sparassensverein Altona II. beizutreten.

Lovot hat die Absicht, Maupassant auf Plagiate zu untersuchen.

Arno Holz hofft nächstens Gebichte in Kugelform schreiben zu können, indest Paul Ernst sich für die Form der Epichloiden entschieden hat.

Otto Erich Hartleben gedenkt jetzt — (Num. d. Red.: Hier hört der Satz auf und wird durch einen großen Bierfleck abgelöst. Es wird Bschorr sein.)

Richard Skowronnek denkt (Wir unterdrücken die Fortsetzung entrüftet, da schon diese drei Worte unlösliche Widersprüche enthalten. D. Red.)

Otto Neumann-Sosfer denkt daran, daß kein Berliner an sein Theater denkt.

J. G. Cotta NfL. hofft durch seine Millionen auf immer mehr junge Dichter Beschlag legen zu können, nachdem sie sich aus eigener Kraft einen Namen gemacht haben. Daher der „Vogel Greif“.

Moriz Busch beabsichtigt Spiritist zu werden, um so mit den Geistern Verstorbener Verkehr pflegen und ihre Gespräche aufnotieren zu können.

Gerhart Hauptmann denkt daran, die mit der „Verfunkenen Glocke“ verbundene Million zu einer Art Pensionsklasse für arme Dichter anzulegen.

Johannes Schlaf hat die feste Absicht, das nächste Drama erst dann zu zerreißen, wenn es gedruckt ist.

Frau Ruscha Buge, die aus ihrem „Neuen Theater“ eine Anstalt für gestittete Töchter machen will, beabsichtigt, von den Mitgliedern ihres Theaters Keuschheitsatteste zu verlangen, da ihre — Nalve unerwarteterweise Zwillinge bekommen hat.



## fröhliche Lieder.

### Wie täuschen die Kulissen!

Im Schauspielhaus vom Parkett  
Erscheint uns alles furchtbar nett;  
Und Helden, Wälder, Mond und Flur  
Hält man für herrliche Natur.  
Doch wer das Ding von hinten schaut,  
Der fühlt sich weniger erbauet:  
Ein Katten-Thron, ein Keimwand-See,  
Und Schminke, Blech, Papiermaché —  
Wie täuschen die Kulissen!

Und ähnlich, wie im Schauspielhaus,  
Sieht's überall auf Erden aus.  
Der Diplomat, der Staaten leuft  
Und für das Wohl der Völker denkt;  
Besieh den Heros dir genau:  
Ein Intriguant, im Kniffen schlau,  
Süß, doppelzüngig und verschmitzt,  
Der anderer Dummheit lächelnd nützt —  
Wie täuschen die Kulissen!

Wie eine Perlenmuschel liegt  
Der See von Hügelu eingewiegt;  
Im Mondschein gleicht ein Riff darin  
Der Toteninsel von Böcklin.  
Doch wenn den See man trocken legt:  
Schlamm, Ungeziefer, das sich regt,  
Zerbrochene Töpfe auf dem Grund,  
Ein Holzschuh, ein ertränkter Hund —  
Wie täuschen die Kulissen!

Der Mensch, „des Schöpfers Ebenbild“, —  
Wie stolz das Wort die Brust erfüllt!  
Doch Goethe, Darwin und Lamarck  
Erschütterten den Dünkel arg:  
In Höhlengängen, im Gestein  
Fand man vorhistorisch Gebein:  
Der Ur-Urmensch, erging sich hier,  
Sind noch nicht ansrecht, so wie wir —  
Wie täuschen die Kulissen!

Den Schöpfer und sein Schöpfungsall  
 faßt keiner auf dem Erdenball;  
 So wie der Blindgeb'or'ne nicht  
 Begreift, was Farbe ist und Licht,  
 Begreift kein Menschensohn die Welt.  
 Doch möglich, wenn der Keib zerfällt,  
 Spricht, wie zu andern Dingen heut,  
 Die Seele dann zu Raum und Zeit:  
 Wie täuschen die Kulissen!

München.

Mois Wohlmuth.

### Herr Bonifaz.

Herr Bonifaz, das war ein heil'ger Mann —  
 Dreimal im Jahr nur zog er rein sich an,  
 Zweimal im Jahr nur wusch er sich den Keib,  
 Einmal im Jahr besaß er nur ein Weib.

Herr Bonifaz, der wurde alt und gran  
 Und diente lange uns'rer lieben Frau,  
 Er zeugte eine große Kinderschar —  
 Besaß er auch — ein Weib nur jedes Jahr.

Berlin.

Kurt Holm.

### Schöpfung.

Er saß und sprach: ja, ja!  
 Ja, ja! sprach Er, der Große Er. —  
 Da überfiel Ihn einß der Schöpferdrang.  
 Er wollte andres sagen als: ja, ja!  
 Er sann — und sprach doch stets: ja, ja!  
 Ja, ja! sprach Er, der Große Er —.

Unwillig schüttelt Er Sein Lockenhaupt,  
 daß aus den gelben Haaren Funken flogen  
 in alle Welt —  
 und stemmte Seine Fäuste auf die Kniee  
 und schrie auf einmal tausenddonnerlaut:  
 Nein — nein!

Da hatte er den Erdenball geschaffen,  
 die große, runde Lüge . . .

Die Affen aber zeugten Menschen —  
 Die schrieten wie die große, runde Lüge:  
 Nein — nein!

Nur wenig graue Tiere schrieten: Ja — Ja!  
 Und darum nannte man sie Esel.

Düsseldorf.

Theodor Ebel.

## Bidadamag buden.

Bidadamag buden?

Bidadamag buden?

Brave Perfer nennen's so.

„Deutsche sagen Kagenjammer.“

Ja, mein großer Landsmann Goethe,  
genialster aller Heiden  
in dem heiligen, römischen Reich,  
was sagt nicht der deutsche Christ,  
Katholik wie Protestante,  
wenn er sich mal übernommen  
in der Dinge Süßigkeiten,  
die ihm frommer Wig verboten!

Heuchelnd schmüht er deine Unschuld  
im Gemuß, mein Miesekätzchen,  
deines Schwelgens frei Behagen.

Sprich, wann hast du je gejammer,  
junges Käßchen, alter Kater,  
von dem Stamme Hiddigeigei,  
nach des Schmauses Götterwonne?  
Nur im Überschwang des Sehns  
nach den nächtigen Seligkeiten,  
wenn der tolle Mond dich kitzelt,  
machst du leichter dir das Herze  
in urwüchsigen Sangeslauten,  
fulminanten Dissonanzen,  
unerhörten Leitmotiven —  
ärger als Jold und Tristan.

München.

Aber warum thust du das?

Warum wirfst du Wagnerianer?

Daß zu neuem Glücksergößen  
weite sich die zarte Brust.

Daß vor übergroßer Spannung  
der elektrischen Nervenstränge  
dir der schlanke Leib nicht berste,  
darum wirfst du musikalisch.  
Also aus hygienischer Ursach.

Dankbar schnurrst du nach dem Kausche,  
den der Mitkäß heiß Geblüte  
überreichlich dir gewürzt,  
und in Ehren und in Züchten  
legst du dich dann schweigend schlafen —  
keine Spur Gewissensbiß!

Kagenjammer? — Kügenwort!

Kagenjammer? — Heuchlerphraze,  
nur von Menschenneid erkommen.

Ach, des Christen-Trübsinns Tücke  
sind das Wort vom Schweineglück,  
prägt die Formel Hundeleid,  
Affenschand etzetera —  
und in seinem Wollust-Wehleid  
stöhnt der Deutsche in der Kammer:  
„Gott straft schwer mit Kagenjammer.“

Kagenjammer? — Jammerkagen!  
Schweigt, entsagt, saugt an den Tagen!

Michael Georg Conrad.

## Wiegenlied der Faulheit.

Frau Faulheit schleppt sich die Welt entlang  
Und summt und summt einen müden Sang:

„Schlaf, Kindlein, schlaf!  
Wer arbeit', ist ein Schaf!  
Die Menschen kommen und schwinden,  
Man wird ihre Spur nicht finden —  
Schlaf, Kindlein, schlaf!“

Frau Faulheit mit Singen innehält,  
Still lächelt sie über Menschen und Welt . . .

Berlin.

Paul Remer.

## Hobelpantastie.

Wir klappern alle Zähne;  
Der alte Brei der Welt ist dick.  
Doch lange Wunderspäne  
Umringeln all mein Mißgeschick.

## Groglied.

In meinen Adern brennt der stramme Grog;  
Pompöser Kohl durchraßt mein Eingeweide.  
Die kalte Nase steckt im Weltgehirn;  
Die heißen Hengste führ' ich auf die Weide.  
Jetzt Erdenbürger: Leide! Leide! Leide!

Nieder-Schönhausen.

Paul Scheerbart.

## Die Glocken.

Drei dicke Glocken hängen im Turm,  
ein gutes Leben zu führen,  
überm Hochzeitshaus, beim Kindtauffchmaus  
Mund und Kopf zu rühren.

Und haben sie flott die Woche gelebt,  
geschlemmt, die listigen Gänge,  
dann heben sie zu Sonntag früh  
lobsingend die runderlichen Bäuche.

Doch ist eine Not, dann schweigen sie,  
wie viele der Satten im Lande,  
giebt's trocken Brot und Augen rot,  
sie schweigen zu Tod und Schande.

Hoch über ihnen im fünften Stock,  
unterm Dache wie die Armen,  
ein mag'rer Gesell' auf dünnem Gestell,  
da hoßt es und friert zum Erbarmen.  
Es klappert im Frost und bebt vor dem Sturm,  
es zittert und wimmert so schwächlich;  
das hören da unten die Dicken im Turm  
und träumen dazu ganz prächtig.

Doch ist eine Not, dann reißt es den Hals  
und lärm't recht ungebührlich  
über Schande und Not und trockenes Brot;  
die Dicken brummen: Natürlich,  
der Hungerleider, jezt thut er sich dick,  
hat selber nichts zu heißen,  
hing man ihn doch am eigenen Strick!  
Das ist ja zum Seilausreißen!



Das Glöcklein da oben schreit und schreit,  
 da rücken die Dicken näher,  
 sie haben verdaut, jetzt sind sie gestimmt!  
 was hat nur der hung'rige Späher?  
 Aha . . . sie schmunzeln: Schmidts Marie,  
 die dem Kind das Leben gab!  
 Dann drückte sie's tot vor Hunger und Not  
 und warf's in den Hof hinab.  
 Eine saubere Geschichte, gut, daß man nichts weiß!  
 die Dicken blinzeln sich zu,  
 drei Hände Erde fallen ins Grab,  
 das Glöcklein hat wieder Ruh.  
 Eine saub're Geschichte, haha, wie sie lachen  
 im Turm, die drei listigen Bäuche,  
 und morgen früh bewegen sie  
 gar fromm die rundlichen Bäuche.

.....  
 .....

Horch, horch, wie die drei heute Kopf und Mund  
 gewaltig regen und rühren;  
 ein Hochzeitschmaus, das kann man leicht  
 an ihrem Lärmen spüren.

Ein Hochzeitszug, da naht er schon,  
 Schmidts Marie tritt über die Schwelle  
 im Myrtenkranz und weißem Kleid,  
 die Augen leuchten helle.

Doch plötzlich steht sie und erblaßt,  
 den Dicken ein Schreck an die Kehle faßt,  
 daß sie verstummen, was mag denn sein?  
 Die Braut erschauert, ist's Kinderschrein?  
 Der Küster schimpft: Die Bengel, die Luder!  
 mit dem Totenglöcklein läuten sie drein.

.....

Drei dicke Glocken wohnen im Turm,  
 ein gutes Leben zu führen,  
 überm Hochzeitshaus, beim Kindtauffschmaus  
 Mund und Kopf zu rühren.

Frankfurt a. M.

Kurt Uram.

### Beichte.

Die Kathl ist grad' von der Alm hinab.  
 Sie geht zur Beichte. Da drückt sein Ohr  
 Der Pfarrer gegen das Gitter knapp.  
 „Äm, Madl, du kommst mir verdächtig vor.“

Sonst haßt du all' deine kleinen Vergeh'n  
Heruntergeleiert im Handumdreh'n.  
Jetzt stockst du, und wispertest — verlierst den Faden — —  
Haßt' droben a Sünd' gar auf dich geladen?"

Da lacht sie. Ja — lacht!! Er starrt, wie verglaßt,  
Vor Wut und wünscht ihr den höllischen Grund.  
„Wie ko' i' a Sünd' denn do' b'geh'n — wo's doch haßt:  
Auf der Alm, Hochwird'n, do giabt's fei' foa Sünd'?"  
„Ha, Kathl — !! Was is dös? Schaamst di' denn gar net?  
Erkennst denn deiner Seel'n Gefahr net?  
Und giebt's auf der Alm auch keine Späher —  
Der Himmel schaut dich dort um so viel näher!  
Und denk' doch! Wenn dich der heil'ge Sanct Peter  
Mit deinem Schatz da gesehen hätt' — !!“

Da grinst die Kathl (ihr eig'ner Verräter —)  
„Der kunt' uns net schang'n. Dös glaab' i' fei' net.“  
„(Ala! Also richtig —!) —  
Na sag' doch — Poß Wetter! —  
Er köunt' nicht? Warum ist dein Glaube so schwach?“  
„Weil d' Kuchl ganz vermacht is mit Wetter,  
Nur hoch am Kamin hot's a Kuf'n im Dach.“

„Die Kuf'n laßt außi den Rauch von die Kloben,  
In's Feuer, dös brennt halt im Bodenloch — woast!  
Do is denn a Schwaden, der ziacht si' nach oben —  
In gar, wenn der Wind so recht eini blaß!  
Val nn' der heilig Sanct Peter durch'n Spolt  
Denger scht hätt' eini schang'n g'woilt —  
So hätt' er si' bloß die Aug'n g'rieben  
Dom Weizen — — und d' Sünd' waar doch heimli' 'blieb'n.“

„Du sakrisches Dirndl, weißt du denn nicht,  
Daß das Aug' der Heiligen, wie durch Glas,  
Nuch durch den dick sien Schwaden sieht?“  
„Dös hätt' ihm nig g'holffen. (Is dees a G'spaß!)  
Hätt' Denger scht nig g'geh'n von mir un mein'm Schatz!  
Denn, woast, auf der Staf'n um 'n Feuerplatz  
Hocken wir immer — dös is g'wis!  
Un der Stell', wo's unter der Kuf'n is.“

„Wie muß ich, verlorenes Schaf, dich bedauern!  
Weißt du denn nicht, das aus'm Himmelsgemach  
Die Heil'gen schauen können durch Mauer'n,  
Wie du durchs Wasser auf'n Grund vom Bach?“  
„Daß i' durchschang'n kenna — ko' scho' fei' — —  
Über a Heil'ger (moan i' fei!)  
Müßt si' do schaa'm'n blau und braun!  
Und dann san ja d' Berg' so viel scheener zu schang'n!“

„I wenn a' Heil'ge waar' im Himmel,  
 I lieg' sei' die Lieb'slent — und schaut' über's G'thol.  
 Dös is ja a Kirch'n aa oh'ne G'bimmell!“  
 Da denkt er: „„Das' euch der Teufel hol',  
 Ihr kragelnden Keher! Ihr habt sie bethört,  
 Ihren Glauben zur Abgötterei verkehrt.  
 Na, wartet —! Zieht sie hinaus übers Jahr,  
 Geh' ich mit — — und nehme ihr Seelenheil wahr.““

München.

Franz Held.



## Einfälle und Erlebnisse.

Von Marie Stona.

(Schloß Strzebowsh, Oesterr.-Schles.)

Der Mann verzeiht der Frau nur einen einzigen Fehltritt: den sie mit ihm begangen hat.

Ich begreife nicht, wie man sich seiner armen Verwandten schämen kann. Man hat ja alle Ursache stolz zu sein, wenn man, aus einfacher Familie entsprungen, es zu einer glänzenden Lebensstellung gebracht hat. Seiner reichen Verwandten sich zu schämen, dazu hat man oft allen Grund, denn man ist herabgekommen.

Das war ein Bild! die kämpfenden Gestalten,  
 Sie rissen sich die Karven vom Gesicht;  
 O, hätten sie nur weislich sie behalten,  
 Man säh die Häglichkeit von beiden nicht.

Ein Landstreicher hat wiederholt meinen Vater um ein größeres Darlehen. Meinem Vater riß endlich die Geduld, er sandte dem Unverschämten einen kleinen Geldbetrag und schrieb auf das Kouvert: „Zum letzten Male“. Schon am nächsten Morgen erhielt er das leere Kouvert zurück, unter seinen Worten stand die Frage: „Wo sind die andern Male?“

### Recht freundlich.

Ein Lieutenant spielte mit meinem Vater und meinem Manne Karten. Liebenswürdig fragte ich den Gast: „Nun, wie geht es? Gewinnen Sie?“ „Natürlich! Meine Gnädige,“ rief er freudig, „nur Lumpen verlieren!“

### Angenehme Erinnerung.

Ein Selbstmörder in Olmäh schloß den Abschiedsbrief an die Dame seines

Herzens mit den Worten: „Der Gedanke an Sie ist es, der mich in den Tod treibt. Bewahren Sie diese Zeilen als freundliches Andenken an Ihren unglücklichen N.“

Die Eltern sind blind für die Fehler ihrer Kinder, — die Kinder doppelt sehend für jeden der Eltern.

#### Ruch ein Fehler.

„Siehst du, mein Kind“, sagte ich zu meinem kleinen Töchterchen, „der Papa ist so gut — o, so gut!“

Helenchen: „Ja — aber kitzlich!“

Wenn Frauen das Bewußtsein haben, zu gefallen, dann nennen sie es: sich gut unterhalten.

#### Ruf der Jagd.

Unser alter Förster (zu seinem Nachbar): „Aber um Gotteswillen, schießen Sie doch nicht! Das sind doch lauter Gaisel!“

Sonntagschüh (nachdem er zwei Schüsse abgegeben): „Macht nichts, ich treff' so nichts! —“

Der immer poetische Herr K. sendet seinem Freunde folgendes Glückwunschtelegramm zu dessen Hochzeit:

„Viel Glück zum seligen Verein,  
O könnt der Dritte ich im Bunde sein!“



## Bukolische Epistel.

Von Michael Georg Conrad.

(München.)

Gewißlich, Freund, im vorigen Jahr,  
da wogten die Felder in Fülle.  
Unermesslichen Segen hing  
der gnädige Himmel darüber.  
In unglaublicher Spenderlaune  
öffnete der alte Bauerngott  
seine volle Hand  
und bewarf uns verschwenderisch  
mit Schätzen.  
Er hat's ja, und er thät's nicht,  
machte es ihm nicht Vergnügen.

Das weiß jeder. Und ich glaub',  
es sieht auch in der Bibel.

Ganz Bullendorf,  
die Perle aller Mistfinkenester,  
fühlte sich wie in Kanaan,  
dem erwählten Land der Verheißung,  
darinnen Milch fließt und Honig.

Alle Gassen waren lieblichsten Ruches voll.  
Die feinste Nase merkte nimmer,  
woher die braune, dicke Jauche kommt

und wohin sie fährt in tropfenden Fässern.  
Man wandelte wie im Paradies,  
zwischen Thymian und Majoran,  
ein leibhaft Gedicht war das Leben.  
Gewißlich, Freund! Das war ein Jahr!  
Ein Jahr des Praßens und lachenden  
Übermuts.

Jeder Tag ein Fest,  
der Sonntag ein doppeltes.  
Von oben und unten und von allen Seiten  
des Glückes mehr als genug.  
Auch wir Bauern verstehn uns darauf,  
zu leben wie Gott in Frankreich,  
wenn wir im Schmalztopf sitzen;  
und wir Bullendorfer zumal.

Köstlich war's. Geistlich und weltlich  
famos.

Das Wirtshaus voll, die Kirche nicht leer,  
und die Lustbarkeit wie sie für Christen  
sich ziemt,

kein Blutergießen, keine Köcher im Kopf,  
kein Schadenfeuer, kein Streit.

Alles in Ehrbarkeit,  
soweit das Auge der Öffentlichkeit reichte.  
Herrlich war's,

ein Wohlgefallen für Gott und Menschen.

Allüberall ein Bemühn,  
das seltene Glück zu befestigen.

Der hochwürdige Herr Pfarrer  
in Dankbarkeit that sich  
noch eine Schaffnerin ein und aus Vorsicht  
eine jüngere Köchin dazu  
und für besondere Kecherbissen  
eine entfernte jüngste Kusine.  
Der Segen war unermesslich.

Welch ein Jahr!

Das Erntefest ein einziger Kausch  
zum lauten Lobe Gottes.

War's ein Wunder?

Besteh dir im Geiste die Markung!  
Könerschwer neigten sich  
die reichen Ähren auf mannshohem Halm,  
goldig schimmernd in dustiger Reife,  
den köstlich frischen Geruch des nähren-  
den Brots  
und der butterschmalzmilden Krapsen

über die breiten Fluren schwingend  
im spielenden Hochsommerwind.

Zeitlich hing vor Schwere  
des Hafers vielteilige Rispe  
so zierlich am zarten Stiel  
wie freundlicher Schmuck der Geliebten.

Im Frühtau tropften schimmernd  
des Erbsenfelds schwellende Schoten,  
und die Bohnen im Strauch  
lachten und leuchteten rötlich  
im üppig prangenden Blauß,  
lockend wie liebliche Wangen.  
Kartoffeln, Rüben und Kohl,  
dazwischen Kukuruz und Kürbis —  
nein, Saftigeres sahst du noch nie  
in breitesten Wachstums Entfaltung,  
und die bunte Kast drückte  
schäfernd zurück  
auf die vergnügte Erde.

Aber erst Gurke, Rettig und Zwiebel  
und der unvergleichliche Spinat —  
denk dir die Eier in der Pfanne dazu! —  
hei, wie gedeihen sie, Freund,  
die welligen Akerbreiten entlang!

Im kleinsten Beet,  
am Wegrain wachend,  
im magersten Ecken,  
überall sprießte ein nahrhaft Gewächs,  
ein nützliches Grünzeug für Mensch oder  
Vieh.

Bis auf den Boden herab  
neigte das reiche Geäst  
der Obstbaum, Birnen, Äpfel,  
Kirschen, Zwetschen, Pflaumen, Nüsse,  
schiefer brechend unter der Wucht  
der herrlich schwellenden Frucht.  
Kaum blieb Raum für den Vogel  
zu bau'n sich ein Nest.

Ein seltenes Jahr, ein unglaubliches Jahr.  
Posaunen müßte man blasen,  
volltönend und schön und schwungvoll  
in Kunst und Andacht,  
es genugsam zu preisen.  
Gewißlich, Freund! Doch heuer?  
O quae mutatio rerum!

Meine Feder hüllt sich in Trauer,  
dir den Wechsel zu schildern,  
und die Tinte fließt aus dem Kiel  
gleich schwarzen Thränen.

So hör' denn:

Öde die Flur, ein kahler Jammer.  
Verdorrt die Wiesen,  
braun, in Mißwachs aus Dürre, das  
Kleefeld.

Die lechzende Erde in Schrunden und Rissen  
wie Narben vom Kampf mit feindlichen  
Mächten.

Die Stiere brüllen nach frischem Futter  
und streichen mit heißer, trockener Zunge  
die bleichen Mästern.

Im Stalle hungern und magern die Kühe  
und die gefräßige Geis blickt erstaunt  
in die armselig leere Krippe,  
schlaft, ohne Milch, hängen die Euter  
gleich traurig verlassenen Säcken,  
denen nichts mehr zu entlocken,  
durch keine Kunst des Streichens und  
Pressens.

Selbst die Schweine am Trog  
und die Hühner auf dem Mist  
sehen bekümmert wie in Anwandlung  
bussfertiger Gedanken,  
weil der Himmel sie straft mit karglichem  
Futter.

Und der Herr des Hofes  
hält Umschau über die Seimen  
und schüttelt bedenklich den Kopf,  
bedenklicher, als je man's in Bullendorf  
erlebt:

Nur der Magd gedieh die schmale Kost,  
ungewöhnlich rundet die Jungfer unter  
dem Nieder,

und der Rock hängt vorne zu kurz  
vor wachsender Fülle des Leibes.  
Kaum gedenkt ehelicher Freude die Bäuerin  
in Erfüllung geschlicher Pflichten,  
legt ihr der Storch Zwillinge schleunig  
ins Bett.

Und die älteste Tochter, o Wunder,  
träumt von seltsamer Hoffnung,  
weil sie Glanze und Lieb' dem Knechte  
geschenkt.

Die Schwägerin, nicht mehr gar jung  
und berühmt durch Schlantheit des Wan-  
dels,

trägt verschämt und mühsam  
eine stetig wachsende Last wie zum Hohn  
auf die magere Zeit.

Und die seltsame Erscheinung  
wiederholt sich vielfach im Dorfe.

Die Sache hätte Stil und imponante  
Schönheit,

bedrückte sie nicht das Gemüt  
durch Pöblichkeit und Kontrast,  
gefährlich von je dem Bullendorfer Humor  
und den gefesteten Sitten.

Und im Pfarrhof fogar —  
Schweigen herrscht da und beflommenes  
Staunen.

Trog Fasten und Beten  
geht ins Üppige der emsigen Köchin  
einst so jungfräulich zarte Statur,  
zum Schrecken der jüngsten Kusine,  
deren frommer Sinn sich vergeblich  
gegen geheime Eifersucht wehrt.

Die Schaffnerin selbst  
verließ behutsam das heilige Haus  
seit Wochen  
in rätselhafter Bedrängnis.

Oft greift Hochwürden nach dem Kalender,  
entsfällt das Brevier in tiefer Andacht  
der Hand.

Wie sonderbar waltet Natur,  
wie verschlungen sind der Vorsehung  
dunkle Pfade —

Aber was zuviel ist, ist zuviel.

Himmel, halt ein!

Herrgott, du vergriffst dich im Segen!  
Ganz Bullendorf schwebt in Ängsten und  
Nöten —





## Parodistisches.

### Aus den Liedern des betrunkenen Schuhs.

#### I.

Ach, die Welt ist leer und hohl,  
Taubes Aug ist ihr Symbol,  
Die die Weisen knacken wohl,  
Weil wie sie ihr Schidel hohl.  
Nicht nur Kappusbauern banen Kohl,  
Jeder Tag baut sein Idol.  
Und die Liebe steht frivol:  
Ja, nur der versteht sich auf sein wahres Wohl,  
Der wie ich sich weiht dem Alkohol.

#### II.

Das waren noch Kerls, die alten Griechen,  
Davor müssen die deutschen Jungen kriechen.  
Beim Alphabet schon wird ihnen schlecht —  
Und so ist es recht.  
Die alten Griechen, die konnten noch was,  
Ihre Weisen wohnten in einem Faß.  
Ein Schuhu war ihnen der Weisheit Symbol.  
Althelias Prost! Dein Wohl!  
Skol!

#### III.

Die Ruine ist mein Element,  
Ich bin das gesiederte Temperament  
Der Melancholie.  
Wenn stark der Sturm in Wogen geht  
Und alle Robben niesen,  
Wenn krachend purzeln Waldesriesen,  
In meinen Augen flammend steht  
Ein schweigsam finsternes Genie.

Berlin.

Peter Hille.

## Ballade in Farben.

Blaue Schwertlilie, roter Phlog,  
 Ich fuhr durch die Wellen deines Gelock's . . . .  
 Roter Phlog, blaue Schwertlilie;  
 Jetzt bist du mein Weib — jetzt hab' ich Familie.  
 Blaue Schwertlilie, roter Phlog . . . .  
 Lieber Gott, war ich ein Ochs.

Bojen.

Anton Renf.

## Gedichte von Ernst Paul.

Meine Hühneraugen schmerzen mich.  
 Ich habe so kleine, enge Stiefel,  
 Ballstiefel.  
 Ich möchte sie so gern ausziehen,  
 Aber das geht doch nicht unter den vielen Menschen.

Ein Frosch sitzt mitten im Weg.  
 Mit seinen langen, grünen Fingern  
 Kraht er sich hinter dem Ohr  
 Und streicht sich die Haare ans der Stirn.  
 Er lächelt müde.

München.

Hans Wohlbold.

## Gedichte eines Ver-„Holz“-ten.

## Rosen.

Still sitze ich einsam —  
 Nacht!  
 Und male mir Rosen auf den Leib  
 Mit rosigter Tusche!

Und dann versink' ich  
 In süße Träume:  
 Das ist mein Glück!

## Beschaulichkeit.

Stille ringsum!  
 Ein Kadett mit breiten Gigerlhosen  
 Steht auf einer Brücke  
 Und spuckt.  
 Im Wasser bilden sich runde Kreise  
 Und streben zum Ufer,  
 Langsam,  
 Einer nach dem andern.  
 Groß-Lichterfelde.

Und der Kadett spuckt wieder!  
 Neue Kreise  
 Bahnen sich ihren Weg durch die alten  
 Und streben zum Ufer  
 Langsam —  
 Lautlos!  
 Mich fröhelt!

Hermann Siegler Schmidt.





## Liebesweisheit.

### Ultima ratio.

Was wir tändeln, plaudern, kichern,  
 Uns die Liebe zu verschern:  
 Der Beweise letzter Grund,  
 . . Mund an Mund!

### Liebe.

Ja, Liebe! — Es ist der alte Fall:  
 Ich kam vom Elend geschritten,  
 Sie fragten nach meinen Sünden all',  
 Du fragtest nur, was ich gelitten!

### Die besorgte Gattin.

Daß er für seine Ehre streiten kann,  
 — Verleiht sie Hörner ihrem Mann!

Von den Grabsteinen unsrer Liebe sind unsere dauerhaftesten Häuser ge-  
 zimmert.

Stuttgart.

Fritz Kennar.

### Aus dem Tagebuch einer Weltkame.

\* Das Mädchen teilt die Menschheit in zwei Gruppen ein: in Wissende und Unwissende, d. h. in solche, die die Mysterien der Liebe kennen, und solche, die sie noch nicht kennen. Die Frau teilt die Menschheit auch in zwei Gruppen ein: d. h. in solche, die die Liebe noch kennen, und solche, die sie nicht mehr kennen.

\* Der Mann wird naiv, wenn er liebt, das Weib — raffiniert.

\* Niemand ist uns dankbarer als die Männer, wenn wir der Liebe einen idealen Hauch geben.

\* Die Aristokratin läßt den eleganten Bürger gelten, dessen Frau nie. Der Aristokrat läßt die elegante Bürgerfrau gelten, ihren Mann nie.

\* Bei den Männern macht man den Unterschied nicht zwischen verheiratet und ledig; sie sind in der Anrede kurzweg „Herren“. Nicht so beim weiblichen Geschlecht. Hier wird ängstlich die Grenze zwischen „Fräulein“ und „Frau“ mar-

fiert, was bei aller Schamhaftigkeit der Frauen eigentlich unverfchämt ist, weil damit ihr tiefstes Geheimnis den Ohren jedes Ladenschwengels preisgegeben wird.

\* Es giebt Verbrecher, die nicht anders als morden können, weil ihr Gehirn das Zeichen des Raubtiers hat. Und es giebt Frauen, die betrügen müssen, weil ihr Herz das Zeichen der Hetäre hat.

\* Meine Freundin, eine Komtesse aus Budapest, erzählte mir einmal: „Als ich zum Rendezvous ging, begegnete mir eine Bänerin, die ein Schwein führte. Als ich zurückkehrte, führte sie es wieder heim.“ Ich lächelte.

\* Der Salon einer galanten Frau ist wie das Wartezimmer eines Arztes. Wenn sie nur Geduld haben, alle die vorwärts drängen wollen, so kommt einer nach dem andern an die Reihe.

\* Das Schlafzimmer der Kinder kann nicht weit genug von den Schlafzimmern der Eltern entfernt sein.

\* Ich habe immer gemerkt, daß der Mann vorher, das Weib nachher stärker liebt. Der Mann ist Plebejer, der aufsteht, wenn er gegessen hat, das Weib ist Aristokrat, der noch bleibt, um Konversation zu machen.

Budapest.

M.-H. von S.

### Allelei Tendenzen.

Tendenz der Dame: Die Natur vergessen zu machen.

Tendenz der Heilsarmee: Der liebe Gott muß wieder populär werden, und sollte er auf der Hintertreppe der Menschheit heraufgebracht werden. Kolportage-Ausgabe der Kirche.

Tendenz des Berliner Lokal-Anzeigers: Jeder Philister hat recht, der Berliner zweimal.

Tendenz des Zweirads: Der Pöbel muß sich mal auspöbeln.

\*

Das Gleichnis von den Ochsen, die bei jeder nen entdeckten Wahrheit zittern, ist mittlerweile so populär geworden, daß man es schon im Munde der Ochsen selber findet, wo seine Bedeutung freilich ins Gegenteil umgeschlagen ist. Jeder neue Ochse, der nicht gleich anerkannt wird, gebraucht es für sich. Will er über seine Art täuschen? Oder will er seinerseits jetzt hundert Gelehrte oder hundert Wahrheiten schlachten? Aber der Ochse hat recht. Das Gleichnis paßt auch so. Denn auch der Ochse ist eine Wahrheit, so lange er brüllt. Und wenn er auftritt, dann zittern viele, alles, was feiner geartet, alles, was Nerven hat, alles, was nicht zum Geschlecht der Ochsen gehört. Ein gut gearteter Ochse braucht aber noch mehr als hundert Wahrheiten zu seiner Existenz.

Berlin.

Leo Berg.





## Karneval.

### Karneval.

Verhängte Lampen und geschminkte Weiber,  
Ein Duft von Rosen und vergoss'nem Wein —  
Wir feilschen mit um junge Mädchenleiber,  
He, schwarze Kasse, komm', ich schenk' dir ein!  
Du, Teufelsbestie, hast du scharfe Krallen!  
Musik, Musik, und Pflersch in den Sekt!  
Ich hab' dir also wirklich mal gefallen?  
Auf unser Glück, bis uns der Morgen weckt!  
Wie, schönes Kind, du machst noch sau're Mienen?  
Mir ist dein Geist in jüngster Nacht erschienen,  
Stoß an, auf diesen geistlichen Besuch  
Ein volles Glas und einen derben Fluch.  
Und nun zum Tanz. Hei, Mäd'el, wie das geht,  
Als schwebten wir auf weichen Walzerflängen,  
Komm', laß dich in den stillen Garten drängen,  
Hörst du der Liebe süßes Nachtgebet?  
Sieh', deine Veilchen wellen schon am Mieder,  
O sag', was soll das Zittern deiner Hand,  
Sag', ist auch dir das hohe Lied der Kieder,  
Eh' du es sangst, im Herzen tief verbrannt?  
Und mußt auch du, ein ewig-müder Gast  
Von Kausch zu Kausch in nimmersatter Hast?  
Du lächelst, und dein Lächeln dünkt mich schier  
Wie wahrer Schmerz, zur Hälfte nur verwunden,  
Als trügst du stumm, ein angstgequältes Tier,  
In dir den Glanz verfrähter Sonnenstunden . . .  
. . . Pfui Teufel auch! schon wieder sitz' ich fest  
Mit meinen alten Jammermelodieen,  
Ich will doch singen, trinken, tanzen, glähen,  
Die ew'ge Zeterei, hol' sie die Pest!  
Dir ist's zu kühl! Wohlan, der Wagen harrt.  
Du zögerst — wie? Das soll ich dir erzählen!?  
Ich will ja dich, ich suche keine Seelen,  
Hat mich der Abend wieder mal genarrt?

Und doch, mir ist, ich hätt' dich einst geseh'n,  
 So lag uns tiefer in das Dunkel geh'n.  
 „Ich bin ein Künstler. Groß und wunderbar  
 blieb all' mein Sinnen, wenn ich traurig war,  
 Kaufst' ich hinab, und was in tiefster Seele  
 Ganz unansprechlich heiß die Sehnsucht sang,  
 Ich sing ihn auf, den fremden Wunderklang  
 Daß der Gedanke sich der Form vermähle.  
 Ich war so rein, daß, wenn in finst'rer Nacht  
 Die Sünde mich mit frechem Lächeln nannte  
 Und sah mich an, sie schnell die Schritte wandte,  
 So groß, so heiligend war meine Macht.  
 Da kam das Weib. In jedes Herz einmal  
 Lacht es hinab, daß voll von tiefster Qual  
 Bei jedem Puls die feinen Wände klingen.  
 Ach, einen Tempel hab' ich ihm gebaut  
 Von weißen Marmorsäulen — weh, mir graut,  
 In seine öde Leere einzudringen.  
 Sie war so schön, an ihrem warmen Leib  
 formte ein Gott wohl einst zum Zeitvertreib,  
 Um seiner Künste Meisterschaft zu zeigen,  
 Ihr Lächeln war der Frühling, ihr Gesang  
 Noch heller, reiner, wie ein gold'ner Klang,  
 Vor dem selbst Taube ihre Kniee neigen.  
 Und doch sank sie dahin in Schmutz und Staub,  
 Vom Sturm hinweggefegt wie welkes Laub,  
 Vom Herbst verweht in stiller Waldeshalle.  
 Wohl ihr, wenn sie den Weg zur Heimat fand,  
 Ein schmales Kränzlein, eine Handvoll Sand,  
 — Das alte Lied — sie war nur, wie ihr alle!

.....  
 Ein heller Ton, der sich im Feld verirrt,  
 Ein bunter Falter, der vorüberschwirrt,  
 Ein Sonnenstrahl, so tief im See verglommen,  
 Wir lauschen, suchen, wandern fort und fort,  
 Bis uns der Tod mit sanftem Trösterwort  
 Für immer an sein kühles Herz genommen.

Berlin.

Martin Boelch.

### Lied der Verfehmten.

Süßig, Leute, letzter Tag!  
 Lebens letzter Glockenschlag!  
 Wein her! Letzter Tag will Wein.  
 Leben will vergeffen sein.

Morgen war's ein Lebenslauf,  
 Knüpft man uns am Galgen auf.  
 Unser trauriges Gesicht  
 stört des Henkers Freude nicht.

Hoch dem noch viel größeren Schuft,  
den wir schufen in die Gruft.  
War es schlecht, so war es schlecht,  
Gold ist Gold und Knecht ist Knecht.

Blinkt so heiß der rote Wein,  
unsrer Sonne Abendchein!  
Morgen mit dem ersten Strahl  
hat der Fenker Bachaual.

Wien-Mödling.

Hoch dem Fenker! — Schnell verdirbt,  
wer nicht gerne langsam stirbt!  
Klirr! Den Becher an die Wand —  
seht Ihr dort die dunkle Hand?

Gräbt so sicher, gräbt so sacht  
mit den Krallen durch die Nacht, —  
was da! — Lustig! Neuer Wein!  
Leben will vergessen sein.

Gustav Macafy.

### Urfasching.

Die Sterne jagen, die Monde kreisen —  
Sind's Walzerweisen,  
Nach denen sie sich taumelnd drehn,  
Mit Wahnsinnschnele,  
Die jungen, die greisen,  
Die Feuerbälle,  
Die Schlacken, die keiner mehr gesehen?  
Wer hebt sie hinein? Wer schwingt die Knute  
Über der graufigen Weltredoute?

Gleichen sie nicht den trunkenen Weibern . . . ?  
Frucht reißt in den umschleierten Leibern,  
Durch die Finsternis zuckender Glanz,  
Und sie gebären's in fliegendem Tanz,  
Das himmlische Kind,  
Und schleudern's hinaus in die Fernen,  
Wo die andern sind . . .  
Wer ist's, der liebend sich über sie beugt  
Und ewig das Neue zeugt,  
Sterne aus Sternen?

Da kraut euch die Consuren, ihr Pfaffen:  
Wer hat's erfunden? Wer hat's erschaffen —  
Gerade das! gerade das!  
Wir haben längst den Bescheid gefunden:  
Die ihn gelästert, die ihn erhoben —  
Eines können wir unumwunden  
Alle loben:  
Er verstand sich auf Faschingspaß!

Leipzig.

Ernst Gyttow.



## Goethe im Reichstag.

Von Michael Georg Conrad.

(München.)



nttrag: Fünfzigtausend Mark Zuschuß aus Reichsmitteln zur Errichtung eines Standbildes für den jungen Goethe in Strassburg.

Der Abgeordnete Prinz Emil von Schönau-Carolath begründet den Antrag.

Der Abgeordnete Dr. Schäbler überdenkt sich die Rede, mit der er sich an der Diskussion beteiligen und im Namen der regierenden Zentrumspartei den Antrag verwerfen will.

Dabei kommen ihm allerlei Hinter-, Neben- und Untergedanken. Eine Unmasse. Trotzdem er so reichlich gefrühstückt und sich eine Extrafasche geleistet. Vielleicht auch — eben weil er das — — So ein bajubarischer Domherrnmag, der ist auf reichliche und feine Leistung dressiert. Und Goethe, das ist ein Thema zu gottseliger Verdauung, so ein heidenmäßiger Lebe- und Dichtungsmensch, der alle Sinne tanzen macht, der die heimlichsten Nerven kitzelt. Und auf Schäblers, des Domherrn Bauch, sehr fröhlichem Bauch, sitzt ein patenter Kopf. Schäblers Schädel. Eine Sehenswürdigkeit, selbst neben Goethes Schädel. Ein urfabeler Domherrnschädel mit listig lachenden Augen, einer rostig grügenden, fleischigen Nase, üppigen Lippen, gesund wie frische Mutwurst. Von einem Musenkuß im ganzen Gesicht freilich keine Spur, von sublimierter Geistigkeit noch weniger, von geistiger Askese am allerwenigsten. Kein Weltflüchtling, kein Lebens- und Genußverächter, dieser Domherr Franz Schäbler. Eine Natur wie ein echter, gerechter, mittelalterlicher Landsknecht. Wie sich's für einen streitbaren Zentrumsmann von der robusten Observanz des deutschen Reichstags schickt. Geboren in Oggersheim.

Und Franz Schädler, der Oggersheimer, lehnt sich in seinem ledergepolsterten Deputiertenstuhle zurück, läßt die goldene Brille auf der dicken Nase gemächlich nach vorn rutschen, schließt die pfiffigen Zwinkeräuglein, faltet die Hände über dem gottselig wohlgenährten Bauch und macht in der Nabelgegend mit den Daumen die gemächlich spielende Miene.

Also der junge Goethe in Strassburg. Ein vollsaftiger Bursch. Die Musen — und die Herzliebste natürlich. Eine keizerliche Pfarrerstochter, die bekannte Skandal-Geschichte. In einem reinkatholischen Deutschland käme so was ja nicht vor. Die Sittengeschichte wäre um eine Pikanterie ärmer. Die Liebchaft mit Goethe hat nicht nur das Pfarrersmädchel verunsterblicht, eine poetische Gloriole liegt seitdem auf allen protestantischen Pfarrhäusern, ob töchtergesegnet oder nicht. Meistens sind sie's. Prädestinierte Studentenliebchen. Fortgesetzte Reihe der Friederiken von Sesenheim. Die Gartenlaube schlachtet das noch hundert Jahre aus und hebt damit ihre kirchenfeindliche Auflagenzahl ins Ungeheuerliche. Auch der Erfolg des protestantischen Daseins ruht auf diesem Skandal und die ganze Schneidigkeit des evangelischen Bundes.

Der junge Goethe ist der klassische Typus des verfluchten sentimentalischen Keckertums der studierenden deutschen Jugend, mit und ohne Genie. Meistens ohne, natürlich. So wird die deutsche Weiblichkeit gelübt und der Sehnsucht nach dem Beichtstuhl mit dem Ohr und dem Uebrigen des römischen Priesters abhold gemacht. Seit Luthers Zeiten ist dem Ultramontanismus kein gefährlicherer Widersacher erstanden, als dieser Flötenspieler in Strassburg-Sesenheim. „Köslein auf der Haiden.“ Das singt sich so fort, allen keuschen Marienliederdichtern zum Trost. Kein Posaunenengel der echtkatholischen Velletristik kam bis jetzt dawider auf. Damit hub überhaupt Goethes Ruhm als Dichter an. „Knabe sprach: Ich breche dich, daß du ewig denkst an mich.“ Nun ist die Kezerei und Ruhmerschleicherei nicht mehr aus der Litteratur hinauszubringen.

Wäre das alles ins Ultramontane hinein zu interpretieren — ein himmlisches Wunder wär's.

Kryptokatholische Keime im jungen Goethe zu entdecken — keine sichereren Staffeln wären in den Himmel zu bauen.

In dem späteren Goethe sind ja prachtvolle Tendenz-Ansätze. Ohne Lupe wahrnehmbar im Faust-Schluss. Unter diesem Gesichtspunkt steckt viel Sympathisches und für eine ferne Belehrungs-Zukunft Erfolg

Verheißendes in Goethe. Aber heute schon ein Denkmal in Strassburg mit Reichszuschuß und Zentrumsgutheißung, wie, hieße das nicht freventlich einer besseren, reiferen Zeit vorgreifen? Unsere Herrschaft steht erst in den Anfängen. Die schwerste Arbeit bleibt noch zu thun. Heute roden wir und jäten aus und streuen guten Samen. In einem halben Jahrhundert werden wir Erntefest feiern. Dann kann der Oberklassiker deutscher Nation reif sein, für das glaubenseinig gewordene Reich eingeheimst zu werden. Dann soll er mit unserer Gutheißung sein Denkmal haben und einen Heiligenschein dazu. Ja, auch das. Damit wird unser Triumph erst vollständig sein. Der heilige Goethe.

Daß heute schon das Heidnische schärfer an ihm betont wird, als das Protestantische, ist günstig für den Uebergang: es hilft die Wasser seiner wahren Gestinnung und Neigung trüben.

Auch aus dem wissenschaftlichen Goethe, aus seinem naturforschenden Dilettantismus wird mit Hilfe der jesuitischen Wissenschaft, namentlich unserer römischen Psychologie, Wertvolles für seine Rekatholisierung zu gewinnen sein. Klug aber ist's, zur Stunde den Gelehrten in Goethe so niedrig als möglich zu tarieren. Wenn wir von seinen wissenschaftlichen Versuchen reden, muß der Reichstagsbericht Heiterkeit und Lachen verzeichnen.

Und erst der Patriot Goethe! Patriotismus ist allein echt und unverfälscht heute nur beim Zentrum. So lange Goethe nicht für uns gewonnen ist, wage niemand den Mann als guten Deutschen zu preisen. Die Herren vom Alldeutschen Verband selbst müssen betrübt die Köpfe hängen lassen, wenn ich ihnen heute den Patrioten Goethe in römischer Tunte mit heimatischen Zentrumszwiebeln serviere — der alte Professor Hasse wird in seinen Bart weinen.

Und mit Zitaten will ich ihnen imponieren und mit Autoritäten. Die höchstgeschätzten Gelehrtennamen will ich ihnen um die Ohren schlagen. Ich habe meine Disposition, ich bin in Stimmung. Ich fühle, wie mir neuer Vorbeer um die Rednerstirne spricht. Ich heiße Schädler, und mein Schädel kann sich neben dem Schädel Goethes noch sehen lassen — — —

Der Abgeordnete Domherr Dr. Franz Schädler aus dem gemüselreichen Bamberg erhebt sich mit elastischem Schwung und schreitet lächelnd auf die Rednertribüne zu. Ein Ah der Bewunderung geht durch die Reihen des Zentrums.



Seiner Majestät Leib-Kürassier Graf Ballestrem auf dem Prä-  
sidentenstuhl des Reichstags mit Kommandostimme: „Der Herr Ab-  
geordnete Dr. Schäbler hat das Wort!“



## Die Entwicklung der deutschen Geschichtswissenschaft vornehmlich seit Herder.

• Von Karl Lamprecht.

(Ergänzung.)

(Schluß.)

Über auch Ranke war, wie Niebuhr, kein Anfänger, sondern ein  
Bollender. Die Stellung, die er in der Entwicklung der deutschen  
Geschichtswissenschaft des 19. Jahrhunderts eingenommen hat, ist ein-  
zig. Die ihr zugrunde liegende Kombination war nicht von der Breite,  
daß sie mehreren Männern Platz gewährt hätte. Und so gilt für ihn,  
daß seine Schüler nicht über dem Meister waren.

Wir alle kennen den Verlauf der nach Ranke einsetzenden politisch-  
historischen Schule, deren Hauptvertreter, zum großen Teil wenigstens,  
von dem Denken und Forschen Rankes ausgingen. Sie stand unter dem  
Einfluß der politischen Bestrebungen der ersten drei Viertel dieses  
Jahrhunderts: Einheit der Nation durch Proklamation idealer Ziele  
und, wenn nötig, durch Blut und Eisen. So trat der Staat mit seinen  
Machtmitteln vor allem in den Gesichtskreis dieser Schule; sie hat die  
politische Lehre erzeugen können, daß nicht das Recht, sondern die Macht  
das eigentliche Wesen des Staates kennzeichne: als wenn irgend eine  
historische Erscheinung durch die Formen, in denen sie sich auswirkt,  
statt durch die Tendenz, die ihr innewohnt, charakterisiert werden könnte.  
Sie ist dabei immer einseitiger geworden; sie hat schließlich in der  
Praxis fast nur noch den Staat als historisch wichtig anerkannt, so sehr  
sie theoretisch die Bedeutung anderer historischer Erscheinungen zulassen  
mochte. In der That hat bereits im Jahre 1856 v. Sybel, ihr viel-  
leicht glänzendster Vertreter, es ausgesprochen, daß ihre charakteristischen  
Merkmale nicht in dem Kreise des wissenschaftlichen und gelehrten

Apparates lägen. Die kritische Methode sei noch dieselbe, wie sie von Niebuhr und Ranke gelehrt worden; das Neue läge durchaus in der veränderten Stellung des Autors zum Staate. Und da erschien denn Sybel als wesentlich, daß fast alle Autoren, die auf wahre Bedeutung Anspruch machen konnten, dem liberal-konservativen Kreise angehörten: „Dieser Standpunkt ist rein und scharf in allen Schriften Mommsens und Dunders, Waik' und Giesebrechts, Troysens und Häußers bezeichnet.“

Diese Wendung, wie sie freilich in der von Sybel gekennzeichneten Schroffheit von manchen bedeutenden Historikern der Zeit (z. B. von Giesebrecht oder von Georg Voigt) abgelehnt ward, führte nun praktisch zur rühmenswertesten Förderung der Einheitsidee der Nation, wissenschaftlich aber zu einer starken Verarmung an methodischer Fortentwicklung und überhaupt an allgemeinen historischen Gedanken. Selbstverständlich war, daß für die Geschichte der von Kant grundsätzlich eingeführte, bei Ranke schon wieder stärker hervortretende Begriff der Staatengeschichte nun ganz maßgebend werde; es trat ein, was man neuerdings wohl als Konzentration der Geschichtswissenschaft auf ihr „eigentliches“ Arbeitsgebiet bezeichnet hat — als wenn es wissenschaftlich auch ein uneigentliches geben könne —, oder wie es ein Vertreter der Schule einmal schon in den fünfziger Jahren auszubringen suchte: man fand wieder den Anschluß an Mascoy und Schölzer.

Denn nicht bloß das Gebiet der historischen Interessen schrumpfte einseitig zusammen, auch die großen Beziehungen der alten Ideenlehre gab man auf: vor nicht allzu langer Zeit ist ausdrücklich erklärt worden, man wolle mit deren metaphysischem Charakter nichts mehr zu thun haben. So wäre es nötig gewesen, die Forderung einer höheren Verarbeitung des historischen Stoffes hinaus über die bloßen Motivenzusammenhänge erkenntnistheoretisch ernst zu nehmen und eine rein erfahrungsmäßige Ideenlehre auszubauen. In der That ist dies Bedürfnis auch eingesehen worden, so hat z. B. Ottokar Lorenz es wiederholt angedeutet. Aber befriedigt worden ist es nicht. Damit blieb denn als bester Ausweg der Weiterbildung nur die psychologische Vertiefung der einzelnen Motivenreihen: und historische Kabinettabilder feinsten Zeichnung, nicht aber geschichtliche Werke fortschreitend größeren Verständnisses waren die Folge. Was aber die sonstige Weiterbildung der Methode angeht, so gilt noch heute Sybels Wort vom Jahre 1856: man ist über Niebuhr und Ranke nicht hinausgekommen. Gewährleistet nun aber die bloß quantitativ erweiterte Anwendung der alten Methode

mehr als gewaltige Anhäufungen von Stoff, gewährleistet sie auch wahrhaft wissenschaftlichen Fortschritt und tiefere Betrachtung? Eine jüngste, programmatische Äußerung giebt die traurige Antwort: „Wir graben und graben, wie die Lemuren gruben, als sie auf Faustens Geheiß die Kanäle zogen, um ihm von neuem Land zu gewinnen: aber Mephisto war ihr Werkführer, und sie gruben dem Meister das Grab.“

Die historisch-politische Schule, wie sie hier ausdrücklich durch Selbstkritiken charakterisiert worden ist, hat, um es zu wiederholen, gewiß die größten Verdienste um Kaiser und Reich. Außerordentliches hat sie auch in der Ausarbeitung des historisch-politischen Stoffes nach den für sie geltenden Methoden geleistet. Allein in der Hauptsache hat sie nicht gefördert. In dem sie sich zur pragmatischen Staatengeschichte der rationalistischen Zeit zurückwandte, entging ihr die Möglichkeit, die vergleichende Methode neben der quellenkritischen weiterzubilden. Die vergleichende Methode aber ist die fortschreitende Methode der neueren Zeit, die Methode unsres Jahrhunderts.

Ausführlich ist denn diese Methode auch, abseits von den Gängen der historisch-politischen Schule, seit den 30er Jahren unsres Jahrhunderts aufs lebendigste entwickelt worden.

Ganz im Anschluß an die erste, enthusiastische Periode der modernen Geschichtsforschung, an die Zeiten Windelmanns und Herbers und Heynes und Wolffs, geschah das ohne große Störungen, zunächst auf dem Boden der alten Geschichte. Denn an die Studien auf diesem Gebiete traten die politischen Forderungen des Tages mindestens nicht mit jenem Ungestüm heran, das die Historiker der neueren nationalen Zeiten fortriß. Großes wurde daher auf diesem Gebiete erreicht; Mommsens Römische Geschichte wird vielleicht dasjenige historische Werk unsres Jahrhunderts sein, das den dauerndsten Einfluß ausüben wird; und aus den antiken Studien sind die Männer hervorgegangen, die zuerst eine Regeneration der Methode der historisch-politischen Schule, wenn auch mit sehr verschiedenen Mitteln, versucht haben, Droysen und Mißsch.

Grundsätzlich und allgemein wurde indes die vergleichende Methode, indem sie sich zur allgemeinen Methode der Geisteswissenschaften überhaupt ausgestaltete, auf anderem als geschichtswissenschaftlichem Wege durchgebildet.

Vor allem galt es da die logischen Grundlagen der formellen Ver-

gleichung klarzulegen. Es geschah in der Entwicklung der statistischen Methode. Ausgehend von den Forderungen Quetelets ist sie vor allem von den Erkenntnistheoretikern und praktischen Statistikern gefördert worden; daneben hat die Mathematik einen großen, vielfach freilich schon vor Quetelet liegenden Anteil, insofern der logische Charakter des Gesetzes der großen Zahl am einfachsten aus der Umkehrung der Prinzipien der Wahrscheinlichkeitsrechnung entwickelt werden kann. Jetzt, nach den Forschungen von Drobisch und Windelband, von Wagner und Knapp und Lexis, kann man sagen, daß die Logik der Statistik der Hauptsache nach abgeschlossen vor uns liegt: und daß, wer das statistische Verfahren mißbraucht, sich nicht mehr mit den Schwierigkeiten einer noch in den Windeln liegenden Wissenschaft entschuldigen darf. In der That hat man das statistische Verfahren in der historischen Wissenschaft auch schon zu nutzen begonnen, die besondere Methode ist von Inama-Sternegg ausgebildet worden, praktische Anwendungen größeren Stils finden sich z. B. in den Arbeiten Karl Büchers, auch mein Wirtschaftsleben darf ich in diesem Zusammenhange nennen.

Von viel größerer Bedeutung als die statistische Zählungsmethode ist aber für die Geschichtswissenschaft die statistische Schätzungsmethode; und auf diesem Gebiete entbehren wir trotz einiger Anfänge noch der genaueren logischen Schulung, wie sie sich erst an der Hand einer ausgedehnten Gefährung bilden kann.

Sie dem aber die vergleichenden Methoden immerhin seit den 30er Jahren an Umfang und Intensität der Anwendung außerordentlich zuzunehmen, wurde es möglich, sie nicht nur, wie Herder dies gethan hatte, auf den Vergleich ganzer Völkertypen untereinander zu beziehen, sondern schon auf den Vergleich einzelner, in den Schicksalen großer menschlicher Gesellschaften sich regelmäßig wiederholender Entwicklungsperioden. Und die neue Methode lohnte alsbald mit außerordentlichen Ergebnissen: was hat nicht allein die Einführung der Entwicklungsstufen: Urgeschichtliche Wirtschaft, Naturalwirtschaft, Geldwirtschaft, für eine Umwälzung im geschichtlichen Denken herbeigeführt!

Allein, die vergleichende Methode führte nicht nur im einzelnen und konkreten zu großen Ergebnissen; es lag in ihrem Wesen, daß sie auch auf den ganzen Charakter des geschichtlichen Denkens revolutionierend wirkte.

Alle ältere Geschichtsbetrachtung ist teleologischen Charakters; sie geht von Motiven aus und sucht Zwecke, und sie ordnet da, wo sie

konsequent zu Ende denkt, alle denkbaren oder gedachten Zwecksummen einem obersten Zwecke unter. Teleologisch im ausgesprochensten Sinne haben noch Lessing und Herder und Kant gedacht; unbewußt teleologisch verfährt noch Kant.

Das ist sehr natürlich. Sie alle sehen in der Geschichte noch allein das Singuläre; ihnen allen gab es im Grunde doch noch nichts im historischen Verlaufe, was sich seinem tiefsten Wesen nach wiederholte. Aber nun kam die vergleichende Methode und wies solche Wiederholungen nach: Naturalwirtschaften bei den verschiedensten Völkern, epische Dispositionen in zahlreichen Zeitaltern bestimmter nationaler Kultur u. s. w. Und sie zeigte, daß diese Erscheinungen mit anderen in dem regelmässigen Verhältnis der Aufeinanderfolge standen: daß bei ungestörter Entwicklung auf die Naturalwirtschaft Geldwirtschaft, auf die altepische Zeit eine Zeit des Sagiethums folgte u. s. w. Kurz: sie zeigte eine biologische Kausalität. Denn auf welchem Wege gelangen wir zur Anwendung der Begriffsformen von Ursache und Wirkung? Allein auf dem Wege, daß wir die Regelmässigkeit der Aufeinanderfolge gewisser Erscheinungen beobachten. Dazu muß es aber selbstverständlich eine Mehrheit solcher Aufeinanderfolgen geben: und sie eben wurde auf historischem Gebiet grundsätzlich und allgemein erst durch die vergleichende Methode dargelegt.

Also die vergleichende Methode erst brachte in die Geschichtswissenschaft an Stelle der alten Teleologie die Kausalität, an Stelle der Zweckzusammenhänge ursächliche Zusammenhänge, an Stelle eines zu erreichenden, metaphysisch entwickelten Zieles einen empirisch zu erforschenden Keim der Entwicklung. Um es mit einem Worte zu sagen: erst sie brachte den neueren Begriff der Entwicklung. Denn mit diesem Begriff verbinden wir die Vorstellung des kausalen Fortschritts aus einer gegebenen Potenz zu deren höherer Entfaltung.

Das entwicklungsgeschichtliche Prinzip hat heute das geschichtliche Denken schon weithin durchdrungen, und selbst die eifrigsten Anhänger der historisch-politischen Schule vermögen sich seinem Einfluß nicht mehr zu entziehen. Allein, nicht auf eine unbewußte gelegentliche, sondern auf eine systematische Anwendung des neuen Prinzips und der ihm zugrunde liegenden Vergleichsmethode kam es an: Entwicklungsstufen der großen menschlichen Gemeinschaften, vor allem der Nationen, mußten festgestellt werden, und über sie hinaus galt es den Aufbau des weltgeschichtlichen Zusammenhangs von ihrem Dasein aus zu begreifen.

Die Versuche, der ungeheuren Aufgabe der Konstituierung solcher

Entwicklungszeitalter gerecht zu werden, haben in den 20er und 30er Jahren unseres Jahrhunderts begonnen. Sie sind lange Zeit hindurch, fast kann man sagen bis zur Gegenwart, noch unbefriedigend verlaufen.

Eins aber ist allen diesen Versuchen gemeinsam. Von vornherein ahnte man, daß es sich darum handeln werde, Entwicklungsstufen in dem seelischen Charakter der Nationen nachzuweisen; unbewußt schwebte von vornherein der psychologische Zusammenhang der Entwicklungsstufen vor. Und in der That: wenn das geschichtliche Leben nichts anderes ist, als das Seelenleben des Einzelnen und der Gesamtheit, wenn die Psychologie zu den Geisteswissenschaften etwa dieselbe Stellung grundlegenden Charakters einnimmt, wie die Mechanik zu den Naturwissenschaften: wie sollte es da anders sein? Aber man war weit davon entfernt, die großen psychischen Abwandlungen durch die einzelnen Zeitalter hin sofort in ihrer Totalität zu erfassen. Vielmehr verfolgte man sie anfangs nur nach einzelnen Seiten hin. Und da ergaben sich denn als die wichtigsten Seiten die des Verstandes und des Willens, die intellektualistische und die voluntaristische. Und demgemäß hat man die seelischen Entwicklungsstufen großer menschlicher Gemeinschaften anfangs einseitig unter dem Gesichtspunkt der Entwicklung des Verstandes, später unter dem der Entwicklung des Willens, des Triebes betrachtet.

Wie gern würde ich hier genauer von der intellektualistischen Reihe sprechen, die von Comtes Philosophie positive (1839) bis zu Du Bois-Reymonds unter den Historikern so berühmtem Vortrag über Kulturgeschichte und Naturwissenschaft vom Jahre 1877 läuft; die mit allgemeineren Erwägungen beginnt, in Buckles History of civilisation in England schon fast nur verstandesmäßig wird und bei Du Bois in der Behauptung endet, die Geschichte der Menschheit sei die Geschichte der Naturwissenschaften. Allein, diese Reihe ist neuerdings vorzüglich dargestellt worden, und so anregend ihre Auseinandersetzungen auf das geschichtliche Denken gewirkt haben und noch wirken: als Ganzes gehört sie bereits der Vergangenheit an.

Soeben in den Orcus zu versinken im Begriff ist aber auch die zweite einseitige, die voluntaristische Reihe. Man kann in ihr zwei Strömungen unterscheiden, eine realistische und eine idealistische. Der realistischen, die den historischen Verlauf vornehmlich, wenn nicht allein, aus der in bestimmten Entwicklungsstufen sich vollziehenden Einwirkung des Willens und des Triebes auf die wirtschaftlichen Verhältnisse und

die Lebensfürsorge zu erklären sucht, gehören die Sozialdemokraten und die Darwinisten an, dort Marx, hier v. Hellwald und im ganzen auch Julius Lippert. Viel interessanter jedoch ist die idealistische Richtung. Ihr hauptsächlichster theoretischer Vertreter ist Droysen in seiner Historik (1857—1858); nach Neigung und allgemeiner Geistesrichtung gehören ihr jedoch viele politische Historiker der 60er bis 80er Jahre und auch noch der Gegenwart an, so weit sie freieren Blickes um sich schauen.

Wie Comte oder Buckle in jeder historischen Erscheinung nur eine intellektualistische Regung sahen unter Mißkennen der sonst noch vorhandenen, sei es voluntaristischen, sei es ästhetischen oder sonstwie garteten Beimischung, so sieht Droysen in ihr nur einen Akt des Willens. So ist z. B. bei ihm alle künstlerische Bethätigung nur ein Willensakt; das Moment der Phantasie, das eigentlich Entscheidende, bleibt unberücksichtigt. Zudem nun so für Droysen die historische Welt die Welt des Willens ist, müßten nach seiner Lehre die geschichtlichen Stufen der menschlichen Gemeinschaften, deren allgemeine Bedeutung er ganz im Sinne der vergleichenden Methode saßt, durch Stufen der Willensentwicklung gebildet werden. Allein zu diesem reinen Schluß gelangt Droysen nicht. Vielmehr schiebt sich ihm hier, wie wohl der ganzen ihm zeitgenössischen Generation der politischen Historiker, ein teleologisches Moment unter. Der Wille, der Trieb erscheint ihm nämlich erst dann wirklich von historischer Bedeutung, wenn er gut ist: das Böse ist ihm eine, geschichtlich betrachtet, nicht vorhandene Kraft, es ist ihm noch, wie Ranke und auch Hegel, Nichtigkeit, „Schein“. Und so sind denn die Entwicklungsstufen menschlicher Gemeinschaften nicht Willensstufen schlechtweg, sondern Stufen der Entwicklung des guten Willens, der sogenannten sittlichen Mächte: und als Ziel der Weltgeschichte erscheint wie bei Hegel und Kant und auch Herder das Gute.

Es bedarf nicht des Nachweises, daß Droysens Theorie, auch abgesehen von dem teleologisch-metaphysischen Element, das ihr innewohnt, einseitig ist, ebenso einseitig wie die intellektualistischen Lehren eines Comte oder Buckle, die er bekämpft hat, und die voluntaristischen eines Marx oder Hellwald oder Lippert. Das geschichtliche Leben läßt sich nur als Eines fassen, und sein Inhalt wird durch das Seelenleben der menschlichen Gemeinschaften und der Individuen einer bestimmten Zeit als ein schlechthin Ganzes gebildet. Nicht Zeitalter des Verstandes oder der Willensentwicklung gilt es darum aufzufinden, sondern Zeitalter der Entwicklung des gesamten Seelenlebens überhaupt. Das ist

denn auch die Bahn, die langsam und leise die methodische und empirische Forschung gegangen ist, bis sie über Gustav Freytag und Riehl hinaus das erste entschiedenste dieser Zeitalter, das die gebundene Zeit der nationalen Mittelalter von den späteren Zeiten zu trennen pflegt, entdeckte und klar und deutlich zur Darstellung brachte, das Zeitalter des Individualismus. Wir alle wissen, daß auf diesem Gebiete das größte der vielen Verdienste Jakob Burckhards zu suchen ist. Allein die Forschung hat bei dieser Errungenschaft nicht stillgestanden, und die Auffindung einer empirisch stichhaltigen Abfolge typischer, psychologischer Entwicklungszeitalter bildet das größte historische Problem der Gegenwart.

Es ist das Moment des unmittelbar gegenwärtigen geschichtlichen Lebens, das ich mit den letzten Ausführungen berührt habe. Ich habe nicht die Absicht, die damit erreichte Grenze zu überschreiten. Sie wissen, diese Gegenwart ist auf dem Gebiete unsrer Wissenschaft kampferfüllt: historisch-politische Schule und kulturgeschichtliche Forschung streiten, wenn nicht um die Alleinherrschaft, so doch um gegenseitige Abgrenzung. Als Erkennungszeichen aber hat sich in diesem Kampfe anfangs das Feldgeschrei hie Staatengeschichte, hie Kulturgeschichte erhoben. Es bedeutet die klare Erkenntnis der auf dem Gebiete der geschichtswissenschaftlichen Entwicklung historisch gegebenen Gegensätze. Ich will nicht entscheiden, auf welche Seite der durch die Schlagwörter Staat und Kultur bezeichneten Parteien sich der Sieg geneigt hat, obwohl von vornherein klar ist, daß logisch der Staat ein Unterbegriff der Kultur ist, und entwicklungsgeschichtlich an zahlreichen Stellen Kultur nachweisbar ist, ehe der Staat sich bildet. Die methodologischen Erörterungen haben inzwischen tiefer gegriffen, und wir befinden uns mitten in Gährungen, deren endliches Ergebnis nicht schon im nächsten Augenblick zu erwarten steht.

Für den ferneren Verlauf dieser Gährungen aber können wir hier nur Eines wünschen: daß auch in diesem wogenden Kampfe der Streit der Vater des Fortschritts sein möge, und daß der Kampf geführt werde im lebhaftesten Gefühl der Idealität der Dinge, um die es sich handelt. Wir sind hier an geschichtlich denkwürdiger Stätte (im Nürnberger Rathhause) versammelt. Die Wände dieses Saales schmücken Gemälde aus der Schule Dürers, und den kostbarsten Schatz dieses Hauses bildeten einst die vier Gestalten der Evangelisten und Apostel, die der größte und ernsteste unserer Maler seiner Vaterstadt als ein Vermächtnis seines höchsten Könnens hinterließ. Wie die von Dürer verfaßte



Unterschrift dieser Gemälde seine Zeit einstmals beschwor, nicht menschliche Verführung für das göttliche Wort anzunehmen, so wollen wir dieser Mahnung des 16. Jahrhunderts für uns und unsre Zeit die unerschütterliche Ueberzeugung abgewinnen, daß auch bei den Kämpfen unsrer Tage nichts zum Siege führen wird, als eine nur der Sache dienende Wahrhaftigkeit.



## Die Feindlichen.

Drama in vier Aufzügen von Johannes Schlaf.

(Magdeburg.)

(Schluß.)

### Vierter Aufzug.

Daselbe Zimmer. — Um dieselbe Tageszeit wie in den vorigen Aufzügen.

**A** *st* *a* (allein. — Sie sitzt am Fenster, das Gesicht aufgestützt, die Fingerspitzen zwischen den Lippen; starrt, den Kopf aufgerect, vor sich hin. — Gerät bei jedem Geräusch in Unruhe. Fährt herum, erhebt sich halb, lauscht, seufzt, streicht sich über die Stirn u. s. w. — Schließlich erhebt sie sich und geht in verhaltener Erregung im Zimmer auf und ab, nimmt da und dort etwas zur Hand, um es sogleich wieder beiseite zu legen. — Hört wieder zur Thür hin. Wirst sich dann lang auf die Chaiselongue, das Gesicht in den Händen bergend. — Plötzlich schrillt die Flurglocke. — *A* fährt in die Höhe und lauscht mit weiten Augen, Hand an der Schläfe, in verhaltener Erregung. — Noch einen Augenblick und sie erhebt sich völlig, thut ein paar Schritte von der Chaiselongue weg. — Dann wartet sie, das Gesicht auf die Flügelthür gerichtet, starr, die Lippe eingekniffen, sich krampfhaft auf eine Sessellehne stügend).

**H** *e* *n* *r* *i* *c* *h* (klopft; tritt ins Zimmer. — Müde, nervöse Haltung. — Sieht abgesspannt aus; sonst im Äußeren ganz wie in den vorigen Aufzügen).

*A* *st* *a* (verharrt in ihrer vorigen Stellung, ihn anstarrend).

**H** *e* *n* *r* *i* *c* *h* (sich nervös, mit bebender Hand über die Schläfen streichend):  
Hehe! — Hehe! —

(Schweigen.)

**A** *st* *a* (immer noch wie vorhin. — Ihre Brust wogt. — Sie hat die Faust auf die Sessellehne gestemmt).

Heinrich (wie vorhin, mit einem Lächeln, halb verlegen, müde, halb ironisch):  
Sie — hatten mir . . . Ich . . .

Asta (noch immer regungslos).

Heinrich: Ich vermute — hehe! — Sie wollten . . .

Asta (wie vorhin).

Heinrich: Ich bin auf Ihren — Wunsch . . . Hehe! — Ich vermute, Sie wollten über etwas — mit mir reden.

Asta: Hahaha! — O, will ich über etwas mit Ihnen reden?! — Vermuten Sie?! — Und über was will ich mit Ihnen reden?! — (Verzweifelt): O, befreien Sie mich von diesem Zustand!! — Befreien Sie mich von diesem Zustand!! — O, die Qual!! — O, die un-erhörte — Pein!!

Heinrich (zuckt zusammen, die Hand gegen sie ausstreckend, ruft sie an): Asta!

Asta (an ihrem Sessel, taumelnd): Oh! —

Heinrich (mühsam): Von — welchem Zustand . . .

Asta (ihn verzweifelt anstarrend): Von — welchem Zustand?! — Von welchem . . . Ah!! — Sie — wollen leugnen?! — Sie wollen nicht — wissen?! — Sie — wollen . . . Ah! — (Sie taumelt in halber Ohnmacht gegen den Sessel.)

Heinrich (auf sie zu): Asta! — Asta!

Asta (sich zusammenraffend, schreit): Gehen Sie!!

Heinrich (in etwas gedrückter Haltung zurück).

Asta: Kommen Sie mir nicht nah! — (Schweratmend): Sie wollen — nicht wissen! — Ah! Sie müssen mir eine Aufklärung geben!! — Sie werden mir eine Aufklärung geben!! — Ah, mein Gott!! —

Heinrich (mit einem verzerrten Lächeln): Eine — Aufklärung . . . Hehe! —

Asta: Ah! Sie werden sich besinnen! — Der Abend! — Vor Weihnacht! — Als Sie zu uns kamen! — Als Sie mir den Grund erklärten, weshalb Sie so unerwartet gekommen! — Ich hatte Kopfschmerz! — Sie — hatten mich hypnotisiert! — Ich — erwachte! — Der Augenblick!! — Sie sahen mich an!! — So seltsam an!! — Was war . . . Was bedeutete dieser — Blick?! — Oh!! — (Sie schwankt.)

Heinrich (macht eine Bewegung auf sie zu; hat sie fest im Auge).

Asta (rafft sich zusammen; beide Hände an den Schläfen, starrt ihn an, schreit): Was haben Sie mit mir — gemacht?!

Heinrich (hat bebend, in höchster Aufregung, dagestanden und sie fest im Auge

behalten; nun, einen Schritt auf sie zu, suggestiv, mit Geste): O, ich bitte Sie! beruhigen Sie sich! — O, beruhigen Sie sich! — Asta!

Asta (beruhigter, mit gesenktem Haupt und müderem Tonfall): Was haben Sie mit mir — gemacht . . .

Heinrich (ke nicht aus dem Auge lassend, sehr erregt, mühsam): Ich . . . Was ich — mit Ihnen gemacht habe?! — Hehe! — Eh — was — soll ich . . . Hehe! — Was soll ich mit Ihnen — gemacht — haben?! . . .

Asta: Ah, Sie hatten mich hypnotisiert!! — Nicht?!

Heinrich (wie vorhin): Hypnotisiert! — Ja! — Hehe! — Hypnotisiert! — Hehe!

Asta (wie vorhin): Sie hatten von — mentaler Suggestion gesprochen . . .

Heinrich (heiser, mühsam): Gesprochen . . . Von mentaler Suggestion gesprochen . . . Ja! . . . Hehe! —

Asta (gespannt): Und — ich wachte auf! — Und . . . (Verzweifelt): Ihr — Blick!! — Ihr — Blick!! — Was bedeutete dieser — Blick?!

Heinrich (mühsam): Der Blick! — hehe! — Sie meinen — der — Blick! —

Asta: O, was haben Sie mir mit diesem — Blick —!! —

Heinrich (rafft sich zusammen, ruft sie an, suggestiv, befehlend): Asta! —

Asta (läßt ihre Hände sinken, wird ruhig, sieht ihn mit großen Augen und einem mechanischen Lächeln an).

(Pauze.)

Heinrich (wie vorhin): Merken Sie auf, was ich Ihnen sage?!

Asta (leise): Ja. —

Heinrich (wie vorhin): Sie sind — frei!

Asta (leise, mechanisch): Ich — bin — frei . . .

Heinrich (immer wie oben): Ich hatte Sie — hypnotisiert!

Asta (leise): Ja. —

Heinrich (wie oben): Hatte Ihnen den Kopfschmerz — weg-hypnotisiert!

Asta (leise): Ja. —

Heinrich (müder): Und — sonst nichts. — Hehe! —

Asta (mechanisch): Sonst — nichts . . .

Heinrich (in schlaffer Haltung, Asta aber nicht aus den Augen lassend).

Asta (kommt wieder in Bewegung, streicht über die Stirn, räuspert; wieder beginnende Unruhe, ängstlich, nach ihren Gedanken suchend): Nein! — Nein! —

Aber... H! — H! — Aber... (Mechanisches Lächeln. — Plötzlich):  
Aber... Ah! Sagen Sie!

Heinrich (in aufmerksamer Haltung, sie anblickend).

Asta (sehr erregt): Man pflegt — bei der Hypnose — einen bestimmten Befehl auszusprechen! — Eine Suggestion: — Wie — haben Sie mir den Kopfschmerz — vertrieben... .

Heinrich (wie oben): Hehe! — Ich, ich sprach von — mentaler Suggestion! — Hehe! —

Asta (verwirrt): Ja! — Nun ja! — (Wieder sicher): Ah gewiß! (Sich über die Stirn streichend): Also, es ist nicht nötig, hehe! — daß man die Suggestion — ausspricht!... .

Heinrich (wie oben): Nein! Hehe! — (Sie plötzlich anrufend): Asta! Ich habe Ihnen die Kopfschmerzen ja nur — gebüßt! —

Asta (verwirrt): Ja! — Nun ja! — (Seufzt): Also, es wäre möglich, daß... .

Heinrich (wie oben): Was? — Hehe!

Asta (nach Ausdruck ringend): O, es wäre möglich, daß... .

Heinrich (wie oben): Was, Asta?

Asta (laut; plötzlich): O, und die — Bilder!! — Und mein — Zustand!! — Die Bilder!! — Die Bilder!!

Heinrich (wie oben, aber mühsam, heiser): Ihr... Hehe! — Hehe! — Zust and?! — Die Bilder!! — Hehe!

Asta: O mein Gott!! Mein Gott!!

Heinrich (rafft sich zusammen, wieder befehlend): Asta!

Asta: Ja! — Ja! — Ah, mein Gott! — (Sinkt in den Sessel.)

Heinrich (zu ihr hin, sich halb zu ihr beugend, flüstert suggestiv): Beruhigen Sie sich, Asta! — Beruhigen Sie sich! — So! — So! — Sie sind ruhig! — Nicht wahr?

Asta (leise): Ja.

Heinrich: Merken Sie auf! — Hören Sie! — Ich — sagte Ihnen — (Mit Betonung): Den Kopfschmerz hatt' ich Ihnen — gebüßt, Asta! — Sonst — nichts!

Asta (im Sessel liegend, mit einem mechanischen Lächeln): Sonst nichts... .  
Nein... .

Heinrich: Nicht wahr?

Asta (wie vorhin, leise): Ja. —

Heinrich (aufatmend): So! — Und nun — merken Sie auf, Asta! — Hören Sie mich! — Wollen Sie mir Ihre Aufmerksamkeit schenken?

Asta (rafft sich zusammen, streicht sich langsam über die Stirn, aufatmend): Ja.  
 Heinrich (rollt einen Sessel in ihre Nähe, läßt sich nieder; leicht zu ihr gebeugt,  
 sie anblickend): Hören Sie! — Ich werde Ihnen sagen! —

Asta (blickt ihn an).

Heinrich: Wollen Sie mir beschreiben, wie Ihr Zustand . . .  
 Ne! Hehe! — Aber nein! Das ist ja nicht von nöten! — Hehe! —  
 Ich weiß! — (Mit Betonung): Die Summe ist eben: Sie glauben sich  
 an mich — gefesselt; glauben sich durch eine heimliche Suggestion an  
 mich gefesselt. — Hehe! — (Mit schonendem Vorwurf): Soll Ich Ihnen  
 hier noch ein Wort erwidern, Asta?! — Wie?! — Sagen Sie, Asta!

Asta (atmet tief auf, leise): Ah, nein! — Nein! —

Heinrich: Hehe! — (rückt ihr ein wenig näher, mit suggestiver Stimme):  
 Asta! — Sie sprechen von — Pein, von — Qualen, Asta!, —  
 (Bewegt): Halten Sie mich für im stande, Asta! Ihnen auf irgend eine  
 heimliche Weise derartige Qualen aufzuerlegen? Wie? — Asta!

Asta (in ruhender, lauschender Stellung, mit einem Lächeln vor sich hinsehend,  
 leise): Ah nein! — Nein! —

Heinrich (wie vorhin): Würde ich nicht ein — Schurke sein?!  
 — Wie?! — Wollen Sie mich für einen Schurken halten, Asta?!

Asta (fängt an, leise zu weinen).

Heinrich (mit gedämpfter, vor Erregung tiefer und weicher Stimme):  
 Hören Sie, Asta! — Es ist ja doch so einfach! — Ich werde Ihnen  
 alles erklären! — Nicht wahr? — (Mit Betonung): Der Hauptgrund  
 Ihres Zustandes ist der, daß ich Ihnen, wie soll ich sagen? —  
 problematisch bin. Problematisch. — Sie sind eine Natur, Asta!,  
 die viel zu fein ist, als daß sie nicht von irgend etwas Dunklem,  
 Unklarem, das sich in Ihrer Nähe befindet, auf das Intimste beschäftigt  
 würde. — Sie werden nun in solchen Fällen — natürlich! — ganz  
 anders engagiert, als irgend ein beliebiger Durchschnittsmensch. —  
 Es ergreift Ihr ganzes Wesen. — Immerhin hatten Sie ja nun  
 bereits eine Art gefunden, mit mir auszukommen. — Leider aber, und  
 hier setzt nun mein Fehler ein, da ich mich von Ihnen — hehe! —  
 in einer gewissen Hinsicht mißverstanden fühlte, versuchte ich mich Ihnen  
 als ein anderer zu geben, in der Hoffnung, Asta! als ein solcher,  
 wie soll ich sagen? — fröhlicher mit Ihnen verkehren zu können.  
 Dieser andere hat Sie aber — leider! — völlig an mir irre gemacht.  
 Hielten Sie mich bisher so halb und halb für einen, nun! — (Gemüthlich):  
 einen — Dummkopf — hehe! —

Asta (suckt zusammen): Oh! —

Heinrich (wie oben): Mein Gott! wer die Schullen eines solchen Bücherwurms nicht gewohnt ist? — Hehe! — Nun also: so trauten Sie diesem anderen, der so viel weniger — konfuse war — hehe! — eben bei der plötzlichen und schroffen Kontrastempfindung, zumal nun gar diese unglückselige Kopfschmerzgeschichte hinzukam, wer weiß was zu. — Sehen Sie, das ist alles! alles! — Das Ganze! — Hehe! — Alles andere, Asta! ist Einbildung, Nervosität, ist — Thorheit, Asta! Ist Ihnen das klar und deutlich? — Wie?!

Asta (tief ausatmend, leise): Ja! — Ah ja! —

Heinrich: Nicht wahr! — Hehe! — Also, ich habe Ihnen nichts suggeriert, Asta! — Hören Sie? — Wollen Sie mein — Ehrenwort, Asta?

Asta (wie vorher): Nein. — Nichts suggeriert. —

Heinrich: Nichts. — Sie werden diese thörichte Einbildung aufgeben. — Nicht wahr, Asta?

Asta (wie vorher): Ja. —

(Kleine Pause.)

Heinrich (der sie nicht aus dem Auge gelassen, setzt den Blick senkend, mit stotternder, müderer Stimme): Und nun — hören Sie weiter. —

Asta (blickt ihn an).

Heinrich (wie oben): Ich habe Ihren Zustand auf seine Gründe zurückgeführt. Das nächste zu seiner Beseitigung ist damit — gethan. Wenn auch noch nicht alles. —

(Schweigt einen Augenblick.)

Eins bleibt noch übrig. — Wir sind zwei entgegengesetzte Naturen, Asta! — Sie sind ein klares, lebhaftes, fröhliches Temperament; ich bin eine verzwickte, trübe Natur. — Hehe! — Hm! Es hatte sich ja nun zwar so etwas wie ein Kompromiß zwischen uns ergeben: aber die letzte Zeit hat erwiesen, daß er — auf die Dauer — nicht möglich ist, trotz der Berührungspunkte, die . . . hehe! — (Schweigt.)

Asta (unruhig): Wie . . .

Heinrich (müde, unsicher): Ein weiterer Verkehr würde . . . Es wäre unfehlbar, daß solche Krisen, wie sie . . . hehe! — Es würde unverantwortlich von mir sein, wenn ich, auf Kosten Ihres seelischen — Gleichgewichts — noch länger — hier aus- und eingehen wollte . . . Hehe! — (Erhebt sich.)

Asta (wie vorher): Wie! — Sie — wollen . . .

Heinrich (beiseite bildend, lach, mit einem faden Lächeln, das halb und halb wie ironisch wirkt): Hehe! — Glauben Sie nicht, daß . . . Es wird,

wenn ich Ihnen gestehen soll, — hehe! — mir sehr schwer . . . hehe! — Der Verkehr mit Ihnen und Ernst ist mir ja so viel gewesen, so viel: indessen . . . hehe! — Sehen Sie: geradeheraus, Asta! — Hehe! — Sie haben immer einen viel zu intimen, viel zu — freundschaftlichen Anteil an mir genommen . . . Ich fühle — hehe! — daß ich ihm auf die Dauer nicht gewachsen bin. — Es — (Wüstlich): Wenn nicht Ihretwegen, so müßte ich doch meinertwegen — hehe! — diesen Verkehr — abbrechen . . . (Mit Empfindung): Ah! Wenn wir die guten Kameraden sein könnten, Asta! die wir wohl zuweilen zu sein glaubten und wohl auch — waren . . . hehe! —

Asta (erhebt sich unruhig): Wie! — Sie — wollen gehen . . .

Heinrich (wie oben): Hehe! — Hehe! — Ja! Ich bin mit mir ins Klare gekommen! Unser Verkehr würde unmöglich auf die Dauer ein unbefangener bleiben können. — (Pause. — Lach, schlapp, schleppend): Hehe! — Es ist das einzig Mögliche! — (Salt abgewandt, mit schiefem Blick und ironischem Lächeln.) Hehe! — Es würde Thorheit sein, zu hoffen . . . Hehe! — Eh — Sie — eh verstehen jetzt sich und mich und . . . Nicht wahr? — Hehe! — Hehe! —

Asta (die ihm mit gespannter Aufmerksamkeit in immer stärkerer Erregung zugehört hat, nun leidenschaftlich): Ah, Sie lügen!! — Sie lügen!! — Alles, was Sie sagen, ist Lüge!! — Alles ist Lüge!! —

Heinrich (in schlaffer Haltung, mit seinem müd-ironischen Lächeln sie anblickend): Wie . . . Sie — sagen . . . Hehe! —

Asta (außer sich): Ah, ich durchschaue ja Ihren ganzen Charakter!! — Hahahaha! — Ihre ganze niedrige Gemeinheit durchschau' ich ja!! — Ich will Ihnen alles sagen!! — Es ist ja so klar, so sonnenklar!! — Hahahaha!! — Nie haben Sie vertragen können, wie ich Sie behandelte!! — Ja, ich habe Sie behandelt wie einen Dummkopf!! — Weil Sie sich so gaben!! — Nie haben Sie das vertragen!! — Aber Sie waren zu feig, es sich merken zu lassen!! — Sie waren zu feig!! — Sie haben sich gerächt an mir!! — Sie haben sich auf eine heimtückische, erbärmliche Weise gerächt!! — (Mit gerungenen Händen auf ihn zu.) Ah, geben Sie mir meine Ruhe wieder!! — Geben Sie mir meine Ruhe wieder!! — Das müssen Sie!! — Das können Sie!!

Heinrich (sodort in Haltung, sie scharf ins Auge fassend, laut): Ah!! — Halt!! — Asta!!

Asta (starrt ihn an).

Heinrich (wie vorher): Asta! — Hören Sie mich! — Im Gottes-

willen! Geben Sie diese unselige Einbildung auf! — Ich habe Ihnen nichts suggeriert! — Hören Sie?! — Geben Sie diese Einbildung auf!! — (Auf sie zu, ergreift ihre Hand, küßend): Afta! — Hören Sie?! — Afta! — (Sinkt vor ihr nieder.) Ich beschwöre Sie! — Ich habe Ihnen nichts suggeriert! — Hören Sie?! — Einzige, teuerste Afta!!

Afta (die ihn unverwandt angesehen, bricht in ein konvulsives Schluchzen aus).

Heinrich: Sie dürfen sich das nicht einbilden!! — Um Gotteswillen!! — (Erhebt sich; preßt die Hand auf die Stirn; stöhnt; leucht, taumelt in halber Ohnmacht.) Sie — dürfen und sollen das nicht... Hören Sie?!. . . .

Afta (schluchzt nur).

Heinrich (wieder auf sie zu, ergreift ihre Hand): O Afta!!

Afta (beruhigt sich).

(Paus.)

Heinrich (sie anblickend, immer ihre Hand haltend, mit tiefer, vibrierender Stimme): Afta! Hassen Sie mich — so sehr? — Wirklich?! — Ist Ihnen mein Wesen wirklich so — grundzuwider?! —

Afta (guckt zusammen, sieht beiseite).

Heinrich: Denn was bedeutete das sonst wohl alles, Afta?! — Was könnte das sonst besagen? — Bin ich Ihnen so — grundzuwider? —

(Läßt plötzlich ihre Hand frei, tritt von ihr weg; steht finster da; plötzlich):

Haha! — Sie glauben mir nicht! — Sie nennen mich einen — Lügner! — Haha! — (Finster): Warum?! — Was war in dem Ton meiner Stimme, das Sie veranlaßte... Weil ich müde war... Müde bin... Ach, wie müde, Afta! — Haha!

Afta (steht da in tiefer, innerer Erregung).

Heinrich: Weil etwas im Ton meiner Stimme war... Etwas in meinem Wesen liegt... Der Fluch dieser Müdigkeit und doch der Stolz, der sie beherrscht, beobachtet, händigen kann... Dieser — Fluch! — Das ist diese — Ironie, Afta! — Diese bewußte — Ironie! Diese böse Ironie! — Haha! — Das ist das Grundböse, dem man ja die schändlichste der Schurkereien zutrauen darf! — Haha! — Das ist der Bösewicht, dem man das abscheulichste, heimtückischste Verbrechen zutrauen darf! — Haha! — Nicht, Afta?! — Nicht?

Soll ich Ihnen mein innerstes Wesen eröffnen, Afta?! — Soll



ich Ihnen meine innerste Seele zeigen?! — Noch niemand hat sie sehen dürfen! — Ich war zu stolz und zu scheu! — Und es — taugt auch nicht, Asta!

Aber Sie sollen mich nicht Lügner nennen! — Sie sollen nicht, Asta! — Sie nicht!

Asta (wie oben).

Heinrich: He! — Mich wollen Sie für einen Schurken halten! — Mich! — Sie, Asta! — Haha! — Haha! — O wirklich, das ist das äußerste, was mir das Schicksal bieten kann! — Haha! — Was bin ich, Asta! — O, was bin ich denn?! — Haha! — Ein Unglücklicher! — Ein Unglücklicher! — Der nichts, nichts hatte als die Freundschaft zweier Menschen, nichts als diese persönliche Sympathie, die seinem Leben Licht und Sinn gab! — Und jetzt sind Sie im Begriff, mich für einen Schurken zu halten! — Haha!

Asta (macht eine Bewegung).

Heinrich: Wenn ich Ihnen sage, Asta! ich ruhte an ihrem Herd wie ein Ausgestoßener an einer Freistatt, dann ist es nicht zu viel gesagt! — Aber ja, ich mag ja wohl zu müd' und fertig sein, als daß ich dieser — Rast bei Ihnen heiden noch mal einen neuen Aufschwung verdanken sollte! — Haha! — Es ist der Fluch dieser Müdigkeit! Es ist eben Schicksal, Fatum! — Haha! — Ah! Ich bin ja so arm, so arm, so bettelarm! — So lächerlich arm! — Ein Mensch, bar an aller und jeder Illusion! So radikal, aber auch so radikal mit allem fertig! — Haha! — Und doch noch dieser lächerliche Instinkt zum Leben! — Wer, Asta! kann unglücklicher und allerdings lächerlicher sein! — Lächerlicher! — Freilich! — Haha! — wie hätten Sie mich anders behandeln sollen, als Sie mich behandelten! — O, nie kann ein Mann jemals in dieser Beziehung so folgerichtig sein wie ein Weib! — Hehe!

Asta (mit einer jähen Wendung zu ihm hin, mit thränender Stimme, bittend): O, sei'n Sie still! — O, sei'n Sie — still!

Heinrich: Und kein Mann versteht allerdings auch wieder damit alles, was in einem Manne, den das Leben an eine derartige Wende herangebrängt hat, alles, was letzte, instinktivste Männlichkeit in ihm ist, so zu wecken wie ein Weib! — Hehe! — Zu irgend einem letzten Entschluß, zu irgend einer Handlung, die, welche auch immer, männlich ist! — Hehe! — Verstehen Sie? Zu irgend einer, Asta! — Hehe! — Hehe! — O Asta! daß ich mich nicht töten kann! daß ich es nicht kann, Asta! — O, erklären Sie mir diesen Wider-

spruch, diesen Konsens, diesen — Wahnsinn, Asta! — Haha! — O Asta! daß mich diese Krise, die ich Ihnen verdanke, Asta! verdanke! — nicht zu diesem einzig logischen Entschluß weckt, mich zu töten, Asta! — Hehe!

Asta (die Hände ringend): O nein! — O nein! — O, das — sollen Sie nicht sagen . . .

Heinrich: Hehe! — Denn welche Möglichkeit hätte ich nun wohl noch, zu leben? — Wo ist der Inhalt, den mir das Leben noch geben könnte?! — O, wissen Sie! diesen großen Inhalt, der mächtig genug ist, ein Mannesleben zu erfüllen, bis zum Ende zu erfüllen, Asta?! — Wo wäre etwas, an das ich noch glauben könnte, das ich noch ernst zu nehmen vermöchte?! — O, ich bin der tragikomischste Grandseigneur von der Welt — hehe! — Habe alles, spiele mit allem, und habe nichts zu eigen, nichts! nichts! — Haha! — Haha! — Da haben Sie mich! — Da bin ich, Asta! — Haha! —

Asta (wie vorhin, gegen ihn gewandt): O nein!

Heinrich (finster): So! und nun — lassen Sie mich — gehn!

Asta (ihn anstarrend): Wie?! — Sie — wollen . . .

Heinrich: Dem Unausweichlichen zutreiben, Asta! —

Asta: Heinrich!

Heinrich: Oder — was sonst? Asta?! —

Asta: Nein! O nein! — (Beiseite blinkend, mit sich ringend.)

Heinrich (blickt sie einen Augenblick an; dann fest und entschlossen): Gut! — Thorheit! — Machen wir ein Ende! — Paß auf! —

Asta (suckt zusammen, blickt ihn an).

Heinrich (wie vorhin): Wir stehen zueinander in diesem Verhältnis! — Wir möchten uns von seinem Zwang befreien! — Es liegt nicht in Deiner Gewalt! — Es liegt nicht in meiner!

Asta: O Gott!! —

Heinrich: Hahaha! — Oder doch?! — Nein! — Ja?! — Ja, mein Gott! Hehe! — Wir könnten uns ja töten! — Oder wollen wir noch warten?! — Probieren?! — Hehe! — Ob nicht vielleicht doch noch?! — Mit der Zeit?! — Hehe! — Vielleicht, was in den letzten vierzehn Tagen nicht möglich gewesen . . . Hehe! — Also, um dieser — Suggestion, diesem — hypnotischen Zustand — hehe! — ein Ende zu machen: töten wir uns! — Hahaha! — (Stöhnt): Ich bin bereit, Asta! — Oder meinst Du, daß es mir

möglich wäre, daß alles nun noch zu tragen?! — Nun?! — Wie?!  
— Afta!

Afta: O nein, nein, nein! — — — Heinrich! — (Wirft sich schluchzend an seine Brust.)

Heinrich (sic bei den Armen fassend, ein Stück von sich wegkaltend und ihr in die Augen blickend): Afta?!!

Afta (blickt ihm in die Augen).

Heinrich (bleibt sie wieder an seine Brust): Hahahaha!! — Hahahaha!!  
— Mein!! — Mein!! —



## Politische Lieder aus Osterreich.

### I.

#### Parlamentarisches aus Osterreich.

„Nein, so kann's nicht weiter gehen,“  
Schildt der Lehrer voller Grimm,  
Schreibt den Tadel an den Vater,  
Schickt ihn mit dem Jungen hin.

„Bitt're Klage muß ich führen  
Über Ihren losen Sohn,  
Ohne Fucht ist sein Betragen,  
Ohne Achtung ist sein Ton!

Ochs und Esel — Schuft, Hallunke  
fliegt nur so aus seinem Mund,  
Und fürwahr, trotz dem Verbote,  
Kauft er in der Zwischensund.“

Vater sieht mit ernsten Augen  
Seinen strammen Jungen an,  
Zieht die Stirn in finst're Falten,  
Knüpft sich und spricht sodann:

„Unerhörtes bringt die Meldung,  
Schwerer Sorgen bin ich voll,  
Dieses Schimpfen, dieses Raufen,  
Sag', wie das wohl enden soll!“

Doch der Sohn spricht ohne Zagen:  
„Thut doch nur nach Mutters Wort:  
Dir in allem gleich zu werden,  
Sel mein Streben fort und fort.

Früher spielten wir Soldaten,  
Aber das hat jetzt ein End'!  
Wann wir freie Zeit jetzt finden,  
Spielen wir stets — Parlament!

Kasen's heimlich in der Zeitung,  
Wie ihr Großen es dort macht,  
Pfeifen, schlagen auf die Pulte,  
Daß es nur so dröhnt und kracht.

Merkten uns auch gut die Worte;  
Hui! — Die sind nach unserm Sinn.  
Und ich muß am ärgsten tosen,  
Weil ich doch Dein Junge bin!

Aber — uns will man's nicht dulden,  
's ist doch wahrlich eine Plage!  
Wir bekommen Schläg' und s'er,  
Ihr — zehn Gulden noch pro Tag!“

## II.

## Sternfall des Jahres 98.

|                                                                                                                                                                                             |                                                                                                                                                                                                   |
|---------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|---------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|
| <p><b>E</b>s fielen vom leuchtenden Himmelszelt<br/>         Gar viele Sterne nieder,<br/>         Doch — wie es so geht auf dieser Welt,<br/>         Sie trafen „Gewisse“ nur wieder.</p> | <p>Wohl schmückt manch wackere deutsche Brust<br/>         Ein Kreuz, eine bronc'ne Medaille,<br/>         Doch die Ordenssterne blieben aus.<br/>         „Das Kreuz gehört der ‚Kanaille!‘“</p> |
|---------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|---------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|

(Authentischer Ausspruch eines Ministerpräsidenten.)

## III.

## Der eiserne Mann in Wien.

Das Rathaus steht in stolzer Pracht,  
 Und hoch am Dach hält treue Wacht  
 Der „eiserne Mann“ bei Tag und Nacht.  
 „Als Sinnbild der Stärke, der Treue, der Kraft,  
 In der Einigkeit liegt des Reiches Macht.“  
 Ein Schusterbub', der hört's und lacht.

Pfeift vor sich, gar sacht und leis:  
 „Auf dem Dache sitzt ein Greis,  
 Der sich nicht zu helfen weiß!“

In Wien, in der schönen Kaiserstadt!

Gr. u. Mähren.

Erna Viered.



**Emerson.**

Von Walt Whitman.

**I**nnershalb des Bereiches, das wir Natur nennen, seiner unermesslichen Ausdehnung, seiner Höhen und Tiefen — innerhalb dieses Bereiches, dem der Mensch, der soziale und historische, samt seinen sittlich geschulten Gemütsäußerungen angehört — wach geringen Anteil (das fiel mir heute so ein) hat doch die Bitteratur — auch wenn wir daraufhin jegliches ihrer Zeitalter prüfen — mit wirklich getreuen Zügen aufgezeichnet! Das Beste davon gleicht einer winzigen Flotte, deren

Barken die Küsten eines userlosen Meeres bestreichen, doch nimmer sich unterfangen, auf gut Glück in die Sphären des Unbekannten als Kolumbusfahrer auf Entdeckung neuer Welten auszusегeln, um so für den Rundblick ins All den Kreis vervollständigen zu helfen.

Emersons Schriften bewegen sich größtenteils in dieser Gedankenrichtung, und seine Bücher erzählen ein oder zwei Vorkommnisse aus eben diesem Luft- und Wasserreich und stehen in innigerer Beziehung zu dem Zeitalter, in dem wir leben, und zur amerikanischen Politik, als alle andern. Aber damit fange ich schon an, ihm zu huldigen — ein Beweis, daß ich für die tiefsten seiner Lehren keineswegs unempfänglich bin. Ich werde seine Bücher von einem demokratischen, rein abendländischen Gesichtspunkte aus betrachten. Von diesen sonnig blendenden Flächen will ich die Schatten herauslösen. Irgend jemand sagte vom heroischen Charaktertypus, daß „da, wo die höchsten Gipfel emporragen, unbedingt auch die tiefsten Schluchten und Abgründe sein müßten“. Mein sei die undankbare Aufgabe, (zur Beweisführung) beides, die sonnigen Flächen und himmelwärtssteigenden Gipfel unerwähnt zu lassen, um in den Öden dunkler Thäler zu verweilen.

Vor allem scheint mir der Inhalt dieser Bücher zu glatt im Stil, zu vollkommen abgerundet. (Stöcklich sind im Moment des Bedarfs z. B. gute Butter, seine Süßigkeiten, Kuchen etc. Wenn man aber nie anderes als Butter oder Süßigkeiten essen sollte, wär's vom besten bald zuviel!) Und ob auch der Verfasser über Unabhängigkeit, Tollheit, ungesuchtes Wesen und natürliche Eingebung allerlei zu sagen hat, stützt sich wohl kaum ein zweiter in seinen Werken auf so künstliche Vorkaussetzungen und solche Gelehrtenweisheit und umgiebt alles mit etwa drei bis viermal veränderter Ausschmückung. (Das nennt er vorgeschrittene Kultur.) Immer bleibt das Mache und ist kein Ergebnis von innen heraus entstandener Ideen. Porzellanstatuetten von Löwen, Hirschen, Indianerjägern sind's, und zwar Statuetten in sehr gesuchter Stellung, berechnet, auf Rosenholz- oder Marmorgestirnen in Empfangsräumen und Buchhandlungen zu prunken; im Leben sieht kein Tier, kein Indianerjäger so aus. Allerdings muß man fragen, ob für natürlich dargestellte Tiere oder Indianerjäger ein Bedürfnis vorhanden ist. Wie würde sich das zwischen Astrallampen, Bric à Brac und Tapissereien ausnehmen, während Damen und Herren in gedämpfter Unterhaltung über Browning, Longfellow und sonstige Kunstfachen reden? Der geringste Verdacht, daß so ein realistisch aufgefaßtes Viehzeug oder Indianerwoll oder irgend eine im natürlichen

Verlauf sich abspielende Begebenheit ihnen in den Weg treten könnte, würde alle diese guten Leute um ihre Ruhe bringen und schleunigst in die Flucht jagen.

Emerson ist, meiner Meinung nach, weder als Dichter noch als Künstler oder Erzieher hervorragend, wenngleich er in jedem dieser Fächer seine Verdienste hat. Am besten ist er als Kritiker oder Diagnostiker. Weder Leidenschaft, noch Einbildungskraft, noch Neigung oder Schwäche oder irgend ein ausgesprochener Hang zu etwas Besonderem hat ihn je beherrscht. (Ich erkenne am Seelenfeuer, Stimmungszauber, der verhaltenen Inbrunst und der Zähigkeit den Neu-Engländer; aber durchgebrochen ist bei ihm nichts davon — es schlummert alles im Verborgenen.) Er beschaut oder packt nichts von einer gewissen Seite, von welcher sich's vornehmlich dem Beschauer darstellt (wie alle Poeten oder sonst feiner besaiteten Schriftsteller), er beschaut sich jedes Ding erst von allen Seiten. Der Einfluß, den er auf seine Leser ausübt, zielt darauf hin, ihnen jede Art Ehrfurcht abzugewöhnen — namentlich ihnen abzugewöhnen, an irgend noch etwas Höheres, als an sich selbst zu glauben. Diese Bücher wollen uns eine bestimmte Strecke weit, über bestimmte Stufen unserer Geistesentwicklung hinweg, mit ihrem Inhalt füllen und ganz ausfüllen — sie sind (ebenso wie der Autor seine Lehrsätze und theologischen Ansichten in jungen Jahren vorbrachte) von unbestreitbarem Wert und sehr brauchbar in solchen Übergangszeiten. Aber in Stunden, in denen man die Last des Lebens, oder sich in reizbarer oder erhobener Stimmung oder — dem Sterben nahe fühlt, sodas man der leise beschwichtigenden oder frisch anregenden Strömungen geheimnistiefer Naturlaute bedarf oder man ihren Einwirkungen auf Litteratur und Menschenverkehr nachspüren möchte, weil die Seele an der nüchternen, schneidigscharfen Verstandsklügelei sich wund reibt, in solchen Stunden geben diese Bücher einem nichts.

Als Philosoph hat Emerson eine merkwürdig scharfe Sittenlehre. Er scheint garnicht erwägen zu können, daß Sitten lediglich äußere Merkmale sind, Unterscheidungszeichen, an welchen auch Chemiker und Metallurgen ihr Metall erkennen. Dem tieferschauenden Forscher zeigen alle Metalle ihre tiefstliegenden Eigenschaften, ihren wahren Wert. Wer kleinlichen Sinnes ist, wie alle konventionellen Leute, macht sich nur viel aus Gold und Silber. Wer aber im Abschätzen menschlichen Wertes ein rechter Künstler ist, findet oft das, was manche schlecht gestittet nennen, am interessantesten und voll innerer Bedeutung. Angenommen, diese Bücher erschöpften alles, was im allgemeinen und einzelnen

den Charakter des Vollblut-Amerikaners ausmacht, — Welch eine saubergewaschene, schulmäßig gedrückte, aber auch blutlose, jeden Mutterwizes entbehrende Rasse käme da zu Tage! Nein, nein, guter Freund; wenn's auch in diesen Staaten an ehrbaren Schulbesuchern und vielleicht auch an Damen und Gentlemen fehlt, die regelmäßiger baden und nicht gleich laut loslachen oder auch sich niemals unschuldig ausdrücken, so brauchen sie doch weder Schulbesucher, noch Damen und Gentlemen auf Kosten dessen, was sie haben. Es fehlt ihnen an tüchtigen Farmeru, Schiffsleuten, Mechanikern, Handlungsgehülfeu, Stadtbürgern — an geschäftlicher Sicherheit und sozialen Verbindungen — an trefflichen Vätern und Müttern. Wenn wir die nur erlangen oder soviel als möglich bei uns ansiedeln könnten — schöne, kräftige, gesunde, großherzige und vaterlandsliebende Nachkommen zu züchten, so mögen sie meinethalben immerhin in Zeitwortbildungen reden, die zur Grundform schlecht passen, und loslachen wie Mustetensalben, wenn's ihnen Spaß macht. Gewiß fehlt's ja nicht überall in Amerika an solchen Elementen, doch für weite Gegenden wären sie dringendes Bedürfnis. Und das auch ist das Wesentliche, was diese Staaten mit oft schweren Irrthümern und Übereilungen, als ein ihnen vorschwebendes Ziel anzustreben scheinen. Das System einer sich hervorthuenden, veredelten Gattung (die von der Masse sich absondert), dieses System der Länder in den alten Welttheilen mit ihren Litteraturen, wäre an und für sich nicht gerade verwerflich, wenn's nicht unserer eigentlichen Richtung zuwider und somit für uns eine abgethane Sache wäre. Könnten doch die Vereinigten Staaten zur Befestigung einer derartigen Vorzugsgattung nichts mehr hervorbringen, was dem Ruhmgepränge, so wie's bei den ersten europäischen Nationen heute noch wie früher im Schwung steht, nur im entferntesten gleichkäme. Aber ein mächtig ausgesprochener, deutlich hervorragender Gemein Sinn, der all unsere sich weit ausdehnenden Landesgrenzen in West und Ost, Süd und Nord umfaßt — und sich bethätigt als erstes geschichtliches Moment — ein großes, einiggestimmtes, wirkliches Volk, das diesen Namen verdient und abstammt von heroisch entwickelten Einzelmenschen beider Geschlechter, das ist Amerikas stärkste, vielleicht einzige Daseinsberechtigung. Wenn's je dahin kommt, wird es weit mehr (ich glaube schließlich, um das Doppelte mehr) die Frucht wohlangepaßter, demokratischer Wirtschaftsverhältnisse, Litteratur- und Kunstbestrebungen, als die Folge unserer demokratischen Politik sein.

Manchmal erschien es mir zweifelhaft, ob Emerson wirklich weiß

oder fühlt, was hohe Poesie, wie beispielsweise die der Bibel, Homers oder Shakespeares, eigentlich ist. Ich merke, daß er im stillen und ohne zu wissen, warum, nur die bestechenden Formspielereien — längst Bekanntes oder recht Seltsames — liebt, wie z. B. Wallers „Go, lovely rose“ oder Lovelaces „Strophen an Lucasta“, die schmucken Liederperlen altfranzösischer Barden und Ähnliches. Dem Erhabenen zollt er scheinbar, wie jeder anständige Mensch, Bewunderung — aber im innersten Herzen sind ihm die gewaltigsten Weseuszüge Gottes und der Poeten nicht soviel wert, wie Stanzas, Minnesänge, hübsche Rehrime und Kunstkniffe.

Die Erinnerung daran, daß ich vor Jahren, wie fast alle jungen Burschen damals, für Emerson, den Gehirnmenschen, mich begeisterte (der Schwarm ergriff mich zwar spät genug und ging garnicht tief), so daß ich seine Schriften mit Hingebung las und ihn gelegentlich einer gedruckten Veröffentlichung Meister nannte, auch vielleicht einen Monat als solchen bei mir gelten ließ — daran denke ich nicht nur sehr gefaßt, sondern geradezu mit Befriedigung. Ich habe beobachtet, daß die meisten jungen Leute mit hochliegenden Ideen dieses Entwicklungsstadium durchmachen.

Das Beste am Emersonianismus bleibt, daß er den Niesenvogel ausbrütet, der sich selbst zugrunde richtet. Wen gelüstet es, nur eines anderen Nachtreter zu sein? So lauert's hinter jeder Seite. Nirgend's noch lehrte ein Belehrender, der so dafür gesorgt hätte, daß seine Schüler sich der Abhängigkeit von ihm entwöhnen — und nie noch ein Evolutionist, dessen Wort so zur Wahrheit wurde.

Berlin.

Deutsch von Editha von Reichenstein.







Von Paul Kemer.  
(Berlin.)

I.

Der kleine Tappländer.

Ein einsamer Storch flog über Mecklenburg dahin. Schwer und müde regte er seine Flügel in der Mittagssonnenglut des heißen Junitages. Er hatte schon eine lange Reise hinter sich, und noch weit war sein Weg. Nach Lappland hinauf sollte er das Flickenbündel bringen, das er im Schnabel trug.

Es war Sonntag auf Erden. Weit und breit kein Mensch, alle Hände feierten. Die sonntägliche Ruhe war noch tiefer und stiller in der satten Regungslosigkeit der Mittagsstunde. Der einsame Storch äugte mit sehnsüchtigem Verlangen in die Tiefe. Unter ihm kam ein kleines Dorf in Sicht, wohl ein Duzend Strohdächer, die inmitten grüner Obstbäume wie in einem Neste versteckt lagen. Hier und da stieg aus einem Schornstein feiner, bläulicher Rauch in die heiße, sonnen- durchglühete Luft.

Immer langsamer wurde der Flügelschlag des einsamen Storches — immer tiefer senkte sich sein Flug der Erde zu. Es war noch soweit nach Lappland, und so schwer lag ihm das Flickenbündel im Schnabel! Er hatte es von vornherein gemerkt, er trug eins jener Menschenkinder, die sich wehren gegen das Geborenwerden, die nur widerwillig das Leben auf sich nehmen wie ein schweres Leid. Er wußte es, immer größer würde die Last werden, immer unerträglicher, je mehr er sich dem Bestimmungsorte näherte. Und er sah unter sich um das kleine Dorf herum weite wogende Kornfelder und lachende, grüne Wiesen und schilfumkränzte Teiche und Tümpel. Das war so recht ein Jagdgrund für einen alten, verständigen Storch, dem ein Froschschenkel noch schmeckt, und der seine Freude hat an den Herrlichkeiten dieser Welt. Ach, und auf einem breiten Wasserrosenblatt neben einer vollerblühten, weißen Wasserrose sah er einen biden, feisten Frosch sitzen!

Ja, da war es plötzlich geschehen, der alte Storch wußte selbst nicht, wie? Das schwere Flickenbündel war ihm aus dem Schnabel geslitten und flog nun blißschnell wie eine Sternschnuppe zur Erde, um in einem Schornstein des kleinen Dorfes zu verschwinden. Der alte Storch war im ersten Augenblick zu Tode erschrocken; er war ein ehrlicher Vogel, der bis dahin in seinem verantwortungsvollen Beruf sich nichts hatte zu Schulden kommen lassen. Aber dann fiel sein sehnsüchtiger Blick wieder auf die weiten, wogenden Kornfelder und die lachenden, grünen Wiesen und die schilfumkränzten Teiche und Tümpel, — und auch der dicke, feiste Frosch saß noch immer auf dem Wasserrosenblatt! Da brachte der alte Storch mit ein paar mächtigen Flügelschlägen sein Gewissen zur Ruhe und flog dem Flickenbündel nach — auf die Erde . . .

Bald darauf stolzierte der weiße Tugendvogel mit den roten Liebesbeinen über eine schöne, grüne Wiese. Und so seelenruhig schludte er die zappelnden Frösche, als gäbe es nirgendwo in der Welt ein Lappland, wohin er ein Flickenbündel bringen sollte — ja, ja, die Störche!

\* \* \*

War das plötzlich eine Aufregung in dem kleinen Dorfe, das eben noch so still in der fatten Mittagsstunde geträumt hatte!

„In'n Schulzenhus is wat Dütt's ankamen!“ Diese große Neuigkeit flog von Haus zu Haus und brachte im Nu das ganze Dorf auf die Beine. Der Zauber der Mittagsstunde war gebrochen; klein und groß, jung und alt, alles strömte nach dem Schulzenhose zusammen. Das war ein Hasten und Laufen, ein Reden und Schwagen, ein Eisern und Handschlagen! In einem stillen, sonnenbeschienenen Ameisenhaufen wird so mit einem Male ein großes Gewimmel, wenn ein fremder, feindlicher Gegenstand in die friedliche Ordnung hineingefallen ist.

Böllig unerwartet war das Ereignis im Schulzenhause eingetreten — „twei Mond' vör dei Tied!“ wie die Dorfzeitung, die alte Mutter Reißnersch, ganz genau zu berichten wußte. In der Küche war die junge Schulzenfrau davon überrascht worden, gerade als sie beim Kaffeekochen war und ahnungslos unter dem Schornstein stand. Ihr Mann, der Schulze, hatte noch in dem fliegendurchsummten Frieden der guten Stube Mittagsschlaf gehalten — da ging plötzlich ein geller Schrei durch das Haus, dem ein leises, feines Weinen folgte . . .

Und nichts, rein gar nichts war für den Empfang des kleinen Lappländers vorbereitet. Außer der alten, blumenbemalten Wiege, in der das Schulzengeschlecht schon seit Jahrhunderten gelegen, fehlte auch

alles: Mäddchen und Wickelbinden und die so hochnotwendigen Bindeln. Die Mägde mußten gleich ins Dorf laufen und bei den Nachbarn um das Allernötigste fragen. Mit der Zeit kam ein ganzer Berg kleiner Kinderwäsche im Schulzenhause zusammen, Jedermann wollte in solcher Not ausschelfen. Der Schulze aber jagte in rasendem Galopp vom Hofe, um aus dem benachbarten Kirchdorf Hebamme und Pastor zu holen. „Den Preister of,“ erklärte Mutter Reisnersch, „dat Kind is man swad — twei Mond' vör bei Lied!“

Eine kleine Stunde mochte wohl vergangen sein — auf dem Schulzenhofe eine Stunde banger Erwartung und immer bunteren Wirrwarrs — da klabasterte in einer großen Staubwolke des Schulzen Fuhrwerk schon wieder den Weg zum Dorfe herauf. Auf dem hinteren Sitzsaß saßen, innig umschlungen, das umfangreiche Wort Gottes im Talar und die nicht minder wohlbeleibte Hebamme. Das würdige Paar hielt sich fest aneinander geklammert, um nicht vom Wagen geschleubert zu werden. Alle Augenblicke prallten sie wie die Gummibälle in die Höhe, wenn die wilde Jagd über einen Stein ging. Ja, der Schulze, der sonst seine Pferde nicht genug schonen konnte, fuhr heute wie der leibhaftige Gottseibeius!

Einmal unterwegs hatte der Pastor in seiner Angst ihn ermahnt, doch wie ein Christenmensch zu fahren und Gott am heiligen Sonntag nicht zu versuchen. „Wat Gott, Herr Paster! Dat gellt Fru un Kind!“ hatte der Schulze ingrimmig zwischen den Zähnen hervorgestoßen, und seine Peitsche war mit scharfem Knall auf die Pferde niedergesaut. Erst vor dem Schulzenhaus hatte die tolle Fahrt ein Ende. Mit festem Ruck brachte der Schulze die schaumbedeckten und am ganzen Leibe zitternden Pferde zum Stehen. So plötzlich hielt der Wagen, daß Pastor und Hebamme mit tiefer Verbeugung vornüber schossen. „Mein Gott, wat is't för'n höflichen Mann!“ dachte Mutter Reisnersch geschweichel, während sie Seiner Ehrwürden vom Wagen steigen half.

Es war aber auch hohe Zeit, daß Pastor und Hebamme eintrafen. Das Durcheinander auf dem Schulzenhofe war mittlerweile zu einem fast unentwirrbaren Knäuel geworden. Die Schlafstube war bis auf den letzten Winkel mit schwagenden Weibern gefüllt, von denen jede mit einem anderen Rat und einer anderen Erfahrung der Wöchnerin beistehen wollte. Die Männer hatten die gute Stube erobert und besprachen hier mit gewichtigem Ernst und bedächtiger Ueberlegung den ungewöhnlichen Fall. Draußen auf dem Hofe standen die Knechte und Mägde zusammen, unterdrücktes Lachen und verschämtes Stichern stieg

öfter aus dem Haufen auf. Die liebe Dorfjugend aber, des langen Bartens überdrüssig, lobte in lärmendem Spiel um das Haus. Ein langausgeschossener, flachsköpfiger Bengel mit hellen, blauen Augen hatte den Einfall gehabt, sich die langen, roten Strümpfe seiner Mutter über die Stiefel und Hosen zu ziehen, — und machte nun den Storch, der die Kinder holt. Immer, wenn der rotstrümpfige „Adebar“ einen greifen wollte, stob die ganze Schar mit fürchterlichem Getreisch auseinander! . . . Es bedurfte der ganzen weltlichen Zungenfertigkeit der Hebamme und der ganzen geistlichen Machtvollkommenheit des Pastors, um hier Ruhe zu schaffen und Haus und Hof von allem überflüssigen Volk zu säubern — —

Und endlich hatte die Hebamme ihre geheimnisvolle Pflicht erfüllt. Die Fenster des Schulzenhauses erglühten schon in der Abendsonne, und feierlicher Friede war nach all der Unruhe und Aufregung wieder eingekehrt. Da wurde in der guten Stube an dem kleinen Lappländer die Kottause vollzogen. Die alten Eltern des Schulzen, sowie Mutter Reisnersch (sie hatte sich nicht verjagen lassen!) stauben Gevatter. Der Pastor hielt eine schöne Taufrede, in der er darauf hinwies, daß das Kind ein Sonntagskind sei und mit Gottes Hilfe viel Glück auf Erden haben werde. Aber dann kam die Reihe an Mutter Reisnersch, den kleinen Täusling auf die Arme zu nehmen. Als sie das winzige, ungefaltete Wesen vor sich im Steckfissen liegen sah, konnte sie ihr Erstaunen nicht zurückhalten, und mit dem lauten Ausruf: „Götting, as 'ne Pogg!“ platzte sie mitten in die heilige Handlung hinein. Und gleich darauf erhob sich draußen, hoch oben auf dem Scheunendach, ein mächtiges Geplapper: dort stand der alte Storch und klapperte und plapperte ein Langes und Breites, was für eine schöne Froschgegend doch Mecklenburg sei! Der Pastor, der darüber ganz den Faden verloren, hatte seine liebe Not, die Taufhandlung zu einem gedeihlichen Ende zu führen.

Der kleine Lappländer aber ging aus der heiligen Taufe mit dem stolzen Namen „Julius“ hervor.

\*     \*     \*

Alles war gut gegangen. Unter der sorgsamen Pflege der Hebamme hatten Mutter und Kind die Folgen des ungewöhnlichen Ereignisses glücklich überwunden. Die Schulzenfrau wirtschaftete schon wieder in ihrer stillen, geschäftigen Weise in Haus und Hof herum. Der kleine

Zulius (oder „Zule“, wie sein Name bald mundgerecht abgekürzt wurde) gebieh trotz seiner voreiligen Geburt auf das erfreulichste.

Aber es war ein gar zu merkwürdiges Kind. Den ganzen Tag konnte er still, ohne einen Laut der Klage oder der Freude, in seiner blumenbemalten Wiege liegen. Seit der Geburtsstunde hatte man ihn nicht wieder weinen hören, und ebensowenig kannte er das Lachen. Umsonst hätschelte und tätschelte ihn die Mutter, um dem kleinen Munde ein Lächeln abzugewinnen. Die meiste Zeit schlief er, die Patschhände zu Fäustchen geballt und die Stirne in krause Falten gezogen. Und wenn er wach lag, regte sich das Leben um nichts lauter und lebendiger in ihm. Nur seine großen, dunkelblauen Augen waren dann weit geöffnet wie in stiller, ängstlicher Frage: wo bin ich? Es waren seltsam schöne und tiefe Augen, aus denen schon ein trauriger Ernst sprach . . .

Zule wurde nur lebhafter, wenn die Mutter ihn aus der Wiege nahm und ihm die Brust geben wollte. Sobald sie an ihrem Kleide zu nesteln begann, kam Leben in ihn, und er langte mit seinen Ärmchen, ja, er strampelte wohl gar mit Händen und Füßen, bis er endlich seine Nase in den weißen, weichen Hügel drücken konnte und sein suchender Mund den Quell des Lebens gefunden hatte — dann aber sog er mit wahrer Inbrunst! Und auch der Entschbeutel, diese Vorpiegelung falscher Thatfachen, besaß die Macht, ihn aus der Fassung zu bringen. Wenn die schöne Lüge in seinem Gesichtskreis auftauchte, wurde er unruhig, und in zitterndem Verlangen öffnete und schloß er wieder die Händchen, bis er glücklich den Gegenstand seiner Sehnsucht hielt und nun eiligst in den Mund pfpopfte. Des Leibes Notdurft schien das einzige Band zu sein, das ihn mit Welt und Menschen verknüpfte!

Das absonderliche Wesen des kleinen Zule hatte sich natürlich bald im Dorfe herumgesprochen, und allmählich bildete sich um ihn ein ganzer Sagentreis. Man begann zu munkeln, er sei gar kein richtiges Menschenkind, sondern ein Wechselbalg, von den „Unnerirdschen“, von den Zwergen untergeschoben. Wenn man die langen Winterabende beim Spinnen und Besenbinden zusammensaß, so erzählte man sich die alten Geschichten: wie einst die Unterirdischen noch mit den Menschen verkehrt und ihnen manches Gute aber auch viel schlimmen Schabernack zugefügt hätten. Endlich jedoch wäre es dem Pastor gelungen, sie wegzubeten, und sie sollten alle fortgezogen sein. Eines Tages vor vielen Jahren war ein kleines, graues Männchen zu einem Fischer an der Müritz gekommen und hatte ihn gegen guten Lohn gedungen, den ganzen Tag über die Enge des Sees hin- und herzufahren. Das hatte der

Fischer auch gethan, und da war es ihm aufgefallen, daß sein Kahn auf der Fahrt nach dem andern Ufer immer so tief ging und bei der Rückfahrt immer so flach. Schließlich hatte er sich ein Herz gefaßt und seinen grauen Gefährten gefragt, woher das so seltsam mit seinem Kahne wäre. Da hatte das Männlein ihm die Augen aufgethan, und er hatte gesehen, wie in dichten, schwarzen Bügen ein ganzes Heer von Kobolden und Zwergen übers Feld fortgezogen war.

Doch im Hinblick auf Zule meinte man darauf, daß könne ja auch bloß Erzählung sein, und die Unterirdischen seien noch im Lande. Von Zeit zu Zeit hatten sie ja früher den Menschen ein Kind weggenommen, damit irdische Schönheit in ihrem Reiche nicht ausstürbe, und dafür ein Zwergenkind untergeschoben. So mochte es ganz gut auch mit Zule zugegangen sein! . . . Wenn dem Schulzen solche Geschichten zu Ohren kamen, konnte er suchsteufelswild werden. „Verdammtigen Dröhn-snaß!“ wetteerte er, „bei Jung' is 'ne Slapmütz, wider nig! Dat't em man ihrst gröter warden, denn will ic' em woll upweden!“

Doch als die Schulzenfrau von solchen Geschichten hörte, wurde sie ganz still und nachdenklich. Sie liebte ja ihren Zule, so wie er war, mit seinem stillen, scheuen Wesen; sie fühlte dunkel, daß er ein Stück Seele von ihrer Seele war. Aber es that ihr weh, daß ihr Mann sich immer mehr des Kindes entfremdete und schon jetzt sich eine Kluft zwischen Vater und Sohn aufthat. „Dat is jo gor kein Jung'!“ pflegte der Vater öfter geringschäßig zu sagen.

In ihrer Not wandte sie sich schließlich an Mutter Reisnersch, ob sie ihr nicht Rat und Hilfe wisse, und natürlich, Mutter Reisnersch wußte ganz genau Bescheid. In ihrer Verwandtschaft war ja einmal, zu Lebzeiten ihrer Urgroßmutter, ein ganz ähnlicher Fall vorgekommen. Da hatten auch die Unterirdischen ein Kind gestohlen und dafür ihr eigenes in die Wiege gelegt. Als aber die Mutter das gemerkt, war sie zu einer klugen Frau gegangen, und die hatte ihr den Rat gegeben: „hörch 'n Ei to brugen.“ Das wurde aber so gemacht, wie Mutter Reisnersch mit geheimnisvollem Flüstern auseinandersetzte: man pustete ein Ei aus und goß darauf Wasser hinein und ließ es langsam durchtröpfeln. Die Mutter hatte damals so gethan, wie die kluge Frau ihr geraten, und da hatte plötzlich der Säugling in der Wiege, der bis dahin immer still gelegen, mit dünner, feiner Stimme ausgerufen:

„Ja bün so ost  
As Böhmer Gold,  
Doch son'n Brugen herwo ic' min Dag' nich seihn!“

Im selben Augenblick war da auch ein gewaltiger Lärm entstanden, der Wechselbalg war verschwunden, und das richtige Kind hatte wieder in der Wiege gelegen! . . .

„Je, Fru Schulzen, dat helpt nu allens nich!“ schloß Mutter Reisknersch ihre Erzählung, „wie möten mal dörch'n Ei brugen — denn kriegst du din richtig Kind wedder!“

Und wirklich, als der Schulze einmal zur Stadt gefahren war, ging unter dem Beistand von Mutter Reisknersch die große Beschwörung vor sich. Nur nach schwerem inneren Kampf hatte sich die Schulzenfrau dazu verstanden; sie konnte und konnte das Gefühl nicht los werden: sie war im Begriff, einen Frevel — eine Sünde an ihrem Kinde zu begehen. Das Herz klopfte ihr zum Berspringen, und ihre Hand zitterte, als sie mit dem geheimnisvollen Brauen begann. Mit allen ihren Sinnen horchte sie nach der Wiege hinüber, in der Jule lag, wie immer still und nachdenklich, die großen Augen weit geöffnet und das Näschchen von einer dicken Brummsteige umsummt.

Und jetzt sickerte das erste Wasser durch die Eischale und schwoh langsam zu einem großen Tropfen an, der wie eine Thräne unten am Ei hing. Unter der atemlosen Spannung der beiden Frauen löste sich die große Thräne von der Schale ab und klatzte mit dumpfem Aufprall auf den Fußboden. Da! im selben Augenblick regte sich Jule in seiner Wiege (der dicke Brummer hatte sich auf seine Nase gesetzt), und im selben Augenblick auch ein angstvoller Aufschrei! Die Schulzenfrau hatte das Ei in ihrer zitternden Hand zerdrückt, — und nun lag sie über der Wiege, schluchzend und schmeichelnd: „Ne, ne, Jule! Min leiw Jule! Du fallst nich furt! Ik wil die jo behollen! Du hüst jo min Jule — min leiw Jule!“

Das war ein unerwartetes Ende der großen Beschwörung. Mutter Reisknersch war auch aufs tiefste empört und machte der Schulzenfrau sehr ernstliche Vorstellungen, daß sie durch ihr gottloses Verhalten den Zauber gebrochen habe. Doch die Mutter hörte auf nichts — nur immer fester hielt sie die Wiege umklammert, und von Zeit zu Zeit schluchzte sie wieder, und das klang nun wie ein Jubel unter Thränen: „Jule, min leiw Jule!“

Am Ende schlurste Mutter Reisknersch kopfschüttelnd zur Thür hinaus — nein, der Schulzenfrau war nicht zu helfen, mit dem besten Willen nicht! . . .

\* \* \*

Es glückte dem Schulzen nicht, seinen Jungen aufzuwecken. Zule war nun schon aus den Windeln und im weiteren Verlauf seiner Entwicklung auch aus dem geschlechtslosen Rädchen herausgewachsen. Die stolze männliche Hofe, im Verein mit schönen, glänzenden Stulpenstiefeln, schmückte bereits seine Beine. Ja, am letzten Heiligabend hatte Knecht Ruprecht aus seinem Wundersack ihm sogar ein Gängel Pferd und eine Peitsche besichert — trotz alledem wollte sich keine Männlichkeit in ihm regen! Das Gängel Pferd kam nicht wieder aus der Ecke heraus, nachdem es seinen Reiter ein paarmal schönhe abgeworfen hatte. Und ein noch tieferes Mißtrauen erfüllte Zule gegen die Peitsche — als er mit ihr zum erstenmal hatte knallen wollen, war sie ihm heimtückisch an die Ohren geflogen!

Zule, der Bappländer, war und blieb fremd in diesem Leben. Wie schwer war es ihm geworden, das Gehen zu lernen, und mit schweren, ungeschickten Füßen ging er auch ferner über die Erde. Er war an einer verkehrten Stelle zur Welt gekommen, und diese Welt erschreckte und ängstigte ihn. Sie war für ihn wie ein fremdes, unbekanntes Land, in das er sich verirrt hatte, und darinnen er nicht Weg noch Steg wußte. Von allen Seiten starrte es ihn an, dunkle, unheimliche Mästel, für die er keine Lösung hatte. Die große, strahlende Sonne am Himmel, der schnelle, flüchtige Vogel in der Luft, die kleine, stille Blume im Garten — sie waren für ihn ebensoviel Wunder, die ihn mit heimlichem Grauen erfüllten. Vor der fremden Welt zog er sich schon frühe in sich selbst zurück, und sein Leben war ein dumpfes Hindämmern in gestaltlosen Träumen. Schon seine Knabenseele war voll Traum und Sehnsucht, voll unbestimmten Verlangens nach einem fernen — fernen Lande, das jenseits dieser Wirklichkeit lag. Er fühlte dunkel, daß er dort in der weiten Ferne zu Hause sein würde . . .

Am liebsten war Zule für sich und mit sich allein. Von seinen Altersgenossen und ihren lärmenden Spielen hielt er sich ängstlich fern. Seine vornehmste Beschäftigung war, Kuchen in Sand zu backen. Stunden und Stunden saß er in einem Winkel und formte mit einem alten Fingerhut die kleinen Sandkuchen. Ein stilles, zufriedenes Lächeln lag wohl um seinen Mund, wenn ihm sein Werk gelang, und die kleinen Kuchen glatt und schier, wie aus dem Ei gepellt, aus der Form glitten. Bis ihn dann ein Schrei, eine jähe Berührung der Außenwelt, aus seinen Träumen aufjagte: das Riketik eines Hahnes, das Bauwau eines Hundes oder auch die harte Kommandostimme des Vaters. Das traf ihn wie ein Peitschenhieb, und erschreckt zusammenfahrend sah er



mit weit offenen Angstaugen in die fremde Wirklichkeit. Wenn er dann die Mutter in der Nähe wußte, kückete er wohl zu ihr, so schnell ihn seine kleinen Beine tragen wollten. Wie vor etwas Furchtbarem versteckte er seinen Kopf in ihrem Schoß und brach in ein krampfhaftes Schluchzen aus, für das niemand, am wenigsten er selbst, einen Grund hätte angeben können. Der Schoß der Mutter war die einzige Stelle, wo er sich inmitten der fremden, feindseligen Welt geborgen — zu Hause fühlte. Wenn ihre Hand ihm mit leiser Liebkosung über das Haar glitt, klossen seine Thränen allmählich stiller und langsamer, und am Ende hob er sein nasses Gesicht mit dankbarem Lächeln zu ihr auf.

Zule war das erste und blieb das einzige Kind. Der „Adebar“ ließ sich, wohl in Folge seines schlechten Gewissens, nicht wieder auf dem Schulzenhofe sehen. Um so mehr war Zule mit seinem weltfremden Wesen eine wachsende Sorge für den Vater: was sollte daraus werden, wenn „bei Slapmüg“ einst den Hof bekam! Aber nein — und bei dem Gedanken ballte der Schulze die Faust — das mußte doch mit dem Teufel zugehen, wenn er den Jungen nicht zum Manne machte. Mit rauher Hand griff er in das Traumleben Jules ein und zerstörte ihm unerbittlich die Sandkuchen und andere kleine Freuden seiner Einsamkeit. Mit Gewalt trieb er ihn auf die Dorfstraße hinaus und zwang ihn, an den wilden Spielen der Dorfjugend teilzunehmen.

Ah, Zule wußte sich dort nicht die Stellung zu schaffen, wie sie ihm als dem Thronfolger im Regiment des Dorfes wohl zugekommen wäre! In der Achtung seiner Spielgenossen war er bald noch geringer als der ärmste und geringste Tagelöhnerjunge. Sie hatten es schnell herausgefunden, daß er ein geduldiges Opferlamm für ihre Streiche abgab, und mit der unbewußten Grausamkeit der Jugend narreten und tarreten sie ihn bis aufs Blut. Zule ließ alles widerstandslos mit sich geschehen — nur manchmal, wenn sie ihm allzu böse mitspielten, füllten sich seine großen, ängstlichen Augen mit schweren Thränen, und wie mit stillem Vorwurf schlen er fragen zu wollen: was habe ich euch nur gethan? Dann konnte es wohl vorkommen, daß selbst die wilden Dorftrangen in einem Gefühl der Scheu und Scham von ihm abließen. „En Ünnerirdschen — en Ünnerirdschen!“ flüsternten sie sich, gleichsam als Entschuldigung für ihre Schwäche, mit heimlicher Furcht ins Ohr . . .

Seit Jules Geburt hatte sich das Adebar-Spiel bei der Dorfjugend eingebürgert. Sämtliche roten Weiberstrümpfe im Dorfe waren sich nicht mehr ihres Lebens sicher und mußten ihren neuentdeckten Beruf als Storchbeine erfüllen. O, das gab ein großes Halloh, als Zule zum

erstemal das Spiel mitspielte, dessen unschuldige Ursache er war! . . . Ahnungslos stand er mit im Haufen und schaute verwundert dem Gebahren des Jungen zu, der, mit roten Strümpfen angethan, die hohe Würde des „Adebar“ bekleidete. Der sonderbare Vogel stellte sich bald auf das eine rote Bein, bald auf das andere, dann wieder machte er mit Armen und Beinen plumpe Fliegerversuche, dabei ahmte er mit einer Holzklapper unaufhörlich die schöne Storchsprache nach. Jule wußte nicht, was das alles bedeuten sollte! . . . Mit einem Male aber kam das rotstrümpfige Ungetüm auf ihn losgestürzt, alles um ihn stob mit gelbem Getreisch auseinander — auch er versuchte im letzten Augenblick zu fliehen! . . . Doch da hatte ihn das rotstrümpfige Ungetüm auch schon bei den Ohren — ein furchtbarer Schreck fuhr ihm in die Glieder, daß er zitternd in die Kniee brach.

„Ne, ne, id will nich!“ schrie er plötzlich in wildem Troße auf — und mit verzweifelter Kräftanstrengung riß er sich von dem rotstrümpfigen Ungetüm los — und lief laut heulend unter dem Jubel der Dorfjugend davon! . . . „Dei Adebor hat uns all' kregen, min leim Jung!“ sagte die Mutter mit einem leicht schmerzlichen Lächeln, als ihr Jule ganz in Thränen sein schweres Leid klagte . . .

Nud schlimmer noch sollte es Jule ein anderes Mal ergehen — beim großen Sperlingsfang! Als es zum Herbst ging, und die Tage kürzer wurden, war viel davon die Rede. Man erzählte Jule in tiefem Geheimnis: des Abends beim Dunkelwerden fliegen die Sperlinge alle in den großen Birnbaum hinter dem Schulzenhause. Und wenn man dann mit einer brennenden Laterne in den Baum steigt, werden die dummen Vögel von dem Licht so blind und blöde, daß man sie wie die reifen Birnen von den Zweigen schütteln kann. Unter dem Baume muß dann jemand mit einem Sieb auf dem Kopfe stehen und darin die herunterpurzelnden Sperlinge auffangen.

An einem trüben, narkalten Herbstabend, als es schon frühe dunkel geworden, wurde der große Sperlingsfang ins Werk gesetzt. Jule genoß die ganz besondere Auszeichnung, das Sieb halten zu dürfen. Mit einem heimlichen Stolzgefühl stand er da, sein Sieb auf dem Kopfe, und harrete in banger Erwartung der Dinge, die von oben kommen sollten. Ach, er sah nichts davon, wie hinter seinem Rücken ein paar Buben mit einem großen Eimer voll Wasser in den Baum stiegen! . . . Horch, nun gab es über ihm in den Blättern und Zweigen des alten Birnbaums ein mächtiges Rauschen! Jule zuckte zusammen, er dachte nichts anderes als: die Sperlinge kommen! Unwillkürlich packte er sein Sieb fester und

schloß die Augen in finsterner Entschlossenheit: die Sperlinge sollten ihn als Mann und Helden finden! . . . Doch plötzlich — brr! — da ward es ihm naß und kalt! . . . Armer Held, statt der Sperlinge kam ein kühler Wasserfall vom Baume gerauscht — und das Sieb war, Gott sei's geklagt, kein Regenschirm!

Budelnah kam Jule vom großen Sperlingsfang nach Hause. Der erste, dem er in den Weg lief, mußte zu seinem Unglück gerade der Vater sein. Und eine schallende Ohrfeige von väterlicher Hand bildete den Abschluß des großen Sperlingsfangs.

Der kleine Lappländer fühlte sich da fremder, denn je, in dieser Welt voller Ohrfeigen und kalter Sturzbäder . . . (Schluß folgt.)



## Politische Verse.

### I.

#### Sicht!

An der Galgeneiche am untersten Knauf  
hing sich der Schuster Ravengel auf,  
und die Herren saßen im Kirchenrat  
und besprachen die gräuliche Sündertthat.  
Des Schusters Weib ist häßlich und krank,  
sie sitzt vor den Herren auf der Küsterbank:  
„Ach Gott, Ihr Herren, das thut mir nicht an,  
nicht an der Mauer begrabt meinen Mann —  
er führte ja immer ein christliches Haus,  
und die Schand' für die Kinder — das hielt ich nicht aus!“  
Doch der hochwürdige Kirchenrat spricht:  
„Meine liebe Frau, das geht nun mal nicht;  
kein Selbstmörder — da sei Gott dafür —  
wird getragen durch die Friedhofsthür,  
man reißt ein Stück von der Mauer ein,  
dort muß der Sünder begraben sein.  
Das ist ein alter, trefflicher Brauch,  
und an Eurem Mann erfüllt sich der auch.  
Und nun gläubig zum Himmel aufgeblickt  
und tragt ohne Murren, was Er Euch schickt!“  
Am selben Tage am Eichenknauf  
hing sich das kranke Schusterweib auf.

## II.

Der reiche Kaufherr Gildesirn  
 jagte sich eine Kugel durchs Hirn,  
 und die Herren saßen im Kirchenrat  
 und besprachen die unglückselige That;  
 vor ihnen im weichen Kreppgewand  
 die schöne Witwe des Toten stand:  
 „Mein Mann, das haben Sie wohl gehört,  
 war in letzter Zeit oft geistesgestört.“  
 — Das wußten die Herren zwar noch nicht,  
 doch nickten sie alle mit Beiseidgesicht.  
 Der Kaufherr ward mit gebührender Pracht  
 durch die Friedhofsthür zu Grabe gebracht,  
 und nach acht Monden in seinem Haus  
 gab's wieder einen Hochzeitschmaus.

Karlsbad.

Margarete Bentler.

**Lasciate ogni speranza.**

(Über Rednertribünen.)

Laßt alle Hoffnung, hier Vernunft zu finden:  
 Man überzeugt hier nicht, — man haut mit Gründen!

**Ecrasez l'infame!**

Der Lump, — mag er zur Hölle reiten!  
 Schlagt tot! Er glaubt an bessere Zeiten!

Auf Gipfeln giebt's keine „Fehlritte“; nur Umwege und — Stürze!

Was im Stall geboren ist, schreit immer wieder Mäh!

**Sonderbare Schwärmerei.**

„Opfre ein jeder sein Glück, damit die Gesamtheit gedeihe!“  
 . . . Sind erst die Wänne gefällt, sicher — dann zeigt sich der Wald!

Heidelberg.

Fritz Krenar.

**Im Sommer.**

Ein blauer See.

Ein nackter Mädchenleib

Im hohen Gras

Am grünen Ufer.

Und Sonnenschein

Und Stille . . .

Wo ist die Polizei?!

Graz.

Alfred Möller.



# Über die Welt hin ziehen die Wolken.

(Alto Solo.)

Ruhig, mit Empfindung.

Georg Stolzenberg.

Ü - ber die Welt hin

*p* *ausdrucksvoll*

zie - hen die Wol - len. Grün durch die Wä - l - der fließt ihr Licht.

Mit größtem Ausdruck.

*schwellen* *f* *abnehmen*

Herz, ver - giß! Herz, ver -

Mit größtem Ausdruck.

*schwellen* *abnehmen*

*gehalten*

*p rubig* *p*

gib! In still-er Son-ne weht lin-dernd-stet

*pp* zurückhalten *Seitmaß* *schellen*

Zau-ber, un-ter we-henden Blu-men blüht

*pp* zurückhalten *Seitmaß* *schellen*

tau-send Trost, tau-send Trost.

*mf* *pp* *mf*

Berg-ig, ver-giß!

*pp* *mf* *mf* *p*

Mit größtem Ausdruck.

*schwellen* *f* *p*

Aus fer - nem Grund — pfeift, hörch, ein  
Mit größtem Ausdruck.

*schwellen* *f* *p*

*gehalten*

*mf* *f* *wach*

So - gel . . . Er singt fein Lied, er singt fein Lied. Das Lied vom

*mf* *schwellen*

*mf* *p*

Glüd! Vom Glüd.

The image shows a musical score for a song. It consists of three systems of music. Each system has a vocal line and a piano accompaniment. The first system starts with the instruction 'Mit größtem Ausdruck.' and includes dynamic markings 'schwellen', 'f', and 'p'. The lyrics are 'Aus fer - nem Grund — pfeift, hörch, ein' and 'Mit größtem Ausdruck.'. The second system has dynamic markings 'mf', 'f', and 'wach'. The lyrics are 'So - gel . . . Er singt fein Lied, er singt fein Lied. Das Lied vom'. The third system has dynamic markings 'mf' and 'schwellen'. The lyrics are 'Glüd! Vom Glüd.'. The piano accompaniment features complex chordal textures and rhythmic patterns. The score ends with a decorative flourish.



## Auslav Salke und Ernst Ziel.

Ein letztes Wort.

Sehr geehrte Redaktion!

Herr Ziel nannte mich in seiner Kritik in der Frankfurter Zeitung vom 29. September 1898 einen „Effektiver“. Das machte mich nicht böse. Ich hätte dann schon manchmal Gelegenheit gehabt, „zornig“ zu werden. Etlliche sind Ziels Meinung, etliche (die meisten in mir vorliegenden Kritiken) sind der gegenteiligen Ansicht. Wer hat recht? Aber angenommen, Ziel hat recht, so ist es ja keine Schande, Effektiver zu sein, ebensowenig, wie Schulze zu heißen. Man ist es, ohne etwas dafür zu können. Man kann auch als „Effektiver“ immer noch ein ganz tüchtiger Kerl sein. Also das machte mich nicht böse.

Aber lustig war es, Herrn Ziel die Quellen nennen zu hören, die mich speisen: Loewenstein, Blüthgen, Trojan, Lohmeyer, Seidel, Möser u. a. Und Sie wissen, daß es auch andern sehr lustig war. Nun belehrt Herr Ziel uns, daß Loewenstein, Blüthgen, Trojan, Seidel, Lohmeyer und Möser sozusagen „in der Luft liegen“, daß man auch von ihnen beeinflusst werden kann, ohne sie zu kennen. Das wußte ich nicht. Aber es wird wohl so sein, und es ist mein persönliches Pech, in einer Loewenstein-Möser-Zeit zu leben.

Daß Herr Ziel mich in seiner Frankf. Kritik „einen an Selbständigkeit garnicht armen Dichter“ nennt, von meinem „lebenswürdigen, nicht uninteressanten, jedenfalls wirklichen und echten Künstlergeist“ spricht und zwei kleine Gedichte anführt, die „allein genügen würden“, mich „als echten Poeten zu legitimieren“, und daß Herr Ziel mich jetzt geringschätzig behandelt, mich ein Halbtalent und eine Halbnatur nennt, und sagt, er habe dieses harte Wort in der Frankfurter Kritik nur aus „Courtoisie“ unterdrückt, das bedauere ich lediglich um Herrn Ziels willen. Sollte ihm seine Courtoisie vielleicht noch mal einen Streich gespielt haben und er jetzt erklären, ich wäre nicht mal ein Halbtalent, sondern nur ein leidlich begabter Dilettant?

Eigentlich müßte ich nach diesem Fechterstreich des Herrn Doktors meinen Degen einstecken. Gegen „Courtoisie“ bin ich machtlos. Aber ich schreibe weniger gegen Ziel als für die Leser der Gesellschaft. Darum noch dies: Ziel schiebt mir allerlei unter. Ich habe nicht



bestritten, daß Effektivismus sich mit einer gewissen Selbständigkeit verträgt.

Ich habe nicht in „mißverstehendem Zorn“ über den konkreten Ausdruck „Leisten“ den „Gedankenaufschwung“ ins Abstrakte nicht machen können. Ich habe nur in berechtigter Unstimmung dieses Bild sozusagen in Szene gesetzt. Nebenbei: Die Leser der Frankfurter Zeitung können sehr wohl durch Ziels Ausdruck „trotz dieses Arbeitens auf anderer Leute Leisten“ irre geführt worden sein.

Ziel sagt ferner: Falke schlägt, wer so vielen gleicht, wird keinem gleichen. Wo thu ich das? Das kommt mir garnicht zu, mich darüber zu äußern. Es wäre geschmacklos zum mindesten, zu sagen, ich bin kein Effektiker, sondern ein Original. Ich habe es nur mit Ziels „Köstlichkeiten“; nicht mit meiner Person zu thun, und da schließe ich denn für jeden, der lesen kann und nicht zu Ziels Gunsten lesen will, daß eine „garnicht geringe Selbständigkeit“ (so sagt Ziel aus „Courtoisie“) dazugehört, so viel Fremdes in sich so zu verarbeiten, daß selbst die klugen Zielgenossen nicht wissen, ist es nun eigentlich Heine oder G. F. Meyer oder Storm oder Blüthgen, was außerdem noch in dem Gedicht mitklingt, ist nun „Nische, rasche, rusche“ à la Loewenstein oder à la Richard Dehmel (so meinte auch jemand) gesungen. (Zustig, was?) Und daß ich nebenbei Augen und Ohren dieser klugen Herren und ihre Berufung zum kritischen Amt anzweifle, sie höchstens für Halbtalente auf diesem Gebiete halte, daß alles ist aus meinen Ausführungen herauszulesen.

Und zum Schluß: Wie wundervoll macht es sich, wenn Herr Ziel durch die breite Hintertür, die ich ihm offen ließ, siegesberauscht abgeht. Ja, es ist ein Lustspielschluß! Ziel und Ziele! Die gehen immer so ab, und wir armen zurückbleibenden „Besiegten“ sehen ihnen lächelnd nach, denn keine Wunde schmerzt in unserm Busen.

Hamburg, 23. Januar 1899.

Ihr

Gustav Falke.

Nachwort. Die Hamburger Dichter halten zusammen. So hat denn Friedrich Gottlieb Klopstock aus der Unterwelt für seinen Kollegen Falke an die Redaktion der „Gesellschaft“ nachstehende Stelle aus seinen Werken geschickt:

#### Die Vergleichungssucht.

Untersuchst du deinen Gegenstand nur in Vergleichung mit andern, so wird es bald um dich von kleinen und großen Irrtümern wimmeln; untersuchst du ihn aber allein und für sich, so kannst du bisweilen dahin kommen, daß du ihn ganz

stehest, und du stehest dann, in Absicht auf die Erkenntnis, eine Stufe höher, als die Vergleichener.

Wer dieses noch nicht weiß, der buchstabiert noch, und gleichwohl ist's nicht überflüssig, es zu sagen. In unserm erleuchteten achtzehnten Jahrhundert (sic!) wird mehr verglichen, als jemals ist verglichen worden. Es versteht sich von selbst, daß dieses diejenigen am wenigsten glauben, die es am meisten angeht.

Die Wichtigkeit der Worte bescheinigt und ihre Trefflichkeit unterschreibt  
Ludwig Jacobowski.



## Siegfried Wagners „Bärenhäuter“.

Mit der größten Bayreuthwilligkeit hat am 22. Januar 1899 im Münchener Hoftheater ein Parterre von unentwegten Wagneriten Jung Siegfrieds dramatischen Erstling aus der Taufe gehoben. Die Aera Poffart hat durch Cosima Snaden endlich ihr ersehntes Ereignis von mitteleuropäischer Bedeutung gehabt. Das System des Personenkultus hat eine Orgie gefeiert, wie sie in der Geschichte der neuern deutschen Oper einzig dasteht. Die kompakte Majorität derer um Wahnsfried hat das anderslautende Urteil einer Anzahl Unbefangener deshalb noch lange nicht zur Obstruktionskritik à tout prix Gehöriger brutal niedergelatscht. Cosima fa tutte. Und diesmal befahl sie Jung Siegfried: „Du bist der Sohn deines großen Vaters. Du sollst und mußt berühmt werden.“ Und der kleine Wagner wurde durch den Windatem einer künstlichen Begeisterung, einer gefügigen Reklame und Kritik, zu einem „Musikdramatiker von enormer Bedeutung“ aufgeblasen, an der denkwürdigen Stätte, da der „Tristan“ und die „Meisterfänger“ seines Vaters ihre erste Aufführung erlebten. Man rief Hosannah und wedelte mit Palmen, klopfte mit Säbeln Bravo, und aus den wogenden Busen desolattierter Bayreuthhoffähiger flogen winkend die gestickten Fajinettki! Und Siegfried erschien dankend, 2 bis 17 mal, erst kindlich erfreut ob des ungeahnten Erfolges seines Häuters, dann mit der selbstbewußten Würde beginnender Berühmtheit. Ein Manifest Cosimas: „An meine Getreuen!“ in den nächsten Bayreuther Blättern wird den Dank vom Hause Wahnsfried ausdrücken.

Und Arnold Mendelssohn\*) in Darmstadt wird voll Gram die Partitur seines „Bärenhäuter“ an die Wand werfen und geloben, nie wieder einen künstlerischen Wettkampf mit Neu-Bayreuth aufzunehmen.

Ich verlasse jetzt das Gebiet des berechtigten Unmuts über den uniformierten Personenkultus der Cosimaclique und will in aller Kürze von der unpersonlichen Hochwarte rein künstlerischer Wertung den „Bärenhäuter“ betrachten. Siegfried Wagner hat den Stoff zum Bärenhäuter aus zwei Grimm'schen Märchen: „Des Teufels russiger Bruder“ und „Der Bärenhäuter“, die Episode des „Fremden“ aus Blithe im Herby's epischer Legende: „St. Petrus und der Spielmann“, die Episode der Planenburg aus alten bayrischen Chroniken zusammengestellt und dies Kompilatorium in oft nicht schlechte Reime umgedichtet. Nach dem Vorbild seines Vaters unterläßt auch der kleine

\*) Man erinnert sich des Streites über die Priorität der Stoffwahl und der Bearbeitung des Librettos zum „Bärenhäuter“ zwischen Mendelssohn einerseits, Humperdinck und G. Wagner anderseits.

Wagner jede nähere Stilbezeichnung seines Werkes und schreibt stolz auf die Partitur: „In drei Akten.“ Seine Freunde legen ihm dies als Bescheidenheit aus. Wollen wir die Lücke ausfüllen, so giebt es nur eine Benennung, wenn man das simple Wort: „Oper“ nach berühmten Mustern nun einmal verschmähnen will: „Fantastisch-romantische Burleske.“

Seit Humperdinck im Verein mit Adelheid Wette seinen munteren Ritt ins Märchenland wagte, sich die erstbeste Märe einfiel und sie in fröhlicher Laune für die Bühne dressierte, ist das bescheidene Kindermärchen plötzlich Mode geworden. Es hat Schule gemacht. Freibeuterei wurde im bunten Märchenwalde getrieben, manches „Freiwild“ auf Holzwegen erlegt und uns mit eigenen Thaten fein garniert als wirklicher Kunststratzen vorgeföhrt. Auch Siegfried kletterte sich kühnlich einen Hans voller Kraft; aus dem Grimm'schen Waldrevier fing er sich freilich den Bärenhäuter-Hans. Aber der ist nicht mehr auf den einfachen, tiefsinnigen „Es war einmal-Ton“ gestimmt. Nein, um jeden Preis mußte ihm eine transcendente, symbolische Idee ausgepfropft werden. Ein Erlösungsmotiv nach Holländer-Muster, nur daß hier das Ewig-Weibliche wirklich hinanzieht.

Hans Kraft, der nach der Heimkehr aus dem 30jährigen Kriege in seinem Dorfe „im Wapreuth'schen“ erfährt, daß seine Mutter gestorben und er gänzlich verwaist ist, macht auf unerklärliche Weise die Bekanntschaft mit dem Teufel. Dieser, ein fideles Rosse Pferdeshuf, der nach Goethe'schem Muster stets das Böse will und das Gute schafft, dingt ihn als Kesselheizer in der Hölle. Auf eben so unerklärliche Weise, wie vorher der Beelzebub erscheint jetzt in der Hölle „der Fremde“, eine genau nach dem erhabenen Vorbilde des Wotan-Bandes im Ribbelungen-Siegfried von Jung-Siegfried inszenirte mystische Erscheinung, die dem Märchen die gewünschte höhere Folie vertiefen helfen soll. Sie knobeln miteinander um geschmorte Seelen aus dem Höllenofen. Der übernatürliche Fremde, dessen Gottähnlichkeit nur durch sehr äußerliche Theatralik glaubhaft gemacht wird, gewinnt immer und übertrumpft den höchsten Wurf des dummen Hanses durch eine zauberhafte 13 à la Belschizul. Die Gottheit bedient sich also eines Menschen, um den Teufel zu überlisten, sie legt ihm eine Schlinge — nach menschlichem Gesetzbuch eine strafbare Handlung — sie läßt den Armen schuldig werden und überläßt ihn dann der Pein. Diese Pein besteht in der Verwünschung des betrogenen Teufels: „Teufelähnlich, schwarzberuht durch die Welt wandern du mußt; nie sollst Wasser du benutzen, waschen nie dein Angesicht, deine Nägel lasse waschen, deine Ohren puhe nicht.“ Aber der Teufel ist im Grunde ein gutmüthiger Schalksnarr, mit den Worten: „doch findest du die treue Maid, die dich liebt mit Innigkeit, frei bist du dann und frei wieder waschen darfst du deine Glieder,“ mildert er seinen Bannspruch. Hans wird unter Höllengestank durch ein drachenmantelähnliches Loch an die Oberfläche gespleen, während der Teufel ihm nachhöhnt: „In diesen Flammen loderst du licht, findest du dein Weibchen dir nicht!“ Mit Lautenschläger'schem Wrimborium schließt der erste Akt. Zu Beginn des zweiten Aufzuges begegnet der Verurtheilte sofort dem Engel, der ihn durch seine Treue erlösen und entzaubern wird. Der Engel heißt Luise, ist eine dralle Bauernmaid und die Tochter des chronisch besoffenen Bürgermeisters. Drei Jahre bewahrt sie seine Ringhälfte und just in dem Moment, da ihre Treue durch den Zuspruch ihres Vaters aufs ärgste bebrängt wird, kommt Hans reich beladen mit militärischen Ehren als Befreier der belagerten Pfaffenburg und sauber gewaschen zurück. Beide sinken sich unter Liebesgefänkel in die Arme. Darob große Nührung der umstehenden Bauern, Soldaten, Kinder und Obersten zu Pferde. Anfalls zum reglementsmäßigen

Opernabſchluß: Hallelujah-Chor. Hans und Luife gehen fo endlich nach Prüfungen, Teufelswäſche und göttlicher Unterſtützung ein zur ſeligen Ehe, deren Keim diesmal nicht im Himmel, ſondern in der Hölle emporgewuchs.

Die techniſche Arbeit dieſer trotz Wagnerscher Dämpfe, Teufelsballette, lebendiger Pferde und Bauernraufereien recht harmloſen, aber durch eine glückliche Miſchung von burleſkem Humor und ſentimentaler Romantik ſich auszeichnenden Librettos iſt inſolge der Bayreuther Bühnenroutine des Komponiſten nicht ungeſchickt geraten. Aber ſein dramaturgiſches Können reicht nicht aus, die im „muſikaliſchen Luſtſpiel höhern Stils“ (wie Siegfried Wagner ſelbſt ſein Opus nach dem unerreichbaren Vorgang der „Meiſterſinger“ ausgefaßt wiſſen möchte) unerläßliche innere Einheit der in eine Menge Epifoden und überflüſſigen Genrebildchen im Stile der muſikaliſchen Anekdote zerſplitterten Handlung zu erzielen. Die Sprache des frei gereimten Textbuches erinnert in ihrer naturaliſtiſchen Wortwahl und draſtiſchen Romik zeitweilig an die Roſmer-Humperdinckſchen „Königskinder“. Ausdrücke wie „verfluchter Hund“, „Dredſin“, „herumſtreunen“ ſind in dem buerſten Teufelsmilieu wohl ebenſo unbedenklich am Plage, wie in den urwüchſigen Bauernſzenen, wenn auch der Muſiker Wagner eine entſprechend draſtiſche muſikaliſche Illuſtrierung hier zu erreichen nicht vermochte. Wendungen, die erfüllt ſind von gemüthlichem Humor und zarter Empfindung, begegnet man nur in der erſten Szene zwiſchen Luife und Hans Kraſt. Recht oberflächlich und uncharakteriſtiſch iſt die Geſtalt des Titelhelden durchgeführt. Dieſer Hans Kraſt macht ſeinem Namen keine Ehre. Ein willenloſes Spielzeug aller göttlichen, teuſſiſchen und irdiſchen Mächte, kann dieſe aufgebläſene, tenorſingende Opernpuppe auch durch die Erzählung von ſeinen Heldenthaten auf der Pfaffenburg unſere Sympathie nicht erwerben.

Der Muſiker Wagner jun. hat ſich bei der Konzeption ſeines Wertes zweifelſohne vorgenommen, möglichſt unauffällig zu „wagnern“. Spielen wir dafür den friſch-fröhlichen Naturburſchen, der ſingt, wie ihm der Schnabel gewachſen, und nicht weiß, daß es einen „Triſtan“, einen „Parſifal“ giebt, lehnen wir uns im lyriſchen Ausdruck mehr an Abt, Rüden und Kallitwoda, im dramatiſchen Ausdruck mehr an Reſler und Langer an, ſchreiben wir Walzer für Teufel und ſolche für Bauern, Gebetschöre, Soldatenlieder, Fanſaren, ſentimentale Schmachler, kurz ein tutti frutti von Stilarten. Mein Publikum, deſſen Abneigung gegen alles Tiefe und Gräbleriſche ich kenne, wird mir's danken. Es wird ſich über den Humor, Narreteien, das Volkstümliche, das Groteske oder das Patriotiſche, das Sentimentale freuen, und jeder wird ſich aus dem muſikaliſchen Pölmöle nach ſeinem Guſto was rauspicken. Aber die Bilanz ſtimmt nicht ganz mit dem Voranſchlag. Der Komponiſt, der einmal zu oft das Volkstümliche mit dem Banalen verwechſelt, vermochte ferner nicht „unauffällig zu wagnern“, von den *Situationsereminderungen* ganz zu ſchweigen. Und ſo wurde die Muſik zum „Bärenhäuter“, wo ſie eigen iſt, kindiſch und harmlos naiv, und wo ſie geiſtreichelt, wagnert ſie. Ich leugne nicht, daß einige künſtleriſch wertvolle und von ſeinem muſikaliſchen Inſtinkt zeugende Partien in der dickeibigen Partitur ſtecken. So das wirklich bedeutende Thatenmotiv Hansens, der effektvolle Abſchied des „Fremden“ aus der Hölle, die Würfelſzene, wo die Berſe Wilhelm Verſk' allerdings an und für ſich eine ſuggeſtive Wirkung ausüben, das feurige Orcheſterintermezzo im III. Akt, das ſo lebendig malt, wie Hans „aus dem Wald fort, in die Welt hinein“ zieht.

Aber wie überwiegen die leeren Stellen! So das merkwürdig bekannt klingende Lied Luifens in As dur: „Eine Thräne ſteht“, der geradezu ärmliche „Gewitterzauber“, der nach Kolophoniumblitzen und Theaterdonner riecht, die leere

Quinten-Progerel und das nichtsagende chromatische Auf und Ab, wenn der Komponist die Greuel der Hölle und den grotesk-fornischen „Roseje Pferdefuß“ malt.

Aber wie überwiegen die nicht eigenen Stellen! Ich gehöre wahrlich nicht zur traurigen Gilde der Reminiszenzen-Kammerjäger, aber im „Wärenhäuter“ drängen sich, getragen von den deutlichsten Situationsparallelen mit den betreffenden Opern des Vaters, eine ganze Reihe mehr oder minder wörtlich kopierte Motive und charakteristische Melodien unwillkürlich an unser Ohr. Wir begegnen Anleihen aus den „Meistersingern“ (das 15 Minuten lange I. Vorspiel wäre ohne die Inspiration durch das Meistersingervorspiel nie zustande gekommen), aus dem „Holländer“ (die Freude Dalands über die „An den Mann-Bringung“ seiner Tochter, die Erösungsgene), aus „Lohengrin“ und der „Elsa-Verzückung“ (das unerträglich monoton phrasierte Vorspiel zum III., der Schluß vom II. Aufzug), aus „Siegfried“ (Anlage und musikalische Illustrierung der Szenen des „Fremden“), aus dem „Rheintöchtergefang“ (Spottduett der beiden Schwestern Luifens) zc.

Ich leugne im übrigen ferner nicht, daß Siegfried Wagner von seinem Lehrer Humperdinck viel gelernt hat. Er kann einen klangschönen Chor im strengen Satz schreiben, bringt es zu Zeiten zu einer respektablen Polyphonie, besitzt eine gewisse Begabung, eine dramatische Szene zu entwickeln und zum Höhepunkt zu steigern, versteht auch zu instrumentieren, ohne hier indessen über eigene Farben zu verfügen, und vermag ein Motiv plastisch zur geschlossenen Liedform umzuformen. Die Singstimmen dominieren fast immer über dem oft sehr bescheidenen Orchesterpart. Dankbar ist für sie geschrieben in der Liedform, weniger dankbar, wenn der kleine Wagner den Stil des Sprachgefangs nachahmt. Immerhin werden sich unsere Opernjäger freuen, solch technisch leichte und dankbare Partien zu erhalten.

Die Aufführung war musterhaft vorbereitet. Herr Knote in der unappetitlichen Titelrolle leistete Hervorragendes, ebenso Herr Sieglitz in der dankbaren Bakbufforolle des „Teufels“, Fr. Hofmann als „Luise“ war matt, wie die Limonade der Schiller'schen, Herr Bertram als „Wotan-Wanderer“ - „Fremder“ schwelgte im sonoren Pathos seiner schönsten Brusttöne. Die Herrschaften sangen freilich auch mit dem Blick in der Richtung auf Frau Cosima, die mit ihren Töchtern, umgeben von den Hauptlingen Mottl, Levl, Steward Chamberlain, Kniefe, Wolzogen, dem Verwalter der Bayreuther Festspiele K. v. Groh, dem Siegfried die Partitur widmete, Glasenapp, G. Reuß, Opern-Intendanten und der Götze der Kritik, neben der Königsloge saß. Sie sangen unter den Augen der Frau, die sie zum Dank dafür, daß sie ihren Sohn berühmt machen halfen, mit der Antwortschaft auf Bayreuth belohnen kann.

Um einen kritischen Abschluß zu ziehen: ich halte, unbeeinflusst von dem *Wimborium pro et contra*, Siegfried Wagners „Wärenhäuter“ für einen ehrlichen Versuch, dem Namen, den er ererbt von seinen Vätern, Ehre zu machen durch eine That. Dieser Versuch ist respektabel mehr durch die Umstände, unter denen das Werk zu stande kam, als durch die eigenschöpferische, rein musikalische Erfindungskraft, die sich in ihm manifestiert. Von einem heißen Kopf zeugt es, daß Siegfried nicht in die Nibelungenschwindel der offiziellen Epigonen des einzigen Wagner verfällt, sondern Heilung von dieser musikalischen Zeitkrankheit auf den gefunden Wiesen des Volksmärchens sucht.

Wilhelm Mautz.



## Aus dem Berliner Kunstleben.

Es war eine bittere Enttäuschung, die der Abend des 21. Januar, an dem viele das große Ereignis der Theaterfaison erwarteten, Herrn Sudermann, seinen Freunden und nicht an letzter Stelle dem verwöhnten Direktor des Deutschen Theaters brachte. Die Aufnahme, die „Die drei Reihfederer“\*) fanden, kann höchstens als ein Achtungserfolg gewertet werden; und das ist für einen Autor, von dem das Publikum Sensationsdramen, die Bühnenleiter Kassenstücke erhoffen, ein gar mageres und verstimmendes Resultat.

Und doch steckt echte Poesie in dem Märchenspiel von dem armen Prinzen Witte, der auf Geheiß der zauberkundigen Begräbnisfrau die Federn des weißen Reihers erbeutet hat, und nun, mit dem Talisman am Busen, in die Welt hinauszieht, um das Glück zu suchen. An seiner Seite verzehrt sich die schönste und begehrtesten der Frauen in heißer Liebe, und er achtet ihrer nicht. In die blauen, verschwimmenden Fernen schweift sein träumender Blick; einen leisen Ruf vermeint er zu hören, der sich an ihn, den Säumenden, anklagend wendet. Und weiter treibt es ihn, aus den Armen der stillen, jungen Königin, in die rauhe Welt, um das verheißene Glück zu erjagen. Fünfzehn Jahre lang narret ihn der Zauber des weißen Reihers, bis er endlich, hoffnungsarm und schuldbeladen, zu der Stätte zurückkehrt, von der er ausgegangen war. Vor der Hütte der Begräbnisfrau, zwischen den Grabhügeln des samländischen Dünengefildes, macht der Bettler Raß, um sich eine Suppe zu kochen. Und jetzt erst, am Ende seiner Tage, geht ihm des Rätsels Lösung auf. Das Glück, nach dem er in der blauen Ferne irrend suchte, er hat es in seinen Händen gehalten und nicht zu würdigen, nicht zu genießen verstanden. Denn niemand anderes, als die blonde Bernsteinkönigin, war das ihm vom Talisman verheißene Weib, in dem sich das Glücksideal des Verblendeten verkörperte. Zu spät erkennt der müde Don Quixote die Weisheit in den Worten seines treuen Sancho Pansa, der allem Zauberspul von jeher abhold war: „Wer seiner Sehnsucht nachläßt, muß dran sterben.“

Die dem Märchenspiele zu Grunde liegende Idee, die in diesen Worten des Hans Vorbaß ausgesprochen ist, bot für die Erfindung der Fabel und für die detaillierte Ausgestaltung der Handlung der Phantasie des Verfassers den weitesten Spielraum. Und dies hat den klugen und sparsamen Sudermann einmal ausnahmungsweise zu verhängnisvollen Aneschweflungen verführt. Die Fülle und Mannigfaltigkeit des Stoffes, den er in die fünf Akte zusammendrängte, war so groß, daß es selbst bei der Lektüre des Stückes schwer fällt, den Faden in der Hand zu behalten. Die Bühnenaufführung bietet ein so verworrenes und schlechterdings unverständliches Gefamtbild, daß der Zuschauer vor den Unklarheiten, mangelnden Motivierungen und scheinbaren Willkürlichkeiten schließlich nicht ein und aus weiß und ein Gefühl der Abgespanntheit und Unbefriedigung mit nach Hause nimmt. Man begreift nicht, weshalb der Prinz nach der wenig verheißungsvollen Belehrung der Alten so froh und siegesmutig in die Welt hinauszieht;

\*) Soeben erschienen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, Stuttgart.

man begreift nicht, weshalb er Bedenken trägt, sich an dem verhassten Räuber seiner Krone mit dem Schwerte zu rächen; man begreift nicht, welche Sehnsucht ihn noch in die Ferne lockte, nachdem auch der Zauber der zweiten Feder ihn, wie er annimmt, betrogen hat; man begreift nicht, weshalb er noch fünfzehn Jahre lang die dritte Feder mit sich herumträgt, die doch für ihn wertlos geworden ist, und deren Vernichtung ihn, wie er weiß, von dem quälenden Zauber erlösen würde; man begreift endlich nicht, weshalb das ganze Spiel sich gerade an der Vernichtungsküste des Samlandes zutragen muß, da doch, mit Ausnahme des Wortes „Lorbas“, nirgends eine Spur von lokalen Beziehungen wahrzunehmen ist. Auch der buntscheckige und widerspruchsvolle, aus faustischen und hamletischen Zügen seitfam gemischte Charakter des Märchenprinzen und die tiefere Bedeutung der Begräbnisfrau müssen den Theaterbesuchern bis zuletzt schlechterdings ungelöste Rätsel bleiben. Ich verstehe daher vollkommen, daß gerade der Teil des Publikums und der Berliner Tageskritik, der mit dem Verfasser der „Ehre“, der „Morituri“ und des „Johannes“ bisher flott und strupellos durch Dick und Dünn gegangen ist, vor diesem Opus verzweifelt die Hände rang. Sudermann hat die Bühne, die er so lange als geistreicher und bequemer Unterhaltungslitterat und glänzender Regisseur beherrschte, einmal als Dichter erobern wollen. Der Versuch ist mißlungen, aber ich gestehe, daß das Werk des Dichters Sudermann für eine Anfängerarbeit doch mehr Achtung verdient, als ihm von Seiten der Premierenbesucher und der Alltagskritik entgegengebracht wurde. Ich bin weit entfernt, die drei Reihersfedern für ein reines Kunstwerk zu halten, das völlig frei wäre von dem — im geschäftlichen Sinne — krassen Realismus Sudermanns. Der große Bühnenhandwerker hat dem Dichter oft genug in den Nacken geschlagen. Aber ich halte dies traurige Lieblein von der Sehnsucht doch alles in allem für das künstlerisch ehrlichste Werk, das sein Autor bisher geschaffen hat. Es enthält im einzelnen Partien, die von einer echten und eigenartigen Poesie zeugen, von einer — man könnte sagen: echt theatralischen Poesie, die gerade im Bühnensichte zur vollen Geltung kommt. Gerade der von den Kritikern so arg zerkaute dritte Akt zeigt in seinen ersten und in seiner letzten Szene solche Schönheiten; und ich stehe nicht an, diese Szenen für das Beste zu halten, was Sudermann je geschaffen hat. Außerdem sind die Verse des Dramas, die bei der Lektüre sicherlich niemandem eine besondere Hochachtung abnötigen werden, von einer Art rhetorischer Plastik, die auf der Bühne außerordentlich eindrucksvoll ist und macht, daß die gesprochenen Verse auch wirklich als Verse wirken.

Das Deutsche Theater hat sich mit der Inszenierung des präsumtiven Zug- und Rassenstückes offenbar große Mühe gegeben. Die Dekorationen waren in denjenigen Akten, die auf der Königsburg spielen, vornehm und geschmackvoll; dagegen ließen die Landschaftsbilder im ersten und letzten Akte manches zu wünschen übrig. Doch beispielsweise der Prospekt Falten wirft, die sich in langen, grauen Schatten über den Himmel des Bühnenbildes ziehen, dürfte in einem erstklassigen Kunstinstitut nicht vorkommen. Die Rollenbesetzung war im allgemeinen gelungen, wenn sich auch die Königin von Samland, die nach einer Sorma verlangt, mit Frau Teresina G e h n e r begnügen mußte, deren bei aller überirdischen Süßlichkeit im Grunde mit recht groben Mitteln arbeitende Spielweise die grobe Rolle noch unerquicklicher machte. Auch der trockene Gouvernantenton des Frä. Luise D u m o n t paßte nicht zu den Drakelversen der Begräbnisfrau. Dagegen war K a i n z als Prinz Witte vollständig in seinem Element und täuschte durch die Echtheit seines Feuers über manche Unschheiten seiner Rolle hinweg. Auch Hermann R i s s e n in der dankbaren Rolle des Hans Lorbas stand seinen Mann, und Hermann M ü l l e r glänzte als böser Biberwolf durch eine prächtige Maske.

Das Lessingtheater hat im Laufe des Januar zwei Premierenabende veranstaltet. Der erste brachte eine Novität des in Berlin schon mehrfach verkrafteten Wiener Christophanes G. Karlweis: „Das liebe Ich“. Der Autor beabsichtigte in diesem Werke die moralischen Wirkungen eines kurz vor dem Schlafengehen genossenen, reichlichen Abendbrotes dramatisch darzustellen und der sündigen Menschheit das Alptrücken als sittliches Läuterungsmittel plausibel zu machen. Der Wiener Fabrikant Florian Heindl ist ein ruchloser Tyrann, der seine Frau arg pantoffelt, seinen Hausknecht fuchst, seinen solide veranlagten Sohn zum Bummler werden läßt, seinem ehebenehörigen Töchterlein den Bräutigam vorenthält, einem in Not gerathenen Freunde nichts pumpen will u. s. w. Er hat den Tag über eine erschreckliche Reihe von Missethaten begangen, ist dann stark zu Abend und versinkt auf dem Sofa in Schlaf. Die genossenen Schnitzel werden zu Rachegöttern, ein schwerer Alp drückt auf die schwarze Seele des Bösewichts, und die sittliche Läuterung nach dem Rezept des Dichters Karlweis kann vor sich gehen. Ein Traum führt den bösen Florian an eine festliche Tafel in den Kreis seiner Familie und seiner Freunde. Aber es herrscht kein Frohsinn, schweigend sitzen sie alle da im Halbdunkel, von einem gespenstischen Wirte bedient. Und als Florian sie zur Unterhaltung animiert, da heben sie an, einer nach dem andern, und halten ihm sein Sündenregister vor, und damit auch etwas Ruffl dabei ist, erscheint die Braut von Florians Sohn im Kostüm einer Tingeltangelause und singt ein freches Lied auf ihren bösen Schwiegerpapa. Dann verläßt die Tafelrunde hohnlachend das Lokal; nur einer bleibt übrig und dieser ergreift den sich sträubenden Missethäter bei der Hand, um ihn an den Ort zu führen, wo er „das Weinen“ lernen soll. Ein Bettler, hungernd und frierend, irrt Florian durch die Welt, die muntere Jugend verhöhnt und beschimpft ihn, die Freunde wollen ihn nicht kennen. Vor dem Hause seines einstigen Bedienten, der durch einen Lotterietreffer reich geworden ist, gelingt es ihm, durch harte Arbeit ein Stüchchen trockenes Brot zu verdienen. Er will es eben verzehren, als eine Bettlerin naht. Florian schenkt ihr das Brot, und über diese erste gute That seines Lebens ist er so gerührt, daß er „das Weinen lernt“. Damit hat der pädagogische Traum sein Ende erreicht; der Fabrikant erwacht und nimmt mit Erstaunen wahr, daß er in der That ein anderer geworden ist. Er versöhnt sich mit seiner Frau, beschenkt eine arme Familie, liebt seinen Hausknecht, bewilligt seiner Tochter den beantragten Bräutigam, und unter Lachen und Weinen feiert man die Heimkehr des verlorenen Vaters. Den drei Akten des Stückes geht noch ein überflüssiges Vorspiel voran, in dem die „Fee Humanitas“ die „Wiener Fee“ anklagt, den Florian Heindl verdorben zu haben, und „Morpheus“ veranlaßt wird, die Befehrung des Bösewichts durch einen Traum zu bewerkstelligen.

Der melodramatische Unsinn soll ursprünglich als Festvorstellung für ein Arbeitertheater bestimmt gewesen sein, das ein österreichischer Großindustrieller zur Feier des Kaiserjubiläums errichten ließ. Man hätte wohlgethan, die verunglückte Gelegenheitsarbeit nicht an die kritischer beanlagte Öffentlichkeit zu bringen.

Der zweite Premierenabend des Lessingtheaters brachte eine Reihe von Einaktern, die eine sehr freundliche Aufnahme fanden und, wie es scheint, auch einen dauernden Kassenerfolg bedeuten. Das Fuldaische Schauspiel „Die Zee“, das den Reigen eröffnete, ist eine kleine, theatraalisch wirksame Plauderei zwischen einem physisch und moralisch stark ramponierten, alten Lebemann und dem weiblichen Wesen, das er vor einigen dreißig Jahren unglücklich gemacht hat. Während der glückliche Baron kausend auf ein verfehltes Leben zurückblickt, ist der einstige arme Gouvernante in



in ihrem Sohne, dem tüchtigen Baderarzt, ein Gegenstand der Freude und des Stolzes herangewachsen, um den der alte Geist sie beneiden muß. Sein Versuch, Mutter und Sohn noch jetzt durch eine Heirat zu „rehabilitieren“, scheitert an dem Stolze der beiden. Der graue Sünder sieht sich von der einzigen Glücksmöglichkeit ausgehoben, die ihm seinen öden Lebensabend erträglich machen könnte, und muß so zum Schluß doch noch die Zehne bezahlen, die er so lange schuldig geblieben war. Das kleine Komödiantenstück wurde von Adolf Klein und Rosa Bertens tadellos dargestellt. — Die folgende Komödie „Unter blonden Bestien“ von Max Dreyer spielt auf einem Landgut im skandinavischen Norden und handelt von der ergötlichen Abweisung, die einem italienischen Violinvirtuosen und Herzensneider von seinen der blonden Herrin des Hauses zu teil wird. Der „raffige“ Windhund, der noch eben so verächtlich von den temperamentlosen Nordländern zu reden wußte, nimmt in jämmerlicher Todesangst vor der urgermanischen Erscheinung des biederen Gutsbesizers, in dessen ehelichen Besitz er einen frechen Einbruch versucht hat, Reißaus. — Die Rolle des welschen Krastinsky wurde von Ferdinand Bonn mit virtuoser Meisterschaft gegeben, und als blonde Inga war einmal ausnahmsweise das spröde Talent der Frau Elise Sauer am rechten Plage. — Das Fulda'sche Lustspiel „Ein Ehrenhandel“ ist ein dürftiger Schwank altmodischen Genres, der besser auf eine Liebhaberbühne gehörte. Der Herr Regierungsrat hat in der Seklaune die Frau Majorin geküßt, und um das drohende Duell zu verhüten, läßt sich die Frau Regierungsrätin von dem Herrn Major küssen. Darüber wird eine Art ehrengerichtliches Protokoll aufgenommen, und der Ehrenhandel ist damit nach Herrn Ludwig Fuldas Meinung erledigt. — Das Stück bietet keine schauspielerischen Aufgaben und wurde, wie es sich gehört, heruntergespielt. — Den stärksten Heiterkeitserfolg hatte der letzte Einakter „Lebesträume“ von Max Dreyer. Herr Alex, der sich zum Besuch in dem Hause einer robusten mecklenburgischen Gutsbesizerin aufhält, pouffiert in recht ungenierten Formen das dralle Stubenmädchen, küßt dann im Mundschein die Nichte des Hauses, einen verlebten, kleinen Backfisch, ab, und macht schließlich unter tausend Liebeschwüren der jungfräulichen Hausherrin einen Heiratsantrag. Die gute Dame geht schon ernstlich mit ihrem Herzen zu Rate, als sie durch einen Zufall von der Vielseitigkeit ihres Freiers Kunde erhält. Kurz entschlossen jagt sie Herrn Alex mit der Reitpeitsche aus dem Hause. — Die Rolle des unglücklichen Bewerbers verkörperte Josef Farno mit diskreter Komik ziemlich wirkungsvoll, als sentimentaler Backfisch glänzte Meta Jäger, und nur Elise Sauer erschien als „waldfürnhafter“ Schweinezüchterin wenig glaubhaft und rang vergebens mit dem plattdeutschen Dialekt.

„Der Sohn der Frau“, eine Novität von Max Kreyer, gelangte im Neuen Theater zur ersten Aufführung. Der Dreiaakter behandelt eine heikle Familiengeschichte, in deren Mittelpunkt die Gattin eines Berliner Albumfabrikanten steht. Die originelle Dame hat, bevor sie ihre Ehe mit dem biedern Friedrich Möbius schloß, einen unehelichen Sohn zur Welt gebracht, dessen Existenz sie dem Gatten verheimlichte. Siebzehn Jahre sind verfloßen, die Ehe mit Möbius ist kinderlos geblieben, und Frau Agnes glaubt, ihre Sehnsucht nach dem inzwischen zu einem hochherzigen Jüngling und tüchtigen Kaufmann herangereiften Sohne nicht länger unterdrücken zu können. Sie bestimmt den alternden und kränkenden Gatten, den jungen Mann, ihren angeblichen Neffen, als Prokurist in sein Geschäft aufzunehmen. Nun hat aber Herr Möbius noch zwei Söhne aus einer früheren Ehe, die ihm wegen ihrer leichtsinnigen Streiche vielen Kummer verursachen. Diesen jungen Herren ist der neue Vorgekehrte na-

türlich ein Dorn im Auge und sie passen auf eine Gelegenheit, seiner ledig zu werden. Diese bietet sich in unerwarteter Weise. Man hat beobachtet, daß der Verkehr zwischen Frau Möbius und dem neuen Prokuristen sich zuweilen in ärztlicheren Formen bewegt, als zwischen Tanten und Neffen gebräuchlich ist, und der älteste der Söhne hält es für seine Pflicht, dem Vater von dieser Beobachtung Mitteilung zu machen. In einer erregten Szene zwischen dem Ehepaar Möbius wird dann der wahre Sachverhalt aufgeklärt, und der herzensgute Albumfabrikant muß den mutmaßlichen Rivalen schließlich als natürlichen Stiefsohn willkommen heißen. Die Gattin erhält Verzeihung, und der tadellose junge Mann verbleibt fürderhin in seiner geschäftlichen Vertrauensstellung. Die beiden ungeratenen Söhne aber werden zur Besserung in ein Geschäft nach Hamburg gegeben.

Hahnebüchen, wie die Fabel des Dramas, ist auch die Technik des Verfassers. Alles ist auf den groben theatralischen Effekt, auf Spannung und Überraschung zugeschnitten. Von einer Vertiefung oder auch nur detaillierteren Individualisierung der Charaktere ist nichts zu spüren. Höhe, szenische Wirkungen sind ausschließlich Ziel und Zweck des Schauspiels. Und diesen Wirkungen vermochte sich denn auch das Gros des Publikums nicht zu entziehen: das literarisch wertlose Stück hatte einen ziemlich starken äußeren Erfolg. Treher, dessen dichterischer Ehrgeiz einst höhere Ziele kannte, der einst zu den Begründern der „neuen Dichtung“ in Deutschland gezählt wurde, den man etwas voreilig bereits den Berliner Zola nannte, wird auf diesen Erfolg kaum stolz sein.

Schließlich sei noch eine interessante Notiz erwähnt, die die „Neue freie Volksbühne“ am 15. Januar im Odeontheater veranstaltete. Sie brachte für ihre Mitglieder eine Aufführung des neuen Dramas „Paul Lange und Lora Parsberg“ von Björnstjerne Björnson zu stande.

Im Mittelpunkt des Dramas steht „die Politik“, jenes waghalsige Gewerbe, wie es von diplomatischen und staatsmännlichen Spekulantem betrieben wird. „Nur halbe Menschen sind sie, diese Politiker, oder noch weniger! Die ganzen Menschen, die gehen voran, die stürmen drauf los, die erobern für die Menschheit. Aber diese mit dem schwachen Rücken, diese sentimentalischen Leute, die sind nicht dazu im stande. Die humpeln hinterdrein, und dort bleiben sie bei den Schwächlingen, bei den Stümpfern, den Verbräuteten — und bei den Weibsbildern, und tuscheln und puzeln mit denen herum! Und wollen uns alle dahin haben, damit wir es ebenso machen. Ihre Gedanken sind Krankenstuben-Gedanken, und ihr Programm lautet: Wann kommt die Zeit der Krüppel? Und solche Männer sollen in der Politik mit sein? Sollen dem Geschlecht den Kurs vorschreiben? — In der Politik, die vor gesunder Brunnst brüllen sollte wie ein Stier! Zum Teufel mit der jämmerlichen Gesellschaft!“ Solche Worte schleudert der alte Storm, ein Vertreter Urnorwegens, einer Gesellschaft von Ministern, Kammerherren und Stortingens-abgeordneten entgegen. Die Politik ist der glatte Boden, auf dem die „Streber“ ihre Geschäfte machen; auch „Freier“ kann man sie nennen; denn „sie freien als Schulknaben um ihre Lehrer, als Studenten um den Professor, dann um reiche Mädchen, dann um Wähler und Gönner, dann um Orden und hohe Stellungen“. Und sie verachten kein Mittel, wenn es nur ihrem Vorteil dient. Wenn sie von Redlichkeit, Freiheit, Vaterland und Treue reden, so bedeuten diese Worte nicht etwa das, was der einfache, gerade Sinn darunter versteht, sondern es sind Schachfiguren in einem Spiel, die nur dann herausgeholt werden, wenn etwas durch sie gewonnen werden soll, sonst aber ruhig im Kasten liegen. „Wenn ich die Macht hätte“, ruft ein alter Seebär aus, „Frieden auf Erden zu schaffen, da nähm' ich einen langen Besen — so lang, daß er bis nach Konstantinopel reichte — und dann fegte ich sie, Tod und Teufel, ins Meer! Mit ihren Reden und Depeschen und

Orden und Weisbildern und Diners und Festerlichkeiten. Ich denke so oft: Der liebe Gott muß doch wohl ein anderes Leben für uns in der Hinterhand haben — obgleich die Pfaffen es sagen. Denn dieses Leben hier haben die Politiker dermaßen eingeschmuyt, daß es hier bald nicht mehr zum Aushalten ist. Wir müssen uns nach etwas Anderem umsehen.“ Wie nun ein hochbegabter und verhältnismäßig edllicher Staatsmann, Paul Lange, auf dem schlüpfrigen Boden der Politik, auf dem er sich so lange mit ungewöhnlichem Geschick bewegt hat, durch einen kleinen, kaum nennenswerten Fehltritt ausgleitet und sofort jählings in die Schande und Verachtung stürzt — das ist der äußere Inhalt des Dramas. Paul Lange zur Seite steht ein starkes und edles Weib, Lora Parsberg, seine Braut. Sie ist ein Gegenstück in vieler Hinsicht: eine Wahrheitsfanatikerin, die die Ehrlichkeit „ihres Lebens Lust“ nennt. Sie bemüht sich mit allen Kräften, den Geliebten in ihr eigenes, gesundes Klima hinüberzuziehen, aber es gelingt ihr nicht. Paul Lange ist schon bis ins innerste Mark hinein von dem politischen Gifte gefressen. An den Widersprüchen, die sein menschliches und staatsmännliches Fühlen und Denken in ihm erzeugen, geht er zu Grunde. Er verachtet die öffentliche Meinung, da er weiß, wie sie entsteht, und dennoch schmettert ihr Urteil ihn rettungslos zu Boden, so daß er, aller Selbstachtung bar, zur Pistole greifen muß. Der Fabel liegt bekanntlich ein thatsächliches Ereignis aus der neueren Geschichte Norwegens zu Grunde. Der Staatsmann, der durch Selbstmord endete, war ein Freund Björnsons, der trotzdem durch Veröffentlichung von Privatbriefen desselben zu seinem Sturze beitrug.

Das interessante Stück erwies sich als außerordentlich Bühnenwirksam. Gerade der dritte Akt, der fast nur aus einem langen Dialoge zwischen den beiden Hauptpersonen besteht, und für den man nach der Lectüre des Stückes am meisten fürchten mußte, wirkte tief ergreifend. Es ist übrigens Aussicht vorhanden, daß das Drama demnächst auf einer unserer ständigen Berliner Bühnen erscheint.

Dr. John Schifowski.



## Kritik.

### Antike Lyrik.

Emil Ermatinger und Rudolf Jungker: Antike Lyrik im modernen Gewande. Hubers Verlag, Frauenfeld. Geb. M. 1,60.

Welche Grundzüge soll man bei der Überetzung antklassischer Dichtungen ins Deutsche befolgen? Das ist eine ästhetische Streitfrage, um derenwillen seit mehr denn hundert Jahren schon viel Tinte

gefloßen ist. Aber noch immer harret sie der Lösung, und so mischt sich denn auch der eine Herausgeber des vorliegenden Büchleins, der Privatdozent Dr. Rudolf Jungker in Zürich, unter die Kämpen, indem er in einem mit dem Rüstzeug gelehrter Zitate reich ausgestatteten „Anhang“ die Methode und „Kunst des Übersetzens fremdsprachlicher Dichtungen“, namentlich lyrischer, mit geschickter Polemik erörtert. Zunächst verlangt er, daß der

übertragende zwar „den antiken Inhalt mit modern-lyrischen Empfindungen durchseze“, aber doch „die eigene Weisheit nicht zu stark in den Vordergrund dränge“ (S. 60.) Und was die Form betrifft, so fordert er nicht nur für die „komplizierten antiken Versmaße“, z. B. für die sapphische Strophe (!), sondern sogar für den Hexameter „deutsche Äquivalente“, d. h. moderne Maß- und Strophenformen, womöglich gereimter Art (S. 69). Ich gestehe offen, daß ich diesen Standpunkt nicht theile, wiewohl ich ihn zu würdigen weiß. Wenn „Inhalt und Form, beides in gleicher Weise Ausflüsse des Zeit- und Volkscharakters, in jedem Kunstwerk zu unlöslicher Harmonie verflochten sind“, wie ja Hunziker selbst es zugiebt (S. 57), nun, so lasse der Übersetzer, soweit es nur irgend das Wesen der deutschen Sprache erlaubt, der antiken Poesie den ihr charakteristischen Ausdruck und Geist! Vor allem aber halte er an ihrem Originalmetrum fest, wenigstens, wenn dies in unserer Litteratur bereits sein Bürgerrecht erkämpft hat! Seien wir doch offen! An Gehalt und Inhalt, besonders an Gemüt, Humor und Naturstimmung, steht die antike Lyrik der modernen bedeutend nach, aber in der sinnlichen Schönheit der Sprache, des Klanges, des Rhythmus, des Metrums erringt sie den Preis. Hierin ist sie für spätere Geschlechter vorbildlich geworden, und wer ihr metrisches Kleid modernisirt, der nimmt ihr nicht nur die Fremdartigkeit, sondern auch die Eigenart der Erscheinung. Solche Nachdichtungen im modernen Gewande — was sind sie anders als Zwitler? Und für wen bestimmt? Etwa für den klassisch gebildeten Kenner? Der greift doch am liebsten zum Original, dessen erotischen Duft keine noch so vollendete Übertragung ausströmen vermag. Oder für den Laien? Ich gebe zu, daß für ihn solche Nachdichtungen gefälliger und verdaulicher sind. Aber diese Annehmlichkeit, diesen Genuß erkaufte er mit

teilweise schiefen Vorstellungen von dem Wesen der alten Poesie und des klassischen Altertums, das man sich auch sonst gewöhnt hat, durch eine nicht überall passende oder gar schönfärbliche Brille zu betrachten. Indessen, lassen wir diese Doktorfrage auf sich beruhen! die Hauptsache ist und bleibt ja doch, ob die beiden Übersetzer ihren für richtig befundenen Theorien Ehre gemacht haben. Und ich kann sagen, daß ich den größten Teil dieser Gedichte mit vielem Genuß gelesen habe. Es ist den Verfassern in der überwiegenden Mehrzahl ihrer Übertragungen gelungen, Poesie mit Poesie wiederzugeben, den alten Vorbildern mit künstlerischem Verständnis nachzuempfinden und nachzuschaffen, den alten Wein in neuen und gefälligen Gefäßen zu reichen. Und wie der Freund des Altertums sich z. B. gern in Seibels „Klassisches Lieberbuch“, in Bacmeisters horazische Oden, in Th. Heyses Catull, in Mühlhs „Griechische und Römische Lyriker“ vertieft, so wird er auch der „antiken Lyrik“ von Ermatinger und Hunziker einen bevorzugten Platz einräumen. Es ist eine kleine, aber liebe Gabe, in stilgerechter Ausstattung.

Dr. S. Friedrich.

### Kunstzeitschrift.

Das Dezemberheft der Wiener Zeitschrift „Ver sacrum“ (Wien, Gerlach & Schenk) ist dem Schaffen Fernand Rhnopffs gewidmet. Über den Mann selber erfährt man nichts, denn die 1<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Spalten Phrasen Hermann Bahrs verwirren nur, anstatt zu orientieren. „Wir stimmen Rhnopff zu, weil wir es wiedererkennen: Denn gerade das, was wir nicht aussprechen können, weil es sich nicht denken läßt, weiß jeder einmal geschaut zu haben.“ Dieselbe Düsterei herrscht auch in dem Gedicht „Weltgeheimnis“ des begabten, aber überschätzten Hugo von Hofmannsthal. Das ist kein Rebus, kein Gedicht. Zahlreiche Schöpfungen F. Rhnopffs sind hier

nachgebildet, barock, von brünstiger Phantasie, tiefer Gedanken voll. Eine Übersetzung des *Ma et r'in d'ich'en* Marionetten-Dramas „Tintagiles Tod“ beschließt das ausgezeichnete Heft. L. J.

### Lustspiele.

Walter Harlan: Im April. Lustspiel aus den vierziger Jahren. Berlin.

Es giebt wahrhaftig nichts Oberes, als die ewig schwanende doktrinaire Demokratie, ohne Kasse, ohne Inkontinenz, ohne Bagamut. Der rote Philister mit dem großen Maul, starrend von Phrasenlehre, unfähig einer frischen, fröhlichen That, aller vornehmen Geistigkeit abhold, ordinär von Gesinnung, schäbig von Charakter — wer nicht selbst Demokrat, ermißt gar nicht, wie lästig und gefährlich diese Demokratenorte einer besser gearbeteten, freien und selbstherrlichen Individualität zu werden vermag. Es ist einfach zum Davonlaufen. Und Bismarck ist ihr Anno domum davongelaufen. Und Corvin, der rote Lockvogel, hatte das Nachsehen. Er brachte den Bismarck nicht in den Frankfurter Reaktionslästig. Auch die beliebte heiratslüsterne Lustspiel-Miß aus Dingsda hatte nicht das Zeug, den Bismarck, der sich auf Kniephof sträflisch langweilte, für sich und ihre Teufeleien einzufangen. Die Miß ist übrigens echt und ihre Länderei mit dem Demokraten-Junker nicht von Pappe. Alimente hat sie wohl in keinerlei Form herausgeschlagen. Ich sage das für mich, Walter Harlan sagt nichts davon. Er nimmt vom Weiblichen nicht mehr, als er für die Ökonomie seines historischen Lustspiels braucht. Die Puttkamerin ist ihm gut geraten. Der Zeitpunkt und die Zeitlust sind prächtig getroffen. Der junge Bismarck am Scheideweg erweist sich als ein famoseres Motio für eine heiter-ernste Bühnenarbeit moderner Faktur. Wie ich höre, hat dem alten Bismarck selbst noch das Harlan'sche Manuskript vorgelegen,

und das Ding hat ihm Spaß gemacht. Vielleicht hätte der Dichter manches um eine Nuance derber austragen dürfen, besonders in der sonst sehr gelungenen Charakterisierung des krastgenialischen, nach Thaten lechzenden Gewaltmenschen Bismarck. Es gehört nicht zu seiner Verherrlichung, ihn geflissentlich ins feine zu malen. Wenn sich die rechten Darsteller finden, wird das Harlan'sche Bismarck-Lustspiel auf der Bühne köstlich wirken.

M. G. Conrad.

Schicksal. Komödie in 3 Akten von Hugo Döler. Graz, Komm.-Verlag „Leysam“. 1899.

Der Dichter Robert Oltz, dessen Erstlingsdrama sieben einen durchschlagenden Erfolg gehabt, verliebt sich in die talent- und tugendvolle Darstellerin der weiblichen Hauptrolle, Hansi Manner, und verspricht ihr, zwar nicht vor Zeugen, aber coram publico die Ehe. Sein Vater bringt ihn aber dazu, Hansi laufen zu lassen, wozu der Alte keiner weiteren Anstrengungen bedarf, als des von altersher bereits bekannten väterlichen Fiuchs. Da im zweiten Akt, nach Regievorschrift, auf dem Tische des Dichters „Jugend“, „Simplicissimus“, „Zeit“, „Wage“ liegen sollen, die durchschnittlich erst auf ein vierjähriges Bestehen zurückblicken können, muß der dritte Akt, der erst acht Jahre später spielt, ungefähr im Jahre 1903 vor sich gehen, brauchte uns also augenblicklich eigentlich noch nicht zu beschäftigen. Da in diesem aber vom Abrüstungsvorschlag, von Prevoß's Demi-dierges und „dem neuen Buch vom Turi: Die Frau des Weisen“ die Rede ist, muß er doch wohl auf das Jahr 1898, in dem Arthur Schnitzler so beritetes Buch erschienen ist, zugeschnitten sein. Er enthält übrigens nichts, als die Mitteilung, daß Hansi eine berühmte und berühmte Schauspielerin geworden ist, die sich selbst mit feinem Humor „zum Paradies der Herren“ nennt, und zeigt den Dichter Robert, der anlässlich der Premiere

keines neuesten, seine Beziehungen zu Hansi behandelnden Stückes am Burgtheater nach Wien gekommen, wie er von Hansi gehörig wegen seiner damaligen Schlechtigkeit abgefanzelt wird. Obgleich Hansi ihn mit einem recht deutlichen „Hinaus, Sie Lump!“ vor die Thür setzt, ist er wohl-erzogen genug, beim Abgehen „Auf Wiedersehen“ zu sagen.

Dem Dichter dieses traurigen Stückes, das merkwürdigerweise als Komödie bezeichnet ist und einen trostlos öden Dialog, diverse noch übere Monologe und einige sehr abgebrauchte, alte Kalauer enthält, ein „Auf Wiedersehen“ zuzurufen, dürfte man sich schwer entschließen.

Fritz Garsten.

Der Stiefel. Schwank in 1 Aufzug von Johannes Cotta. Leipzig. Rob. Frieje.

Ein harmloser, aber recht lustiger Einakter, der — ohne irgendwo Ansprüche zu erheben — sein Publikum gewiß jederzeit unterhalten wird. Am Herzogl. Hoftheater in Alenburg, dem der Verfasser als Regisseur und Schauspieler angehörte, hat das Stück einen netten Heiterkeitserfolg gehabt. Geschichte Ausnützung der komischen Situationen und ein sicherer Blick für Bühnenwirksamkeit sind Cotta nachzurühmen. Mag er uns gelegentlich mit einem anspruchsvolleren Erzeugnis seiner heiteren Muse erfreuen.

Friedrich Moell.

### Anthologien.

Ludwig Gemmel's „Perlen-schnur“ ist eine Anthologie moderner Lyrik (Berlin, Schuster & Loeffler. 8°. 362 S. Geb. 6 M.), deren eigenartiges Gewand die ganze Originalität seines Verlages atmet. Wenn ich die Vorrede recht verstehe, wollte Gemmel eine Art Hausbuch schaffen, kein Kampf- und Programmbuch. Die moderne Lyrik hätte schon genug sichere Kunst, um sie der Allgemeinheit als ein Produkt

ruhiger Litteraturentwicklung darbieten zu können. Im großen und ganzen wird man die Sammlung loben können, nur ermöglicht sie nicht einen Überblick über die moderne Produktion. Es macht den Eindruck, als ob die Autoren des Verlags zu sehr berücksichtigt sind. Wenn Schaulal mit 10, Th. von Scheffer mit 10 Gedichten vertreten sind, indes von Conradi nur 2 enthalten sind, wenn ganz unmoderne Gedabungen wie Kamlah — sich breit machen, wenn Ernst Schur spricht, indes Mombert schweigt, wenn neben Thekla Lingau die ganz unhilfs-theatralische H. v. Preuschen prunkt, indes Anna Ritter fehlt, wenn Fritz Stern überhaupt vertreten ist und Schönaich-Carolath (!), Rilke fehlen, so ist die Art der Verteilung sehr ungerecht. Es hätte ein gutes Buch werden können, ist aber auf dem Wege dazu stehen geblieben.

Grüße deutscher Dichter. Sammlung der schönsten Dichtungen. Her. v. Margarethe v. Hochfeld. Berlin, W. Bobach & Co. 8°. 240 S., 3 M.

Eine Sammlung sinnig-münnig-innig, dilettantisch ausgewählt und vollgestopft mit Neulingen, die nichts können, als alten Quark breit treten. Von neueren Namen haben sich zwar hineinverirrt: Arent (1), Benzmann (1), Duffe (1), Falke (1), Flaischlen (1), Jacobowski (4), Janitschel (1), Kirchbach (1), Lilliencron (1), Maday (1), Regri (1), Reber (1), Schönaich-Carolath (2), wo aber sind Dehmel, Bierbaum, Dauthendey, Hensell, H. und J. Hart u. s. f. Alles in allem eine Sammlung, die schlechter ist, als die berüchtigten „Ich grüße Dich“, „Mädchen's Leid und Lust“ &c.

### Litteratur- und Kunstgeschichte.

Arthur Moeller-Brud: Die Moderne Litteratur in Gruppen- und Einzel-Darstellungen. Band I: Eschaulala Riezighe. Schuster & Loeff-

ler. Berlin, 1899. Ein Charakterbild in großen Strichen — ein Versuch, die ungeheure Erscheinung Nietzsche zu klassifizieren. Manches Geistreiche ist dem Autor gelungen. Aber schließlich ist die Pointe dieses Essays zu geistreich, d. h. nämlich schon lächerlich: Friedrich Nietzsche als einen Tschandala des heutigen Lebens, als den vollkommensten Typus von Deladent hinzustellen. Der Irrtum des Herrn Moeller-Bruck besteht darin, Nietzsche dafür verantwortlich zu machen, daß das heutige moderne Leben ihm nicht genügen konnte, um das Idealbild, das sein Genie in ihm erzeugte, in diesem Leben zu verwirklichen. Nein, umgekehrt, geistreicher Herr Moeller-Bruck! Die Zeit ist deladent und Fr. Nietzsche war ihr einziger Gefunder, Starke. Seine Tragik war nicht die, für dieses moderne Leben nicht Kraft genug gefunden zu haben, mit dem sich die Snobs und die Deladenten und verlogenes Gesindel so prächtig abfinden, seine Tragik war die, ein zu spät oder zu früh Geborener gewesen zu sein. In die große Zeit der Renaissance oder in die großen Zeiten der Zukunft, wenn diese je entstehen werden, gehörte Fr. Nietzsche, der Unzeitgemähe. Die Zeitgemähen werden ihn nie verstehen. Sie verwechseln die Zeit mit dem Leben und glauben, Nietzsche habe das „Leben“ nicht ertragen, weil er seine ekelhafte „Zeit“ nicht ertrug!

Max Meffer.

F. H. Meißner: Das Künstlerbuch. Band I: Arnold Böcklin. Umschlagzeichnung von Hans Thoma. (116 S., 3 M.) Schuster & Loeffler, Berlin.

Franz Herm. Meißner hat nach mehreren Künstlerbiographien und seinem imposanten Klingerwerk eine neue Monographie folgen lassen und zwar über Arnold Böcklin. Meißner giebt darin ein getreues Bild von der künstlerischen Bedeutung dieses großen Schweizers, sowie eine vollständige, chronologische Aufzählung aller seiner Werke. Mit liebevollem und

feinsüßlichem Verständnis beschreibt er die Werke dieses Meisters und bringt über sein Leben und Schaffen manches Neue und Interessante. Die Abbildungen, welche nur teilweise gut sind, finde ich zu klein im Format, man hätte einigen eine volle Seite wohl geben können (wie z. B. der Pietà [Nationalgalerie] und dem gefesselten Prometheus). Der warme Stil Meißners, der ungemein sympathisch ausmüdet, hat zwei Stellen, welche besser weggeblieben wären: „Alle Griechen“ (Seite 27) und „Alle Tage Leber“ (Seite 93) enthalten fast dieses schöne Buch. Hzl.

Die skandinavische Litteratur und ihre Tendenzen. Redt anderen Essays von Marie Herzfeld. Berlin, Schuster & Loeffler.

Der Sammelband ist nach dem längsten und in seinen Urteilen konfusesten Aufsatz getitelt. In dem Widmungsbrief an die Baronin Malvina v. Mensenburg, der das Buch „in ehrfurchtsvoller Empfindung zugeeignet“ ist, spricht die Verfasserin übertrieben bescheiden von ihrer skandinavischen Spezialisten-Arbeit. Das pflegen alle Spezialisten zu thun und stets mit dem heimlichen Vermerk: Aber das werdet Ihr schon spüren müssen, daß mein Feld das auserlesenste ist, und seine Früchte an Reife, Süße und Gewicht mit keinen anderen vergleichbar. Marie Herzfeld sagt von ihrem Sammelwerk, daß es nichts enthalte, was den Leistungen der großen Geister ebenbürtig wäre, deren Namen mit dem der Verfasserin der „Memoiren einer Idealistin“ unauslöschlich verbunden sind. Man braucht dabei nur an Nietzsche und Wagner zu denken, um ohne überlangbrachte Galanterie Fräulein Herzfeld sofort beizustimmen. Aber wenn sie dann fortfährt, daß ihr Buch nichts enthalte als in Umrisslinien das, was sie in mehreren Büchern Skandinaviens zu finden vermeinte, so ist das nur bedingt richtig. Richtig hinsichtlich der paar Charakterköpfe, die sie flüchtig zeichnet, der paar feinere

Inhalts-Zergliederungen, die sie mit virtuoser Hand an mehr oder weniger bedeutenden skandinavischen Dichtungen vollbringt; nicht richtig hinsichtlich der temperamentsvollen Wucht, mit der sie mit überlegenen Größen, namentlich mit Ibsen und Björnson, ins Gericht geht und Urtheile formelt und Verallgemeinerungen aufbaut und Zusammenhänge mit der allgemeinen Weltkultur und den modernen Menschheitsidealen dogmatisch festlegt, die samt und sonders sich höchst souverän geben und päpstlich unfehlbar, ohne freilich im Grunde mehr zu sein, als konfuse Meinungen und Stimmungen der Schreiberin, Empfindungen und Wankungen, die über die Wissenschaft, gar oft auch über die Logik hinwegvollstieren. Mehr als angenehm aufreizenden feuilletonistischen Lesestoff bietet das Buch in Wahrheit nicht; für die Akten der Weltliteratur ist es positiv belanglos. Wie sie sich abmüht, die gestrenge Richterin — die sich aber unversehens minutenlang in die phantastischste Lobpreiserei ihrer speziellen Lieblingsverwandelt (acht weiblich!) — an schwer zu zwingende Gegenstände, überragende Litteraturcharaktere nicht den Maßstab der Kunst, sondern den nach ihrer Meinung höheren Maßstab der Kultur anzulegen, um das Unbewältigbare niederzurufen und disparate Erscheinungen unter einen willkürlichen, gemeinsamen Gesichtspunkt zu pressen, das ist namentlich in dem Hauptaufsatze sehr ergötzlich zu beobachten. Ihre Sympathien und Antipathien durchbrechen in ihrer unbewußten Übergewalt alle Dämme, und der Strom der Gefühle spottet jeder konsequenten Beweisführung. Das zieht dann Kreise und Wirbel und Strudel, darin alle Logik verflinkt. Als Schauspiel ist das sehr hübsch und fesselnd. Als Diskussions thema jedoch einfach unmöglich. Mit Gefühlen ist nicht zu streiten. Marie Herzfeld hat viel Geist und Temperament, dialektische und rhetorische Gewandtheit. Es fehlt ihr nur eins:

die Methode wissenschaftlicher Arbeit. Sie ist in ihrer Spezialität eine flinke Feuilletonistin, eine angenehme Dolmetscherin fremder Kunsterscheinungen, die ihr gerade liegen. Was ihr nicht liegt, wehe, wenn es vor ihrem Stuhle sein Recht suchen müßte. Ein interessanter Typus Weib, diese vielfach an die Marholm erinnernde Marie Herzfeld in der litterargeschichtlichen Tendenzschriftstellerin.

M. G. Conrad.

Detlev v. Lillencron. Ästhetische Studie von Franz Oppenheimer; mit dem Bilde des Dichters. (Berlin, Schuster & Loeffler. 1 Mf.)

Die Litteratur über die Litteratur ist im allgemeinen ja minder erfreulich. Wenn sie aber so knapp im Umfang ist und so unterhaltend zu lesen und dazu geeignet, einem noch zu wenig gewürdigten Großen den Weg zu bereiten, dann ist es etwas anderes. Leider hat auch der Deutsche solche Litteratur noch allzu nötig, schon um über das, was er nicht gelesen hat, schwächen zu können; doch, was sage ich? so gut wird es einem Dichter selten bei Lebzeiten. Oppenheimer ist begeistert von Lillencron, das ist schön und nicht anders als billig; er kennt auch genau die Grenzen seiner Künstlerbegabung, das zeigt den besonnenen und reifen Kritiker.

Christaller.

„Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler Friedrich v. Müller“ \*) zu belauschen ist von intimstem Reiz. 24 Jahre lang, bis an Goethes Lebensende, war ihm der kluge, diskrete Mann nah, der die alte, griechgrünige und jähzornige Erzelenz so gut zu behandeln wußte. Müller hat gerade soviel Kenntnisse in allen Wissenschaften, um nicht ganz ohnmächtig — dumm dem Goethe'schen Geiste gegenüberzustehen, und soviel Takt, um das Mißtrauen des alten Herrn zu

\*) Stuttgart, J. G. Cotta'sche Verlagsbuchhandlung.



besiegen und das freundliche Erzellens- Wohlwollen auf sich zu ziehen. So ist es immerhin ein klarer, reiner Spiegel, der Goethes Geist zurückwirft, und seine Unterhaltungen haben daher sowohl die Stimmung des Ursprünglichen, als auch die Treue des Goethe-Kolorits. Ein einziger Geist in diesem alten Herrn. Zwischen Himmel, Hölle und Erde wandert sein rastloser Kopf hin und her; unzählige Fragen aller Wissenschaften werden eingehend besprochen; täglich muß ein Buch verschlungen werden; Fremde werden vorgelassen, Dichtungen besprochen, die zärtliche Lust am Weibe schwelgt noch immer in süßer Laune, das Entelkind wird gestreichelt, der Weimariſche Staat gerettet . . . ein unendliches Leben gelebt in kleinem Raum, zwischen bescheidenen Wänden. Man ist förmlich bekrüzt von der Größe dieses Mannes, gegen die sich oft in uns Jungen etwas wie abwehrende Kraft regt, die wir wieder gang und gar in seinen Vann geraten und vergeſſen, daß auch er sterblich ist.

Und er ist es wirklich. Wenn es einen Goethe-Hasser gäbe — Wolfgang Meuzel hat keinen Nachfolger gefunden — und er würde ein Drevier Goethe-Dumheiten veröffentlichen, so dürften Goethes Urteile über den Humor und die deutsche Geschichte nicht fehlen. Die 75-jährige Erzellens prägt Thorheiten wie diese: „Nur wer kein Gewissen oder keine Verantwortung hat, kann humoristisch sein.“ Und der Schöpfer des „Göt“ bekommt es fertig, lang und breit auseinanderzusetzen, Scotts Zauber beruhe auf der unerschöpflichen Mannigfaltigkeit der britischen Geschichte, „während in Deutschland sich nirgends zwischen dem Thüringer Wald und Mecklenburgs Sandwüsten ein fruchtbares Feld für den Romanschreiber findet“. Goethe besaß wie Richard Wagner die Eigenheit, Mängel seiner Begabung zu Tugenden zu stempeln, auf Kosten aller historischen Beweise. Das ist seine Schwäche und daher wohl die schwächste Menschlichkeit.

L. J.

### Kritik der Kritik.

Rechte und Pflichten der Kritik. Philosophische Laien-Predigten für das Volk der Denker von C. E. Rafius, Leipzig, W. Engelmann. 170 S., Preis 2 Mark.

Der gute Herr Ceraſius hat sich mit seinen Predigten doch wohl in der Adresse vergriffen. Mit seinen glaubensstarken Lehren und Meinungen würde er bei einem Volke von Denkern zweifellos kaum mehr als eine gelinde Heiterkeit erwecken. Ein solcher Vollblutgläubiger, wie er — er ist ein unbedingter Gottgläubiger, Bibelgläubiger, Monarchiegläubiger, Deutschgläubiger — kann nur auf ein orthodox gebilltes Volk ernsthaft wirken. Seine Predigten sind ein seltsames Gemisch von Wahren und Falschem, Schiefem und Geradem. Seine ganze Art erinnert etwas an den klassischen Bildungsoptimisten D. Fr. Strauß letzter Periode („der alte und der neue Glaube“). Nur ist er nicht so diskret und gemüthlich, wie der biedere schwäbische Ertheologe, sondern — viel norddeutscher, viel orthodoxer, viel chauvinistischer. Es lohnt nicht, hier das ganze, recht nüchtern und pedantisch im scholastischen Exzerziplarystil durchkomponierte Buch zu analysieren. Wir beschränken uns auf die Kennzeichnung seines Geistes durch Stichproben:

S. 75 . . . „Es ist klar, daß der Entwicklung des Gesamtwohls die günstigsten Bedingungen gestellt sind, wenn der Beste, d. i. der Wahrhaftigste, Fähigste, Thätigste und Edelste des Herrscheramtes waltet. Nun ist es aber absurd und unmöglich, daß die Mindertwertigen den Besten bestimmen. Daher muß die Bestimmung zum Herrscher, zum Oberhaupt eines Volkes durch eine höhere Macht geschehen. Es ist somit die erbliche Monarchie die beste Staatsform, und es hat der Monarch in anderem Sinne als irgend ein anderer Mensch sein Amt von ‚Gottes Gnaden‘.“

Der gute Cerasius hat in der Wonne seiner fatten Gläubigkeit wohl keine Ahnung davon, welchen Rattenkönig von Trugschlüffen er hier in wenigen Sätzen dem „Volk der Denker“ zur Bewunderung vorgefetzt hat. König Milan von Serbien sollte sich diesen Cerasius als Hofphilosophen leisten. Auch der Prinz von Wales, künftiger König von Großbritannien und Kaiser von Indien durch Gottes Gnaden, nicht durch die Bestimmung der „Minderwertigen“, dürfte sich diesen königlichen Logiker für irgend ein lustiges Hofamt vormerken. Auch in Rußland, wo die ausserwählten Gottesgnadentümlichen so energisch sich selbst mit Gift und Dolch und Strang zu Leibe gegangen sind, dürfte diese Theorie der erblichen „Besten“ mit dankbarem Augurenlächeln aufgenommen werden. Nicht zu gedenken der Befriedigung der „Minderwertigen“ im Königreiche Bayern, das seit dem Jahre 1886 einen notorisch unheilbar gehirnkranken, durchaus regierungsunfähigen Monarchen im Glanz der Krone und des Purpurs, d. h. nicht wirklich, sondern in der konstitutionellen Fiktion der erblich herrschenden Majestät auf dem Throne sieht!

Einen besonderen Schelm hat unser Lalenprediger auf die Amerikaner. An einigen Stellen ist sein Haß gegen das Amerikanerthum so gewaltig, daß er ihn sogar blind gegen die Geseze und den Geist der deutschen Sprache macht. Seite 76 versteigt sich Cerasius in seinem Jorn zu dem Vergleich, daß gegen die schlechten amerikanischen Zustände „die gleichartigen Übeisände in dem vielgeschmähten Rußland oder in der Türkei wahre Waisenknaben sind“.

S. 90: „Wenn man aus dem Gebiete der Malerei „Technik“ sehen will, dann braucht man in München nur in die Sezession zu gehen.“ Seine Meinung ist, daß auch die unfähigsten Leute es fertig brächten, ähnlich tote die Sezessionisten, „ein Stück Leinwand grün

oder blau oder gelb anzustreichen, ein paar Flecken darauf zu schüttern und darunter zu schreiben: „Abendstille“, „Wiesendühle“ u. s. w.“

Die Tiefe seiner sozialen Einsicht offenbart sich S. 131: . . . „Warum ist denn die Müßthätigkeit überhaupt notwendig? Doch nur, weil die Menschen ihre Pflicht und Schuldigkeit nicht thun. Sie wollen meist nur genießen, aber nicht arbeiten. Daraus geht denn sowohl der vergoldete, wie der in Lumpen gehüllte Müßiggang heroor, freilich aber auch der unfreiwillige, und dieser leidet natürlich am meisten.“

Gewiß enthält die Schrift manchen gefunden Gedanken über Charakter, sahr-lässige und bewußte Lüge, Todesstrafe u. s. w. Allein, es dürfte dem Herrn Cerasius selbst in seiner glänzendsten Stunde der Gottähnlichkeit schwer werden, das „Volk der Denker“ zu überzeugen, daß er mit seinen Predigten eine wesentliche Lücke in der nationalen Bildung, dieser ohnehin allerfürtrefflichsten auf Erden, ausgefüllt habe. M. G. Conrad.

### Biographie.

Heinrich von Stephan. Ein Lebensbild von E. Rieckeberg. (Dresden und Leipzig, G. Reihner.) 320 S.

Friedrich Riepsche. Ein Lebensbild von Hans Gailwitz. (Ebenenda.) 274 S.

Friedrich Riepsche. Sein Leben und seine Lehre von Georg Friedrich Fuchs. (Stuttgart, Chr. Belfer.) 41 S.

Max Stirner. Sein Leben und sein Werk. Von John Henry Mackay. (Berlin, Schuster & Loefler.) 260 S.

Die ersten beiden Werken gehören zu der von Dr. Gustav Diercks herausgegebenen Serie „Männer der Zeit“, deren I. und IV. Band sie bilden. Diercks hat sich in der Wahl seiner Mitarbeiter als ein richtiger Abwäger der Fähigkeiten und ihrer sympathischen Eigenweise bewährt. Rieckeberg schreibt uns einen ganz vortrefflichen Stephan, und der

Niehsche von Gallwiz ist eine angehende und geistvolle Leistung. Schriftstellerisch haben beide sogar eine weit bessere Prosa zu bieten vermocht, als der geschätzte Dichter Mackay in seinem *Mag Stirner*. Diese Biographie erfüllt nur zum geringen Teile die Hoffnungen, die einst die Ankündigung Mackays in allen höheren literarischen Kreisen zu erregen wußte. Aber die verhältnismäßig geringe Ausbeute an Lebenshatfachen hätte Mackay wenigstens durch eine glänzende stilistische Darstellung zu möglichst hohen, künstlerischem Werte treiben und den Mangel an Belehrung durch Schönheit und Großartigkeit des Zeit- und Geistesbildes wettmachen sollen. Hoffentlich wird bald eine zweite Auflage nötig und Mackay läßt sich die Mühe nicht verdrießen, seine ganze Arbeit noch einmal von vorne zu beginnen. Die auszugswelse Darstellung der Weltanschauung Stirners ist in der jetzt von Mackay gebotenen Form einfach ungenießbar. Die Seitenhiebe auf Feuerbach und Niehsche bleiben besser weg, denn wenn sie sich auch mit Mackays persönlichem Geschmacke decken, mit der Vornehmheit Stirner'scher Kritik decken sie sich absolut nicht. Alles Kleinliche, Peinliche, Nörgelnde sollte in einer Biographie Stirners keinen Platz finden. Wir kommen auf Mackays Buch später bei Besprechung von Stirners kleineren Schriften zurück.

Gallwiz hat die bis jetzt erschienenen Teile der großen Niehsche-Biographie von Frau Elisabeth Förster-Niehsche gehörig ausgeklüffelt. Seine persönliche Auffassung und Wertung des außergewöhnlichen Menschen hat einen stark theologischen Beigeschmack, ist aber glücklicherweise frei von wiberlichen pfäffischen Elementen. Was Gallwiz zur Rettung seines biblischen Christus im Gegensatz zu Niehsches Antichrist mit großem Eifer und ziemlicher dialektischer Sicherheit beibringt, wird wahrhaft moderne Geister wenig interessieren. Es stört auch nicht sehr im Genuß

des Buches. Die Analyse Niehsches des Künstlers hätte mehr in die Tiefe gehen sollen. Immerhin hat Gallwiz in einer Reihe von Hinweisen den Problemkomplex „Niehsche“ zwar nicht wesentlich erhellte, aber doch auch nicht für einen größeren und beruhseneren Rätsellöser, der nach ihm kommen wird, entweicht und veresekt. Gallwiz ist zweifellos ein Mann von großen Gaben und ernsthafter schriftstellerischer Befähigung.

Diese Anerkennung können wir dem Herrn Fuchs auf Grund seiner kleinen oberflächlichen Niehsche-Schrift, die in den „Zeitfragen des christlichen Volkslebens“ erschienen, nicht erteilen.

M. G. Conrab.

### Polnische Litteratur.

Das zwölfte Heft der Krakauer Wochenschrift für Litteratur, Kunst und Wissenschaft „Zycie“ (Leben) ist Henrik Ibsen gewidmet. Ein kurzer, doch verständnistiefer und würdiger Artikel von Artur Górski bietet in schwingvollen Worten ein markiges Bild von dem Wirken und Wesen des großen Norwegers, der voll Kraft und Beruf, seinen Ahnen, den Wikingern gleich, die da ein kleines Volk hinausführen in ihren schwankenden Schiffen, hinaus in alle Lande, ganz Europa mit dem Ruhm ihres Heiligtumes zu erfüllen, „hinausgesegelt ist in seinem kleinen, skandinavischen Rahne in das Meer der europäischen Kultur“; er, aus dessen Geschöpfen die urgewaltige Nordlandnatur und allenthalben entgegenragt, „auf granitnem Boden schreitet der Fuß, Tiefen und Abgründe bei jedem Tritte, silbrige Gipfel in Nebelgewölck sich verrierend, Adler freisen krächzend dem Wandrer zu Häupten“; ja, „sein Geist ist jenem verwandt, dem da verheißten wurde: Von nun an sollst Du Menschen fischen!“ Der Verfasser schließt mit der Warnung an die junge polnische Poetenwelt, sich aufzuraffen aus dem dumpfen Banne der

französischen Repertoirestücke, in freiem Finge diesem nordischen Adler zu folgen. Einige recht interessante Daten über die Verbreitung Ibsen'scher Werke in polnischen Landen hat der Redakteur und Herausgeber der Wochenschrift, der bekannte moderne polnische Dichter *Ludwik Szczępanoſki*, zusammengestellt. Als erstes seiner Dramen gelangte hier „*Nora*“ auf die Bühne, und zwar in Warschau im Jahre 1884, später auch in Posen und Krakau; weiterhin kamen der „*Volkseind*“ (aus diesem wird im selben Hefte die Volksversammlungsszene des 4. Aktes in polnischer Übertragung wiedergegeben), „*Die Wildente*“ und „*Hebda Gabler*“ hinzu, im allgemeinen aber ist Ibsen dem polnischen Publikum noch ziemlich fremd geblieben, und erst kaum die Hälfte seiner Dramen ihm in Übersetzungen zugänglich. Aus dem übrigen Inhalt des Hefes seien noch hervorgehoben: eine Würdigung der Werke des im vorigen Jahre verstorbenen, berühmten polnischen Dichters *Kornel Ujejski* von *M. Janik*, ferner poetische Beiträge von *Kazimierz Przerwa-Tetmajer*, *Wacław Wolski* u. a. Das Feuilleton bringt einen Roman von *Sabryela Japolska*, die Chronik Krakauer Theater- und Bücherbesprechungen u. Außerdem bietet diese Zeitschrift, welche durchaus auf modernem Boden steht und ein frisches Bild von der literarischen Bewegung in Polen, mit besonderer Berücksichtigung Galliens, sowie im übrigen Europa gewährt, Übersetzungen und Essays über markante literarische Erscheinungen des Auslandes; in den bisherigen Hefen ge-

langten *Octave Mirbeau*, *Hermann Bahr*, *Arthur Schnitzler*, *Peter Altenberg* zu eingehender Erörterung. Nach dem, was sie geleistet, hat die Wochenschrift „*Zycie*“ sich ihres Namens würdig gezeigt, denn wirklich herrscht Leben in ihr, junges, reges, lebendes Leben.

Gleichfalls, wenn auch nicht in gleicher Weise, Litteratur, Wissenschaft und Kunst gewidmet ist die alte Warschauer Monatschrift „*Biblioteka Warszawska*“, welche mit diesem Jahre in ihren 58. Jahrgang tritt. Hier ist der wissenschaftlichen Forschung, besonders auf dem Gebiete der Rationalgeschichte, Philosophie, sozialen Ökonomie u. weiter Raum geboten. So finden wir in dem inhaltreichen ersten Hefte einen wertvollen und interessanten Artikel über die alten Littauer und ihre religiösen Vorstellungen von *A. Brückner*, eine wissenschaftliche Studie über „*Physiologie und Hygiene der geistigen Arbeit*“ unter Hervorhebung der pädagogischen Bedeutung dieser Frage, ferner eine längere Besprechung der Thätigkeit des Kabinetts *Babini*, dann eine Skizze („*Sylwetka jubileuszowa*“) von *Stef. Popowski* über *Arnold Böcklin*, eine Darstellung des Lebens und Schaffens der polnischen Schriftstellerin *Seweryna Duchinska*, welche in diesem Jahre in Paris ihr fünfzigjähriges Jubiläum begeht. Den belletristischen Teil bildet eine anziehende Novelle von *Józef Weyssenhoff*, eine Erzählung von *Josia Kowerska*, „*Brüder der Wahl*“, und Gedichte von *Selim* und *M. Tatariewicz*. *Georg Adam*.



## Die Denunziation in der Litteratur.

Vor zwei Jahren, am 7. Februar 1897, erschien in der *Frankf. Zig.* ein Auffass „Ueber das Denunzieren“ von Otto Julius Bierbaum, der großes Aufsehen erregte. Der Artikel hatte folgende Vorgeschichte: Ein junger Schriftsteller, *Börries Freiherr v. Münchhausen*, damals in Göttingen, hatte eine Gedichtsammlung *Richard Dehmels* bei der Staatsanwaltschaft als „unfittlich“ denunziert, und auf Grund dieses Vorganges veranstalteten *D. J. Bierbaum* und *J. Meyer-Gräfe* bei den deutschen Autoren eine Umfrage dahingehend, ob die Denunziation ein berechtigtes litterarisches Kampfmittel sei. Die Ergebnisse dieser Enquete, die begreiflicherweise für den Herrn in Göttingen nicht sehr schmeichelhaft waren, wurden in dem oben erwähnten Artikel der *Frankf. Zig.* veröffentlicht. Herr v. Münchhausen strengte gegen *D. J. Bierbaum* und *Meyer-Gräfe* die Beleidigungsklage an, aber die Sache zog sich hin, bis endlich jetzt vom Berliner Amtsgericht die nachstehende Entscheidung gefällt wurde, mit der das Denunziantentum in der Litteratur gerichtet erscheint:

### Beschluß.

In der Privatklagesache von *Münchhausen* gegen *Bierbaum* und *Gen.*, 147 B. 191/98, wird unter Ablehnung der Eröffnung des Hauptverfahrens der Privatkläger mit seiner Klage kostenpflichtig zurückgewiesen.

Dadurch, daß die Beschuldigten aus Anlaß der vom Privatkläger gegen den Schriftsteller *Dehmel* erstatteten Denunziation eine Umfrage unter den Standesgenossen über eine derartige Handlungsweise hielten und diese Umfrage demnächst veröffentlichten, haben sie lediglich im Standesinteresse gehandelt und gegenüber dem Vorgehen eines Einzelnen ein generelles Urteil darüber herbeiführen und bekannt geben wollen. Aus dem inkriminierten Artikel geht in keiner Weise hervor, daß sie etwa aus *But* über die einem *Freunde* widerfahrne Denunziation, wie Privatkläger es darstellt, die Person des letzteren nun ihrerseits beleidigen und verunglimpfen wollten. Sie wollten vielmehr lediglich in sachlicher Weise gegen die Ansicht, daß im Schriftstellerstande ein derartiges Kampfmittel als erlaubt angesehen würde, Verwahrung einlegen. Jedemfalls steht den Angeklagten der Schutz des §. 193 *St. G. B.* durchaus zur Seite.

Berlin, den 8. Januar 1899.

Königliches Amtsgericht I. Abt.  
geg. Karsten.

Abonnementpreis pro Quartal (6 Hefte, jedes im Umfange von 4 bis 5 Bogen, nebst drei Beilagen im Quartal) 4 Mark.

Der Einzelpreis des Heftes ist 75 Pf. (Fleg. Quartals-Einbanddecken à 1 *RM.* 50 Pf.)

Inserionspreis für die einmal gespaltene Zeile oder deren Raum 30 Pf.  
Beilagen nach Uebereinkommen.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen.

Alle Rechte bezüglich des Inhalts dieser Zeitschrift ausdrücklich vorbehalten.  
Zur Beachtung! Alle Manuskripte, Bücher etc. sind an die Redaktion, Berlin SW. 48, *Wilhelmstraße 141*, zu schicken. Rücksendung unbeantragt eingelaufener Manuskripte erfolgt nur, wenn Porto beigelegt ist! Für unbeantragt eingelegte Manuskripte übernimmt weder die Redaktion noch der Verlag irgendwelche Verbindlichkeit. Honorarforderungen müssen bei Einlieferung von Manuskripten genau genannt werden.

Verantwortlicher Leiter: Dr. Ludwig Jacobowski in Berlin SW. 48, *Wilhelmstr. 141*.  
Verlag und Druck der „Gesellschaft“ von J. G. C. Brunst in Minden L. Westf.



E. Inauck-Kühne



## Die Frau und die Politik.

Von Elisabeth Gnaul-Kühne.

(Berlin.)



Die Frage nach dem politischen Rechte des weiblichen Geschlechts, dem Wahlrechte und der Wählbarkeit, lag von Anfang an im latenten Zustande in der Frauenbewegung; früher oder später muß dieser Punkt zur Sprache kommen und zur Stellungnahme nötigen. Möge man die Sache nun sympathisch oder abstoßend finden, eine eingehende Erwägung der Frage nach dem politischen Rechte der Frau erscheint unter allen Umständen als eine Forderung der Klugheit, Billigkeit und Gerechtigkeit geboten.

Unter den Gegnern der politischen Mündigsprechung machen es sich diejenigen am leichtesten, welche sich hinter das Dogma von der geistigen Inferiorität des weiblichen Geschlechts verschanzen und kurzer Hand erklären, die ganze Sache sei eine Lächerlichkeit, die Frau sei ein für allemal politisch unfähig, eben weil sie Frau sei, es gebrähe ihr an dem nötigen Intellekt. Diese Behauptung zeugt nun freilich neben einer wahrhaft erfrischenden Reflexionslosigkeit von einer bedenklichen Geschichtsunkennntnis, denn wenn wir auch nur eine einzige tüchtige Politikerin gehabt haben — und die Geschichte kennt ihrer mehr als eine — so würde damit der Beweis erbracht sein, daß das Geschlecht kein absolutes Hindernis für politisches Verständnis bildet. Ferner würde die Behauptung, das Weib sei politisch unfähig, weil es Weib sei, die andere bedingen: der Mann ist politisch fähig, weil er Mann ist, eine Behauptung, deren Unhaltbarkeit vor Augen tritt, wenn wir uns die verschiedenen Schichten der Wähler vorstellen. Es kann doch niemand im Ernste behaupten wollen, daß die Ackerknechte auf einem einsamen Landstige in Hinterpommern oder Ostpreußen mehr Verständ-

nis für ihre Aufgabe bei der Wahl hätten, als etwa gebildete Großstädterinnen, oder daß die Analphabeten auf einem junkerlichen Gutshofe in Mecklenburg mehr verstünden von Schutzzöllen und Freihandel, Flottenvorlage oder Kolonisation, als ihre Gutsherrin, auch selbst wenn wir die Bildung der letzteren nicht hoch einschätzten! Wenn aber nicht das Geschlecht an sich die Ursache für die Seltenheit politischer Anteilnahme unter Frauen ist, so fällt die Beweisführung derjenigen Gegner in sich zusammen, welche die Verweigerung der politischen Rechte mit dem Hinweise auf die Geschlechtszugehörigkeit begründen wollen.

Nicht minder unhaltbar erscheint ein anderer Grund, mit dem die Abweisung der Frauen gestützt wird. Der Mann wählt, so heißt es, als Belohnung dafür, daß er bei der Verteidigung des Vaterlandes sein Leben in die Schanze schlägt. Hier ist aber zu bedenken, daß der Mann, ehe er sein Vaterland verteidigen kann, geboren werden muß. Mit anderen Worten: seine Mutter muß ihr Leben für das Vaterland in die Schanze schlagen, damit ihm ein Verteidiger geboren werde, so daß jeder Mann, der sein Vaterland verteidigt, mit mathematischer Gewißheit eine Frau voraussetzt, die vor ihm ihr Leben in die Schanze geschlagen hat. Des Weibes Mutterschaft ermöglicht erst des Mannes Ritterschaft. Zu einer der beiden Aufgaben hat die Natur ihre Geschöpfe zweckentsprechend ausgerüstet; beide erfüllen ja ihre Aufgabe, indem das Weib die Mutterschaft, der Mann die Ritterschaft auf sich nimmt; wird nun aber der eine Teil für die Erfüllung seiner Aufgabe belohnt, weshalb nicht der andere? Und wollte man hier einwenden, daß auf diese Weise die kinderlosen Frauen von der Politik ausgeschlossen blieben, so wäre zu entgegnen, daß dazu kein Grund vorläge, da Gesetze nur für den Durchschnitt gemacht werden, wie denn ja auch alle für den Militärdienst Untauglichen dennoch wählen.

Wir sehen, auch der Hinweis auf die Dienstpflicht des Mannes rechtfertigt den Ausschluß der Frau von der Politik nicht, denn pocht er auf seine Ritterschaft, so betont sie ihre Mutterschaft.

Wie steht es nun mit den Gründen, welche für die politische Mündigsprechung ins Feld geführt werden? Die Leistung der Frau in der Mutterschaft begründet wohl am ehesten den Anspruch auf politische Rechte, während der beliebte Hinweis auf das Vorgehen kleiner außereuropäischer Staaten nur dann Vorbildlich für uns sein könnte, wenn wir voraussetzen dürften, daß in jenen Staaten dieselben wirtschaftlichen, rechtlichen und bevölkerungsnumerischen Verhältnisse herrschen, wie bei uns. Nicht weniger unzulänglich erscheint der wieder-



holte Versuch seitens der Frauen, die Zeit des Mutterrechts als historische Begründung ihrer politischen Forderungen heranzuziehen. Bei eingehender Beschäftigung mit den Werken über die Urgeschichte der Familie würde dies Argument aus den Reden und Schriften der Frauen verschwinden. Selbst wenn wir auf diesem Gebiete die Hypothesen der Forscher für beglaubigte Thatsachen ansehen, kann uns nicht die Lust anwandeln, als ein Ideal Zustände hinzustellen, welche die niedrigste Entwicklungsstufe zur Voraussetzung haben. Das Mutterrecht verschwand, sobald die Geschlechter in geordnetere Beziehungen zueinander traten und durch geschärfte Beobachtung im Stande waren, den ursächlichen Zusammenhang zwischen zeitlich getrennten Vorgängen zu erkennen. Kurz, so wenig, wie man die Verweigerung des Wahlrechtes mit dem Militärdienst oder der vorgeblichen Inferiorität der Frau erklären kann, so wenig kann man die Forderung des Wahlrechtes mit dem Hinweise auf überseeische kleine Staaten oder die Zeit des Mutterrechts begründen. Dagegen, scheint mir — neben der in erster Linie stehenden Mutterchaft — würde ein Anspruch auf politisches Recht für die Frauen aus der Thatsache herzuleiten sein, daß die wirtschaftliche Entwicklung die Frau mit dem Angebote ihrer Arbeit auf den Markt geworfen hat und in wachsendem Prozentsatze zu berufsmäßiger Erwerbsarbeit nötigt. Es ist schlechterdings nicht einzusehen, warum die Frauen, welche gemeinsam mit den Männern an der Maschine, am Schalter oder im Laden stehen, gleich ihnen Kontor- oder Schul-Angestellte sind, nicht auch mit den männlichen Berufs- und Arbeits-Genossen stimmen sollen? Der einzig denkbare Beweggrund der Verweigerung würde der sein, daß man diesen Zustand, sowie die Zunahme gewerblicher Frauenarbeit seitens der Regierung nur als eine Phase ansieht und auf eine solche nicht Gesetze von weittragender Bedeutung zuschneiden will, vielmehr das Ziel anstrebt, die Frau der Familienaufgabe mehr und mehr zurückzugeben zu sehen, eine Argumentation, welche allerdings die Entgegnung hervorruft, daß dies Ziel noch viel sicherer erreicht werden würde, wenn die Frau selbst bei der Gesetzgebung mitzusprechen hätte, da schließlich doch kein Mann so gut wissen könne, wie die Frau selbst, wo sie der Schuh drückt.

Der Wunsch der Frauen, auf die Maßnahmen, welche die Lebensbedingungen ihres Geschlechts betreffen, Einfluß zu haben, ist in der That ein ebenso berechtigter wie natürlicher und dürfte ihr Streben nach politischem Recht wesentlich bewirken.

Der heutige staatliche Zuschnitt des weiblichen Unterrichtswesens

3. D. trägt thatsächlich weder dem vergrößerten Bildungsbedürfnisse, noch auch den veränderten wirtschaftlichen Verhältnissen Rechnung, befriedigt daher niemanden.

Die Schülerin lernt zwar allerlei, ja sogar vielerlei, aber die Summe kann nichts als eine grundlegende Vorbereitung auf weitere Studien für die höhere Tochter gelten, noch auch lernt der auf Erwerbsarbeit angewiesene Procentsak etwas, worauf er fußen könnte, und die Ausbildung zu dem gepriesenen heiligen, höchsten und würdigsten Berufe — dem der Hausmutter — hängt für alle Schichten der Bevölkerung rein vom Zufalle ab! Es ist anzunehmen, daß schnellere Abhilfe geschaffen würde, wenn gereifte und genügend geschulte Frauen mitzusprechen haben, wenn sie stimmen dürften; daß politische Recht würde ihnen Einfluß geben.

Aber da drängt sich gleich wieder ein ernstes Bedenken auf. Einzelnen Frauen das Stimmrecht zu geben, wäre weder angängig noch ausgiebig, die Masse jedoch darf man nicht nach den Führerinnen beurteilen, die insgesamt, welcher Richtung sie auch angehören, gearbeitet haben, während auf die Masse auch des weiblichen Geschlechts das Wort Anwendung findet: Wo viel Menschen sind, da ist viel Unverstand. Wenn diese letzte Behauptung auf keinen Widerspruch stößt, so gehen doch von hier aus wieder die Meinungen auseinander, indem die einen sagen: Ohne daß man die Frauen politisch frei macht, kommen sie nicht vorwärts, wer schwimmen lernen soll, muß ins Wasser, während die andern sagen: Nein, man muß sich erst freischwimmen; so lange man lernt, liegt man an der Leine. So scheint sich mir denn schließlich die Frage in die zwei Punkte zuzuspigen: Werden die Frauen schwimmen lernen, und wird die Regierung die Leine loslassen?

Es handelt sich bei der ersten Frage nicht um die nötigen Fähigkeiten und Kräfte, sondern um die Gelegenheit zu schwimmen, um die nötige Schulung und Ausbildung. Um die Schwierigkeiten zu würdigen, die sich dem weiblichen Geschlechte da entgegenstellen, vergegenwärtige man sich nur die Ungunst der Verhältnisse für unfre schulentlassene Mädchen! In den unteren Klassen hört die Gelegenheit, zu lernen, mit dem Schulaustritte auf, Fortbildungsschulen für weibliche Lehrlinge giebt es nicht, und in den begünstigten Klassen wird die Zeit in gewissenloser Weise totgeschlagen, und das Mädchen vielfach zur Eitelkeit, Gefallsucht und Vergnügungssucht dressiert. Um die ganze Hohlheit solches Daseins zu fassen, muß man das Leben der jungen Männer daneben halten. Der Lehrling wird veranlaßt, die Fortbildungsschulen zu besuchen, der Jüngling höherer Klassen hat sich längst für einen Beruf ent-

schieden und bereitet sich darauf vor, und alle unterliegen insgesamt der Disziplin des Militärjahres, welche auch den zerfahrenen, flatterhaftesten Sinn zwingt, sehen, hören, auspassen und gehorchen zu lernen, während die Mädchenerziehung danach angethan ist, auch den straffen, begabten, für Disziplin empfänglichen Sinn zu zerstreuen, zu erschaffen und zu zerstückeln. Nichts fehlt in unserer Mädchenerziehung mehr, als Disziplin, und nichts ist für irgendwelche erfolgreiche Arbeit nötiger. Sicher wären schon Mittel und Wege gefunden, um die Entwicklung des weiblichen Geschlechts in zeitgemäßer Weise zu fördern, wenn an leitender Stelle der Einfluß der veränderten wirtschaftlichen Verhältnisse auf die weibliche Menschheitshälfte recht erkannt würde. So lange dies nicht der Fall ist, erscheint es als die Hauptaufgabe der Frauen, unermüdblich auf die ihnen aus der veränderten Wirtschaftsform erwachsenden Nachteile hinzuweisen und erweiterte Arbeitsbedingungen zu verlangen, d. h. in erster Linie nach neuen Bethätigungsgebieten zu rufen und laut und freudig den Grundsatz zu betonen, den der Allgemeine Deutsche Frauenverein auf seine Fahne geschrieben hat: „Arbeit ist eine Ehre für die Frau.“ So lange Frauen noch der Anschauung huldigen, daß es seiner und wohlstandiger ist, trotz guter Gesundheit sich von männlichen Anverwandten ohne jede Gegenleistung — also durch Almosen — erhalten zu lassen, statt auf eigenen Füßen zu stehen, und so lange diese Tagelöhnerinnen (dieser Ballast des Staatsschiffes) hochmütig auf die Arbeitsbienen herabsehen dürfen, so lange haben die Frauen unter sich noch die nötigste Vorarbeit für die Erreichung und Ausübung politischer Rechte zu leisten. Der Staat hat dem Manne gegenüber, gleichviel welcher Klasse er angehört, die Gewißheit, daß er gearbeitet hat und Arbeit kennt, wer will behaupten, daß auch die Frau diese Gewähr giebt? Trachten die Frauen danach, diese Gewähr zu geben, bringen sie unter sich die häusliche wie die berufliche Arbeit zu vollen Ehren, entwickeln sie sich von innen heraus, dann wird auch der Tag kommen, wo sie im größeren Prozentsatz als heute für volle politische Rechte reif sind. Es ist für einzelne wie für die Gesamtheit zu hoffen, daß sie dahin kommen, und es ist wohl denkbar, daß der Staat dann die Frau in die politische Arena einläßt. Es ist ethisch denkbar, denn ein in diszipliniertes Arbeit erstarktes Frauengeschlecht müßte unfehlbar erhöhte Anforderungen an die Ethik des männlichen Geschlechts auch in der Politik stellen, und damit wäre die Einbuße an sittlichem Feingefühl vermieden, welche der Eintritt in die Politik jetzt auferlegt.

Die Mündigsprechung der Frau scheint aber auch vom Standpunkt

der Staatskunst aus denkbar. Je weiter wir zurückblicken, desto einfacher erscheint die Arbeit, um so ähnlicher sind sich auch die Menschen. Mit der Verfeinerung der Arbeit wuchs die Unterschiedlichkeit der Geschlechter, und diese wiederum wirkte günstig auf die Arbeit zurück und ermöglichte eine immer weiter gehende Teilung. Zu der Arbeitsteilung trat im Laufe der Zeit (man denke nur an einzelne Zweige unserer Industrie) eine weitgehende Arbeitszerlegung, so daß der einzelne nur einen und denselben Teil verfertigt und in dieser Berrichtung die größte Übung erreicht. Aber diese Zerlegung der Arbeit führt nicht zur planlosen Auflösung, nicht zur Zersplitterung der Kräfte, sondern vielmehr zu einer neuen Vereinigung auf höherer Stufe. Je mehr die Arbeit zerlegt wird, um so umsichtiger und umfassender muß der Geist sein, welcher die Teile wieder zusammenfaßt und vereint, um so kunstvoller wird das Ganze. So kann auch, während die Gegenwart ganz im Zeichen der Arbeitsteilung und der fortschreitenden Differenzierung steht, die Zeit einst kommen, wo die verfeinerten und individualisierten Leistungen der beiden Geschlechter von einem genialen Staatskünstler in einer politischen, gesetzgebenden Körperschaft zusammengefaßt würden und als gleichwertiges Material bei dem kunstreichen Bau eines Staatsganzen dienen.



## Elisabeth Anauck-Kühne.

Von Charlotte Broicher.

(Berlin.)

Früh schon hatte sich in dem Kinde die Welt nicht nur voller, auch greller und in schärferen Umriffen gespiegelt, als in andern Kindern. Aber das Leben war ihm von Sang und Klang erfüllt und wurde durchheilt im Tanzschritt. Wenn das Mädchen nicht auf beiden Füßen hüpfte, dann doch auf einem, den andern in die Hand nehmend, daß die schwarzen Böpschen flogen.

In einer kleinen Stadt am Harz ist sie aufgewachsen, umgeben von Berg und Wald. Die Liebe zur Natur hat in der Kindesseele

eigentlich nie einen Anfang genommen, sie war immer darin lebendig. Rehe und Hasen waren ihre Freunde im Walde, Hunde und Katzen in Haus und Hof; in den Bäumen baute sie sich Nester und lauschte neugierig auf das Rauschen in den Zweigen.

Der Vater, ein weltabgekehrter, erdenfremder Mann, dem es am wohlsten war, wenn er die Tagesarbeit am staubigen Altentisch vergessen und sein Fernrohr nachts am Himmel spazieren führen konnte. Die Mutter schön, reich an Geist und Gemüt, ohne je Gelegenheit zu finden, ihre Gaben voll zu entfalten, verstand es wohl, die stürmische Natur der Tochter sanft zu leiten. Es war vor dreißig Jahren noch nicht das Gewöhnliche, daß ein halbwachsendes Mädchen sich vornahm, etwas in der Welt zu leisten, zu lernen, was sie irgend bewältigen könne, um ihr Wissen dann weiter zu geben. Es gab damals dafür keine andere Möglichkeit, als Lehrerin zu werden. Vierzehnjährig ging das junge Mädchen nach Kallenberg, und die Lust an der Erkenntnis, am Lernen war so groß, daß sie sich in diesen Jahren keine Stunde der Rast, keine Bewegung in frischer Luft gönnte. Als das Examen beendet war, suchte sie im Auslande neuen Bildungstoff. Nach Blankenburg zurückgekehrt, gründete sie eine Erziehungsanstalt für Mädchen, die schnell an Ausdehnung zunahm und bald zu den blühendsten Instituten der Art zählte. Sie konnte Ländereien kaufen, ihr Haus in einen schönen Park verlegen und die Zahl ihrer Schülerinnen wachsen sehen.

Sie hatte nie ein anderes Leben kennen gelernt, als das der Lernenden und Lehrenden. Keine ihrer Kräfte und Gefühle hatte sich auf einem andern Gebiet verausgabt, als dem der Pflicht und der angestrengtesten Arbeit. Wie es draußen in der Welt zuging, blieb ihr unbekannt. Eine Nonne konnte nicht unberührter und weltfremder in ihrem Klostergarten wallen, als sie unter den jungen ihr anvertrauten Seelen waltete, die mit schwärmerischer Liebe an ihr hingen. Mit voller Intensität lebte sie in und mit den Kindern ihr Leben nach dem Glockenschlag. Das äußere Dasein war peinlich geregelt, das Hauswesen musterhaft organisiert. Was sie that, immer that sie es ganz. Sie lehrte die Kinder, was sie aus Büchern gelernt hatte. Wie es im Leben wirklich zuging, darauf zu horchen hatte sie keine Zeit. Nur zuweilen hatte ihr Überschuß an Lebensdrang einen andern Ausweg gesucht. Da hatte sie Erzählungen geschrieben\*) aus der Braunschweigischen Geschichte, die

\*) Billiram (Julius Zwißler, Wolfenbüttel). — Eckert von Braunschweig, ein Drama (Schulze'sche Hofbuchhandlung in Oldenburg).

ihr großes Lob von der Kritik eintragen. Aber obwohl Sprache und Form von Talent zeugte, das eigene Leben pulsierte nicht darin. Noch war sie nicht zu sich selbst gekommen.

Sie war nicht mehr jung, als das Schicksal an ihre Pforten klopfte. Aber sie wußte immer noch nichts von den Grundbedingungen des Daseins. Nun glaubte sie, in der Ehe würde das Glück der Liebe kommen, es sei die Ehe wie ein mathematisches Exempel, das stimmen müsse. Sie gehörte zu denen, die ihren ganzen Einsatz immer in der Hand tragen. Solche Frauen können niemals Kompromisse schließen. Wo sie später darin ihrer Natur Gewalt anzuthun versucht, hat es allemal ihre Kraft und Wirksamkeit gelähmt, um dann nur um so unwiderstehlicher, elementarer an einem andern Punkte aus der Ganzheit ihrer Natur hervorzubrechen.

Dieser Einsatz brachte ihr ärgeres als eine Niete . . . . Nach viermonatlicher Ehe wurde eine Gemeinschaft geschieden, die nie hätte geschlossen werden dürfen, und ein Weib blickte verstört in eine zerstörte Welt. Ein grausiges Erwachen. Wie nun sich wiederfinden? Auf's neue die Arbeit, Arbeit auf ein Ziel hin. Sie wollte es sich und der Welt beweisen, daß das Weib nicht dazu da ist, um dem Manne als Spielzeug zu dienen, das er aufnehmen und fortwerfen kann nach Belieben. Daß ein Frauenleben an sich wertvoll sein kann; daß es Kräfte birgt, die nicht notwendig mit dem persönlichen Glück begraben werden müssen. Denn eine gerade, stolze Natur wird sich auch in der Berührung mit Frivolität behaupten. Sie hat diesen Beweis erbracht.

Im Anfang hatten ihre eigenen Erfahrungen sie nicht nur bitter, sondern männerfeindlich gestimmt. Als aber ihr Wissen und ihre Weltanschauung sich in ernster Arbeit vertieften, machte sie eine Häutung nach der andern durch. Ihr Eifer wandte sich damals den Sozialwissenschaften zu, und ein staatswissenschaftlicher Gelehrter in Berlin war es, der ihr, nach ihren eigenen Worten, „das Rettungsseil zuwarf“. Eine Frucht dieser Arbeitsjahre ist die Studie über „die Lage der Arbeiterinnen in der Berliner Papierwarenindustrie“ in Schmollers Jahrbuch. Der Einblick in die Lebensbedingungen der unteren Klassen, zusammen mit den eigenen Erfahrungen, hat sie damals zur Frauenrechtlerin gemacht. Sie begriff, daß es notwendig sei, den Frauen andere Erwerbsmöglichkeiten und Arbeitsgebiete als bisher zu eröffnen, um sie im häuslichen wie im öffentlichen Leben zu schützen. Aber gerade hier zeigten sich die Wirkungen ihrer ernsten wissenschaftlichen Arbeit in der Beschränkung ihrer Forderungen. Sie war die erste Frauen-

rechtlerin, die sich gegen die schrankenlose Konkurrenz zwischen Frauen und Männern aussprach.

Mit geschärftem Blick erkannte sie, daß die Frauenbewegung in Deutschland, jünger als die anderer Länder, bisher so wenig erreicht, weil sie sich isoliert und die Teilnahme der Männer erst wenig zu gewinnen gewußt hatte. Sie kannte die Bestrebungen des evangelisch-sozialen Kongresses. Sie sammelte eine größere Zahl Frauen um sich, denen sie soziale Interessen nahezubringen suchte. Sie organisierte eine Frauengruppe, die dem evangelisch-sozialen Kongresse angegliedert wurde. Bei seinen Verhandlungen in Erfurt im Pfingsten 1895 wurde sie beauftragt, über die soziale Stellung der Frau zu reden. Es war außerhalb der Sozialdemokratie das erste Mal in Deutschland, daß eine Frau in einer von Männern veranstalteten und zum größten Teil von Männern besuchten Versammlung das Wort erhielt und nahm. Wer bei diesem Ereignis anwesend war, wird den Eindruck dieses Tages nie vergessen. Wie die blasse Frau mit fester, melodischer Stimme begann, wie die Versammlung ihr lauschte, und zwar eine Versammlung, die zum größten Teil aus Pastoren bestand, die mehr oder minder bewußt unter dem Einfluß von Paulus' Wort standen: „Das Weib schweige in der Gemeinde.“ Zuweilen unterdrückte Weisheitsrufe, die sich kaum hervorwagten, um den mächtigen Eindruck nicht zu unterbrechen. Und am Schluß ein durchschlagender Erfolg, der die berebte Frau nur still und immer stiller machte. Die Rede ging damals durch alle Blätter. Ihr Inhalt ist bekannt. Wer sie gehört hat, weiß, daß sie mit Herzblut getränkt war.

Der Staatsrechtslehrer Gustav Cohn hat in der „Deutschen Rundschau“ zuerst vom sachmännischen Gesichtspunkt aus auf die Bedeutung dieser Rede hingewiesen. Sein Aufsatz ist dann als Buch erschienen. \*) Er hebt darin hervor: „Wenn man sich durch eine beträchtliche Masse dieser Agitationsliteratur hindurchgelesen und neben dem geringen Genuß, den eine derartige Lektüre dem Leser immer bereitet, vielfach gerade die negativen Eigentümlichkeiten einer weiblichen Literatur dieser Gattung empfunden hat, so besitzt man ein Gefühl desto lebhafterer Anerkennung, freilich auch einen dankbaren Hintergrund für eine Leistung wie jenen Vortrag . . . . Es ist das Eigenartige solcher neuen Bewegungen, daß abstrakte Erörterungen mühsam zum Ziele gelangen . . . .“

\*) Die deutsche Frauenbewegung, Entwicklung und Ziele. Gustav Cohn. — Berlin, Baetel. 1896.

Bis dann eine Thatfache kommt und mit ihrer zwingenden Gewalt die Überzeugungskraft entfaltet, die allen vernünftigen Gründen so lange gefehlt hat. Die Thatfache in diesem Falle war das Auftreten einer deutschen Frau mit so viel Sachkenntnis, Scharfsinn, Begeisterung und doch zugleich mit so viel Geschmac, Feinheit und Anmut der Rede, daß dieses Ereignis für sich allein überzeugte . . . .“

Diesen Vortrag hätte kein Mann halten können. Denn er bildete eine Ergänzung zu der männlichen Beurteilung des Lebens und seiner Verhältnisse. Darin lag seine größte Bedeutung. Er war der Niederschlag der Erfahrungen einer zu Selbständigkeit erwachten wissenschaftlich geschulten Frau; und alle Gedanken wuchsen aus dem Nährboden weiblichen Empfindens heraus. Sie exemplifizierte ihre Bestrebungen an sich selbst. Es bildet deren Grundgedanken, daß die Frauenbildung das Ziel verfolgen müsse, die Frau immer weiblicher, immer differenzierter vom Manne zu entwickeln, um ihre eigentliche Naturanlage, die Mütterlichkeit, zu voller Entfaltung und Bewährung zu bringen. Die Erziehung soll vor allem die Ausbildung dieses Grundzugs ihres Wesens berücksichtigen. Die ganze Bewegung würde eine Verarmung des Lebens herbeiführen, wenn sie in den Frauen einseitig den Intellekt ausbilden würde und sie zu verblaßten männlichen Wesen heranziehen. Sie soll sie nur zu Persönlichkeiten entwickeln, die selbständig für sich und ihren Erwerb einstehen können; die, einerlei ob sie verheiratet ihre eigenen Kinder erziehen, oder unverheiratet die Mütterlichkeit weiblichen Empfindens auf weitere Gebiete übertragen, eine bewußte Ergänzung männlicher Eigenart bilden.

Im Sommer 1897 hielt sie einen Vortrag, von Studenten aufgefordert, über die Lage der Konfektionsarbeiterinnen. Vielleicht war sie hier noch mehr auf ihrer Höhe als in Erfurt. Der elektrische Strom, der sich zwischen ihr und den Zuhörern bildete, war ungewöhnlich stark und fühlbar. Ihre Bereitsamkeit trug sie über die Schranken hinaus, die die Sitte aufgerichtet hat, die es den Frauen verbietet, vor Männern auf die Eiterbeulen unserer gesellschaftlichen Zustände hinzuweisen. Die Begeisterung, die sie trotzdem in den jungen Leuten entfachte, zeigte, daß die Bewertung und Bestimmung dessen, was sich ziemt, am sichersten in die Hand einer feinfühlenden Frau gelegt wird. Sie schilderte das Dasein und oft fruchtbare Ringen der Frauen, deren Leidensweg sie streckenweise mitgepilgert war. Sie entrollte ein Bild des sozialen und moralischen Jammers, den diese Nöte im Gefolge haben. „Wenn solche unter Ihnen sind, meine Herren, die vielleicht berufen sind, später in



einer hohen Stellung dieses Glend mindern zu helfen; oder wenn der unter uns ist, der berufen ist, soziale Reformen heraufzuführen: die Kraft, ein Prophet zu werden, erlangen Sie nicht in einem Leben des Genusses, sondern in einem Leben der Entfagung und der Askese.“

Der Beifall, der den Saal durchbrauste, trug den Charakter einer inneren Ergriffenheit, die nicht der Glanz der Rede ausgelöst hatte. Es war, als sei dieser Jugend fühlbar geworden, wie eine edle Frau die Schmach ihrer entehrten Schwestern wie eine eigene Schmach empfindet. Die jungen Leute huldigten ihr wie einer Prophetin . . .

Ihre Beziehungen zum evangelisch-sozialen Kongreß hatten sie Anknüpfung suchen lassen an die Arbeiterwelt. Es war ihr in der Seele haften geblieben, daß man ihr einmal erwidert hatte, als sie über die Arbeiterverhältnisse obenhin abgeurteilt, sie wisse ja garnichts darüber.

Es ist noch in der Erinnerung, wie sie im Sommer 1894 unerkannt als gewöhnliche Arbeiterin in einer Kartonfabrik gearbeitet hat. Sie hat seiner Zeit in der „Hilfe“ davon erzählt.

Ihr eigenes Leid, die Bitternisse ihres Lebens hatte sie zu vergessen gesucht im Mittertragen der Not anderer. Aber sie war noch lange danach wie geknickt durch das, was sie bei denen gesehen und gehört hatte, deren Arbeit das Leben ermöglicht, das wir führen. Sie besaß noch die Illusion der Idealisten und meinte, es genüge, nur die Übelstände aufzudecken, damit alle Welt sich freudig beeifere, ihnen eiligst abzuhelfen. Sie konnte weder das Leben noch die Menschen und ermaß nicht die Schwierigkeiten, die sich zwischen Erkennen und Thun auftürmen. Ach, wie bittere Enttäuschungen sollten ihrem stürmischen Herzen auch hier erwachsen! Man brandmarkte sie als gefährlich, als Demagogin. Man verdachte es ihr, daß sie das Vertrauen der Arbeiter erlangt, daß sie Mitglied von einem „Fachverein“ geworden. In unseren von Parteiungen durchwühlten Verhältnissen übersah man, was man in England längst erkannt hätte, was es bedeutete, daß eine Dame aus ihrer Gesellschaftsschicht den feindseligen Ring durchbrochen hatte, der, künstlich festgeschmiedet, verhindert, daß Leute aus verschiedenen Gesellschaftsschichten einmal wie Menschen miteinander verkehren. In wenigen Jahren hat sie hierin Unerhörtes an Kraftaufwand geleistet. Oft brachte sie mehrmals in der Woche halbe Nächte in den Versammlungen zu, um das Leben und Kämpfen, die Leiden und Hoffnungen der Ringenden und Darbenden mitzuerleben. Unermülich wieder alles — oder nichts. Kompromisse gab es auch hier nicht für sie. Sie hat in diesen Jahren weder Konzerte und Theater noch Gesellschaften be-

sucht. Doch reiste sie von Stadt zu Stadt, um dem allgemeinen Verlangen nach ihren Vorträgen nachzukommen.

Als im Februar 1896 der Streik der Konfektionsarbeiter ausbrach, berief sie die Frauengruppe des evangelisch-sozialen Kongresses, und in ihrer Gemeinschaft und durch das mannhafte Eintreten hochstehender Beamten und Gelehrten für diesen Gedanken wurde die Resolution gefaßt, durch Aufrufe Hilfe für die Streikenden und das Eintreten der öffentlichen Meinung zu deren Gunsten, gegenüber den Arbeitgebern, zu veranlassen. Dies war das erste Mal, daß in Deutschland ein solches Vorgehen stattfand. Es erfolgten darauf heftige Angriffe in der Presse, die verstummten, als einige Tage später, unabhängig von diesem Vorgehen, die nationalliberale Partei aus eigenem Antriebe die Regierung interpellierte, was sie zum Schutze der Heimarbeiter zu thun gebente.

Dies als Beispiel, was Frau Snaud unter Ausbildung und Bethätigung der „Mütterlichkeit“ in den Frauen versteht und auf wie weite Gebiete sie es ausdehnen möchte.

Es gingen damals nicht unerhebliche Gelder zur Unterstützung der Streikenden ein. Im Stadtbahnhof am Alexanderplatz entwickelte sich eine praktisch organisierte Verteilung an die Bedürftigsten unter den streikenden Arbeiterinnen. Das Komitee hatte sich der Einfachheit wegen mit dem Streikkomitee in Verbindung gesetzt. Es war ein ebenso interessantes wie wohlthuenendes Bewußtsein, einmal mit Vertreterinnen der Sozialdemokratie sich in der Vinderung momentaner Nothstände zusammenzufinden, einmal gemeinschaftlich unser Vorrecht als Frauen auszuüben: nicht mit zu hassen, sondern mit zu lieben.

Die Szenen, die sich dort in dem weiten, öden Raum abspielten, verbienten künstlerisch ausgestaltet zu werden. Ob Frau Snaud sie nicht einmal bewerten wird?

Denn es kam ein Tag, da versagten ihre Kräfte. Angespannt, ohne Ruhe und Raht, in Anspruch genommen von äußerlich oder innerlich Bedrängten von früh bis spät, war eine Rückströmung bei ihr eingetreten, deren Wellen sich noch nicht verlaufen haben. Leib und Seele verlangten nach anderen Eindrücken und Ausblicken. Sie verließ Berlin und ging in den Süden. Da befruchteten Sonne und Wärme ihre Phantasie. Die ursprünglich dichterische Neigung ihrer Jugend kam wieder zum Durchbruch. Ihre Seele tauchte sich in Glanz und Schönheit. Es entstanden die Märchen, die wir im letzten Jahrgang der „Zukunft“ gelesen haben. Krystallklar in der Sprache, leise flutend im

Fluß der Gedanken, gemahnen sie zuweilen an Andern. Alle sind getragen von einem feinen, überaus lebendigen Naturgefühl, mit dem sich irgend ein persönliches Moment verbindet. Das Erlebnis einer neuen Wahrheit, einer neuen Erkenntnis, die ihr ausgegangen und die sie mit versonnenen Augen angestaunt, bis sie sie eingefangen hatte.

Wenn Hebbel sagt, daß bedeutende Menschen zu den gewöhnlichsten Dingen oder Erkenntnissen weist auf ungewöhnliche Weise kommen, so gilt dies in besondrer Weise von den bedeutenden Frauen unsrer Tage.

So lange war ihr das Leben verschlossen geblieben. Sie kannte es nur aus der Schulstube und dem kurzen, schaurigen Blick in seine Abgründe. Was sie wußte, wußte sie fast nur theoretisch. Daher ist ihr das Leben jetzt noch so neu, so reich an unermesslichen Möglichkeiten. Daher ist sie innerlich noch so jung und unverbraucht; ihre Begeisterungsfähigkeit noch ungedrochen. Die Hoffnung auf die zukünftige Entwicklung ihres Geschlechts verleiht ihr Schwingen. Sie glaubt einen Blick in das gelobte Land gethan zu haben, wenn sie selbst es auch nie betreten sollte. Und ihr Zug durch die Wüste ist nicht vergeblich gewesen, wenn sie hoffen darf, anderen, die nach ihr kommen werden, den Weg geebnet zu haben zu gesunderen, geheißlicheren Lebensmöglichkeiten.

Aber was sie in den Abgründen des Lebens geschaut, was sie an sich und andern erfahren, das hat Bilder in ihrer Seele hinterlassen, voller, greller und schärfer umrissen als in andern Seelen, und die drängen nun herauf ans Tageslicht. Sie suchen nach Formen und Gestaltungen. In welcher Art werden sie sich hervorrängen? Wird es ihr gewährt sein, was sie geschaut, von sich loszulösen und zu einem Bilde des Lebens zu gestalten, wie es sich in ihr gespiegelt hat? In ihr, in der alles heftig, gewaltfam, feurig und eruptiv auf den Augenblick wartet, der ihr und andern offenbaren soll: Seht, ich mußte diese Wege gehen, um euch an den Abgründen vorüber die Gipfel zu weisen!





## Ein Weg in den Himmel.

Von Elisabeth Snauck-Kühne.

(Berlin.)

Es war ein herrlicher Frühlingstag, so strahlend und so warm, wie er nur dem Lande der Sonne lacht. Der Himmel war tief blau und unendlich hoch, man sah kein Wölkchen, und die liebe Sonne strahlte, daß es eine Lust war. Da reckte auch eine kleine Geraniumpflanze ihr Köpfschen empor. Sie stand dicht an der Mauer in einem großen Garten; dieser Garten gehörte einem reichen Manne, der alle Tage herrlich und in Freuden lebte. Jenseits der Mauer war ein breiter, staubiger Weg, den zogen Tag für Tag im Sommer wie im Winter mühselige und beladene Menschen, Männer und Frauen und Kinder; die einen trugen schwere Lasten auf den Köpfen, die anderen auf dem Rücken, wieder andere schoben schwere, mit Säcken beladene Handkarren vor sich her. Einige waren auch darunter, die gingen gebückt und wie gebrochen, aber man sah die Last nicht, denn der schwere Stein, den sie tragen mußten, lag unter dem Rocke auf dem Herzen. Heiß und staubig war's auf der Straße; die weiße Mauer blendete, und der Staub legte sich auf Haar und Antlitz, knirschte zwischen den Zähnen und brannte in den Augen. Aber in den geschützten Garten drang er nicht hinein, da war's lieblich und duftig. Alle Bäume, Büsche, Sträucher und Blumen reckten sich ungehindert zur Sonne empor, tranken die laue Luft und wiegten sich anmutig hin und her. Hohe Palmen streckten in stolzer, selbstbewußter Schönheit ihre Wedel ringsum aus, und ernste Cypressen standen in würdevoller Haltung gemessen da und blickten unverwandt in den strahlenden Himmel hinein. Die Rosen wollten auch in die Höhe kommen, kletterten an den kahlen Stämmen der Palmen und Eukalyptusbäume in die Höhe und blühten dort in voller Pracht.

Das kleine Geranium stand dicht an der Mauer. Es war so klein, daß die vornehme Palme in der Nähe ihren untersten Zweig tief

hinunterbeugen mußte, um es überhaupt zu sehen. Das Geranium erschrak über diese Herablassung so sehr, daß sich ein blutroter Streifen zeigte. „Steh, sieh,“ sagte die Palme, „Du willst schon blühen? Das verrät viel Streben, Du kannst es weit bringen.“ Sie besah sich das Pflänzchen näher und fand, daß es einen kräftigen Ansatze habe, und daß die Zeichnung der Blätter schön zu werden verspreche. „Du bist ein hoffnungsvolles Pflänzchen, Du,“ — damit schloß sie ihr Examen. Das Geranium aber wuchs und entfaltete Blätter von so schöner Färbung, daß die Bäume umher aufmerksam wurden und das strebsame, vielversprechende Pflänzchen mit Vergnügen betrachteten. „Aus Dir kann etwas Großes werden, wenn Du in die richtigen Hände kommst,“ sagte die Palme. „Fasse mich fest ins Auge. Bist Du erst länger, so rankst Du Dich an mir empor, dann kommst Du mit in die Höhe.“

„Wohin soll ich kommen?“ fragte schüchtern das Geranium.

„Nun, wohin wir alle kommen wollen,“ erklärte die Palme. „Wir alle hier im Garten sind edle Gewächse und wir wachsen geradeaus in den Himmel hinein. Sieh nur, wie vornehm ich aussehe und wie stolz die Cypresse dort sich hält.“

Das Geranium schwieg, aber es strengte sich Tag für Tag an, zu wachsen, um auch in den Himmel zu kommen. In den lauen Nächten träumte es von dem Paradiese. Alles Gute kam dorthier. Im Himmel wohnte der Engel, der abends das große Mondlicht anzündete und die kleinen Sterne und morgens mit rosigem Finger die hellen Streifen zog und die Sonne weckte. Im Himmel wohnte auch der Engel, der seine Flügel ins Meer tauchte und sie hoch über der Erde schüttelte, daß die Taupfen herabfielen; wenn aber das Land schier verdursten wollte, dann rief er viele Engel zu Hülfe, daß sie alle in ihren Krüglein Wasser schöpften und die Erde mit Regen tränkten. Ach, — in den Himmel kommen! Das ist alles! dachte sehnsüchtig das Geranium.

Es wuchs und wuchs und eines Tages war es so groß, daß es über die Mauer sehen konnte. Ost hatte es an der steinernen Wand in die Höhe geblickt und gedacht: Was werde ich wohl jenseits der Mauer sehen? Einmal hatte es auch den Mut gefunden, die Palme danach zu fragen, diese aber hatte, halb unwillig, halb verächtlich, die Zweige geschüttelt und geantwortet: „Nichts Schönes, nur Staub und Schmutz und Noheit.“ Aber nun war das Geranium so groß geworden, daß es selbst über die Mauer blicken konnte, und so sah es denn hinab

in das staubige Gewirr und es sah die Männer leuchtend die Starren schieben und die Frauen Lasten auf dem Kopfe tragen. Es sah auch halbnackte Kinder mit wirrem Haar am Wege spielen und hungrige Hunde nach einem Knochen suchen. Am meisten aber wunderte es sich über einen alten Mann, der hart an der Mauer lag und sich nur selten rührte, denn er hatte nur ein Bein. Das war der arme Bazarus. So oft das Geranium über die Mauer sah, kam ihm ein häßlicher Dunst entgegen, so daß es glaubte, ersticken zu müssen, und sich schnell zurückzog; aber wenn es sich danach erholt hatte, ließ ihm der Gedanke an die leuchtenden Männer und Lasten tragenden Frauen und die verwahrlosten Kinder keine Ruhe, — und so lugte es schließlich doch wieder über die Mauer. Das ging so eine ganze Zeit lang, bis eines schönen Tages die Palme sagte: „Was siehst Du über die Mauer? Nichte auf mich Deinen Blick, durch mich kannst Du emporsteigen.“ „Ach,“ erwiderte das Geranium, „ich muß an die Menschen da unten in dem Staube denken. Unser Garten ist weit und schön, wir haben viel mehr Luft und Platz als wir brauchen, . . . warum können die Armen nicht hier hineinkommen?“ „Hier hinein,“ rief entrüstet die Palme, „hier, wo ich mit meinesgleichen stehe? Fühlst Du keinen Unterschied zwischen mir und ihnen? Ich kann nicht im Staube atmen und sie passen nicht auf diesen Boden. Jeder soll bleiben, wohin er gehört.“

Das Geranium schwieg, aber es gelang ihm nicht, seine Gedanken von der Straße abzulenken, und am anderen Tage fragte es die Cypresse: „Warum kommen Die von der staubigen Straße nicht in unseren Garten? Du siehst so ernst und nachdenklich aus, Du kannst es mir gewiß sagen, warum die Mauer zwischen ihnen und uns ist?“ Die Cypresse sann ein Weilchen nach, dann entgegnete sie mit steifem Ernste: „Du bist noch so klein, daß ich Dir eigentlich nicht antworten sollte, aber ich will es doch thun, weil Deine Frage zeigt, daß Du ein gutes Herz hast. Sieh, es hat Gott gefallen, uns hierher, andere Wesen aber in den Staub zu setzen. Wir wachsen in lauer, reiner Luft in den Himmel hinein, ein Beispiel für alle, die auf dem staubigen Wege sind, daß auch sie, wie wir, den Blick nach oben richten und den Himmel suchen sollen.“

„Die Männer, die Starren schieben, und die Frauen, die Lasten tragen, müssen aber doch vor ihre Füße sehen,“ wagte das Geranium einzuwenden.

Die Cypresse würdigte es keiner Antwort. Das Geranium ließ das Köpfchen hängen und dachte nach; da es aber selbst keine Antwort

faß, wandte es sich mit der Frage an die herrliche Rose. „Man sieht, daß Du von schlechter Herkunft bist,“ sagte diese, „pfui! wie kann man sich so verirren! Du machst Dich einfach gemein und wirkst hier im Garten unmöglich werden. Gleich und gleich gefeßt sich gern, — fühlst Du Dich im Staube wohl, so ist's ein Zeichen, daß Du dahin gehörst.“

Gegen Abend setzte sich ein gaukelnder Schmetterling auf das Geranium. „Lieber, bunter Schmetterling,“ sagte es leise, „Du hast viel von der Welt gesehen, sage mir doch, warum die Mauer da ist und warum Die da unten nicht in den Garten kommen?“ Der bunte, geflügelte Gast flüsterte mit feinem Silberstimmchen: „Thörin, wer fragt nach solchen Dingen! Du bist jung und reizend, freue Dich Deines schönen Lebens. Das Nachdenken macht vor der Zeit alt. Genieße den Augenblick!“ Damit war er auf und davon.

Von allen Seiten hatte das Geranium nun gehört, daß es auf falschem Wege sei. Die ganze Nacht dachte es nach und sann und sann, als aber am anderen Tage die heiße Mittagssonne schien und der trodrene Sand aufwirbelte, da lugte es doch wieder über die Mauer. Und als es sah, wie die Männer den Schubkarren stehen ließen und sich leuchtend den Schweiß von der Stirn wischten, die Frauen die Jacken ausgezogen hatten, und der Krüppel sich dicht an die Mauer drückte, um Schatten zu haben, da überlegte es nicht mehr: mit einem Ruck hatte es den einen grünen Arm über die Mauer hinübergestreckt und klammerte sich draußen fest, bald folgte der andere Zweig nach, und nun wuchs es und streckte sich nach Leibeskräften, um hinunterzukommen. Was es dort eigentlich wollte und warum es überhaupt diesen Weg nahm, wußte es selbst nicht, hatte auch keine Zeit mehr, darüber nachzudenken, denn Tag und Nacht besetzte es nur ein Gefühl, ein Wunsch: hinzukommen zu den Bedrängten, die im Staube arbeiteten. So zart das Geranium noch war, so fest war doch sein Wille; und so kletterte es schnell die Mauer hinunter, — die Wurzeln mußten arbeiten, ob sie wollten oder nicht. Bald fingen die Vorübergehenden an, es zu bemerken. Die Männer und Frauen, die ausruhten und sich Zeit gönnten, einmal um sich zu sehen, warfen einen freundlich erstaunten Blick auf das mutige Pflänzchen, die Kinder sprangen an der Mauer in die Höhe, um zu sehen, ob sie es haschen könnten, und lachten, wenn sie es berührten, und der arme Krüppel, den sein Nachbar jeden Tag auf den Weg trug, labte seine kranken, blinzelnben Augen an dem saftigen Grün. Er sah es länger und länger werden. Nun hatte er etwas

Schönes, das zu ihm kommen wollte, das sich nicht vor seiner Häßlichkeit und seiner Krankheit fürchtete! Er sah es jeden Morgen und jeden Abend mit Liebe und Freude an, wie einen freundlichen Gefährten.

Die Bäume im Garten aber wollten von dem Geranium nichts mehr wissen. „Es macht sich gemein,“ sagten sie untereinander und kannten es nicht mehr. „Es hat den rechten Weg verlassen,“ bemerkte mißbilligend die Palme, und die Cypresse bedauerte, ihre Teilnahme an die unwürdige Standesgenossin verschwendet zu haben; „durch mich hätte das Geranium den Weg in den Himmel gefunden,“ sagte sie, „nun geht es im Staube unter.“ „Pfui, schlechter Geschmack!“ rief die Rose.

Das Geranium hörte nicht alle diese herben Worte, aber es fühlte wohl die Verachtung und sie that ihm weh. Ja, es kamen Tage, wo es ganz matt wurde und sich fragte: „Ach, ach, . . . hat die Cypresse nicht recht, gehe ich nicht im Staube unter?“ Das war, wenn die Sonne auf das Geranium brannte, als sollten die Pflanzen lebendig verbrannt werden, und der Staub sich so dick auf seine Blätter legte, daß es zu ersticken fürchtete und zum Sterben müde und traurig wurde. Aber auch solche Tage gingen zu Ende, und am Abend flog dann ein milber Engel vorüber und wehte mit lauen Lüften den Staub von den Blättern, und der Tau fiel vom Himmel und labte die dürstende Pflanze. Dann kam auch der Mut zurück und es wuchs weiter, nur freilich bedächtiger. Einmal kam ihm auch der Gedanke an den Garten und es fühlte eine brennende Sehnsucht nach der Schönheit, die es hinter sich gelassen hatte. Alles war häßlich, was vor ihm lag, und eigentlich gehörte es doch der Schönheit, — sollte es umkehren? Aber da sah es die arbeitenden Männer und Frauen, die schmutzigen Kinder und den freudlosen Krüppel, und da wußte es mit einem Male, daß es diese Armen nicht mehr verlassen könnte, — selbst um der Schönheit willen nicht. Nein, es wollte lieber für diese Bedrängten schön sein, als selber genossen, lieber mit ihnen tragen, als beschaulich von dem geschützten Garten aus auf sie hinabsehen. Als das Geranium das erkannt hatte, da hatte sich auch die erste volle, rote Blüte leuchtend erschlossen, als wäre sie mit Herzblut getränkt. Der arme Lazarus freute sich den ganzen Tag darüber und gab wohl acht, daß die Kinder die Blüte nicht abrissen. Am Abend aber, als ihn der Nachbar heimholte, brach dieser gute Mann die Blume für ihn ab, und Lazarus nahm sie wie ein Kleinod in die Hand und ließ sie auch nicht wieder los, als er auf sein Strohlager gelegt wurde.



In der Nacht starb er, und die Engel trugen ihn in Abrahams Schoß, die Blüte aber ließen sie in seiner Hand. So kam das Geranium in das Paradies, wo es so schön ist, daß auch der gelehrteste Mann keine Worte dafür hat. Hier blüht es nun immer und ewig. Als es sich von seiner Himmelfahrt erholt und an den Glanz und die Wärme ein bißchen gewöhnt hatte, blickte es forschend um sich, ob die Bäume aus dem Garten schon in den Himmel gewachsen wären. Aber es war nichts von ihnen zu sehen.



## Neue Verse von Karl Maria.

(Köln a. Rh.)

### Mein Skizzchen.

Strand. Sonne. Ihr Spaten  
 Fligt. Das Knie  
 Gebogen, gräbt abseits  
 Um Strandkorb sie.

Ihr Hutband weht. Jetzt — schnell  
 Die Stifte! — gebückt  
 Sitz' ich emsig — die See rauscht —  
 Mein Skizzchen glückt.

### In ein Stammbuch.

Willst du, daß ich den Leib dir schmücke?  
 Selig breche mein Herz ich in Stücke.

Soll es zu deiner Pracht sich verbluten  
 Und als Stirnband im Haare dir gluten?

Oder ich will's wie Granaten dir bringen,  
 Um den prachtvollen Schoß sie zu schlingen.

Soll es als sterbende Fackel die weißen  
 Liebespfähle dir purpurn begleiten?

Selig breche mein Herz ich in Stücke.  
 Willst du, daß ich den Leib dir schmücke?

### O sträube nicht den schönen Leib . . .

|                                                                                                                                                                                                                 |                                                                                                                                                                                                      |
|-----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|
| <p><b>O</b> sträube nicht den schönen Leib . . .<br/>         Ich will das Bett voll Rosen pflücken.<br/>         Es schlägt mein Herz! Die Mitternacht<br/>         Müßt' sich mit Honigstanden schmücken.</p> | <p>Die Vollmondstille lauscht, wie rings<br/>         Sich tausend Liebespfühle biegen . . .<br/>         O laß mit glüh'nden Mannesknie'n<br/>         Auch dich jetzt süß von mir umschmiegen!</p> |
|-----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|

### Die Sonne.

Ich brach durch die Büsche; meine Fingerspitzen  
 Riefeln — an meinen Strümpfen biegen  
 Tropfen Tau's;  
 Maihimmel überblaut  
 Meine nachtschwüle Haut . . .  
 Noch schläft die Frühe;  
 Nur am Sauerampfer lag schon ein Kiebitz.  
 Nun den Mantel auf, daß es mich überglühe! . . .  
 Schon brennen die Pappeln — ich zittere — ein Schrei —:  
 Die Sonne — die Sonne! —

### Die Meilen stauben . . .

Die Meilen stauben, — doch ein ferner Mund  
 Lockt süß . . . ich wandre gern mich knöchelwund.  
 Nur Pappelbäume — Rüben — ab und zu  
 Ein Feldstein — sonst nur glüh'nde Mittagsruh'.  
 Die Meilen stauben. — doch ein ferner Mund  
 Lockt süß . . . ich wandre gern mich knöchelwund.

### Sein Kuß.

|                                                                                                                                                                      |                                                                                                                                                                |
|----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|
| <p><b>S</b>ein prachtvoller Kuß! — Er brannte<br/>         Und wühlte so tief . . .<br/>         Ein Schauer, den nie ich kannte,<br/>         Hüftabwärts lief.</p> | <p>Der Mond scheint in mein Zimmer, —<br/>         Ich liege und muß<br/>         An ihn denken, betäubt noch immer<br/>         Von dem prachtvollen Kuß.</p> |
|----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|

## Zukunft.

Ich arbeite nicht wie ein Sonntagskind, —  
 Meine Hände voll Schweiß und Schwielen sind.  
 Zukunft!

Ich ringe Tage und Nächte lang, —  
 Bisher nur Stückwerk mir gelang.  
 Zukunft!

Ich hab' re nicht, meine Brust leucht gern, —  
 Ich glaube ja jubelnd an meinen Stern!  
 Zukunft!

## Er.

Er schwenkte den Hut. Sie sah ihn nach,  
 Am Meilenstein war's. Sie weinte und brach  
 Vom Strauch, wo zuletzt er gefessen,  
 Ein Büschelchen Nüsse, sie hat's noch verwahrt  
 Im Nähtisch. — Grau ist längst sein Bart, —  
 Sie hat ihn noch nicht vergessen.

## Weißt du noch?

Weißt du noch, abends, als plötzlich ich kam —?  
 Du hattest die Erbsen begossen  
 Und sahest am Brunnen, — das Haar hing wirt  
 Dir über die Sommerproffen.

So rote Hände hattest du  
 Von der Gartenhaxe bekommen, —  
 Du standest beschämt — doch ich hab' dich entzückt  
 In meine Arme genommen.

## Wie einst.

. . . Sieb mir den Nacken, daß in deinen Flechten  
 Ich wieder wähle,  
 Wie einst in den reifenden Sommernächten . . .  
 Öffne die Fenster, daß Birudust und Ähren  
 Und Wachteln bis an unser Lager wir hören,  
 Hochsommermondluft  
 Uns wieder umschwüle,  
 Wie einst, wenn jetzt in deinen Flechten  
 Ich wieder wähle . . .

## Ob . . .

Ob ich am Ufer der goldnen Vollendung  
 Sieghaft einß lande, —  
 Oder statt glühender Werke in Unkraft  
 Als Stümper verstande? . . .  
 Gebt, Sonn' und Sterne, daß das Stück Erde,  
 Draus ich geformt bin, ein Vollpoet werde!

## Roggenruhe.

Roggenruhe!  
 Ein Stück abseits vom Wege  
 Kieg ich im Kornfeld, —  
 So still ist's! — Nur wenn ein Knie ich rege,  
 Seh ich die gelben Getreidespißen  
 In der Juliluft fliegen.  
 Ein Mohnstengel quillt mir grünrot am Kragen.  
 Sommerkäferchen nagen . . .  
 Die Sonne glüht über meine schwarzen Schuhe.  
 Eine Wachtel — vorbei! —  
 Roggenruhe . . .



## Warum?

Von Heinrich von Schullern.  
 (Salzburg.)

„Oder das Ährenfeld, das goldige!“  
 „Das goldige?“

Was konnte ich dafür! Das simple Ährenfeld war mir bisher  
 immer ganz gewöhnlich gelb vorgekommen.

— — — Ungebildig wandte sie ihr ernstes Gesichtchen ab von  
 mir, dem einfältigen Knaben. —

Meine blonde Gouvernante!

„Siehst Du den Himmel denn da über uns? Ist der nicht schön?“

„Schön? — Warum — schön? Ich sehe nur, daß er blau ist, wie das Bergihmeinnicht.“

„Und die tausend Blüten an den Bäumen und in den Wiesen? — Ist das Bergihmeinnicht selbst, dies zarte, kleine Blümchen, nicht wunderschön?“

Herbes Zucken um den gestrengen Mund. Harte, verächtliche Linien:

„Armes Kind, Deine Augen haben das Sehen noch nicht gelernt.“

Auch gut, dachte ich und lächelte ein wenig blöde und ein wenig — boshaft zugleich.

Ein Prangen der bunten Pflänzchen in der Wiese. Jedes einzelne lachte behaglich. Satter Grünglanz der Blättchen. Käfer liefen in eiligen Geschäften. Ihre Flügeldecken schlugen blendend den Sonnenstrahl zurück. Die Minzenblumen dufteten wie besessen. — Drüben, weit über dem See, die Berge. Ein süßer Hauch, wie Vorahnung unbekannter Wonne.

Fräulein Clotilde spähte regungslos in die Natur hinaus.

Ein leises Seufzen der Bewunderung.

Die keuschen Züge, wie in Andacht schwimmend. —

Meine blonde Gouvernante!

„O Natur, wie schön, ach, wie wunderschön!“

„Was ist schön, Fräulein Clotilde?“

„Alles, was wir sehen, Oskar, alles. Die ganze Natur!“

„Aber warum, Fräulein Clotilde, warum ist das alles schön?“

hm, da rückten die zarten Brauen düster zusammen.

Sie schwieg. — Eine beklemmende Pause.

„Dieses alberne Wort ‚warum‘! Wie kann man nur so ungeschickt sein, immer ‚warum, warum, warum‘ zu fragen?“

Dabei äffte sie sogar ein ganz klein wenig meine Stimme nach.

Ja, warum, um Gottes Willen, warum, wenn sie es mir nur erklären wollte!

Ich streckte mich etwas trotzig ins hohe Gras und guckte in die Luft. Der ganze blaue Himmel fiel mir ins Auge.

Nun wollte ich einmal mit Muße ergründen, warum der eigentlich so ganz besonders schön sei. Aber die Augen wurden müde vom vielen Schauen und Ergründen.

Im Halbschlummer glitten mählich die Lider herab.  
 Leise krabbelte etwas neben mir. Es strich über die Gräser hin  
 und zupfte an den Stengeln. Jäh schrak ich empor.  
 Ein großer Käfer, eine Eidechse, ein Heupferd?  
 Schwups! Da hielt ich ihn fest, den Ruhestörer.  
 Es war — ihr Händchen.

Während all die Bewunderung der Natur diesen Blondkopf gefa-  
 gen gehalten, war das Händchen lieblosend über die grünen Lebewesen  
 der Pflanzenwelt hingestrichen. Die kleinen, runden, spitz zulaufenden  
 Finger. Ich ließ sie nicht mehr los und betrachtete die rosaroten  
 Nägel mit den weißen Monden entzückt.

„Hat das auch die Natur gemacht, Fräulein Clotilde?“

„Allerdings — ja, ja — gewiß,“ lächelte sie verlegen und ein  
 wenig mißtrauisch. Während das kleine, fünfgliedrige Ding in meiner  
 Hand zappelte und zu entfliehen drohte schob ich kühn den weißen Wat-  
 tistärmel empor. Wie wundersam die Linien um den vollen Ellen-  
 bogen! Der Oberarm gleich Schwanensaum.

„Wie zart, wie süß!“

Einen Augenblick vergruben sich meine Kinderlippen dort, wo die  
 blauen Äderchen durch die Ellenbeuge ziehen. Wie es nur möglich  
 war?! Aller Respekt vergessen! Mit einem Ruck befreite sich die win-  
 zige Hand und flog strafend, schmerzhaft strafend, auf die meine nieder.  
 Arme, kleine, strafende Hand! Sie ward so erbärmlich rot von dem  
 schrecklichen Schlag. Viel röter als — die meine.

„Oskar, Du bist ein ungezogener Junge!!“

Su, nun stießen die lieben Brauen so dicht zusammen, daß sie  
 zu einer einzigen Unheißlinie wurden. Dieses unselige Wort „warum“.  
 Es war an allem Schuld. Sie hätte meine Stechheit nicht so ernst ge-  
 nommen. Ja — nun war ihre Laune dahin. Und Papa? — — —  
 Der Hofmeister würde nun angerückt kommen, der längst angebrohte  
 „eiserne Mann“ . . . Und doch, ich hielt meinen Mut fest. Nicht um-  
 sonst stand ich an der Eingangspforte der Flegeljahre. Hartnäckig  
 lächelnd ließ ich ihren Mund nicht aus den Augen. Das Lippen-  
 pärchen konnte nicht lange so entseßlich finster bleiben.

Sie war ja so gut. — So gut.

Im Grunde genommen recht zum Lachen aufgelegt, trotz ihrer  
 Würde, trotz der wichtig ernstern Miene. —

Meine blonde Gouvernante!

Wie es kämpfte, das Mündchen. Wie die Augen aus ihrer stra-

fenden Rolle fielen und heimlich die niedliche Hand musterten, ob sie wirklich, wirklich so schön sei.

Da, endlich zog es unwiderstehlich in beiden Mundwinkeln. Ein Lächeln flog rosig über das Gesicht, und das Händchen, das eben so grob zugeschlagen, bot sich ganz zahm zur nächsten Ansicht dar.

„Ist denn das wirklich schön, verstehst Du — ,schön‘?“

„Ach, wie himmlisch schön!“ rief ich begeistert. Es klingt mir heute noch in den Ohren, wie sie damals unbändig lachte. Ich habe sie niemals so lachen gehört:

„Das also ist endlich einmal ,schön‘? — Hahahahahaha — a-a-a-a.“

Mit offenem Munde mag ich sie angeglockt haben. Sie zog mein Ohr zu sich und lachte die Worte hinein:

„Aber — ,warum‘?!!“



## Jule.

Aus einem Roman von Paul Remer.

(Geritt.)

(Schluß.)

In Schmerzen und Träumen wuchs Jule langsam auf. Allmählich nahte die Zeit heran, da er als Abc-Schüler, mit Fibel und Schiefertafel ausgerüstet, in das benachbarte Kirchdorf zur Schule wandern mußte. Auch dort wuchsen keine Lorbeeren für ihn; so schwer ihm das Gehen geworden war, so hart und mühsam kam ihn nun auch das erste Lernen an. Die Weidenrute und Haselstaude und andere schlanke Damen, von der gestrengen Hand des Herrn Dorfschulmeisters geführt, tanzten oft recht schmerzhaft Tänze auf dem Rücken des kleinen Abc-Schülers.

Und dabei hatte Jule den allerbesten Willen. Lange, böse Stunden saß er zu Hause über seiner Fibel, und eifrig wanderte der tintenbefleckte Zeigefinger von Buchstabe zu Buchstabe, während die Lippen

schwerfällig die Laute nachhallten. Doch nichts wollte in seinen armen Lappländer-Dickkopf hinein; die schwarzen Buchstaben blieben für ihn ohne Sinn und Bedeutung, ein finster drohendes Geheimnis gleichwie diese ganze Wirklichkeit.

Oft sank der arme Dickkopf, schwer und müde vom aussichtslosen Kampfe, auf das Buch nieder, und unruhiger, traumreicher Halbschlaf umfing die Sinne. Aber die schwarzen Buchstaben verfolgten Jule selbst bis in den Traum hinein. Dort wurden sie gar lebendig und reckten und streckten sich wie nach langem Schlafe und standen endlich mit breitgespreizten Beinen als grinsende Kobolde vor ihm da. O, höhnische Gesichter schnitten sie ihm zu und drehten ihm lange Nasen und griffen nach ihm mit dünnen, gierigen Spinnenarmen! . . . Von Furcht und Grauen gepackt, fuhr Jule dann aus seinem Traume auf und floh vor den schwarzen Buchstaben — floh weit hinaus aufs freie Feld, bis er hoch aufatmend die starre, steinerne Wirklichkeit leise in weicher, verschwimmender Ferne sich verlieren sah. Der träumerische Geist des kleinen Lappländers, gewohnt in grauer Weite seine Heimat zu suchen, wehrte sich gegen die Gefangenschaft im engen menschlichen Wissen . . .

Um diese Zeit geschah es, daß sich die alte Bekanntschaft zwischen Jule und Mutter Reisnersch neu anknüpfte. Eines Tages war es beim Adebarspiel, da flüchtete sich Jule vor der Verfolgung des rotstrümpfigen Ungetüms in einen kleinen, verfallenen Rathen, der abseits, wie verfehmt, ganz am Ende des Dorfes lag. Mit klopfendem Herzen stand er hinter der Hausthür, tief in das Dunkel gedrückt, — als plötzlich hinter ihm die Thür zur Wohnstube ging!

Heraus trat ein graues, gebücktes Mütterchen mit einem tausendfaltigen Runzelgesicht, aus dem zwei scharfe, graue Augen mißtrauisch forschend in alle Ecken und Winkel drangen. Jule erschrak zu Tode, da er Mutter Reisnersch erkannte. Er hatte so mancherlei von ihr munkeln hören, daß sie Blut stillen und wahrsagen könne und die schwarze Kunst verstehe. Sein Knabentraum hatte sie ganz im stillen zur Hexe erhoben . . . Aber auch Mutter Reisnersch stand bestürzt da, als sie in dem zitternden Jungen, den sie aus dem Dunkel hervorzog, ihr Pathenkind, den Sohn des Schulzen erkannte. Seit der mißglückten großen Beschwörung sah sie noch immer in ihm den Wechselbalg, den „Ännerirbschen“, und lebte in der Erwartung, daß eines Tages etwas Wunderbares, ganz Gruseliges mit ihm geschehen müsse. Sie grauten sich beide voreinander, die alte Frau und der kleine Junge — eins sah im andern ein Wunderwesen aus einer fremden, geheimnisvollen Welt.



Dann aber brach der Bann. Mutter Reisnersch sah in die großen, dunkelblauen Augen des Knaben, die mit ängstlicher Bitte zu ihr aufgeschlagen waren. Da schwand ihr Mißtrauen, und ihr altes Herz wurde warm. „*Id dauh di nir, min Jung!*“ sagte sie weich, und ihre harte, knöcherne Hand streichelte mit ungeschickter Liebkosung sein Haar. Und auch Jule faßte Vertrauen, als Mutter Reisnersch ihm ein großes Stück Kuchen in die Hand steckte. Einen Augenblick zögerte er zwar und dachte an einen Zauberkuchen, der ihn in einen Raben oder ein Schwein verwandeln würde. Dann jedoch siegte sein Knabenhunger: tapfer biß er ein und als er merkte, daß keine Verwandlung mit ihm geschah, daß er wirklich und wahrhaftig der kleine Jule blieb, ward es ihm allmählich sicher und wohllich in der Gesellschaft von Mutter Reisnersch.

Es war aber auch so traulich und heimlich bei ihr in der Stube, so gar nicht wie bei einer Hexe! Fast die Hälfte des Raums nahm ein großes Himmelbett ein mit schneeweißen Vorhängen, und schneeweiße Vorhänge schmückten auch die Fenster. Auf den roten Steinen des Fußbodens lag weißer Sand gestreut, und an der Wand hing ein Christus am Kreuze, umzogen von einem Kranze alter, vergilbter Photographien. Mutter Reisnersch hatte sich ans Fenster vor ihr Spinnrad gesetzt, und Jule kauerte auf einem Schemel zu ihren Füßen. Zum Surren des Spinnrades erzählte sie Geschichten, o, so schöne Geschichten, die ihn in eine ganz neue Welt versetzten. Mit großen, horchenden Augen saß er da und hörte ihr zu. Sie erzählte vom wilden Jäger, der in lauten Sturm Nächten durch die Lüfte fährt. Sie erzählte von Mutter Holle, die an stillen Wintertagen ihre Betten ausklopft, daß die weißen Federn durch die ganze Welt fliegen. Sie erzählte von hangen Johannistagen, da verzauberte Prinzessinnen von glücklichen Sonntagskindern erlöst werden. . . Jule sah und hörte zu; er vergaß alles, selbst sein Stück Kuchen aufzuessen. Sein Herz erbebte in stillen Schauern, und es war ihm, als ob die fremde Welt da draußen Sprache und Leben bekäme.

So oft Jule nun den schwarzen Buchstaben entfliehen konnte, schlich er sich zu Mutter Reisnersch und ihren schönen Geschichten. Er wurde nicht müde, ihr zuzuhören, und auch sie fand kein Ende mit ihren Erzählungen. Der kleine Junge, der mit glänzenden Augen vor ihr saß, weckte alles in ihr, was sie während eines langen Lebens an Sagen und Geschichten in sich aufgenommen hatte.

Das alte, graue Heidentum lebte in ihr, ohne daß sie es wußte, und mit dem alten, grauen Heidentum erfüllte sich jetzt Jules Knabenseele. So kalt und fremd ihn die schwarzen Buchstaben anstarrten, so

altbekannt und heimlich-vertraut erklangen in ihm die Erzählungen von Mutter Reisnersch. Wie ein Schleier sank es ihm von den Augen: die Welt um ihn wurde lebendig, und er wußte plötzlich, was die Stürme brausten und die Quellen rauschten und die Blumen blühten. Wenn nun des Nachts der Sturm durch die Lüfte fuhr, dann sah er den alten Bodan und seine wilde Jagd ziehen, mit Halli und Fallo, mit Geklif und Geklaf. Wenn nun die weißen Flocken durch den lautlosen Wintertag wirbelten, dann sah er auf einem fernen Berge eine alte, weißhaarige Frau stehen, die fein sorgsam ihre Betten ausklopfte. Wenn nun an einem schwülen Johannistage die Sonne herniederbrannte und Bäume und Blumen reglos, wie gestorben waren, dann hörte er durch die Stille ein Seufzen gehen, die Sehnsuchtsklage des verwunschenen Königskindes, das nach seinem Befreier rief. Die Welt um ihn war lebendig geworden: überall raunte und rauschte und flüsterte es — so altbekannt, so heimlich-vertraut . . .

Doch von allen Erzählungen beschäftigte Zule am meisten die Geschichte vom Riebißberg. Immer wieder mußte Mutter Reisnersch sie ihm erzählen. Der Riebißberg war ein einsamer, verrufener Hügel, nicht weit vom Dorfe mitten in Wiese und Moor gelegen und dicht mit Gestrüpp und Schlingpflanzen überwachsen. Keines Menschen Fuß hatte ihn je betreten; Mutter Reisnersch aber wußte es ganz genau: dort auf dem Riebißberg hatte vor langen, langen Zeiten ein Schloß gestanden. Ein großer, stolzer König, der König der Riesen, hatte mit seiner wunderschönen Tochter in dem Schlosse gewohnt und weithin über alles Land geherrscht.

Dann aber waren fremde Männer mit langen, schwarzen Röcken und einem neuen, fremden Gott ins Land gekommen, und die hatten angefangen, im Dorfe die Kirche zu bauen. Der König der Riesen hatte den fremden, schwarzen Männern und ihrem eifrigen Werke mit scheelen Augen zugesehen, und als eines Tages die Kirche fertig stand, und der Turmhahn in der Sonne blühte, da war er gewaltig in seinem Herzen ergrimmt und hatte einen mächtigen Felsblock genommen und ihn nach der Kirche geschleudert. Der Felsblock hatte auch den Hahn auf dem Turm einen Flügel abgerissen — noch heute hatte der Hahn nur einen Flügel! — sonst aber war die Kirche ganz unversehrt geblieben. Das Schloß des Riesenkönigs jedoch war im selben Augenblick mit einem furchtbaren Donner Schlag in die Erde versunken!

Am Johannistage in der Mittagstunde war es nun nicht geheuer auf dem Riebißberg. Dann hockte dort auf moosbewachsenem Stein

eine häßliche Kröte mit roten Augen und mit einer güldenen Krone auf dem Kopf, und die häßliche Kröte war, wie Mutter Reisknersch versicherte, niemand anders als die wunderschöne Tochter des Riesenkönigs selbst. Wer aber die Kröte dreimal küßte und war dabei ein Sonntagskind, in der Mittagsstunde geboren, der konnte die Krötenprinzess erlösen. Mit einem Male würde die häßliche Kröte wieder ein schönes Mädchen sein, das Schloß würde mit furchtbarem Donnerschlag aus der Erde heraufsteigen, und der kühne Befreier würde Herr und König über das alte, große Reich der Riesen werden! . . . Wenn Mutter Reisknersch diese Geschichte erzählte, versäumte sie niemals, mit tiefem Ernst hinzuzufügen: „Awerst, Zule, du büßt jo an'n Sünndag Midddag geboren — id weit dat noch as hüt — du künnst eigentlich bei oll Kollhür erlösen!“

Und der kleine Lappländer beschloß da in seinem Herzen, die Krötenprinzess zu erlösen und Herr und König über das alte, große Reich der Riesen zu werden . . .

\* \* \*

Zule lebte in einem hohen, herrlichen Traum. Mit einem sieghaften Lächeln ging er herum, ein stiller, heimlicher Held. Selbst die wilden Dorfbrangen wagten sich nicht mehr wie früher an ihn heran — ahnten sie in ihm schon den künftigen König der Riesen?

Ja, ja, die würden alle Augen machen, wenn er eines Tages mit Szepter und Krone heimkehrte! Aber, so gelobte er sich, er wollte ein großmütiger König sein und ihnen nicht ihre Schandthaten vergelten — nein, sie sollten alle seine Ritter werden! Und was wohl der Vater sagen würde, wenn er vor ihn hinträte: „Id bün König von dei Riesen worrn!“ Seine gute Mutter (ja, das wußte er), die würde ihn still in ihre Arme nehmen und vor Stolz und Freude weinen! Und auch Mutter Reisknersch und überhaupt das ganze Dorf — alle mußten sie sich ja freuen über sein großes Glück! Und alle sollten es auch gut haben und mit ihm auf seinem Schloß wohnen und herrlich und in Freuden leben! Mit einem sieghaften Lächeln ging Zule herum, ein stiller, heimlicher Held . . .

Und Johannistag kam, ein banger, märchenstillter Johannistag. Ein Holzschild an der Seiten, einen Papierhelm mit kühgebogener Hahnenfeder auf dem Kopf, so zog der kleine Lappländer in der Mittagsstunde aus, die Krötenprinzess zu erlösen und Herr und König über das alte, große Reich der Riesen zu werden.

Wie ihm das Herz klopfte! Ihm war so angst vor Furcht und

Hoffnung! Nun, da das Abenteuer so nahe war, entsank ihm sein hoher Mut! . . . Gleich einem Alpdruck lag draußen die dumpfe Mittagsschwüle auf der Welt und erstickte alles Leben. Nicht das leiseste Lüftchen regte sich, wie durch einen Zauber erstarrt standen Baum und Strauch, die Blumen hatten die Köpfe gesenkt und wagten nicht zu duften. Kein Grillenzirpen, kein Käfersummen, kein Vogelrufen. Uferlos bis in die schmerzlich flimmernde Ferne breitete sich das Meer der Stille. Die Sonne stand hinter einem Flor weißer, unbewegter Wolken und hatte das fahlgelbe Antlitz einer Leiche . . .

„Ung — klung!“ Unheil kündend unterbrach ein Unkenruf mit dunklem Glockenton die Stille. Von einer Gänsehaut überschauert, stand Jule still und horchte in den bangen Mittag hinaus. Die eine Hand presste er unwillkürlich auf sein klopfendes Herz, während die andere mit festem Druck den Griff des Holzschwertes umspannte. Dort in der Ferne sah er bereits die buschbewachsene, schwärzliche Masse des Kiebitzberges aus dem flimmerigen Mittagsdunst aufsteigen. Er mußte, er mußte ja vorwärts! Mit aller Willenskraft riß er seine Füße vom Erdboden los, die wie zwei Bäume darin Wurzel gefaßt hatten. Von neuem machte er sich auf den Weg, jetzt geradeaus auf den Kiebitzberg los, querselbein über Äcker und Wiesen. Er fing an zu laufen — schneller, immer schneller — die eigene Angst war ihm auf den Fersen! Seine Füße verstrickten sich in einem Gewirr von Brombeerranken, daß er langhin auf die Nase purzelte. Er achtete es kaum — in wtrrer Hast sprang er wieder auf und stürzte weiter — er mußte, er mußte ja vorwärts! Und die eigene Angst war ihm auf den Fersen und jagte ihn durch den Johannistag — querselbein über Äcker und Wiesen — dem gefürchteten Ziele zu!

Ganz außer Atem kam Jule am Kiebitzberge an. Auf's neue machte er halt, plötzlich bis ins innerste erkältet — so unheimlich nahe war ihm jetzt sein Abenteuer! Für Augenblicke beherrschte ihn fast unwillkürlich der Wunsch, wieder umzukehren und davonzulaufen. Er kämpfte einen schweren Kampf, doch am Ende siegte sein Helbentum. Er dachte an die Krötenprinzessin, die er erlösen sollte, und er dachte an das alte, große Reich der Riesen, das er mit ihr gewinnen würde. Nein, nein, er wollte — er mußte! Mit verzweifltem Mut faßte er sein Holzschwert, rückte er seinen Papierhelm mit der kühgebogenen Hahnenfeder zurecht und begann emporzullettern . . .

Es war ein schlimmer Aufstieg, bei dem sein Helbentum alle Schauer und Schrecken der Märchenwelt zu bestehen hatte. Durch Ge-

strüpp und Gebüsch, durch Disteln und Dornen ging es aufwärts, und die spitzigen Disteln um seine Beine wurden ihm zu zischelnden, stechenden Schlangen, und das Gestrüpp ringsumher verwandelte sich in scheußliche Ungetüme. Doch mit seinem guten Holzschild schlug der kleine Held um sich, wild und blind, daß die geknickten Zweige flogen, und die Distelköpfe in den Sand rollten — sein Weg war mit Blumen- und Pflanzenleichen besät! Einmal geriet er sogar in ein wüstes Handgemenge mit einem Dornbusch, aus dem er nur mit zertrügten Händen und zerstoßenem Gesicht und zerrissenen Hosen hervorging. — Es war ein schlimmer Aufstieg, bei dem sein Heldentum alle Schauer und Schrecken der Märchenwelt zu bestehen hatte!

Nach furchtbaren Kämpfen mit Schlangen und sonstigen Ungetümen erreichte der kleine Held endlich den Gipfel. Er hieb die letzten Distelköpfe in den Sand, er schlug die letzten Zweige zu Boden, — und nun stand er hochaufatmend auf einer kleinen Lichtung.

In der Mitte lag wirklich ein moosbewachsener Stein, und auf dem Steine hockte eine dicke, häßliche Kröte. Mit blöden, blutunterlaufenen Augen glotzte sie zu ihm hinüber; Sonnenstrahlen, die durch das Gezweig spielten, woben ihr eine goldene Krone um das Haupt. Zule erzitterte in einem Frostgefühl des Unbehagens, des Efels — doch er mußte, er mußte ja! Bald würde er die schöne Prinzessin im Arme halten und bald würde er Herr und König über das alte, große Reich der Riesen sein! Mit wild hämmerndem Herzen kniete er vor dem Steine hin und näherte die zum Kusse gerundeten Lippen der dicken, häßlichen Kröte . . .

In die träge, leblose Masse der Kröte kam Leben und Unruhe ob solcher unerwarteten Zärtlichkeit. Ihre blöden Glozungen wurden größer und größer, die Flanken flogen ihr in zitternder Angst. Und schließlich, als sie kein Entrinnen mehr sah, wuchtete sie sich schwerfällig auf — und eine feuchtkalte, schleimige Masse platschte dem kleinen Helden ins Gesicht! Mit gelbem Aufschrei sank er hintenüber — eine tiefe, wohlthätige Ohnmacht hob ihn von der Erde auf und entrückte ihn der märchenfeindlichen Wirklichkeit . . .

Mit entsetzten Sprüngen war die Kröte davongehüpft und im nahen Dickicht verschwunden. Zule aber lag totenblaß, wie gestorben, da. Seine Rechte umspannte noch immer das Holzschild, während der Papierhelm mit der kühngebogenen Hahnenfeder zerknüllt und zerbrückt unter seinem Kopfe lag.

Und der Tag floß weiter, und allmählich wich der Bann der

Mittagschwüle von der starren Welt. Die Blumen hoben die Köpfe wieder, durch Baum und Strauch ging ein Kauschen, die Vögel fingen an zu singen. Da lehrte auch in Jules blaßes Gesicht die Röte des Lebens wieder, seine Brust hob und senkte sich in regelmäßigen Atemzügen, um den halboffenen Mund des Schlafers leuchtete ein stilles, stolzes Lächeln auf. Hielt nun im Traume der kleine Held die schöne Prinzessin im Arm — war er im Traume Herr und König über das alte, große Reich der Riesen geworden? . . .

Und so fanden ihn am Abend der Vater und Männer vom Dorfe, die auf die Suche nach ihm ausgezogen waren. „Ich bin König von bei Riesen wohn!“ stammelte der kleine Held noch traumbefangen, als er die Augen aufschlug. „Wat büst du?“ klang die harte Stimme des Vaters in seinen Traum — „König von bei Riesen!“ stotterte er noch einmal hervor — „En Döskopp büst du!“ schrie der Schulze wütend auf. — Und im selben Augenblick ging auf den kleinen Helden ein gewaltiger Prügelregen nieder, in dem sich die Angst des Vaters um seinen verloren geglaubten Jungen Luft machte —

Jule, der Dappländer, mußte da erkennen, daß das alte, große Reich der Riesen für immer versunken war . . .



## Ein „sozialistischer“ Ästhetiker.

Von Karl Bleibtreu.

(Berlin-Wilmersdorf.)

Der Verlag Fontane in Berlin beschenkt uns mit einem umfangreichen Werke über das moderne Drama. Herr Edgar Steiger ist ein überzeugungstüchtiger Mann. So schreibt er denn eine Art sozialistischer Ästhetik und sieht sein Ideal der „großen Kunst“ im anti-sozialistischen „Hannele“ und dem Nietzsche-Anarchismus des Übermenschentums der „Versunkenen Glocke“ Hauptmanns. Denn der Glaubenssatz, zu dessen Bekenntnis die ganze Arbeit unternommen scheint, lautet offenbar: es ist nur ein Gott und Hauptmann, keine andere Götter neben ihm, nur Gemeine und Unteroffiziere. Böswillige könnten ja auf den Verdacht geraten, daß Steiger, wie viele andere, Anlehnung an jene mächtige Clique suche und nach den Fleischtröpfen ihres Einflusses schiele. Hiervon weit entfernt glauben wir ja gerne an die

ehrliche Begeisterung Steigers. Nur schade, daß dieser neue „Kampf um die neue Dichtung“ sich oft in Widerspruch zu dem älteren Buche setzt, das Steiger unter obigem Titel vor Jahren bei W. Friedrich veröffentlichte. Der „Bienenfleiß“, den er höhnisch mir zuschreibt, gehört ja grade nicht zu seinen Eigentümlichkeiten; um so erspriesslicher die unfreiwillige Muße im Zwickauer Gefängnis, wo ihm die Vergünstigung ward, mit Büchern, Feder und Tinte uneingeschränkt hantieren und zwei dicke Bände verfassen zu können.

Ungerecht wäre es, zu verkennen, daß sich viel Geistvolles und sogar Bedeutendes in dem Werke ausspricht. Die philosophische Einleitung verrät selbständiges Denken, obschon beispielsweise die abfällige Äußerung über Giordano Brunos Weltanschauung mangelhafter Kenntnis entsprungen scheint. Der Standpunkt aber, von welchem Herr Steiger seine diktorischen Verdammungen und Lobsprüche erläßt, bleibt durchweg ein subjektiver. Unbedeutende Erscheinungen werden liebevoll behandelt, originelle, wie Wedekind, als „verschroben“ abgethan. Daß er Wiltenbruch in begreiflicher und richtiger Ablehnung seiner chauvinistisch-royalistischen Tendenzen künstlerisch zu gering wertet, wäre gewiß entschuldbar. Unentschuldbar aber ist die brutale Art, mit der Monsieur Steiger über seine einstigen litterarischen Genossen, die sogenannten Jüngstdeutschen, herfällt. Hier hat er sich besonders eine Blöße gegeben, die zu beleuchten einfach die Gerechtigkeit erfordert. In seinem Buche „Kampf um die neue Dichtung“ hat er zwar manches objektiv getabelt, aber Bleibtreu ohne weiteres ein „Genie“ genannt und dessen dramatische Formen, wenn auch mit Einschränkung, als gewaltig gepriesen. Ja, er hat sich sogar bewogen gefühlt, nach Lektüre des Revolutionsdramas „Weltgericht“ eine schriftliche Huldigung im Verein mit dem Schweizer Genossen Mertan an den Dichter zu richten. Nun kann ja das Urteil im Lauf der Jahre sich ändern und es ist eine thörichte Unterstellung, die besonders in politischen Fragen oft erhoben wird, wenn man in Änderung des Standpunkts eine charakterlose Inkonsequenz erkennen will. Denn oft bedeutet derlei eben ein Reifen zu besserer Erkenntnis, und Wechsel der Partei in politischen wie litterarischen Dingen ist nur dann ekelhaft und verdammenstwert, wenn materielle Gründe dazu verlockten. Unfein aber muß man es nennen, wenn ein Abfall von früherer Parteinahme sich in echter Renegatenmanier damit ankündigt, daß man nicht nur alles früher Gesagte verleugnet, sondern dem einst Gefeierten pöbelhaft ins Gesicht schlägt.

Während Steiger einft von ihm über alles Gepriefene wie M. G. Conrad und andere gänzlich totfchweigt, obfchon er Raum genug für Nennung gar nicht zum „Drama“ gehöriger Dyrker findet, muß er fich wohl oder übel mit Bleibtreu wenigftens als Dramatiker befchäftigen. Er thut dies in einer gehäffigen, bößwilligen Manier, die allen Hauptmannianern aus dem Herzen gefprochen, deren Dank er fich damit verdient hat, als ob er darauf fpekuliert habe. Obfchon er einen großen Teil der betreffenden Schöpfungen nachweislich gar nicht kennt, fpeit er über alle meine Werke in Bausch und Bogen jene allgemainen Phrafen aus, die aus unbefangener Unkenntnis geboren. Er kennt manches nicht, aber mißbilligt alles. Darauf einzugehen, wäre müßig. Aber wenn er fchwätzt, Bleibtreu habe in allerlei feltfamen Verrenkungen feine Gefchichtsphilofophie auf die Bühne bringen wollen, fo ift das falfeh, da ein Unkundiger natürlich daraus entnehmen muß, es handle fich um jeder Regel fpoftende Ungetüme, wie die von Grabbe, Lenz und andern Stürmern und Drängern, während umgekehrt die ftrengfte Bühnentechnik in jenen Dramen gewahrt ift. Wenn er meint, dies „gewaltige Wollen“ fei nie zum Können gereift, fo widerfpricht er nicht nur dem Urteil anderer, ihm naheftehender Genoffen, fondern auch feinem eigenen früheren. Wenn er meint, mit der bloßen Begeifterung für Gefchichtshelden und mit großen Gedanken fei es nicht gethan, fonft hätten Bleibtreu's Napoleon, Cromwell und Robefpierre längft die Welt erobert, fo weiß er einerfeits nur zu wohl, daß unfer elendes Bourgeoisstheater ernftliche Erprobung diefer revolutionären Dramen auf ihre Bühnensfähigkeit gar nicht zuläßt, andrerfeits aber verfchweigt er, daß jenes Drama „Weltgericht“, das die ganze franzöfifche Revolution in fünf knappen Bildern ohne Szenenwechfel umfaßt, zum „Heldendrama“ fich in abfichtlichen Gegenfatz ftellt und ausdrücklicd als „Drama ohne Helden“, als Drama der unpersönlichen Mächte der Maffendemokratie gedacht ift, was Hauptmann fpäter in den „Webern“ erfolgreich und im „Florian Geyer“ erfolglos anftrebte. Wenn er behauptet, den fpäteren Dramen Bleibtreu's fehle fogar „der geniale Schwung der gefchichtsphilofophifchen Idee, wie er fchon im phrafenfchwulftigen „Harold Bleibtreu's aufblüht“, fo kennt er weder „Zorndorf“ noch „Karma“, meine jüngften Dramen, folte fich aber dann kein abfchließend apodiktifches Urteil erlauben. Wenn er als Beweis dafür das Schweizer Drama „Die Weltbefreier“ zitiert, das noch matter fei als fonftige Epigonenftüde, fo gefchieht dies wohl abfichtlich, weil fein perfonlicher Todfeind, der



Dramatiker und Litterarhistoriker Dr. Kummer, dieß Stück Bleibtreus reiffes und abgeklärtestes nannte, „von der Weihe tiefen seelischen Leids verklärt“. Wenn Steiger aber gehässig zusetzt, am nüchternen Züricher Publikum sei Bleibtreus national-hauvinnistischer „Bestechungsversuch“ abgeprallt, so weiß er einerseits aus längerer Ausführung in der ihm einst nahestehenden Monatschrift „Gesellschaft“, welche banausischen Philistergründe das Züricher Bourgeoispublikum zur Ablehnung bewogen; andrerseits ist die Insinuirung, eine aus ehrlicher Begeisterung für die Schweizer Demokratie entsprossene Dichtung sei ein „Bestechungsversuch“, eine solche Roheit, daß sie den ganzen „Ästhetiker“ in seiner unästhetischen Seele enthüllt.

Man mag frühere Idole später belächeln. Aber nachträglich gegen einen schwer ringenden, von litterarischem Unglück verfolgten Dramatiker, der doch mindestens nach Steigers eigenem Geständnis neue Bahnen beschritt und obendrein seiner politischen Weltanschauung sympathisch sein sollte, ohne jede persönliche Reizung, persönliche Gehässigkeiten in die Welt zu schleudern, um nur ja für Hauptmanns dichterischen Cäsarenwahn sich wohlverdient zu machen, ist das Herrn Steigers würdig? „Maßlos ehrgeizig“ soll ich gewesen sein, weil ich jeden anerkannte und förderte? „Eigensinnig“, weil ich nicht nach alter Pfeife tanze? Doch ereifern wir uns nicht! Manches will mit stilltem Humor gewürdigt sein. „Geistvoll“ also doch! Ei, ei, was wird Schlenther dazu sagen, der mich den „Grottesken“ schimpfte? Da hat sich Steiger arg verstriegen.

Im „Litterarischen Echo“, das gleichfalls in F. Fontanes Verlag erscheint, äußert sich der alte Gottschall folgendermaßen über die Gepflogenheiten der Kritik: „Gunst und Ungunst wird nach persönlichen Beziehungen verteilt, Bedeutendes totgeschwiegen, Unbedeutendes aufgedonnert.“ Dieser treffenden Brandmarkung braucht man nichts hinzuzufügen. Doch wäre irrig, immer unlautere Beweggründe anzunehmen, selbst dann, wenn frühere Urteile späteren widersprechen. Der Schwinkel verschiebt sich eben manchmal, und jedes Kunsturteil bleibt im Grunde nur subjektiv. Wo der eine Größe sieht, wendet der andere sich achselzuckend ab; wo der eine hohnlächelt, fühlt sich der andere begeistert. Über kühle Verneinung von Schöpfungen, die dem landläufigen Geschmack nicht zusagen, möchten wir nicht rechten. Drollig wirkt nur das Betonen der „Reife“, wie es heute der Berliner Naturalismus oder richtiger Hauptmannismus beliebt. Sancta simplicitas! Was für ein Ding ist das, die Reife? Mindestens nur sehr

einseitige Erkenntnis innerhalb der Sphäre des banaussischen „L'Art pour l'Art“. Die Kunst als solche — abgesehen von der groben Verwechslung der „Dichtung“ oder „Poesie“ („Schöpfung“ schlechtweg) mit der sogenannten „Dichtkunst“, die sich allemal meldet, wo die wahre Dichtung zum Teufel ging — ist gar nichts Abstrakt-Erhabenes. Vielmehr steckt in Tolstoj's Verdamnung des bloßen Künstlertums bei aller Übertreibung viel Wahres. Wer ins tiftelnde Künstlertum verfällt, vor jedem glatteiselierten Nippsäckelchen andächtig in die Kniee sinkt, dem verdorrt zuletzt jede Empfänglichkeit für Inhalt und Geist in Anbetung der Form-Materie.

Einst kommt vielleicht die Zeit, wo man aus dem Rausch der „neuen Ästhetik“ erwacht und wieder instinktiv begreift, daß es auf etwas „Kunst“ mehr oder weniger gar nicht ankommt, und daß oben-drein viele Bestrebungen solcher Art auf reinen Humbug hinauslaufen. Ganz gewiß können „große Gedanken“ ohne jede Gestaltungsgabe nichts nützen und „Wollen“ allein „kann“ noch nichts. Doch solche Unterscheidung ist ja leere Phantasmagorie, erfunden, um für vorgefaßt einseitige Richtung einen Deckmantel zu bilden. Denn einen Dichter, der eben nicht dichtet, d. h. gestaltet, giebt es doch gar nicht: hat also ein Dichter ein großes Wollen, so muß es selbstverständlich irgendwie zur Gestaltung, also zum „Können“ kommen. Vielmehr handelt es sich höchstens um ein Nicht-Genug-Können, d. h. Mißverhältnis der Ausführung zur Conception. Je größer also die innere Conception, desto tiefere Fehler-Schatten wirft sie meist für den äußeren Eindruck. Aber es ist unsäglich albern, die „lebenswahre“ (auch so'n Begriff!) Porträtierung eines Droschkenkutschers für hohe Kunst, die mehrfach mißlungene Darstellung einer großen Weltgeschichtsbegebenheit für „unausgegohren, flüchtig, unkünstlerisch“ auszugeben, bloß weil erstere relativ unsere Vorstellung, wie ein Droschkenkutscher aussieht, befriedigend deckt, letztere dahinter zurückbleibt. Und trifft dies sogar immer zu? Sind denn alle Diejenigen Hansnarren, die meinen „Cromwell, Napoleon, Robespierre“, um mit Steiger zu reden, für große Charakterbilder hielten? Sind denn wirklich die ersten Akte des Napoleonsdramas, und so manches in den anderen Stücken — deren sonstige Fehler dem subjektiven Empfinden überlassen bleiben mögen — ohne echte Dramatik? Und sind der Trottel Bode-rath, der Phrasenglöcker Heinrich, der Schemen Florian so viel „realistischere“ Typen oder das handlungslose Stimmungsgerede solcher Wunderwerke eine so viel reichere und originalere Offenbarung,

als meine Versuche des politischen Weltgeschichtsdramas?! Meinet-  
halben, ich beuge mich dem Tiefsinn der „neuen“ Ästhetik, der ich Armer  
es ebensowenig recht machen konnte wie der „alten“. Seltsam nur,  
daß Steiger und viele andere früher so ganz anders empfanden!  
Noch seltsamer, daß ich ihren Standpunkt völlig klar überschauete, ihre  
Leistungen objektiv würdige, indes sie wüßten nach Schemen klaffen, die  
sie für mein wahres Wesen halten! Kommt das vielleicht daher, daß  
sie unten stehen und ich oben auf höherer Weltanschauung? Sie sehen  
mich nicht mehr und leugnen daher, daß ich existiere!



## Der Katholizismus und die neue Dichtung.\*)

Von Ernst Gyström.

(Leipzig.)

I.

### Schell und Veremundus.

**S**ermann Schell, Professor der Apologetik und für 1897 Rektor  
der Universität Würzburg, hatte bereits bei den Würzburger Ju-  
biläumsfeierlichkeiten über das Verhältnis der katholischen Theologie zur  
freien Forschung mit solchem Freimuth gesprochen, daß die liberale Presse  
ihm ihren Beifall spendete, bis die unentwegte Garde des Evangelischen  
Bundes und des Protestantenvereins seinen Worten Amphibolie und  
reservatio mentalis unterschoob und ihn als doppelt gefährlichen, weil  
verkappten Jesuiten zeichnete. Die wirkliche Proklamierung und Be-  
gründung des Inferioritätsvorwurfes aber enthielt erst die Broschüre  
„Der Katholizismus als Prinzip des Fortschritts“.

Es wäre nicht ganz richtig, zu sagen, daß hier überhaupt zum ersten  
Male über die katholische Rückständigkeit Klage geführt wurde. Bereits  
im Jahrgange 1889 der „Stimmen aus Maria-Laach“, der offiziellen  
deutschen Revue der Gesellschaft Jesu, hatte der ständige Kunstkritiker des

\*) Vergl. meine Einleitung in Heft 3 der „Gesellschaft“ 1899.

Organs, P. Wilhelm Kreiten S. J., von einer steigenden Interesselosigkeit der Katholiken an der litterarischen Produktion gesprochen, ohne freilich der Ursache dieser Erscheinung näher nachzuspüren. Eine viel bedeutsamere Kundgebung aber, ja, eine geradezu sensationelle, hatte freilich nur sehr engen Kreisen im Jahre 1896 das Erscheinen des „Life of Cardinal Manning“ von E. Sh. Purcell gebracht, indem der zweite Band des fleißigen und interessanten Werkes die letzte Schrift des großen Kirchenfürsten von Westminster: „Neun Hindernisse für den Fortschritt des Katholizismus in England“ enthielt. Manning, ein Seitenstück zu Ketteler, dem er auch in der Erfassung der sozialen Ideen vorangegangen war und den er wohl überhaupt an Schärfe des Geistes und Größe der Persönlichkeit überragt, gleichzeitig ohne Beispiel durch seine protestantische Vergangenheit, die 40 Jahre seines 80 jährigen Lebens ausfüllt, findet die Schäden des Katholizismus in dem Mangel des Klerus an wissenschaftlicher und bürgerlicher Vollbildung, der Seichtheit der katholischen Predigt, der Unkenntnis der Bibel, dem Pharisäismus allen Außenstehenden gegenüber, dem Meßpriestertum samt der Sakramentskrämerei, der Neigung des Priestertums zu amtlicher Pose, der scharfen Betonung des Trennenden in der Debatte mit den Schismatikern und Häretikern, und endlich im — Jesuitenorden, den er während seiner Amtsdauer aus seinem eigenen Sprengel ausschloß.

Diese Deutlichkeiten des englischen Kardinals, der durch seine Würde und sein begeistertes Bekenntnis zum Infallibilitätsdogma hinreichend vor der billigen Verdächtigung protestantischer Reminiszenzen geschützt war, empfand man als so unbequem, daß Totschweigen das geeignetste Mittel schien, sich mit ihnen abzufinden, zumal Purcell selber sich gescheut hatte, dem antijesuitischen Satze die Begründung beizufügen. Die bewährte Methode funktionierte bei dem naturgemäß begrenzten Leserkreise vorzüglich, und erst Schell zog die gefährlichen Thesen vor ein weiteres Forum, indem er sie am Schlusse seiner Schrift resümierte. Er sieht in ihnen die Auflehnung des germanischen Geistes gegen romanische Stumpfheit, und nicht viel anders will er auch seine eigenen Darlegungen gedeutet wissen. Uns interessiert hier die Schell'sche Kritik wenig; soweit sie positive katholische Wahrheiten streift, wird sich weiterhin Gelegenheit bieten, auf sie zurückzukommen. An Schärfe steht sie hinter Mannings Angriffen ebenso zurück, wie an Klarheit der Anschauungen und der Vorschläge. Aber das Ungewohnte, einen katholischen Theologen auch schon so sprechen zu hören, verschaffte ihr die

erregteste Beachtung, und damit wurde sie der eigentliche Ausgangspunkt der deutschen Inferioritätsbewegung.

In einem Vortrage auf der Versammlung der Görres-Gesellschaft in Konstanz nahm dann der Münchener Professor der Philosophie Freiherr v. Hertling das Thema auf und suchte Schells Vorwürfe abzuschwächen, indem er dem Worte „Inferiorität“ die von Schell nicht beabsichtigte Deutung der „ungünstigen erblichen Belastung“, der „Rückständigkeit von vornherein“ gab. Dieselben Betrachtungen legte er auch in den Jörg-Winder'schen „Historisch-politischen Blättern“ nieder. Die Mäßigung und Sachlichkeit des klerikalen Gelehrten stach sympathisch ab von dem unbefehrblichen Wutgeheul, mit der die meisten „Schreibenden“ Vorkämpfer des Klerus über Schell herfielen, wenn sie sich nicht nur mit widerlichen Denunziationen, die nach Rom gerichtet waren, begnügten. Nur wenige Zeitungen, unter ihnen die „Kölnische Volkszeitung“, bewahrten eine gewisse Würde bei aller Schärfe der Zurechtweisung. Lange tobte der Streit, bis es auf der Katholikenversammlung zur offiziellen Aussprache kam. Man wird keineswegs sagen dürfen, daß Schell hier schließlich gesiegt habe; aber die Berechtigung seiner Kritik wurde im großen und ganzen doch, wenngleich gewunden, zugegeben. Damit, hoffte man wohl, würde die unliebsame Sache im Sande verlaufen, nachdem man sein Interesse für die Kulturfragen noch durch eine geharnischte Resolution über die Kunst und ihre Freiheit dargethan hatte; als kurz nach der Versammlung, im August 1898, in dem durch Bolandens und Laicus' finstere Produktion bekannten Verlage von Kirchheim in Mainz eine Broschüre erschien, in der ein Anonymus „Veremundus“ gegen den Katholizismus den Vorwurf der litterarischen Inferiorität erhob.

Ich weiß nicht, wer Veremundus ist — ich dachte anfangs an ein neues Pseudonym für das ältere „Gerhart Wahrmut“, unter dem ein Katholik die eben erörterte Schrift Mannings übersehte und damit weiten Kreisen zugänglich machte; es ist aber auch gleichgültig. Die Beforgnis, eine anonyme Schrift könne leicht dem Schicksal völliger Nichtbeachtung verfallen, zum mindesten im Vergleich zu den Erörterungen eines angesehenen Gelehrten stark in den Schatten treten, hat naturgemäß in diesen Fragen weniger Berechtigung als auf irgend welchen anderen Gebieten; denn innerhalb der auf das autoritative Lehramt der Kirche gegründeten Gemeinschaft des Katholizismus muß jede Auflehnung gegen irgendwelche Auswüchse oder Defekte, sofern sie nicht auf den schismatischen oder gar häretischen Standpunkt rückt, sondern auf dem

Boden des Katochismus romanus stehen bleibt, ein gewisses Aufsehen hervorrufen, sie mag von einer Seite stammen, von welcher sie will. Man könnte diese theoretische, aber durch die Praxis genugsam bestätigte Erwägung auch durch den Fall Veremundus um einen weiteren Beleg zu bereichern versucht sein, wenn nicht das Verhalten der Presse und der Revuen, die gar nicht erst die Frage nach dem Orthonym des Angreifers aufwarfen, darauf hindeutete, daß der Anonymus den klerikalen Kreisen, wenn auch nicht mit Sicherheit, so doch mit Wahrscheinlichkeit in seiner bürgerlichen Persönlichkeit bekannt ist. Sollte ich mich darin irren, so wäre hier ein neuer Beweis gegeben, wie demokratisch Rom in der Wertung und Behandlung von oppositionellen Geistern in seinen Reihen verfährt. Man hat durch die Reformation eben doch gelernt, daß es ratsam ist, mit jeder auch nur leise protektierenden Stimme sich unverzüglich und auch mit Gründen — und wo wäre Rom je um Gründe verlegen? — auseinanderzusetzen.

Wenden wir uns nun einer kurzen Betrachtung des Gedankenganges der Broschüre zu!

Nach einer kurzen, rückblickenden Einleitung geht Veremundus sofort an die Frage, ob der katholische Roman (Novelle, Erzählung natürlich eingerechnet) an sich schon Tendenzpoesie darstellen müsse. Er verneint sie aufs energischste und er beklagt die im Volke übliche Verwechslung beider Gattungen. Er zitiert den einflussreichsten katholischen Litteraten, Heinrich Reiter, er zitiert ihn freilich aus einer Periode, die der jüngst verstorbene Leiter des „Hauschatz“ später selbst als un-katholisch gerichtet hat, während Veremundus gerade diese nachmalige Wandlung sehr abfällig streift. Veremundus sieht als katholischen Roman eine solche Schöpfung an, in der nicht religiöse Reflexionen, sondern religiöse Menschen uns entgegentreten, in die der Dichter unabsichtlich und wie von selbst sein religiöses (sc. katholisches) Empfinden hineingegossen hat, ohne es zu Thesen zusammenzuziehen. Das Augustinische „anima est naturaliter christiana“ gilt auch für die christliche Kunst, und in der That deutet der Verfasser mit diesem Zitat wohl am richtigsten an, was präzise zu formulieren ihm leider nicht gelingt.

Der recht erfreuliche Eindruck dieses ersten Kapitels muß aber schon auf den einleitenden Seiten des folgenden dem höchsten Unbehagen weichen. Veremundus versucht hier die epische Prosadichtung in großen Zügen zu charakterisieren. Dabei stellt er sich auf den Boden einer vagen Phrase Emil Mauerhofs, daß jedes dichterische Kunstwerk den Genießenden seelisch zu befreien angelegt sein müsse, worauf die noch viel vagere

Definition folgt, der Roman habe eine zielbewußte Handlung mit vollkommener Objektivität zu Gehör zu bringen. Beide Thesen werden etwas breitgetreten, worauf wir staunend erfahren, daß alle bisherigen sogenannten Meisterwerke der Romandichtung auf eigentlichen Kunstwert keinen Anspruch erheben dürfen, da sie diesen Thesen nicht entsprechen! Nur Kleists „Kohlhaas“ und C. F. Meyers „Richterin“ können als reingestimmte Kunstwerke gelten. Von da ab gerät alles ins Durcheinander: von „hochvollendeten dichterischen Schöpfungen“, die den „Forderungen absoluter Kunst widersprechen“, müssen wir hören, und die halbe katholische Ästhetik muß heranziehen, um immer wieder das „Reinigende, Befreiende“ zu betonen. Nicht ein einziges Mal der Versuch, auch nur flüchtig die psychologische Analyse oder wenigstens die ethische Synthese der seelischen Befreiung darzulegen; die Behauptungen genügen. Von ihnen aus wird dem Zeit- und Kulturroman gesagt, er besitze nicht „eigentlichen“, wird dem „naturalistischen Anklage(!)roman“ und dem „psychologisch-experimentellen“ (!) Roman der Franzosen (!) versichert, er besitze gar keinen Kunstwert. Einer der bedauerlichsten Aussprüche G. Freytags aus seiner letzten Zeit muß zur Sekundierung herhalten. Die Vernichtung des akademischen Lehr- sowie des bloßen Tendenzromans könnte man sich gefallen lassen, wenn sie nur nicht auch ausschließlich auf jene oben angegebenen Prämissen sich gründete. Erst am Schluß dieses Abschnittes begegnen wir endlich einigen Sätzen, die wir an den Anfang verlegt wünschten, weil in ihnen eine klare und phrasenfreie Grundlage für die Entwicklung alles Weiteren gegeben gewesen wäre.

Desto besser gefällt uns aber Beremundus in den zwei nächsten Kapiteln, wo er erst die katholische Produktion und dann die katholische Kunstkritik unter die Lupe nimmt. Es ist eine Freude, zu sehen, wie alle diese Durchschnittsroutinieren — denn die Frauen beherrschen die katholische Belletristik —, deren Erzählungskunst keinesfalls an die der Marlitt in ihren besseren Tagen heranreicht, die Herbert, die Bradel, die Goldegg, des Nimbus entkleidet werden, mit dem die katholische „Kritik“ sie umgeben hatte. Und nun diese Kritik selber! Herr P. Kreiten S. J. wird zuerst vorgeladen, und seine Art zu urteilen beleuchtet. Ich muß freilich gestehen, daß hier Beremundus der zweifellos hohen Begabung des Kritikers der „Stimmen aus Maria-Vaach“ nicht gerecht wird. Vielleicht wollte er es gar nicht: vielleicht wollte er nur einmal eklatant zeigen, wohin moralisierende Kritik geraten kann. Leider schweift er nun gleich wieder ab und verliert sich in allgemeinen Ergüssen über das „absolut Unstttliche“ und „praktisch Erziehungswidrige“; und nur der scharfe Ton,

den er gegen die „inquisitorische Jesuitenkritik“ findet, entschädigt uns für die sachliche Unbestimmtheit, die er selbst leider für „große, klare Gesichtspunkte“ hält. Gegen den Schluß wird noch ein sehr wunder Punkt gestreift: die Unfähigkeit oder doch Befangenheit des Priesters im Urtheil über erotische Poesie. Dann rät B., 3. T. im Hinblick hierauf, die Kritik nicht den Geistlichen ganz zu überlassen, und bedauert den Mangel eines periodischen kritischen Organs.

Weiterhin zählt nun B. die Ursachen der litterarischen Inferiorität auf. Er beklagt als solche den Mangel an künstlerischem Interesse, das Stehenbleiben auf überwundenen Entwicklungsstufen der Dichtung, die pädagogisch-teleologische Ängstlichkeit, die den Roman auf das Niveau der Jugendlitteratur herabdrückt und zur Bruderie ausartet. Dabei besonders verweilt B. sehr lange, und wir gestehen ihm gern zu, daß er einen erfreulich aufgeklärten Standpunkt einnimmt, wenn es auch hier wie überall an Einschränkungen und Ausfällen gegen die „Gegner“ nicht fehlt. Den Schluß bilden langatmige Wiederholungen von früher bereits Gesagtem. Daran reiht sich eine ebenfalls sehr langgezogene Einzelkritik der periodischen Litteratur des Katholizismus, die kaum etwas Neues enthält.

Am Schlusse hält B. den Katholiken ihre Pflicht vor: Sie haben es versäumt, das moderne Leben mitzuerleben; das sollen sie nachholen, sie sollen versuchen, auch feindlichen Erscheinungen und gerade diesen kritisch, nicht mit Anathemen, näherzutreten: hier werden Nießche und Ibsen genannt. Die Überschätzung der Vergangenheit ist das Hauptübel der Katholiken; sie heißt es abwerfen, um die Inferiorität zu überwinden.

So stellt sich im ganzen die Schrift als mutiges Wagnis eines Mannes dar, der unterm Katholizismus leidet. Positiv Neues enthält sie fast gar nicht, die Negativität ist ihre starke Seite; das Positive ist nirgends originell, meist aus allerhand Ästhetiken und herausgerissenen Urtheilen zusammengeselen, und aufs ermüdendste breitgetreten. In der Neigung dazu liegt überhaupt eine große Schwäche des Verfassers. Ist es Zufall, daß die Broschüre Schells an demselben Übel litt? Ich glaube kaum. Vielleicht liegt in dieser Erscheinung, daß die Kritiker des Katholizismus die selbstverständlichsten Dinge in solcher Breite erörtern, ein neuer Hinweis auf die zurückgebliebene Bildung des Leserkreises, für den die Broschüren bestimmt sind. Wie aber nahm dieser Leserkreis sie auf?

Nun, die Wirkung war überraschend stark. Daß sie mit dem Effekte der Schell'schen Schrift nicht verglichen werden kann, bedarf keiner Er-



örterung; immerhin hat die gesamte Presse, sofern sie überhaupt literarischen Interessen sich zuwendet, dem Anonymus eine Beachtung geschenkt, die eben nur katholischen Publikationen zuteil wird. Die nicht-katholischen Blätter begnügten sich mit Referaten und fügten wohl noch das Bedauern hinzu, daß Leute wie Schell und Beremundus „weiße Raben“ seien; die ultramontane Journalistik aber mußte natürlich Stellung nehmen. In wirklich der Beachtung werthen Ausführungen haben dies wohl nur die „Stimmen aus Maria-Vaach“ und die „Köln. Volkszeitung“ gethan. Hier wurde Beremundus' Kritik als zum Teil nicht unberechtigt, seine positiven Forderungen aber als völlig unkatholisch und durch moderne Irrtümer vergiftet bargestellt. Dort entgegnete der von B. am stärksten Angegriffene, W. Kreiten S. J., in einem Aufsatz von großer Länge und unglaublicher Mattigkeit, der mir thatsächlich die Spuren der vorangegangenen körperlichen Erkrankung des Verfassers zu tragen scheint. Was der Jesuiten-Litterat hier im besonderen und im allgemeinen vorbringt, ist so banal und verschwommen, daß fast jeder es unterschreiben kann, ohne seinen Standpunkt aufzugeben. „Die Kunst,“ sagt P. Kreiten, „läßt sich nicht loslösen von der übernatürlichen Bestimmung des Menschen, sie soll und muß ihm zur Erlangung dieser Bestimmung behilflich sein; aber sie kann und soll es nur thun in ihrer Sonderart, indem sie sich auswächst nach ihren inneren Gesetzen. In sich kennt sie nur ihr Gesetz; als menschliche Thätigkeit aber untersteht sie wesentlich dem großen Gesetze, das alle Creaturen beherrscht, Mittel zum ewigen Ziel des Menschen, Gottesverehrung zu sein.“ Verehrter Herr Pater von der Gesellschaft Jesu, das heißt sich um etwas herumdrücken; milder kann man es nicht bezeichnen. Und doch steht diese Erwiderung noch hoch über den meisten anderen. Der Brüderie-Wortwurf, den B. so stark betonte, wird mit der Bemerkung erledigt, daß eine Litteratur, die sich nicht in diesem Geleise bewege, von vornherein das „stittsame katholische Haus“ verschließe. Wenn man diese Knäuel von Phrasen und Banalitäten durchmusterte, fand man auch nicht einen Faden, der zu einigermaßen brauchbaren Ideen hinüberleitete. Der einzige Mann, der die wichtige Frage in der rechten Weise fortzuspinnen befähigt und zweifellos auch willens gewesen wäre, Heinrich Kreiter, war gerade in den Wochen des Erscheinens der Broschüre gestorben. Und wenn man sieht, wie die „Kölnische Volkszeitung“ — die sich nach einem „deutschen Dickens“ sehnt — wenige Monate nachher in einer von unglaublicher Frechheit strotzenden Inquisition der deutschen Schulbibliotheken praktisch Litteratur treibt, dann möchte man sagen, Ws.' Kritik habe gewirkt, wie

ein Funke, der in — einen Sumpf fällt: ein paar Gasblasen entzünden sich, leuchten auf und verpuffen — und dann ist wieder alles schwarz und regungslos wie vordem.

Für den Protestanten, oder überhaupt den Nichtkatholiken, ist trotz aller positiven Selbstverständlichkeiten die anonyme Schrift von tieferem Interesse. Es ist, seitdem man die maßlose Borniertheit des Kulturkampfes eingesehen hat, fast Modesache geworden, zwischen Katholizismus und Ultramontanismus zu unterscheiden. Die diese Trennung befürworten, mögen leicht geneigt sein, in Schell und Beremundus Vertreter des „antijesuitischen“ Katholizismus zu sehen. Darin liegt eine große Gefahr. Wer die Realpolitik zu besorgen hat, mag getrost nach derartigen Außerlichkeiten teilen und regieren. Wer die modernen Ideen gegen alles Rückständige und Hemmende durchsetzen will, wird tiefer blicken müssen. Er wird erkennen, daß der Jesuitismus nur die rückständigste Form ist, in der das Katholische auftreten kann; ihn wird aber diese Form verhältnismäßig wenig interessieren. Denn die eigentliche, die innere Macht liegt im Katholizismus selber, auch wenn er von jener despotischen Form losgelöst wird. Diese, die Massen umklammert haltende Macht aber ist das gigantische Hemmnis des Fortschrittes — nicht eine handvoll Jesuiten oder Hexaplane. Und sie kann man nicht bekämpfen nach dem Recepte des Evangelischen Bundes, mit Brandreden oder Witzleien, sondern nur, indem man sie in ihren Wurzeln bloßlegt und aufzeigt. Die katholische Auffassung vom Menschen ist der Brennpunkt aller nach Rom konvergierenden und der Zerstreungspunkt aller von Rom zurückstrahlenden Kulturwiderigkeiten. Der Katholizismus ist nicht zufällig, sondern mit Notwendigkeit litterarisch rückständig. Die neue Weltanschauung erwuchs, wie jede Weltanschauung, im Ringen um ein neues Menschenideal, das in einer neuen Kunst seine Gestaltung finden mußte. Der moderne Mensch ist freilich aus dem alten herausentwickelt, er ist sein Erbe. Darum wird auch das moderne Ideal mit dem katholischen noch mancherlei gemeinsam haben, und dieses mag danach in engen Grenzen auch in der neuen Dichtung fortleben. Wo diese Grenzen liegen, und daß es über sie hinaus für den Katholizismus keine Möglichkeit giebt, an der modernen Dichtung mitzuwirken — das darzulegen, wird die Hauptaufgabe der folgenden Ausführungen sein. Im Gegensatz zu Beremundus' Hoffnungen und Forderungen werde ich zu zeigen haben, daß mehr und mehr das neue Menschenideal, die moderne Persönlichkeit ihre katholischen Überlebniſſe abstreift, und daß damit die Kunst zwischen

moderner und katholischer Gestaltung in der Dichtung sich stets vergrößert. Weil die litterarische Inferiorität des Katholizismus nicht in allerhand überwuchernden Accidentien, wie Beremundus sich vorstellt, sondern im innersten Wesen der katholischen Lehre ihren Grund hat, muß ihr die Tendenz zu unaufhörlicher Verschlimmerung innewohnen. Die Menschen, die der katholische Künstler gestalten kann, sind uns fremd und werden uns täglich fremder: darum ist eine moderne katholische Dichtung schlechtthin unmöglich.

Um uns davon zu überzeugen, mag es zunächst geboten sein, uns zu erinnern, wie aus der modernen Weltanschauung ein neues Menschentum und eine neue Kunst hervorwuchs.



## Von Leipziger Kunst.

„Hanneles Himmelfahrt“ ist aus der Hauptmann-Serie jetzt im Stadttheater dem „Biberpelz“ gefolgt. Dieses nicht größte, aber eigenartigste der naturalistischen Dramen Hauptmanns bereitet ja schon der rein technischen Inzenerung Schwierigkeiten, zu denen der Dialekt noch solche der Darstellung hinzufügt. Man kann nicht sagen, daß sie eben glücklich überwunden worden wären. Vor allem aber war die Besetzung der Hauptrolle die allerunglücklichste. Fr. Edda Laue, die bisher nur ihre Schwester kopiert, schuf ein unwahres, unausstehliches Badfisch-Hannele, das man eher für hysterisch, als für sterbend halten mochte. Die vielen anderen Rollen waren leidlich verteilt. Einen wunderbaren Genuß aber bereitete uns Fr. Rudolfi als Engel. Die herbe Schönheit, mit der sie die Strophen des Armutliedes sprach, dieser köstlichen Gabe Hauptmann'scher Dichtung, übte tiefen und lange nachwirkenden Eindruck. Am Schlusse des Dramas mußte der seltene Kontrast viel präziger herausgearbeitet sein. Das Publikum bited ziemlich kühl. Jetzt sehen wir den „Einsamen Menschen“ und dem „Fuhrmann Henschel“ entgegen. Hoffentlich verwendet man darauf mehr intime Sorgfalt; das ist bei Hauptmann nun einmal die Grundbedingung.

Über die Premieren der „Großmama“ von Max Dreyer und des „Erde“ von F. Philippi kann ich kurz hinweggehen. Ich hoffe, daß Dreyer sich nur vorübergehend der Bühnenmasche in die Arme geworfen hat, denn ein bößliches Sichausgeben ist bei dem Verfasser von „In Behandlung“ doch zu unwahrscheinlich. Über Philippi ist nichts zu sagen; höchstens zu bedauern, daß es Leute giebt, die es verlernt haben, sich zu generen, und daß diese Leute als deutsche Bühnendichter herumlaufen.

Einen recht betrübenden Abfall bedeutet eine Premiere der „Litterarisch-dramatischen Abteilung der Finkenschaft“. Ein Mitglied der Vereinigung, Herr stad. phil. Ludwig Weber, setzte für ein Kind seiner Muse die Aufführung durch. „Rahn“, eine biblische Tragödie in 5 Aufzügen — Epigone von der ersten Zeile bis zur letzten: im Stoff von Byron, in der Sprache von — Körner, in den Gemeinplätzen von Hegesche oder besser von Hegescheanern. Die Technik ist dilettantenhaft, die Gestalten sind ohne Fleisch und Blut; der Weengehalt ist gar nicht zu entwirren, einem aus philosophischen Kollegheften zusammengerührten Brei gleichend. Ich glaube nicht, daß in Weber ein Talent steckt. Kein junges Talent tritt so banal auf und zugleich so anspruchsvoll. Die Darstellung entzieht sich jeder Kritik; die Finkenschaft sorgte für stürmischen Beifall. Hat aber die „Litterar.-dram. Abteilung“ wirklich nichts Notwendigeres zu thun, als der Impotenz in den eigenen Reihen die Besriedigung der Eitelkeit zu ermöglichen?

Ein anderes Unternehmen, das wenig verheißungsvoll begann, sind die „Vorträge über moderne Lyrik“ von F. A. Köhler-Haucke, dem Herausgeber der hiesigen „Hochschulzeitung“. Der erste Abend behandelte Theodor Fontane. In einer Einleitung wußte der Vortragende, dessen dreite Sprache sehr ermüdend wirkt, über die Genese der modernen Lyrik nur Banalitäten vorzubringen. Und die Charakterisierung Fontanes schien in der Eile aus ein paar Zeitungskritikern zusammengelesen.

Die Fluten des Konzertlebens gehen jetzt sehr hoch, aber die rein künstlerische Ausbeute ist doch nicht allzugroß. Im Gewandhause freilich verrichtet Rilisch eine hohe, erzieherische That, indem er fast in jedes Konzert einem modernen Werke Eintritt erzwingt. So brachte er uns Richard Strauß' herrlichen „Don Juan“. Eingeschworene Bayreuthianer stehen dem Berliner Kapellmeister meist sehr kühl gegenüber; er kann die Schönheit nicht größer gestalten als Wagner, äußern sie wohl. Gewiß nicht — aber einfach anders, auch groß. Vielleicht kleiner, intimer, realistischer. Man sollte den „Don Juan“ nicht mit der Liebesmusik in der „Balküre“ vergleichen. Beide Schöpfungen sind so eminent verschieden, jede will für sich empfunden sein. Und wenn man sich auch manchmal gegen die Art, wie Strauß sein Orchester dändigt, wehren möchte — die Überlegenheit des Genies reißt den Hörer immer wieder fort. Nur im Leipziger Gewandhause nicht. Hier rümpft man vorläufig noch die Nase über die Streereien der Jungen und Jüngsten und begnügt sich mit Ovationen für Reinecke, dessen „Suite für Streichorchester“ wohl übermäßig bedelsallt wurde. Es ist ein sauberes, niedliches Stück mit wunderhübscher Melodik, aber mehr auch nicht. Wie ganz anders packte da die symphonische Schöpfung „Ultava“ (Molbau) von Smetana. Es ist, als hätte der geniale Gezehe sein ganzes, heißes Vaterland empfinden in dieses Werk gegossen, dessen Tonmalerei nie aufdringlich und doch so mächtig eindringlich wirkt. Die „Tragische Symphonie“ von Felix Draßke, die ebenfalls hier das erste Mal zu Gehör kam, bot weniger Interessantes, wiewgleich einzelne Stellen darin in ihrer Schlichtheit von machtvoller Wirkung sind. Von den Solisten seien Pablo de Sarasate, der immer Weiße und immer Weichliche, und die Sängerin Blanche Marchesi aus London, die durch ihre besetzte, unreine Stimme arg enttäuschte, hervorgehoben. — Im Litzwverein brachten Haller und Genossen das Weingartner'sche Streichquartett zur ersten Vorführung. Trotz des meisterhaften Zusammenspiels wirkte die Komposition fast erfallend. Es ist eigentlich kein einziger origineller Gedanke darin; der erste Satz in der Verflechtung der zwei Motive ist durchaus epigonisch, der zweite beginnt vielversprechend, um dann in die wohlfeile Musette überzugehen. Der dritte und letzte langweilen einfach. Im nächsten Konzert hörten wir Herrn Boffart den „Gnath Arden“ mit der melo-

dramatischen Begleitung von Rich. Strauß rezitieren. Das unwahre, sentimentale Gedicht wurde durch Bossarts schlichten Vortrag, der nur am Ende süßlich abfiel, ziemlich erträglich. Bewundernswert ist die Diskretion, mit der Strauß sich begnügt hat, nur einige Stellen durch Motive zu begleiten. Dann entzückte uns Steinhach mit der Meininger Kapelle, die er in der Tradition Bülow's leitet, ja, über diese Tradition hinaus zu immer wunderbaren Leistungen erzieht, und im letzten Konzert vor Weihnachten dirigierte Felix Rottl Liszt's „Gunnenschlacht“, mit starker, leider vergebens ausgegebener Begeisterung — denn man hatte dem genialen Kapellmeister wieder einmal nichts als die Kapelle des 134. Regiments anzubieten. Der Lisztverein sollte doch selber einsehen, daß eine solche Zumutung einfach unschicklich ist!

Von den einzelnen Solisten- oder Quartettabenden seien nur die genügenden Darbietungen des Joachimquartetts und die Siloti-Abende hervorgehoben. Recht verdienstlich ist der Versuch der Herren Verber und Schumann, sämtliche Sonaten Beethoven's für Violine und Klavier zu Gehör zu bringen. Herr Verber spielt zwar auch den Beethoven noch lange nicht so schön wie sein Partner, aber er ist doch ein Violinist, auf den man große Hoffnungen setzen darf, wenn auch seine Technik sich nicht mit der Arno Hilfs vergleichen läßt, der uns zum ersten Male seine verblüffende Kunst zeigte. Der Liederabend von Frä. Adrienne Osborn, einer sehr schönen, aber nur mäßig stimmbegabten Opernsängerin, der unserer englischen Kolonie Gelegenheit gab, sich in Beifallsstürmen auszutoben, kann auf kunstkritische Würdigung keinen Anspruch erheben.

Im Kunstverein ist es recht still; man steckt in einer Periode bedenklcher Mittelmäßigkeiten, für die uns nur die Sonderausstellung von ein paar hundert Originalbeiträgen für die „Jugend“ entschädigen soll. Ich brauche auf die bekannten Sachen nicht näher einzugehen; es ist aber recht interessant, einmal nebeneinander zu sehen, was das Münchener Blatt im Laufe kurzer Zeit geleistet hat. Vorher sahen wir eine kleine Ausstellung des Schleswig-Holsteiner's Feddersen, der seine Landschaftsmotive alle dem heimathlichen Boden einnimmt. Feddersen hat noch nicht überall das rechte, sichere Gefühl für die Stimmungseinheit; hier stört etwas Überflüssiges, dort klafft eine empfindliche Lücke. Einzelne Sachen aber sind von wunderbarer Wirkung, und unter ihnen möchte ich ein einsames Gehöft im Winterschmuck an erste Stelle setzen. Von den sonst ausgestellten Gemälden ist noch Bachmann's farbenglühende, von feinsten Wasserbeobachtung zeugende Meerlandschaft zu nennen; außerdem drei prächtige Bilder Schulte-Raumburg's „Aus dem Saalethal“, die in ihren breiten, saftgrünen Flächen und der feinen Stillfierung außerordentlich wirksam sind und doch auch zu stiller Versenkung in den Gottesfrieden dieser lieblichen Landschaft auffordern.

Schließlich bleibt mir noch übrig, von einem Organ zu berichten, das die Leipziger Kunst unter eben diesem Titel erhalten hat. Es scheint unter lauter innern Widersprüchen gezeugt zu sein. Neben feinsinnigen Arbeiten Hans Merian's stehen Lobhudeleien des Stadttheaters, und am liebsten scheint man sich an der Mitbürgerhafte Gottschalls zu berauschen. Jedenfalls ist es erfreulich, daß die Leipziger Kunst ihre Vertretung nicht nur durch die „Redenden Künste“ findet, deren unqualifizierbare Tonart jeden einigermaßen ästhetisch fühlenden Menschen geradezu widerlich anmuthen muß.

Ernst Gnstrow.





Hermann Bahr ist der Typus der urwiener Bewußtlichkeit mit einem Stich ins Sentale. „So ein bißerl das Publikum foppen“, das versteht er wie kein Zweiter. — Er sprach natürlich über Jung-Wien und sagte da zum Teil Dinge, an die er wohl im tiefsten Innersten selbst kaum glauben mochte. So behauptete er freiz und fest, den Jung-Wienern falle es gar nicht ein, sich für Dichter zu halten; ob nun Sch n i g l e r, L o r i s, P e t e r A l t e n b e r g und all' die andern gleicher Meinung sind, das ließe sich wohl bestreiten! Im Laufe des Vortrags erfuhren wir auch, wer eigentlich der Begründer der jung-österreichischen Dichterschule sei. Man höre und staune: Ein kleines, liebes Frauchen war's; die ging mit dem 16jährigen Bahr an Frühlingsabenden spazieren und wenn sie ihm gerade nicht die Hand drückte, so flüsterte sie Heine'sche Verse. Einmal meinte sie ernsthaft: Es war doch gang nett, dieses Dichten; schade nur, daß es aus der Mode gekommen ist. Und Hermann ging hin und brachte das Dichten wieder in Mode. — Wer's nicht glauben will, dem ist überhaupt nicht zu helfen!

Interessant war die Vorsicht, mit der Bahr über Hauptmann urteilte. Da kam wiederum der alte Gegensatz zwischen Nord und Süd deutlich zum Vorschein. Man wirft uns vor, sagte Bahr, daß wir Gerhart Hauptmann nicht genügend zu würdigen wissen. Hauptmann ist ein sehr großer und reiner Dichter; aber was er geschaffen, kann nur in seiner Heimat Geltung haben. Sich ein Rautendelein im Wiener Balde vorzustellen, ist einfach unmöglich, und deshalb hat die „Verfunktene Blocke“ bei uns kein Verständnis gefunden. Ein dramatisches Werk kann, einer Handschrift gleich, von zwei Gesichtspunkten beurteilt werden: der Kalligraph und der Psychologe, der Reichsdeutsche und der Österreicher, sie werden sich in litterarischen Dingen nie verstehen. Als Beweis führte Bahr die „Athenerin“ an, dieses G e r m a n n'sche Stück, das in Berlin so ausgelacht, in Wien aber mit so großem Beifall aufgenommen wurde. Der Wiener hat eben in den Gestalten dieses Dramas Fleisch von seinem Fleische erkannt, und wenn auch die Griechen der „Athenerin“ eigentlich gar keine Griechen sind, was liegt daran? Sehr viel liegt daran, verehrter Herr Bahr, moderne Wiener in antikem Faltengewande sind schlechterdings undenkbar. Da ist uns Ihr „Tschape ri“, das die Berliner am hiesigen Volkstheater so echt wienerisch spielten, entschieden lieber. — —

Die Prager sind kampflustige Leute, auch in der Kunst; das bedingen schon die roßigen Verhältnisse, in denen sie leben: Unlängst gerieten sogar die beiden Landestheater in Streit. Es besteht nämlich seit Jahren zwischen der deutschen und böhmischen Bühnenleitung ein Übereinkommen, welches den Erwerb musikalisch-dramatischer Werke von ihrem nationalen Ursprung abhängig macht. Der Landesausschuß, dem in strittigen Fällen das Schiedsrichteramt übertragen ist, hat diesmal zu Gunsten des „Neuen deutschen Theaters“ entschieden. Der Zankapfel war das Iyrische Drama „Armor“ von S y l v i o L a z z a r i. Der Komponist ist trotz seines welschen Namens ein guter Deutschtiroler, und sein Werk die Arbeit eines temperamentvollen Wagnerianers — temperamentvoll auch im Dirigieren, denn Lazzari renkte sich bei der Erstaufführung

im Überdramme edler Begeisterung den Arm aus, so daß ärztliche Hülfe in Anspruch genommen werden mußte.

Die neue Oper hat den bretonischen Ritter Armor zum Helden; nach der Krone, der heiligen Artuskrone, ist sein Streben, und er will sie trotz Sturm und Gefahr erlangen. Keds, die Königin der kriegerischen Feen (Storriganen), bewacht das Kleinod. Ein Kede soll kommen und er wird ein goldenes Siegel auf der Stirne tragen und wird siegen und herrschen. Armor ist der Sieger; doch er kann die Krone nicht tragen, denn Keds, die vergebens seine Liebe erfleht, schleudert den Goldreif ins Meer. — Da erscheint König Artus; aus den Fluten der brandenden See steigt er auf und krönt seinen Ritter. Dann geleitet er ihn nach der Bretagne; dort darf Armor herrschen, wenn er sein Keuschheitsgelübde hält. Doch Armor unterliegt den Versuchungskünften Keds, die ihm gefolgt ist, und die ganze Pracht und Herrlichkeit seines Herrschertums versinkt nun unter Donner und Bliz in Meerestiefen. Armor und Keds werden auf eine Insel verschlagen. König Artus erscheint und will ihnen fluchen, doch die göttliche Barmherzigkeit, „die einer Maria Magdalena verzieht“, sie öffnet auch ihnen die Pforten des Himmels.

Das Musikdrama Lazzaris hinterließ hier einen tiefen Eindruck. Es besitzt viele Vorzüge, so auch prachtvolle Tonplastik und farbenfrohe Instrumentation. Der in Paris lebende Komponist hat als Jünger Richard Wagners versucht, der französischen Tonbildnerische ein neudeutsches Meiseln aufzupropfen. Ob ihm dies gelungen ist, mag die Zukunft entscheiden. — — —

— — In der Familie der Weltbummier sind sie eine der harmlosesten Gespalten, diese böhmischen Musici, die mit ihren verstaubten Instrumenten von Land zu Land ziehen. Gerne lauscht man ihren schwermütigen Weisen, die sie aus der Heimat mitgebracht. Meist sind es tschechische Volkslieder, welche sie zum besten geben; ihr Stolz bleibt aber Smetanas „Prodaná nevěsta“ (die verkaufte Braut), die durch diese Wandermusikanten im Auslande fast ebenso volkstümlich geworden ist, wie bei uns. Smetana und Dvorák, Dvorák und Smetana — darüber kommt man in böhmischen Musikkreisen nicht hinaus. Wie ein Verhängnis ist es! Die beiden Meister sind und bleiben die Götter, denen auch die junge Generation anbetend und nachbetend zu Füßen liegt. So will es die verehrliche Kritik, so will es die Opernleitung des „národní divadlo“, und dem Tonbildner bleibt, falls er zu Worte kommen soll, nichts anderes übrig, als sich in Demut zu fügen. Nach wie vor verlangt das tschechische Publikum nationale Musik; vergißt aber, daß nationale Tonkunst nur dann gedeihen kann, wenn sie ein Produkt des Fortschritts ist. Zwei Werke jungböhmischer Komponisten, der Einakter „Na večer Bihé soboty“ von A. B. Horák und J. A. Kozlosnyh „Satanelia“ sind wieder ein Beweis, daß die freie Entwicklung der tschechischen Oper ins Stocken geraten ist. Der Anfänger A. B. Horák wird sich von seinen Vorbildern betreten müssen, um etwas zu erreichen; da er aber echte Begabung zeigt, so wird ihm dies hoffentlich gelingen. Ein viel traurigeres Prognostikon muß man jedoch Kozlosny stellen: Sein Halbtaient tritt immer deutlicher zu Tage, und er hat es schon längst verwirkt, ernst genommen zu werden. Die neueste seiner Arbeiten ist unselbständig, besitzt nicht eine Spur von Originalität und erinnert in ihren einzelnen Teilen an die altnordische Romantik eines Weherbeer und Halevy.

— — — Eine Menschenesele, schillernd in den Farben eines bunten Glascherben, zog durch die Lüfte. „Wie schön ich bin!“ rief sie bewundernd und brannte zu Füßen des göttlichen Thrones ein Feuerwerk zuckender Blutstrahlen ab. — „Weiß,“ dachte der

liebe Herrgott. Aber er hatte sich geirrt, denn es war nur die Seele eines Dichters — wenigstens hielt sie sich dafür. —

Richard Baer, der Held des Lothar'schen Schauspiels „Die Gönnerin“, hält sich auch für einen Dichter von Gottes Gnaden; aber ihm ist es nicht darum zu thun, trotz aller Hemmnisse des Alltags siegreich in den Tempel hehrer Kunst einzuziehen: Genießen will er; einen leichten, mühelosen Erfolg will er erringen. So verkauft er sich einer vornehmen Dirne, die ihm Förderung verspricht. Welche Satire! Sein Stück wettet gegen Protektion und Gönnerschaft und kann nur mit Hilfe einer Gönnerin beim Schauspieldirektor Aufnahme finden. Baer ist ein talentloser Mensch, das Drama fällt, trotzdem ein Ausführungsverbot vorgearbeiten hat, und so erzieht er sich im Vorzimmer seiner Maitresse. Noch eine Figur des Stückes darf nicht vergessen werden. Es ist dies die rührende Gestalt der kleinen Schauspielerin Anna, die ihrem Dichter alle Opfer eines liebenden Herzens bringt.

Rudolf Lothar, der bekannte Wiener Publizist („Wage“!), hat sich bei uns mit seinem Bühnenerfing recht vorteilhaft eingeführt. Allerdings ist es nicht zu leugnen, daß sich seine dramatische Stimme gar häufig überschlägt, aber man lehnt lebendiger Aug im Stücke spricht eine bereedete Sprache zu Gunsten des Autors. —

Otto Erich Hartleben! Seine „Erziehung zur Ehe“ (Deutsches Volkstheater) ist kein Meisterwerk, aber man merkt es gleich, daß der Dichter nicht nur unterhalten will. Mit ehrlichem Zorn wird das im Kern angefaulte Bürgertum geschildert und die falsche Moral von heute wird erbarmungslos gegeißelt. Ein kräftiges Wort spricht Hartleben in dieser Komödie gegen die Scheinheiligkeit unseres Mittelstandes; er hält der sogenannten „guten Gesellschaft“ einen Spiegel vor das cynisch lächelnde Antlitz. —

Dann genossen wir Philippis „Böhlhäter der Menschheit“, und bald darauf hatten die Theaterbesucher das zweifelhafte Vergnügen, sich bei Philippis wiederzusehen. „Das Erbe“ wurde gegeben, und es war recht possierlich, den Eindruck zu beobachten, den dieses mit politischen Anspielungen gefüllte Stück auf die sensationslüsterne Zuhörerschaft machte. Jeder Satz wurde kommentiert, überall nach versteckten Andeutungen gesucht; kurz und gut: man amüsierte sich königlich! Philippis ist ein spekulativer Kopf; er kennt sein Publikum, fürchtet aber auch den bösen Staatsanwalt. So hat er mit geschickter Hand ein Mäntelchen zurechtgeschneidert und es den Gestalten, die er eigentlich vorführen wollte, umgehängt. Er hatte den Kanzlerkonflikt von anno 90 mit vielem Geschmac in das Bureau einer Waffenfabrik verlegt.

— Die Tschechen sind mit ihrem Nationaltheater unzufrieden und sie haben auch allen Grund dazu. Einer dürren Sandsteppe gleicht der Spielplan dieser Bühne, die doch ein Brennpunkt des gesamten tschecho-slawischen Kunstlebens sein will. Viel, sehr viel wird geschehen müssen, um den guten Ruf des „národní divadlo“ zu erhalten. Die Deutschen Prags sind ja in Theaterdingen nicht gerade bertwöhnt, aber es kann ihnen zum Troste gereichen, daß das böhmische Publikum ins deutsche Theater geht, um sich den Genuß einer Wagner- oder Shakespeare-Aufführung zu vergönnen. Und so war auch in diesem Sinne die treffliche Veranstaltung einer Reihe Shakespeare'scher Lustspiele auf der deutschen Landesbühne und im neuen deutschen Theater ein dankenswertes Unternehmen.

Das wären so ziemlich alle hervorragenden Ereignisse dieser Spielsaison — vom „weißen Rössl“ abgesehen. Man erlasse mir gnädigst die Besprechung dieses Nach-



werke, und ich will zum Lohne dafür eine kleine tragikomische Geschichte erzählen, die einen „berühmten“ deutschen Autor zum Helden hat und in Prag spielt.

Stennen Sie Karl May, den Volkschriftsteller Karl May, dessen „Werke“ wie warme Semmeln abgehen, und der von diesen seinen Werken sagt, daß sie „die höchsten sittlichen und religiösen Ziele“ verfolgen?

Besagter Karl May (sein Künstlernamen lautet Kara Ben Remfi) unternimmt eine Studienreise ins gelobte Böhmerland, denn er will wieder mal ein neues Indlanerbuch (voll hoher sittlicher und religiöser Ziele) schreiben: ein Buch, das alle Knabenherzen lauter schlagen macht. Wozu in die Ferne schweifen, denkt der treffliche May und wartet nun am Prager Graben geduldig der Dinge, die da kommen sollen. Und in der That, es ereignet sich etwas! Allerdings kein schrecklicher Tschechenüberfall, denn Herr May wandelt ungekrast zwischen slavischen Bobodraby und deutschen Kouleurtappen, aber von anderer Seite droht ihm Gefahr. Sein Autorenrecht, sein geheiligtes Autorenrecht soll vergewaltigt werden! —

„Dobrodružné Cesty“ — von allen Seiten starrt es ihn an, „Dobrodružné Cesty“ — in allen Buchhandlungen kann er's lesen! Ein hiesiger Verlag veranstaltet von den May'schen Reise-Romanen eine böhmische Ausgabe, und der unglückliche Verfasser hat keine Ahnung davon. —

Nun, die beiden Herren haben sich seitdem geeinigt, die Sache aber soll hier festgenagelt werden zu Nutz und Frommen deutscher Autoren.

Oskar Wiener.



## Kritik.

### Kyrie.

„Lieber des Lebens.“ Von Theodor Souhay. Leipzig. G. H. Meyer.

„Souhay ist Epigone.“ In diese drei Worte sagte vor einer Reihe von Jahren ein Kritiker der „Litterarischen Blätter“ (1890/91) seine Ansicht über die dichterische Thätigkeit von Theodor Souhay zusammen. Ich kenne die früheren Werke des 1833 geborenen Schriftstellers nicht, aber seine soeben erscheinenden „Lieber des Lebens“ habe ich sämtlich durchgeprüft. Zwar enthält seine Sammlung vielleicht

ein halbes Duzend poetischer Nippesachen, die etwas Formtaugent und Geschmack befeunden. Aber ist man gleich ein „Dichter“, „weil ein Vers dir gelingt in einer gebildeten Sprache, die für dich dichtet und denkt“? Und jedenfalls rechne ich die überwiegende Mehrzahl dieser Musengaben zu der lyrischen Dugendware, wie sie tagtäglich auf den litterarischen Markt geworfen wird. Sie nennen sich prunkend „Lieber des Lebens“, aber was ihnen fehlt, das ist gerade das Leben, das poetische wie das wirkliche. Sie wärmen uns nicht die Seele, sie beschwingen uns nicht die Phantasie, sie messen dem Geist nur kärg-

liche Gedankennahrung zu, oft sogar in einem ganz unverdaulichen Sprachragout. Ober entdekt vielleicht ein gutherziger Leser, ein anspruchsvoller Kunstrichter den Dichter und Denker in folgender Probe? (S. 56):

„Wenn der Berühmte oft der Begeisterung wehret  
Und sie wie Schaumwein köhlt im kalten Eise,  
Da köhrt sie sich, da kömmt sie ins Gefesse,  
Nachdem der Böhse sie, der sie beschweret.“

Oder in dem „Dichterpruch“? (S. 44):

„Solcher Schick für Geknechtat,  
„Ränkterhort und Wissendrat,  
„Nigt geheim in jedem Wort,  
„Stell's nur an den rechten Ort.“ —

„Tönender Worte Erguß!“ Noch tiefer aber als diese „lyrischen Dichtungen“ steht die „episch-dramatische Bearbeitung“ des Nibelungenliedes „für Gesang oder Deklamation“, die den Reigen der „Lieder des Lebens“ schließt. Es ist eine Verballhornung unserer großartigsten National Sage, wie ich sie nicht für möglich gehalten habe, und die für nötig befundene Warnung: „Nachdruck verboten“, gab mir mehrfach zu denken. Doch wozu tant de bruit pour une omelette?

Dr. H. Friedrich.

Göttermoral. Ein Cyclus Gedichte von \* C. Piersons Verlag. Dresden und Leipzig. 1898. 135 S. M. 1,50.

Ein Buch, aus unserer Zeit heraus geboren, das nicht verborgen bleiben kann. Ein Buch des trostlosesten Nihilismus, aus dem das soziale Elend zum Himmel schreit. Der Stoff ist zeitgemäß, aber es sind „Unzeitgemäße Betrachtungen“, die der ungenannte Verfasser giebt. Damit wären wir bei Nietzsche angelangt, ohne den das Buch nicht denkbar wäre. Es ist kein sozialistisches Evangelium, das da gepredigt wird; keine Erlösung wird verkündigt, sondern die alte Göttermoral der Schiller'schen „Resignation“: Die Weltgeschichte ist das Weltgericht.

Wir durchleben das Leben der Entwertten, den Jammer des unbefriedigten

Denkers, die Qual des Hungernden, das Elend des gefallenen Weibes. Das unabwendbare, gigantische Schicksal stampft sie alle unter seine Füße. Wir denken an die Bilder Sascha Schneiders mit ihrer zermalmenden Wucht. Einige wenige schlürfen vom Becher des Glücks, nicht weil sie besser wären, als jene anderen, sondern weil sie das eigenwillige Schicksal schon im Mutterleibe geabelt hat. Wohl erhebt sich dagegen die geknechtete Menschheit. Sie betet das Ungeborene an, das da kommen soll, den Zukunftsstaat der Gleichheit. Der Dichter lacht darüber — doch nein, lachen kann er nicht; er schüttelt trocken auf seiner eisigen Höhe das tieferrnste Haupt. Die Welt wird nicht anders werden, denn die Götter wollen eine bunte, farbensprühende Welt, eine Welt der Kontraste, die ihnen die göttliche Langeweile vertreibt. Das ist die „Göttermoral“. So spricht kein Goethe'scher Prometheus, sondern ein moderner Übermensch. Nur durch das Gedicht „Was menschlich ist“ geht ein menschlicher Zug, doch kein erwärmender; ein Zug von Byron und Heine.

Eine Zarathustrakraft erfordert dieser gewaltige Stoff. Ist es dem Dichter ergreifend gelungen, das Neue in die neuen Formen zu bannen; „Die drei Gaben“ sind innerlich und äußerlich von schöner Harmonie. Zu unserem Erstaunen begegnen uns dann wieder vereinzelt ganz elementare Fehler gegen Sprache und Rhythmus. Die Form muß die Haut der Dichtung sein, hier ist sie doch bisweilen nur übergeworfene Hülle, eine Rüstung, die auf zu kleinem Körper klappert.

Aber alles in allem doch ein bedeutendes Buch, das man nicht wieder vergißt.

Harry Mann.

Rudolf Knuffert: Frauengestalten. Dresden und Leipzig. C. Piersons Verlag. 1899.

Ein beachtenswertes Talent! In diesen Frauengestalten wagt eine schwüle Hamerling'sche Leidenschaft, oft so modern und

vollblütig, daß uns einige dieser Weiber auf der Berliner Friedrichstraße begegnen könnten. Die Frauen des grauen Altertums sind dem Dichter am besten gelungen: „Kleopatra“ bedeutet den Höhepunkt des Buches. In ihr vereinigen sich alle Vorzüge Knufferts zu einem leuchtenden Juwel. Die Form kostbar rein geschliffen, groß und durchsichtig, Kleopatras Tod durch die häßliche Schlange ist fast das Schönste im Buche:

... Langsam rauscht der Tod herbei ...  
Gespensige Kappen hört sie näher traben.  
Sie schaut ein endlos Feld mit rotem Mohr  
Von Wolken überschattet schwarzer Raben.  
Aus weiter Ferne hört sie einen Ton  
Wie Stiergebrüll aus Nacht und Moor;  
Wie Gräbe Ter Todesküste steht sie Sterne lod'n ...

Die „Witwe“ ist ein feines, peinlich ausgeführtes Gemälde, mit wundervollen Details, „Danae“ dagegen ist langweilig und breit — Wortgeklingel, bei dem man nichts fühlt. Von den andern Frauen gestalten erreicht nicht eine annähernd die Höhe der Kleopatra. Der Dichter gefällt sich in blendenden Bildern, die sich kaleidoskopartig überschlagen, man vergißt dabei die Hauptsache: was er eigentlich hat sagen wollen. Es sind mitunter schöne Bilder, die Knuffert bringt, wie: „Wellenschaum im Hauch des Winds gehn des Busens Bogen,“ und „Ein Lotoskelch mit Zauberbüsten entsteigt die Brust den wuchtigen Hüften“ u. a. m. Einen sehr bösen Reim gebraucht der Dichter einmal:

... Und für die Lippe, die von Küßen seuchte,  
Und all den Keiz, der auf- und niederwollt  
Und doch sich Venus nicht zu schämen **bräuhete**.

Danu „Der Raum war matt erhell't von einer Lampe Dochte“. — Was man nicht alles des lieben Reimes wegen macht! Aber trotzdem, Knuffert ist ein Dichter!

Fritz Stöber.

### Romane.

Otto Julius Bierbaum, Der bunte Vogel von 1899. Ein Kalen-

derbuch. Mit Buchschmuck von Peter Behrens. Berlin, Schuster & Loeffler. 8°. 193 S.

In einer originellen, der Wesensart Bierbaums angepassten Ausstattung ist ein neuer „bunter Vogel“ in die Welt hinausgeflogen. Er führt vieles mit: Gedichte, Kritiken, kunsthistorische Essays, Aphorismen, Satiren u. a. m. Eine Art bunte Schwedische Schüssel, mit der gute Diners eingedeitet werden. Bierbaum macht eine langsame, aber sichere Entwicklung durch. Er findet als Lyriker jetzt manchmal einen eigenen, warmen, rotblütigen Ton; von der blinkenden Sonne hat er jetzt etwas in seine Verse gegossen, und sie bekommen leichte Flügel und leichte, freudige Flügel. Seine alte Manier legt er jetzt mehr und mehr ab, und rein und klar fließt die Quelle seiner Empfindung. Verse voll prachtvoller Farbe und schlichtestem Wohlklang erfreuen auch den, der in den Bierbaum-Jubel bisher nicht einzustimmen vermocht hat. In seinen Auseinandersetzungen über den Begriff „National“, über das Wesen des modernen Menschen finden sich kluge und richtige Worte; die Erkenntnis vom Werte des Könnens älterer Dichter begegnet meiner ganzen Sympathie, die Ablehnung des greisenhaften Jungentums in der Poesie nicht minder. Gewiß unterschreibe ich nicht alle seine Bemerkungen. Für mich bleibt Bierbaums „Pantrazius Graunzer“ ein schlechtes Buch, manche Verse Richard Dehmels, die er bewundernd zitiert, halte ich für ungenießbar — so fällt „Am Ufer“ ganz ab gegen das wunderbar erhabene Gedicht „Mit heiligem Geist“ — aber welcher Kalendermacher wird es allen zu Dank machen können! Jedenfalls ist es das bunte Buch durch den Reiz seines Gehalts und die Fülle seiner Gaben wert, daß man sich mit ihm beschäftigt, — ich meine nach ernster Art, die aus Beschäftigung schöne Bescherung der Seele macht.

Ludwig Jacobowski.

Ars amandi. Bd. II. Liaisons d'angeureux von Choderlos de Laclos. Herausgegeben von Richard Nordhausen. Berlin, Fischer & Franke. 8°. 750 S. Dem ersten Bande dieser in ihrer Ausstattung bewundernswürdigen Sammlung habe ich das Wort „philisterhaft“ anheften müssen. Beim zweiten hat der galante Herausgeber einen so glücklichen Griff in das Gebiet der pikanten Herren-Lektüre gemacht, daß selbst ein grand Vivour mit ihm zufrieden sein wird. Diese ewige Schilderung von Liebeshändeln steht freilich außerhalb der Litteratur. Auch unser Beruf hat seine Berufslehre. Ein Kerl, der was auf sich hält, giebt so was nicht heraus. Ich verstehe ein Werk wie unseres toten Conrads „Brutalitäten“ sehr gut, diese sexuelle Explosion, die die Seele auslüftet und reinigt, aber ein Werk, das sich Männer gegenseitig zeigen werden, wie schamlose Photographien, darf ein Mann von litterarischem Takt nicht herausgeben. Nordhausen gesteht selbst ein, daß diese „Liaisons“ toll genug seien, er schreibt auch ein par freilich dilettantisch anmutende Sätze, um die Frechheit dieser Szenen aus dem Milieu der Zeit zu erklären, aber er stattet sie mit unverbientem Lob aus, um seine galante Herausgeberschaft zu bemänteln.

Und doch möchte ich dieses kleine Meisterwerk der Illustrationskunst empfehlen. Die Zeichner Franz Staffen und Hans Mügel haben ihr Talent geradezu verschwenderisch über den Band ausgeschüttet, und ihre feine Manier entspricht ganz dem französischen Geprit dieser „gefährlichen Liaisons“.

L. J.

### Peter Kosegger.

Peter Kosegger: Idyllen aus einer untergehenden Welt. Leipzig, L. Staackmann. 459 S. 4 M.

Der Koseggers Eigenart kennt, weiß, was der Dichter mit der „untergehenden Welt“ meint. Ist er doch selbst ein Stück

aus jener Welt, deren Untergang wir beklagen, aber nicht zu hindern vermögen. Das noch vor wenig Generationen Fleisch und Blut war, wird wenig später nach der Geschichte angehören und aus Büchern zu den Menschen sprechen. Unter diesen Büchern wird dem vorliegenden ein Ehrenplatz eingeräumt werden müssen, weil es eine Perlen-Sammlung aus dem Schachte versinkenden, alten Volks- und Bauerntums enthält, wie sie eben nur ein so begnadeter Schriftsteller zu geben vermag, wie Peter Kosegger, der immer junge und frisch. Wie natürlich und passend weiß er auch das einfachste vorzutragen, und wie meisterhaft wirkt er oft durch eine kurze Bemerkung, wie: „So nahe ist mancher Mensch seinem vollkommenen Glück; aber er stößt das Brett nicht durch,“ oder wenn er das Geld „den großen Unruhlfüßler und Herzvergifteter“ nennt. „Schlichte Deutmale einer harmloseren, glücklicheren Zeit und Dichtung, dazu bestimmt, dem Leser mehr Behagen als Anlust zu bereiten,“ wollen die Idyllen sein. Aber manche sind doch noch mehr, wie „das Buhjoch“, „die Löwenwirtin“, „Als wir den Albert suchten“, „Nemi der Räuber“; sie greifen dem Leser direkt ans Herz. Die Müllersfrau, die dem Mörder ihres Gatten und Sohnes das Bahrlischt anzündet, oder der Jäger Anton, der dem Zerföhler seines Glückes verzeiht, das sind Beispiele erhabener Charaktergröße. Daneben fehlen aber auch die düsteren Bilder nicht: das Bauernbirndl, das „sich nicht mit dem Lippengebete der Liebe, auch nicht mit dem bewußten ‚ganzen Herzen‘ begnügt, sondern ihr Blutopfer haben will“, der Bauernbursch, der sein armes Birndl sitzen läßt und eine alte, reiche Witwe ihres Hofes wegen freit, die herzlosen Bauern, die einen Toten wieder aus geweihter Erde ausfahren, weil sie „da keinen Selbstmörder brauchen können“; sie gehören dazu, soll das Gesamtbild der Wahrheit entsprechen. Die „Idyllen“ dürfen unbe-

dingt den besten Schriften des Dichters als ebenbürtig angereicht werden.

Peter Rosegger: Mein Weltleben oder Wie es dem Baldbauernbuben bei den Stadtleuten erging. Mit dem Bildnis des Verfassers. Leipzig, L. Staackmann. 456 S. 4 M.

Es ist ganz selbstverständlich, daß mit zunehmender Verbreitung und Popularität eines Schriftstellers auch das Interesse an seiner Person und seinem Leben wächst. Wer vermöchte daselbe aber besser und zuverlässiger zu befriedigen, als der Autor selber? Zudem gewähren selbstbiographische Mitteilungen einen so eigenen Reiz, wie keine andere Schriftgattung sonst, vorausgesetzt, daß aller Selbstkultus und alle Selbstberäucherung mit seinem Takte dabei vermieden wird. Das ist nun in dem vorliegenden herzagewinnenden Büchlein durchweg geschehen, ja, der lebenswürdige Verfasser ist vielleicht allzu streng mit sich selbst verfahren. Gleichwohl dient auch diese ehrliche Offenheit nur dazu, die leuchtenden Züge der Herzengüte und Dankbarkeit im Wesen des Dichters zu verstärken, welcher uns in seinem „Weltleben“ ein Buch geschenkt hat, das sich seinen früheren Gaben nicht nur ebenbürtig anschließt, sondern auch als eine wertvolle Ergänzung. Schildert es doch in einer Anzahl in sich abgeschlossener Kapitel, wie es dem Verfasser seit dem Verlassen des Vaterhauses in Krieglach-Alpel bis auf den heutigen Tag, wo er teils in Graz, teils in seinem Heimatdorfe wohnt, als Mensch und Dichter ergangen ist, und das in einer Sprache, mit einer Treuherzigkeit und Wärme der Empfindung, wie sie eben nur einem so begnadeten Dichter eigen sind, wie Peter Rosegger einer ist. Schlicht, natürlich, edel und herzlich, wie der Verfasser selbst, ist auch sein Buch, dessen aus bitterem Ernst und heiterem Humor gemischter Inhalt alle Saiten des Empfindungslebens stark und nachhaltig bewegt. Paul Gröffe.

### Udine Gemberg.

Das neue Buch Udine Gemberg's: Der dritte Bruder! (Berlin, Schuster & Loeffler) ist ein Werk feinsten Seelenanalyse und von stärkstem Wert! Für den Psychiater sowohl wie für Psychologen sind diese Aufzeichnungen, die man als Fortsetzung der ersten Bücher der seltsam begabten Verfasserin betrachten kann, und die mit der scharfen Beobachtungsgabe und Assimilationsfähigkeit einer sensiblen Natur die verschlungensten Pfade, die krankhaftesten Verirrungen der menschlichen Psyche nachzubilden und bloßzulegen versuchen, nicht nur interessant, sondern von wissenschaftlicher Bedeutung.

Ob Udine Gemberg selbst darauf Anspruch macht, literarisch durch die Eigenart ihrer Stoffe von sich reden zu machen, weiß ich nicht. Jedenfalls kommt bei aller Begegnung der rein formale, künstlerische Wert dieser Skizzen, gegen den psychologischen gehalten, erst in zweiter Stelle in Betracht. Der literarische Wert ist freilich ungemein ungleich. Bei aller Feinheit der Sprache, bei anscheinend strengster Komposition stören zuweilen Stillosigkeiten, die bei straffer Selbstkritik wohl hätten vermieden werden können. Seltsam ist, daß neben unerbittlicher, nacktester Realistik, neben brutalen Wirklichkeitschilderungen, die uns oft vergessen lassen, daß ein Weib zu uns spricht, sich Sentimentalitäten und altjungferliche Moralanschauungen einschleichen. Wo dies der Fall ist, werden auch zumeist die seelischen Vorgänge unwahr. Am auffallendsten macht sich diese Schwäche in „Gedankenflünde“ bemerkbar. Hier spricht Udine Gemberg von einer Stalkmagd, die ein uneheliches Kind geboren und sich, bevor sie es umbringt einmal in reiner Mutterliebe an dem kleinen Wesen erfreut. „Sie war unschuldig, siehst du in ihrer tiefsten Schuld!“ Ist ihre „Schuld“ wirklich so tief?

Fingerte die Sentimentalität und psychos-

logische Unwahrheiten finden sich noch mehr. Die Stallmagd hat das Kind in den Fluß geworfen. „Ein Kauschen, Brausen, Brüllen und Sturmestosen untobt sie plöglisch. Ein Menschenleben, ein Mannesleben, das sie vernichtet, jagt in wilder, wahnsinniger Hast vor ihren Blicken vorbei! Sie sieht ihr Kind im seligen Spiel sie antätseln, dann sieht sie den Knaben als Schüler, als besten aller Schüler. Sie sieht ihn sterben als hochgeachteten Mann, beweint von ihr, seiner Mutter, von einem Weibe, von seinen Kindern!“ (Eine Stallmagd!)

Litterarisch am wertvollsten und von bewundernswerter Schärfe in der Zeichnung der einzelnen Phasen des sich langsam entwickelnden Wahnsinns eines Rinzbeamten, der täglich im Gothe wühlt und zu Hause mit seiner Familie in Not verkommt, ist die Skizze: „Gold“, die ergreifendste und in ihrer Art schlichteste der ganzen Sammlung. Ihr reihen sich die folgenden „Kranke Liebe“ und „Schweigen“ fast würdig an, namentlich die letzte ist von einem feinen luthischen Zauber umwoben. Um so minderwertiger ist wiederum „Die Bette“, welche flott und klar einsetzt, um dann ziemlich verschwommen und banal zu enden. Zwischen all dieser düsteren Schilderung, wirkt die Erzählung „Ein Engel“, welche die religiöse Schwärmerei eines jungen Mädchens zum Vortwurf hat, beinahe lieblich und verführend. Das abschließende Gedicht „Der Irrenfriedhof“ ist gutgemeinte Prosa und hätte fortfallen können.

Rurt Hoim.

### Moderne Dramen.

Versprochen von E. Honno von Weber.

Artur Schnitzler, Das Vermächtnis. Schauspiel. (Berlin, S. Fischer.)

W. v. Polenz, Andreas Hochhaidt, Tragödie. (Dresden, G. Pierou.)

Leo Hirschfeld, Die Lumpen, Komödie. (Berlin, S. Fischer.)

Ludwig Bauer, Der Heilige, Drama.

(Dramaturg. Inst., Abt. III, herausgeg. von Otto Höpfer-Gesardt.)

Martin Pfeiffer, Der Patriot, Volksstück. (Ebenfalls.)

Dugo Steiner, Verforgung, Drama.

Max Dreher, Großmama, Junggesellenschaufel, und Liebesträume, Komödie in 1 Akt. (Beide bei Georg H. Meyer, Leipzig.) —

Auf meinem Tische liegen acht Dramen, zu denen ich noch das neulich von mir besprochene Björnson'sche „Paul Lange und Tora Parsberg“\*) lege. Der Zufall des gleichzeitigen Erscheinens brachte sie zusammen. Trotzdem suche ich an ihnen nach Gemeinsamem, da ich glaube, daß solch eine Stichprobe geeignet ist, Winke für die litterar- und kulturhistorische Betrachtung unserer Zeit zu geben. Wenn ich dabei die drei litterarisch wertlosen und Dreher's harmlosen Einakter ausscheide, so bleiben fünf dichterisch hervorragende, voneinander vollständig unabhängige Dramen, die nicht nur eine mehr oder minder selbstverständlich erscheinende Sicherheit in der Beherrschung der modernen Technik verraten, sondern auch merkwürdigerweise daselbe tragische Motiv behandeln: die Unterdrückung einer freien, neuen Denkungsweise und ihres Trägers, des mit neuen Werten messenden Menschen, durch die Böswilligkeit und den plumpen Unverstand der „Philister“. Da handelt es sich bei Schnitzler um die freie Liebe, bei Hirschfeld um die Kunst, bei Polenz und Bauer um die Entrechteten im Staate und bei Björnson um die hohe Politik, bei keinem von diesen Dichtern dürfte ein Einfluß des einen auf den anderen nachzuweisen sein: und doch ertönt in ihren Werken derselbe Notenschrei nach demselben Ideal einer ganz bestimmten Art von Freiheit. — Die Dichter sind die Stimmen ihrer Zeit! Da dürfte dieser Notschrei doch zu denken geben! — „Das Ver-

\*) München, Widett Langen.

„Mächtnis“ ist wohl das beste Drama, das Schnitzler bis jetzt geschrieben hat. Es ist anders, wie die früheren, ernster. Nichts ist darin von dem jugendlichen Glanz der „Viebele“, wo Freud und Leid jagende Accorde schufen, nichts von dem heroisch-moralischen Pathos der Duellfeinde in „Freiwild“, schwer und langsam ist sein Rhythmus, eine trübe, fast resignierte Klage über die Klust, die zwei Welten trennt, und doch eine wuchtige Anklage gegen das Pharisäertum, das nur Gnade üben kann, wo es einfach „gut sein“ müßte. Die Handlung ist kurz erzählt; Professor Losatti und die Seinen versprechen ihrem sterbenden Sohn und Bruder, nach seinem Tode seine Geliebte mit ihrem Kinde in die Familie aufnehmen zu wollen, glauben sich aber nach dem Tode des Kindes von der unbecquem gewordenen Anwesenheit des Mädchens mit Geld loskaufen zu können. Sie aber, die gerade jetzt liebevollen Trostes bedarf, geht, weil sie sich von allen verlassen sieht, ins Wasser. — Ein fein charakteristischer Zug ist es, daß die Verantwortung für die schlechte Erfüllung des Vermächtnisses am Schluß den männlichen Mitgliedern der Familie zur Last gelegt erscheint. Wo Frauen empfinden, schwinden die Vorurteile — sie sind dem „Gutsein“ näher. — Daß die Figur des Vaters karikiert ist, während alle andern realistisch getreu gezeichnet sind, schwächt die Kraft des Stückes. Er wirkt als Kuriosität, nicht als Typus. Der üblichste „Bourgeois“ mit liberaler Schattierung (die allerdings die Satire lustig verschärft) wäre hier besser am Plage gewesen, nicht aus didaktischen Gründen (um die Tendenz zu verallgemeinern), sondern der dramatischen Wirkung halber. — Was ich über den Rhythmus des Vermächtnis sagte, gilt in verstärktem Maße von der Tragödie „Andreas Bockholdt“ von Wilhelm von Polenz. Es ist fleißig durchdacht, mit deutscher Forschergründlichkeit und psychologischen

Scharfblick geschrieben, die Figuren sind plastisch und lebensvoll herausgearbeitet, aber, so interessant seine Lektüre ist, auf der Bühne wird es grotesk wirken! Utopieen, in solcher Breite vorgeführt, vertragen wir heutzutage im Theater nicht mehr. Das Publikum kommt zu früh zur Besinnung; sobald es aber den Felden als unheilbaren Narren zu empfinden beginnt, geht es nicht mehr mit, und — die Grenze, die das Tragische vom Lächerlichen scheidet, wird überschritten. — Der Titelheld ist ein hyperhumaner Arzt, dessen Lebensaufgabe, Verbrechern nach verbüßter Strafe liebevolle Aufnahme in der menschlichen Gesellschaft zu verschaffen, ihn zuleht, nach verschiedenen anderen Experimenten, dazu führt, einen Zuhälter, der wegen Ermordung einer Dirne 10 Jahre im Zuchthaus gefessen hat, zu seinem Hausgenossen und „Bruder“ zu machen, trotz des sehr begreiflichen Entsetzens seiner Frau und Tochter. Erst als das ablehnende und unflätige Benehmen des Kerls seine „Hebung“ endgültig als unmöglich erscheinen läßt, steht Bockholdt seine Narrheit ein. Auf diese Einsicht wartet das Publikum schon drei Akte lang. Es ist jammerschade um das große Können, welches in diesem — Buchdrama steckt. — Den Gegner, dem Polenz mit dem Zweifäusterschwert des festen deutschen Großs zu Leibe zieht, bekämpft Leo Hirschfeld mit dem glänzenden Floret Wiener Humors. Seine Komödie „Lumpen“ spielt in dem zu einer gewissen Berühmtheit gelangten Café Oriental, wo die jungen Wiener in Schlipsverirrungen, Blumenperversitäten und Kaffeehausgesprächen nach einer neuen Kunst suchten, die, als sie endlich gefunden war, sich als eine wunderfeine Blume erwies und wahrhaftig weniger an Rupeindunkel, als an das phantastische Parfüm märchenhafter Gärten erinnerte. — Gewiß ein interessanter Hintergrund für das Drama eines Wiener Dichters, zumal

wenn das Motiv der „Sünde wider die Überzeugung“ in das buntschillernde Milieu dramatisches Leben bringt. Freilich hat der Dichter, der solch einen Kreis, in dem er offenbar selbst gelebt und gekämpft hat, litterarisch schildern will, auch die Aufgabe, sich darüber hinauszubeben und Freund und Feind gegenüber zu objektivieren. Strichfeld hat dies nicht genügend gethan. Zwar ist seine Charakteristik treffend und scharf, die Szenenführung flott und gewandt, ein feiner Humor und ein junges Herz geben seinem Werk Licht und Wärme, aber die Satire, die beabsichtigt ist, leidet durch Pathos und Ungerechtigkeiten, zuweilen sogar durch Phrasen. Die großen Tiraden über die Herrlichkeit von „Kunst“ und „Künstlern“ und die „Banbe“ der Spießer verfehlen von der Bühne herab ihren Eindruck auch auf den, der ihren Sinn unterschreibt. — Das hindert nicht, daß das Ganze, als solches, eine schöne, frische Dichtung ist.

Und nun zu dem vierten Kämpfer: Ludwig Bauer. Das ist kein geregeltes Fichten mehr, das ist der helle, lustige Aufruhr! — Die Menschen verschwinden ihm, weil er nur die Ideen sieht. Mit jugendlicher Begeisterung schafft er — und die Schöpfung adelt ihn zum Künstler! — einen Wundermenschen, sein Ideal: den absoluten Altruisten, den „Heiligen“, der dem Wohl der Menschheit sich selbst opfert und die, die ihn liebt. In dem Drama ist ein Draufgehen und eine Liebe und eine gewisse kindliche Größe, daß man mit fortgerissen wird, man mag wollen oder nicht. Ordentlich verschwenderisch geht er mit seinem Herzblut um, dieser junge, wilde Dichter, sobald er im letzten Akt gar keins mehr zur Verfügung hat und sich durch Konstruktionen zu helfen sucht. Und da merken wir erst, was für Übertreibungen wir mit in Kauf genommen haben, sogar eine ungläubliche Liebesgese, die gar nicht in das Stück gehört. Naiv hat er sie am Ende des zweiten Aktes

eingefügt, wahrscheinlich, um die Spannung zu erhöhen. — Ich bin fast um die Frische dieses jugendlichen Werkes besorgt, wenn ich dem Autor den Rat einer energischen — Umarbeitung gebe.

Martin Pfeiffers Volksstück „Der Patriot“, das die Nöte einer Unorer Familie in der Zeit von Robespierres Sturz schildert, ist ein historisches Schauspiel wie tausend andere. Die traditionellen Anschauungen, die heute über jene Zeit herrschen, ersparen ihm die Charakteristik: die Jakobiner sind schlechte, ihre Gegner edle Menschen, die anständigsten sind natürlich ein paar Deutsche. Die „haben so viel Gemüt“ (Gität). Einiges Geschick und Talent offenbart sich an manchen Stellen wohl. Aber im ganzen ist dieses „Volksstück“ langweilig. — Hugo Steiner behandelt in seinem 54 Seiten langen „Drama“ „Versorgung“ die — sagen wir anstandslos: — Leidenschaft einer Ehefrau, welche ihren nach langer Abwesenheit zurückgekehrten Jugendgeliebten dauernd mit Liebesanträgen verfolgt. Schließlich erschießt sie sich. Psychologische Vertiefung der Charaktere fehlt, die sich überstürzten Handlungen sind nicht genügend vorbereitet, Geschmacklosigkeiten und triviale Sprache verraten den Dilettantismus des Verfassers. — Von Max Drener liegen diesmal eine Komödie und ein Junggesellenswamf vor. Der letztere hat den Titel „Großmama“. Ich erspare es mir, darauf einzugehen. Litterarisch ist an dem ganzen Opus nur der Name des Verfassers, dem ich sogar das Kompliment machen kann, daß er wenig Anlagen zu derartigen Moseraden hat. Ganz anders die Komödie „Liebesträume“. Dies Einakterchen ist ein prächtiges Gegenstück zu dem — „Schwank“. Knapp, kernig, getränkt mit feinem, strahlendem Humor — ein Kabinettstück von echt deutscher Art. Der Vorwurf ist folgender: Eine jener Frauen, wie sie auf norddeutschen Gütern aufwachsen, stark-



knöchig wie Hünen und im Herzen zart wie Kinder, wird umworben von einem Schwerenöter, der in der Großstadt ausgewirksamst hat und innerhalb der 30 Minuten, die die Komödie dauert, drei Frauen die Köpfe verdreht. Gelegentlich, wie ein Taschenspieler, jongliert der Dichter mit diesen vier Menschenherzen, zu denen er noch den Mond als Komiker gesellt; im Nu sind wir in den Trubel mit hineingerissen und, ehe wir's uns versehen, sausen schon zwei echt mecklenburgische Peltshenhebe um die Ohren des vielseitigen Liebhabers, der Vorhang raselt herunter, und mit der Genußthuung, die man nach einem durchaus harmonischen, künstlerischen Genuße zu haben pflegt, stimmen wir in das fröhliche Lachen des Dichters ein. — Und von demselben sind die breitgetretenen, verlogenen Unwahrscheinlichkeiten geschrieben, die, gesalzen mit dem forcierten Wig gezierter Backfische, sein neuestes Werk zu einem „Junggefellenschwan“ für alte Damen aus guter Familie machen!

### Gustav Macafy.

„Die Unbekannten“, Schauspiel in drei Aufzügen, 1895; „Der Prophet“, Schauspiel in drei Aufzügen, 1894; „Zwischenwelt“, Novellen und Skizzen, 1896, von G. Macafy. — Die Werke dieses Dichters verbergen ein seltsames Phänomen. Hermann Bahr war der erste, dem es auffiel. Ein zweiter Ibsen? Nein! Aber eine Verwandtschaft oder Ähnlichkeit, die als leere Nachahmung, sowie als Ebenbürtigkeit zu bezeichnen, gleich ungerrecht wäre. In seinen Stücken weht der Atem Ibsens, seine Sprache und seine Probleme sind die Ibsens. Er bringt wie Ibsen Menschen der Zukunft, also Visionen seiner dichterisch-denkerischen Phantasie in Kontakt, in Lebens-Berührungen mit leibhaftigen Menschen der Gegenwart. Dies scheint mir das Geheimnis Ibsens zu sein. Und indem auch Macafy (ob intuitiv oder bewußt —

können wir nicht entscheiden) in seinen Stücken dieses Prinzip anwendet, erreicht er jene geheimnisvolle Ähnlichkeit mit Ibsen, die eben sein ehrlicher Leser als leere Nachahmung abthun kann. Wie Ibsen giebt auch Macafy seinen Personen und Erlebnissen der Wirklichkeit erst eine dramatische Bedeutung durch das Hineinspielen von Phantastiegestalten, die eben nur äußerlich als wirkliche Menschen im Drama mitspielen und nur dem oberflächlichen Betrachter als leibhaftige Wesen, dem tieferen aber als Schemen, als Marionetten, die den Zweck haben, das Sprachrohr der Zukunftsvisionen und -wünsche des Dichters selbst zu sein, erscheinen. Was aber bei dem großen Ibsen verhüllt ist, durch die feinste und raffinierteste Kunst verborgen bleibt, sodas ihm fast immer gelingt, auch seine Schemen als leibhaftige Menschen auf uns wirken zu lassen — das fällt bei dem größeren Macafy leicht aus. Er setzt es sogar in den Titel und nennt eines seiner Stücke „Die Unbekannten“. Wie bei Ibsen dreht sich die Theaterhandlung um die Folgen eines längst geschehenen Ereignisses, das aber so mächtig und alleinherrscherisch die Ereignisse der im Stück geschilderten Gegenwart beherrscht, daß man es als die eigentliche Handlung bezeichnen kann. Katharina Christensen hat ihren Gatten mit dem Dr. Stefan Brage, seinem Freunde, betrogen. Der Gatte, eine allzu schwächliche und passionsfähige Natur, vollzog die Rache nicht an den Schuldigen, sondern an sich selbst — er tötete sich. Damit ist wie beinahe in allen Stücken Ibsens ein merkwürdiges Stück Vergangenheit, ein ungerächtes Verbrechen, eine Schuld als Basis des Dramas gegeben, das nun zeigt, wie die Fäden des Schicksals sich zusammenspinnen, um, wenn auch nicht als endliche Sühne, so doch als mit jenem Vergangenheitsereignis unmittelbar zusammenhängende Folge die Überlebenden zu be-

drohen, ja zu vernichten. Man denke z. B. an Nora; da ist das Vergangene ereignis, welches sich im Laufe des Stückes immer mehr zum eigentlich lebendigen Kern der Handlung neubelebt: die alte Schuld Noras, ihre Fälschung. Ein anderes Beispiel: Baumeister Solneß. Hier ist es keine Schuld, die auferstehend aus ihrem scheinbaren Vergessenheitsgrabe ein Drama, eine tragische Handlung erzeugt, sondern jenes hysterisch-mystische Verhältnis, das zwischen dem Baumeister und dem Mädchen-Kind vor vielen Jahren gesät wurde, ohne daß es beiden bewußt geworden war, und das jetzt, wiederwachend, ein ganzes Stück scheinbar unzerstörbarer Wirklichkeit, Solneß' Familie und Leben niederwirft. Hier ist dieses hysterisch-somnambule Kind die unwirkliche, nur von Dichters Gnaden lebende, mit dem Schein von Leben verkleidete Person. Und so könnten wir in Ibsens sämtlichen Dramen (besonders auch in der „Wildente“, „Frau vom Meere“, „Alein Holst“) nachweisen, daß überall ein Ver-gangenes das eigentliche Leben der Handlung und schemenhafte Personen, vom Dichter zu lebendigen genial maskiert, den zauberhaften, seltsam-unerklärlichen Reiz seines Dramas erzeugen.

Aber nun zurück zu unserem kleinen Ibsen! Er macht uns das De maskieren leichter. Er versucht es gar nicht wie Ibsen, seinem Schemen Fleisch und Blut zu geben, ihn in die Maske eines leidhaftigen Menschen zu kleiden, und die Prestidigitateur-Täuschung dadurch vollkommen zu machen, daß er das Scheinwesen im langen und vertrauten Verkehr mit den wirklichen Menschen, als zu ihnen gehörig darstellt. Ja, er legt ihm nicht einmal einen Namen bei. Er nennt es nur den „Unbekannten“. Aha, jetzt ist der Taschenspieler entlarvt. Also Frau Christensen, ein leidhaftiges Weib, betrügt ihren Gatten, einen leidhaftigen Schwächling, mit Dr. Stefan Brage, einem leidhaftigen

Unmenschen. Der Mann ist tot. Die Ehebrecher haben leichtes Spiel. Dieser Vorspiel. Nun beginnt die Handlung. Walter Christensen, der Sohn Katharinas und des Gatten, kehrt nach langjähriger Abwesenheit in das väterliche Heim zurück, dem nun der Vater fehlt. (Die Rückkehr erinnert wieder an den Ibsen so geläufigen Kniff z. B. in „Stützen der Gesellschaft“, wo auch der Enklarver nach langer Abwesenheit zurückkehren muß, um das Rest der Lüge anzustochern.) Nun braucht Macash jemanden, der das Schuldschweigen dem heimgekehrten Sohne enthülle, damit die tragische Lösung und Sühne erfolgen könne. Wie Ibsen nimmt er dazu kein leidhaftiges Wesen, sondern stellt da ein Schemen her, „den Unbekannten“, welcher dem Sohne das Geheimnis enthüllt. Wer ist der „Unbekannte“? Niemand ahnt es von den Personen des Dramas. Man erfährt nur, daß der verstorbene Gatte auf einer seiner Reisen diesen „Unbekannten“ angetroffen und ihm das Werk der Rache in die Hand gelegt habe. Warum konnte er selbst die Rache nicht vollziehen? Warum übernahm der „Unbekannte“ diese so heikle und schwierige und ihn doch gar nichts angehende Vermittlung? Warum erscheint er im rechten Augenblick? Auf diese Fragen erhalten wir keine Antwort. Was aber der Schemen symbolisieren soll, das sagt uns Macash selbst im Nachwort zu seinem Drama: „Die Unbekannten — — das sind Gesichte der Zukunft, an die heute niemand glaubt — — Was die Unbekannten verrät, — das ist ein anderer, fremder Glaube, ein anderes, fremdes Weltbild, das sie in sich tragen, und ein Gewirr von noch unge lösten Problemen, über deren Wert und Möglichkeit man vorsichtig abwägen sollte, statt sie blindlings zu leugnen oder eigenstän nig zu verdammen — — —“ Wir wollen über den Wert dieser zu Menschen verkleideten Probleme, welche das Eigenartige in den

Dramen des großen Ibsen und seines kleinen, aber ehrlichen und oft tief denkenden Doppelgängers aus Mjöbling bei Wien bilden, nicht streiten. Uns genügte es für diesmal, das Wesen ihrer Technik und ihrer Eigenart erkannt zu haben.

Max Meffer.

### Ästhetik.

Dr. G. H. Strag: Die Schönheit des weiblichen Körpers. 2. Aufl. Mit 69 Abb. und 3 Tafeln. Stuttgart. Ferd. Enke. 1899. 195 S. 7 M.

Endlich einmal ein brauchbares Buch, das gründlich, sachlich und zuverlässig der Ästhetik des weiblichen Körpers in jeder Beziehung gerecht wird und alles, was bereits auf diesem Gebiete vorhanden ist, weit hinter sich läßt, ein Buch, für das es nur eine zutreffende Bezeichnung giebt: klassisch. Während seine Vorgänger sich nicht mit dem schönen Körper an und für sich, sondern nur in Beziehung zu den Nachbildungen desselben durch die Kunst beschäftigen oder wohl sehr sorgfältig alle anatomischen Thatsachen behandeln, die pathologischen jedoch nur sehr flüchtig streifen, sieht der Verfasser, ein feingebildeter, vielbeschäftigter Frauenarzt, den weiblichen Körper nicht allein vom Standpunkte des Anatomen und des Künstlers, sondern auch noch mit dem scharfen Auge des Arztes an. Im Gegensatz zu seinen Vorläufern hat er insolgedessen auch seine Beobachtungen statt an Leichen und Bildern, wie es z. B. in dem irreführenden Buche von H. v. Larisch: „Der Schönheitsfehler des Weibes“ geschehen ist, so viel wie möglich am lebenden Körper gemacht. Dadurch kommt er der Wahrheit so nahe, wie es überhaupt möglich ist, und deshalb sind die Ergebnisse seiner Untersuchungen als feststehende Thatsachen anzusehen, mit denen man in Zukunft zu rechnen haben wird. Zum ersten Male erhält man aus dem Buche befriedigenden

Ausschluß über die Frage, warum die klassische Kunst der Alten von den Epigonen niemals übertroffen wurde und übertroffen werden kann. Man erfährt auch, daß es wirklich eine Normalgestalt, ein Schönheitsideal giebt, das allerdings individuell sehr verschieden sein kann, aber doch stets denselben Gesetzen unterworfen ist, da vollendete Schönheit und vollkommene Gesundheit sich decken. Welchen Gefahren ein Künstler sich aussetzt, wenn er dies nicht weiß, erhellt aus dem Beispiele von Klein, der ein „Urteil des Paris“ gemalt hat, indem alle drei Göttinnen Spuren von überstandener Rachitis zeigen. Aphrodite erhält offenbar den Preis, weil sie diese Symptome am deutlichsten aufweist. Auch die bekannte „Eva“ von J. Stuck hat in ihrer Jugend eine nicht unbedeutende Rachitis durchgemacht, während die u. a. von Steinmann (Künstlermonographien 24) durch einen geschmacklosen Hymnus auf den Thron erhobene Venus von Botticelli der ausgeprägte Typus einer Schwindkräftigen ist. Zur Vermeidung solcher Fehler giebt es nur zwei Wege: entweder tabellose Modelle — und die sind bekanntlich eine sehr seltene Ausnahme! — oder sachverständige Verbesserung und Verdeckung der Fehler, wozu die Kenntnis der in dem Strag'schen Buche vorgetragenen Thatsachen unerlässlich ist. So unentbehrlich daher das Buch für den Künstler und Kritiker ist, so wichtig ist es andererseits für die Frauenwelt. Denn der Verfasser beweist ihr klar und einwandfrei, wie viel sie zur Entwicklung eines schönen Körpers beitragen kann, wie sie aber gerade durch die Mittel, durch welche sie dies Ziel zu erreichen hofft, das gerade Gegenteil erzielt und die Schönheit ihres Körpers dauernd vernichtet. Namentlich Müttern kann das vornehm und besagt gehaltene Buch nicht dringend genug im Interesse ihrer Töchter empfohlen werden. Aber auch jedem Gebildeten ist es eine Quelle reinsten ästhetischen Genusses

und wohlgemeinter Belehrung. Die bildnerischen Beigaben sind vorzüglich.

Dr. Paul Gröffe.

### Vermischtes.

Emil Thomas, der Herausgeber der „Internat. Litt.-Berichte“, hat soeben einen ungemein tüchtigen „Schriftsteller-Kalender“ (Leipzig, Walter Fiedler) herausgegeben, der jedem vom „Ferberdieh“ nachdrücklich zu empfehlen ist. Was ein Schriftsteller wissen muß, praktisch und theoretisch, die Reaktionsverhältnisse, die Honorarbedingungen, die juristische Seite seines Berufs, Verlagsverträge, Urheberrecht u. a. m., alles ist hier sichtlich geordnet und sauber zusammengetragen zu finden. Wenn auch die Liste der „Dichter“-Geburtstage etwas willkürlich zusammengestellt ist, so will das angesichts der wirklich bedeutenden Vorzüge dieses Buches nichts besagen. w.

### Französische Litteratur.

Werklich trat zuletzt das Nachlassen seiner Schöpferkraft bei Alphonse Daubet in die Erscheinung, dessen letzte Arbeit „Soutien de Famille“ im Verlage Fasquelle (Paris) erschienen ist. Relativ ist der vorliegende Sittenroman gewiß ein treffliches Unterhaltungsbuch, dem alle die subtilen Anziehungoreige Daubet'scher Art zu eigen sind und an dem man seine rechte Freude haben könnte, wenn uns nicht der Autor des „Fromont“ in seinen Meisterromanen Maßstäbe an die Hand gegeben hätte, die bei dem nachgeborenen Sprößling ein bedenkliches Mindermaß konstatieren lassen. An dem Buche hat die gewandte Routine des lebenswürdigen Erzählfählers mehr Teil als die selbstschöpferische Eigenmacht, die neue Kunstwerte münzt. So wenig die seine Zeichnung über die verblähten Farben und das Schabloneuhafte der Komposition zu täuschen vermag, so wenig kann

auch die gewählte Form die dürftige Magerkeit des Inhalts vergessen machen. Ein echter Daubet ist die „Soutien de Famille“ wohl, aber ein Daubet aus der Periode des Niederganges, und den künstlerischen Grobheiten des Meisters ist das Werk, das seine literarische Lebensarbeit abschließt, gewiß nicht beizuzählen.

Albert Gims Sittenroman aus dem Leben der Provinzbourgeoise „Jeunes Amours“ (Paris, Flammarion) hätte ein recht ergötzliches Buch werden können, wenn der Autor den humoristischen Ton, den er im Anfang an schlägt, beibehalten und nicht ganz plötzlich und unvermittelt in das leichte Fahrwasser der Ehebruchs- und Sensationsgeschichte eingelenkt hätte. Die Unfähigkeit, dem abgedroschenen Thema eine halbwegs neue Seite abzugewinnen, läßt Gims überaus weitgeschweifig und langweilig werden, ein Vorwurf, den man dem Humoristen sonst am wenigsten machen kann.

Jules Bois beschäftigt sich mit Vorliebe mit feministischer Rätselraterie und psychologisiert in seinem „La femme inquiète“ (Paris, Ollendorff) betitelten neuen Buch nach Herzenslust an einer Anzahl mehr oder minder seltsamer Frauenzimmer herum, deren vertracktes Seelenleben er nach allen Regeln symbolistischer Deutungskunst zu analysieren trachtet. Das ist alles sehr geistreich gemacht, aber eine plästerliche Lektüre gewähren die Novellen, die der Band enthält, in keinem Fall.

Welch ungeheuerliche Verwirrung der in jüngster Zeit in Frankreich grassierende Fremden- und Judenhaß auch in sonst ganz soliden Köpfen anrichtet, erkennt man schauernd beim Durchblättern des giftgeschwollenen Nachwerks, das sich die Vielschreiberin Guy unter dem Titel „Israël“ (Paris, Flammarion) zur größeren Ehre des völkerverleumdenden Antisemitismus geleistet hat. Es verlohnte sich wahrlich nicht der Mühe, die geist- und wiglose Abernunft, die auf dem niedrigsten

Niveau antisemitischer Kaballiteratur steht, mit einem Worte zu erwähnen, wenn nicht das Büchlein für die Beurteilung der neuesten französischen Zeitfrankheit von symptomatischer Bedeutung wäre.

Unter den Neuerscheinungen aus dem Gebiete der anspruchslosen Unterhaltungsbelletristik, deren Pflege sich der Verlag von Plon, Bourrit u. Co. mit allzu rührigem Eifer angelegen sein läßt, nenne ich der Vollständigkeit halber Henry Maisonnouves, „Scrupules de Paule“, René Faths, „Mariage américain“ und „L'amour qui passe“, den neuesten Roman des Maler-Schriftstellers Moreau-Vauthier.

Über ein gar trauriges Kapitel aus der internationalen Theatergeschichte der Gegenwart berichtet Henry Vnonnet in seiner bei Ollendorff erschienenen „Thé-

âtre en Espagne“. Wir sind so wenig gerade über spanische Theaterverhältnisse orientiert, daß man das anziehend geschriebene und mit hübschen Bildern geschmückte Buch, das eine Sammlung von Studien über das Theater des Auslandes eröffnet, aufrichtig willkommen heißen darf.

Zu Lob und Preis des zu neuem Leben erwachten Pariser Karnevals veröffentlichte Louis Morin in der „Librairie illustrée“ ein liebenswürdiges Büchlein „Carnevals parisiens“, das in Bild und Wort die herzogwinrende Fröhlichkeit echter Karnevalsstimmung zu prächtigen Ausdruck bringt. Vor allem gilt das für die reizenden, zum Teil in mehrfarbigem Druck ausgeführten Illustrationen, in denen sich jeder Übermut und launige Pikanterie in reichvollster Weise bethätigen. H. Göge.



## Büchertisch.

Armoises, Olivier des, Schuld und Sühne. Roman. Deutsch v. L. Wechsler. Leipzig, F. G. Neuperts Nk. 8°. 296 S. M. 2.—.

Arnold, Robert F., Europäische Lyrik. Übersetzungen. Leipzig, Georg Heinrich Neuer. 8°. 147 S.

Brausewetter, Ernst, Meisternovellen deutscher Frauen. Bd. II. 446 S. 8°.

Breitner, Anton, Litteraturbilder au de siècle. Bd. III. (M. Greif, N. Voh, D. Weibliche im Liter. Wien.) Leipzig-Neudnig, Robert Baum. 8°. 141 S.

David, J. J., Vier Geschichten. Leipzig, Georg Heinrich Neuer. 8°. 133 S.

Ernst, Otto, Hamburger Schippergeschichten. Mit Autoris. d. Verfassers

Holger Drachmann in plattdeutsche Art und Sprache übertragen. Hamburg, W. Hlogau jr. 8°. 156 S.

Forbudes, M., Die Leere. Roman. Leipzig, B. Friedrich. 8°. 100 S.

Gaudenus. Lieber von R. Baumbach, J. B. Scheffel und J. Wolff. In6 Polnische übersetzt von G. Jankowski, J. Yetaovski, W. Nawrocki, M. Niemcewski und W. Jagorowski. Warchau 1888. 8°. 111 S.

Glinn, Alfred, Aquarelle von Nordberney. Novellen. Norden, Dietrich Soltan. 8°. 135 S. M. 1.—.

Halter, Eduard, Die Straßburger litterarische „Besegard“. Eine Satire. Jüstadt. 1899. 8°. 20 S.



0.01

Haugwitz, Marie v., Die Belagerung Wiens. Hist. Schaup. in 5 A. Dresden, G. Bierjou. 8°. 140 S. M. 2,50.

Hauschner, A., Die Unterseele. Berlin W. 50, Vita. Dtsch. Verlagshaus. 8°. 110 S. Geb. M. 1,50.

Hendell, Carl, Gedichte. Bildschmuck von Fidus. Zürich und Leipzig, Carl Hendell & Co. 8°. 519 S. Geb. M. 8,—.

Hinderlin, Friedrich v., Buotans Ende. Schauspiel in 5 Akten. Leipzig, G. G. Raumann. 8°. 88 S.

Huyssmaus, J. K., Ein Dilemma. 3 Nov. Berlin, Schuster & Löffler. 8°. 259 S.

Jahresbericht des Ausschusses für Kunst im Handwerk. 1898. München (Dr. Rolfs). 8°. 73 S.

Krüger, Hermann Anders, Der junge Eichendorff. Ein Beitrag zur Geschichte der Romantik. Oppeln, Georg Raske. 8°. 172 S. M. 3,—.

Kuhfendeck, Dr. Ludwig, Giordano Brunos Eroici furori oder Zwiegespräche von Helden und Schwärmern. Übersetzt und erläutert. Leipzig, W. Friedrich. 8°. 256 S. M. 6,—.

Langenscheidts Litterarischer Adreß-Kalender für 1899. Mit 305 Porträts. Berlin, Prof. G. Langenscheidt. 8°. M. —,75.

Lauff, Josef, Advent. Zwei Bethnachtsgeschichten. Köln, Albert Myn. 8°. 86 S.

Leschradu, Em. Sl. Z., Snentue Kraje (Gedichte), Praga, Nökladem Vlastim. 8°. 31 S.

Lichtenberger, Henri, Richard Wagner, poète et pensur. 2<sup>ème</sup>. 6d. Paris, Felix Alcan. 8°. 506 S. fr. 7,50.

Ludwig, August, Gigerlette. Couplet (Text von D. J. Bierbaum) Leipzig, Fr. Hofmeister. M. 1,—.

Derfelde. Auf dem Rasenball. Walzerlied. (Text von Gustav Falke.) Ebenda. M. 1,—.

Meyer, Dr. Hans, Das deutsche Volkstum. Unter Mitarbeit von Dr. Hans Helmolt, Prof. Dr. Alfred Kirchhoff, Prof. Dr. H. A. Köffin, Landrichter Dr. Adolf Lobe, Prof. Dr. Eugen Mogl, Prof. Dr. Karl Sell, Prof. Dr. Henry Thode, Prof. Dr. Oskar Weise, Prof. Dr. Jakob Wachgram, herausgegeben von Dr. Hans Meyer. Mit 30 Tafeln in Farbendruck, Holzschnitt und Kupferätzung. — 13 Bg. zu je M. 1,— oder in Halbleber geb. M. 15,—.

Meyenburg, Malvina von, Der Lebensabend einer Idealistin. Nachtrag zu b. Memoiren einer Idealistin. Berlin, Schuster & Löffler. 8°. 475 S.

Müller-Jrminger, Hans, Gedichte. Berlin, Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt. 8°. 63 S.

Popper, W., Sonde -- Novellen. Dresden, G. Bierjou. 8°. 264 S. M. 3,—.

Schäfer, Theo, Sehnen und Sterben. Gedichte. Bern, Steiger & Cie. 8°. 64 S. M. 1,—.

Schäfer, Wilhelm (Frankfurt a. M.), Faustine, der weibliche Faust. Trg. in 6 A. nebst Vorspiel und Prolog. Zürich, Emil Gottis Bwe. 8°. 132 S.

Scherl, August, Berlin hat kein Theaterpublikum. Berlin, August Scherl. 4°. 56 S.

Schmiz, Oskar H. S., Orpheus. Lieder des Fahrenden x. Berlin W., Hermann Lazarus. 8°. 127 S.

Scholz, Wilhelm von, Der Besiegte. Mystisches Drama in 1 Aufzuge. Mit Zeichnung von Hans Hesse. München, Caesar Fritsch (H. Plach). 8°. 61 S.

Schroeder, H. R. Paul, Geschichte des Lebensmagnetismus und des Hypnotismus. 1. Bief. 8°. 64 S. M. 1,—.



10/11







3 0000 093 401 762